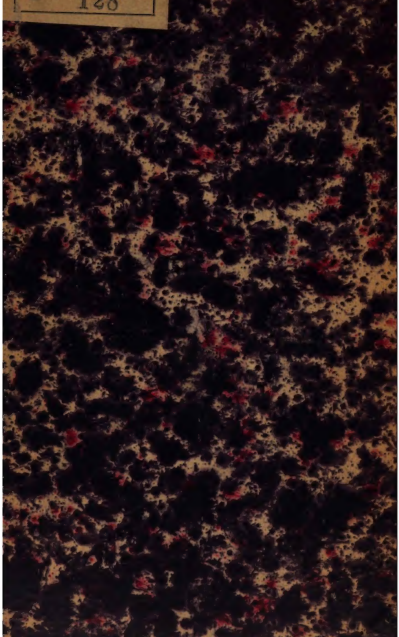
Depot
Z 128



Digitized by Google

[redacted]

[redacted]

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Hundert fünfzehnter Band.

1846.

Cl. 2459.

Juli. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

FRANCISCO CAROLINUM
Abgeschieden

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 19 1970

Digitized by Google

Inhalt des hundert fünfzehnten Bandes.

Seite

Art. I. Remarques sur la langue française au dix-neuvième siècle, sur le style et la composition littéraire; par M. *Francis Wey*. Paris, 1845 1

II. Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit. Von A. F. Gfrörer. Zweite, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, 1845 48

III. 1) Der Frühlingsgarten von Mewlana Abdurrahman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von Ottocar Maria Frhrn. v. Schlechta-Wssehrd. Wien, 1846.
2) Chrestomathia persica edidit et glossario explanavit *Fridericus Spiegel*. Lipsiae, 1846 97

IV. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin, 1843 (Schluß) 106

V. Die deutschen Ortsnamen, in geographischer, historischer, besonders in sprachlicher Hinsicht, mit stäter Berücksichtigung der fremden Ortsbenennungen. Von Dr. Joseph Bender. Siegen, 1846 139

VI. Französische Staatsgeschichte von L. A. Warnkönig. Mit zwei Geschichtskarten. Basel, 1846 149

VII. 1) ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΟΡΕΣΤΕΙΑ. Aeschyli Orestea. Agamemnon. Choephori. Eumenides. Recensuit, emendavit, exploravit *Fridericus A. Paley*. Cantabrigiae, 1845.
2) Des Aeschylos Oresteia, Griechisch und Deutsch herausgegeben von *Johannes Franz*. Leipzig, 1846.
3) ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΕΥΜΕΝΙΔΕΣ. Aeschyli Eumenides ad codicum manuscriptorum fidem recognovit et notis maximam partem criticis instruxit *Gulielmus Linwood*. Accedunt *C. J. Blomfieldii*, S. T. P. notae mstae et aliorum selectae. Oxonii excudebat Gul. Parker. Veneunt apud B. Fellowes, Londini: et F. et J. Deighton, Cantabrigiae, 1844 . . . 155

VIII. Anfangsgründe der chinesischen Grammatik, von Stephan Endlicher. Wien, 1845 184

IX. Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin, 1846 . 199

X. Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807 Historische Skizze von Wilhelm Wachsmuth. Berlin, 1844 211

XI. Gesammelte Schriften des Wilhelm von Normann. Zwei Theile. Leipzig 1846 234

XII. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Vierter Band. Leipzig, 1846 (Schluß) . 244

Digitized by Google

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXV.

Seite

Epigraphiſche Excurſe. Von J. G. Seidl (Fortſetzung) . . 1

Andeutungen über einige vaterländiſche Rechtsbücher des Mittelalters. Von J. P. Kaltenbaeck 35

Das neuentdeckte heidniſch-alemanniſche Todtenfeld bei Oberflacht in Schwaben 42

Ueber das urſprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol. Von Joſeph Bergmann 45

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Juli, Auguſt, September 1846.

Art. I. Remarques sur la langue française au dix-neuvième siècle, sur le style et la composition littéraire; par M. *Francis Wey*. Paris, 1845. gr 8°. I. Bd. 456 S., II. Bd. 608 S.

Im vorigen Jahre war ein Jahrhundert ſeit dem Tode des kritiſchen Abbé Desfontaines (des großen Gegners Voltaire's) verfloſſen, und heute ſind es hundert zwanzig Jahre ſeit der erſten Ausgabe ſeines Dictionnaire néologique, welches in dreißig Jahren ſieben Auflagen erlebte, deren letzte im J. 1756 erſchien *). Das vorliegende Werk tritt zwar nicht unter dieſem Titel auf, beſchäftigt ſich aber größtentheils mit neu geſchmiedeten Wörtern und Ausdrücken, welche den erſten Theil und die erſten hundert fünfzig Seiten des zweiten füllen; nach dieſen beginnt erſt die zweite Hälfte des Werks mit den Remarques sur le style et la composition littéraire. Der Titel Remarques sur la langue française iſt ein von Vaugelas vor zweihundert Jahren durch ſein dreibändiges Werk zu großen grammatiſchen Ehren gebrachter. Die Herausgeber der grammatiſchen Arbeiten Menage's, der in die Fußſtapfen von Vaugelas trat, zogen in dem Titel des zweibändigen Werkes das Wort Observations dem von Remarques vor. Der Père Bouhours aber gab wieder in zwei Bänden Remarques nouvelles sur la langue française heraus, und der Abbé d'Olivet betitelte das Reſultat ſeiner grammatiſchen Kritik über Racine und Boileau Remarques de grammaire. Den Titel Remarques wählte auch der ungenannte, mit einem dreifachen P. bezeichnete Herausgeber (Feydel) einer in alphabetiſcher Ordnung abgefaßten Kritik des Wörterbuches der franzöſiſchen Akademie (Remarques morales, philosophiques et grammaticales, sur le dictionnaire de l'académie française. Paris, 1807). Die franzöſ. Grammatiker und Sprachkritiker des laufenden Jahrhunderts haben außer den bekannten Grammatiken (von der Girault-Duvivier's angefangen bis auf die von Landais) ihren kritiſchen Arbeiten andere Titel als den alten der Remarques vorgezogen. Urbain Domergue übergab der Oeffentlichkeit die Entſcheidungen (1808) eines grammatiſchen Rathes als Solutions grammaticales und A. Boni-

*) Dictionnaire néologique à l'usage des Beaux-Esprits du Siècle, avec l'éloge historique de Pantalon-Phoebus, par un Avocat de Province. Septième édition. Amsterdam, 1756.

Digitized by Google

face im Vereine mit mehreren Sprachlehrern das Manuel des amateurs de la langue française, beide ohne alle syſtematiſche Ordnung. Die neueſten franzöſiſchen Sprachforſcher, um doch einige Ordnung in das Gewirre ihrer Bemerkungen zu bringen, wählten die alphabetiſche, mit deren gutem Beiſpiele ihnen die bekannten Verfaſſer der franzöſiſchen Synonyme (Girard, Beauzee, Roubeaud, Laveaux) vorausgegangen waren; ſo erſchienen denn die Wörterbücher des Homonymes français (1806) von Philipon-la-Madelaine, des Proverbes français (1823) von de la Méſangère, des Onomatopées françaises (1828) von Charles Nodier. Laveaux, der Verfaſſer des Wörterbuches der Synonyme, trat hierauf mit ſeinem Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française (1818) in Einem Bande auf, und Fr. Noël und L. J. Carpentier gaben in zwei dicken Octavbänden ihren Dictionnaire étymologique, critique, historique, anecdotique et littéraire, pour servir à l'histoire de la langue française (1839) heraus. Ein ungenannter Profeſſor iſt endlich der Verfaſſer des Dictionnaire critique et raisonné du langage vicieux ou réputé vicieux (1835), um dem Werke Laveaux's über die Schwierigkeiten der franzöſiſchen Sprache als Fortſetzung zu dienen. Die von den jüngſten franzöſiſchen Grammatikern in ihren kritiſchen Werken beliebte alphabetiſche Ordnung hätte dem Verfaſſer des vorliegenden zum nachahmenswerthen Beiſpiele dienen können; wenn man, wie er (II. 125) behauptet, ein Beiſpiel nicht nachahmen, ſondern nur befolgen kann, ſo hätte er dieſem guten Beiſpiele folgen, und wenigſtens durch die alphabetiſche Anordnung in ſeine, wie Heu und Spreu durch einander geworfenen Bemerkungen eine ſcheinbare äußere Ordnung hineintragen können; dieſer bedurfte es aber keineswegs, da ſich der Inhalt ſeines Werkes nach den verſchiedenen darin behandelten Gegenſtänden mit einiger Mühe auf das ſchönſte und lichtvollſte in zuſammenhängende innere Ordnung der Materien bringen läßt. Die mit fortlaufenden Zahlen bezeichneten 417 Bemerkungen über die franzöſiſche Sprache zerfallen nach Ausſcheidung der 351ſten, welche auf 55 Seiten die Geſchichte der franzöſiſchen Rechtſchreibung gibt, in lexikaliſche, grammatiſche und rhetoriſche Bemerkungen. Die erſten laſſen ſich wieder in zwei Hälften eintheilen, deren eine bloß neu geſchmiedete, veraltete oder ſonſt verwerfliche Wörter, die andere nicht zu billigende Redensarten enthält; nach dem Urtheile des Verfaſſers nicht zu billigende, weil er dieſelben entweder als unlogiſche, gezwungene oder gemeine brandmarkt; ein Urtheil, wider welches jedoch in einigen Fällen (wie wir weiter unten

Digitized by Google

zeigen werden) Berufung auf einen anderen Gerichtshof, als den ſeinen, Statt finden dürfte. Die zweite Abtheilung der ohne alle Ordnung durch einander geworfenen Bemerkungen umfaßt die grammatiſchen; auch dieſe hätten ſich ſehr wohl nach den verſchiedenen Redetheilen als rein grammatiſche, oder in die Lehre vom Redeſatze als rein ſyntactiſche, einfachen laſſen. Die dritte Abtheilung endlich der Bemerkungen über die Wahl und Zuläßigkeit der Epithete und Bilder, über das Geſuchte und Gezwungene des Ausdrucks hätte in einen Abſchnitt der Rhetorik und Tropik gehört; wenn der Verfaſſer dieſe Bemerkungen nicht dem zweiten Theile über den Styl und den ſchriftlichen Aufſatz einverleiben wollte, ſo hätten dieſelben doch den natürlichſten Uebergang zum zweiten Theile des Werkes, nämlich zur Styliſtik, gebildet. Da die logiſche materielle Anordnung der 417 Bemerkungen eine ſo natürliche und leichte geweſen wäre, drängt ſich der Gedanke von ſelbſt auf, daß der Verfaſſer dieſe chaotiſche Unordnung willkürlich gewählt haben könnte, um ſeine Leſer nicht durch folgerechte logiſche Anordnung zu ermüden und ihnen das Vergnügen der abſpringendſten Mannigfaltigkeit und bunteſten Abwechslung zu gewähren; ſollte dieß abſichtlich geſchehen ſeyn, ſo meinen wir doch nichts deſto weniger, daß der Verfaſſer ſehr großes Unrecht hat, ſeinen Landsleuten, Leſern von Sprachbemerkungen, ſo wenig Ordnungsliebe und Gründlichkeit zuzutrauen, daß ſie ein ſolches Miſchmaſch einer wohlgeordneten Folge der Bemerkungen vorzuziehen im Stande wären. Er ereifert ſich (I. 423) ganz gewaltig über das auch im Franzöſiſchen wie im Deutſchen aus dem Anfange der Geneſis herübergenommene und als Synonym chaotiſcher Verwirrung gebrauchte Tohubohu, assemblage révoltant de consonnes et de voyelles; ce n'est pas un mot, c'est un gnome lexicographique. Cette expression n'a aucun sens, elle n'appartient pas à notre langue, et le grand nom de l'auteur qui l'a mise en lumière ne la fera jamais adopter par les gens doués d'une oreille délicate. C'est tout au plus si des Cafres, si des Esquimaux ou des Anglais daigneraient s'en accommoder. Dieſer Satz genügt zugleich als Probe der Höflichkeit des Tones, welchen der Verfaſſer durch das ganze Werk gegen alle Nichtfranzoſen, vorzüglich aber gegen die Engländer angeſtimmt hat, welche hier mit den Kaffern und Esquimaux in eine Reihe geſtellt werden. Er eifert in einem beſonderen Artikel (II. 59) wider die Einmiſchung engliſcher Wörter in's Franzöſiſche, wie ſich ſchon Voltaire über das aus dem Engliſchen ſtammende redingote aufgehalten. Wider dieſe Ausſchließlichkeit des Sprachpatriotismus (von welchem den Deutſchen größerer Antheil zu wünſchen wäre)

Digitized by Google

iſt nichts einzuwenden, wohl aber dawider, daß der Verfaſſer ſo wenig engliſch verſteht, daß er die redingote, d. i. das Reitkleid (riding coat) von reading coat als Leſekleid ableitet! Noch mehr iſt ihm vorzuwerfen, daß er, der große Feind des Engliſchen (parler des Anglais, désagréable, dur, sifflant, hérissé d'épines et de ronces) und der erklärte Widerſacher aller engliſchen Sprachmengerei, ſeinem Namen Wey, der ſelbſt engliſcher oder iriſcher Abkunft zu ſeyn ſcheint, ſtatt des franzöſiſchen Vornamens François den engliſchen Francis vorſetzt. Es iſt jüngſt in Frankreich überhaupt Mode geworden, die franzöſiſche Form von Vornamen in engliſche und deutſche umzuwandeln, und man begegnet ſelbſt in der erſten aller franzöſiſchen Zeitſchriften, in der Revue encyclopédique, in den Vornamen der Mitarbeiter einem Franz ſtatt François. Es ſcheint, die Franzoſen wollen nun einmal dem deutſchen Michel Artigkeit für Artigkeit erwiedern, und nachdem dieſer ſo lange ſeine Söhne François ſtatt Franz gerufen, die deutſche Form dieſes Namens ſtatt der franzöſiſchen in Frankreich aufkommen machen. Von ſolcher franzöſiſcher Artigkeit finden ſich, die Umwechslung des François mit Francis ausgenommen, übrigens im ganzen Werke wenig Spuren. Der vorherrſchende Ton iſt im Gegentheile ein ſehr barſcher und faſt durchaus grober, wovon noch gelegenheitlich in dieſer Anzeige einige Proben folgen ſollen. Vergleicht man den feinen ironiſchen Ton in dem Dictionnaire néologique des Abbé Desfontaines mit dem im vorliegenden Werke des Mr. François Wey herrſchenden, ſo iſt es auffallend, welchen Fortſchritt die franzöſiſche Sprachkritik ſeit hundert Jahren in philologiſcher Ungeſchliffenheit gemacht. Der Abbé Desfontaines iſt faſt durchaus ſo überaus höflich, daß man oft in den Fall kommt zu zweifeln, ob ſein Urtheil als Ernſt oder Ironie gemeint ſei; z. B. der nächſte beſte Artikel: Choux gras. L'Auteur de l'Epître à M. Etienne, pour dire qu'il abandonne ses vers, s'exprime ainsi sans bassesse. Prenez mes vers, faites-en vos choux gras. Dieſer artigen Ironie ſei der nächſte beſte Artikel des vorliegenden Werkes, z. B. die (I. 328) unter Geſchäftsleuten und Gelehrten übliche Redensart en thèse générale entgegengeſtellt: »Façon de parler, — qui trahit la sottise des pédants. Est-il rien de plus saugrenu que de parler de thèse, à propos des moindres sujets? Cette locution fade, inintelligible (qu'est-ce qu'une thèse générale, et que parler en thèse .... générale?) n'est justifiable en aucune sorte.« Es iſt uns um Hrn. François Wey leid (wir haben durchaus kein verdammliches Wortſpiel mit Weh leid im Auge gehabt), daß er ſich bei ſo unbedeutendem Anlaß

über die Pedanten so grob ereifert; noch mehr leid ist es uns um ihn, daß er nicht weiß, was ein allgemeiner Satz; und am meisten thut es uns um Hrn. Wey leid, daß er so wenig folgerecht, gerade im obigen Urtheile in einen von ihm anderswo als irrig gerügten Ausdruck verfallen ist. Er tadelt (I. 83) zwar mit Unrecht die gewöhnlichen Redensarten mit trahir: »Quelques personnes ne se font pas scrupule de locutions, telles que: trahir son secret, trahir sa passion, ses sentiments, pour, laisser deviner ses sentiments, sa passion, son secret,« — ungeachtet dieser Schilderhebung wider den Gebrauch des Wortes trahir in diesen Redensweisen verräth Hr. François Wey in dem oben angeführten Artikel seine eigene Sache en trahissant la sottise des pédants. Indem Hr. W. hier durch den Gebrauch des Wortes trahir seiner eigenen Regel widerspricht, zeigt er schon, daß es mit seinem gesetzgebenden Ansehen nicht so genau und strenge zu nehmen sei; wir kommen ihm aber wenigstens zur Hälfte zu Hilfe, indem wir nicht die Regel, wohl aber seine eigene Abweichung von derselben rechtfertigen wollen. Se trahir, sagt Hr. W., c'est découvrir imprudemment ce qu'on eût dû tenir caché; wenn derjenige qui se trahit sich selbst unklug enthüllet, so wird derjenige qui trahit ses sentiments, sa passion, son secret, sa sottise dieselbe ebenfalls enthüllen, er wird dadurch an sich selbst, an seinen Gefühlen, an seiner Leidenschaft, an seinem Geheimniß zum Verräther. Bei geringem Nachdenken über die Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre (Hr. W. scheint aber eben so wenig ein Freund der grammaire générale als der thèse générale zu seyn) hätte dem Verfasser wohl die Unhaltbarkeit dieser wie so vieler anderer seiner kritischen Behauptungen einleuchten müssen; so z. B. tadelt er (I. 82) den Satz: il pourra venir peut-être als einen Pleonasmus, weil ihn der Umstand beirrt, daß der Franzose für das lateinische forsan ein mit peut zusammengesetztes Adverb gebraucht; hätte er sich in irgend einer anderen Sprache deutlich gemacht, daß zwischen den zwei Sätzen: es kann geschehen, und: es kann vielleicht geschehen, ein wesentlicher Unterschied obwalte, so hätte er sich den seiner Muttersprache gemachten Vorwurf des Pleonasmus ersparen können. Eben so den Tadel (I. 129) des zwar nicht im Wörterbuche der Akademie, aber in dem von Napoleon Landais aufgenommenen se suicider; wenn der Franzose nicht il s'est suicidé, sondern nur il s'est tué sagen dürfte, so ginge ihm der im Nachdrucke liegende Unterschied der beiden Redensarten: er hat sich getödtet — und: er hat sich selbst gemordet — gänzlich verloren. Derselbe zufällige französische Wortgebrauch, welcher

Hrn. W. in der Auffaſſung des wahren Begriffes von: vielleicht beirret hat, trübt ihm auch den kritiſchen Blick des Urtheils, womit er das franzöſiſche fort débile (ſehr ſchwach) als einen superlatif ridicule brandmarkt; ihm ſpringt nur der anſcheinende Widerſpruch zwiſchen fort und faible in die Augen, und er bedenkt nicht, daß das Adverb fort hier ganz und gar nicht in dem Sinne von ſtark gebraucht wird, ſondern in keiner anderen Bedeutung, als der des Deutſchen ſehr und des Lateiniſchen valde. Endlich tadelt er das Wörterbuch der Akademie gar oft aus reiner Unwiſſenheit, nicht ſowohl der Sprache als der Sache, wie z. B. II. 77, wo er behauptet, die Phraſe: découvrir le pot aux roses müſſe: le pot au rose lauten, weil darunter der rothe Schminktiegel gemeint ſei; er weiß alſo nicht, daß die Roſe ſchon längſt im Alterthume das Sinnbild des Geheimniſſes geweſen, und daß die Redensart: sub rosa nicht erſt von der Gewölbverzierung des Saales der ungariſchen Verſchwörer zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts herrühre; der pot aux roses iſt alſo wohl nicht der rothe Schminktiegel der franzöſiſchen Toilette, ſondern vielmehr ein Synonym des cœur des Chevalier de Boufflers.

Wir wollen nun den lexikaliſchen und grammatiſchen Inhalt von Hrn. W.'s Bemerkungen in beſſerer Ordnung als in der von ihm beobachteten überblicken. Etymologiſches iſt darunter nur ſehr wenig zu finden, wie z. B. die Abtheilung von haricots-flageolets, welche urſprünglich haricots faviolets, vom italieniſchen fagioletti; bayer aux corneilles, ſo viel als aboyer aux corneilles. Chère (la bonne) wird vom italieniſchen ciera (Geſicht) abgeleitet; bei calibre hat Hr. W. keine Ahnung, daß es vom arabiſchen Kaleb ſtamme, und bei intime, daß es ſchon bei den Griechen da geweſen, indem die perſiſchen geheimen Räthe ſchon bei Herodot εντιμοι (intimes) hießen. Auch über die Ausſprache enthalten die zwei Bände nur ein Paar Artikel, nämlich über die affectirte Einſchaltung des s, wo es nicht hingehört; z. B. il est onze heures-z-un quart — affaires-z-embarrassantes; über die fehlerhafte Ausſprache des r am Ende von folâtrer et rire, aimer à jouer, das folâtré et rire, aimé à joué ausgeſprochen werden muß; über den wandelbaren Hauchelaut in Hollande und Hongrie, die nach der Grammatik der Herren Noël und Chapſal mit vorgeſetztem de ohne Hauchelaut d'Hollande und d'Hongrie geſchrieben und ausgeſprochen werden ſollen. Hr. W. will, daß auch hier der Hauchelaut um ſo mehr ſein Recht behalte, als ſonſt l'eau de la reine de Hongrie als vereinzelte Ausnahme da ſtehen würde. Ohne Hauchelaut ausgeſprochen, würden die Ungarn (Hongrois) nicht mehr Ge-

fahr laufen, im Französischen als Hongres verhört zu werden, und also das Schicksal zu theilen, das die Walachen im Deutschen haben. Noch schlimmer als die Ungarn kommen bei den Franzosen die Böhmen davon, die alle Augenblicke und noch heut zu Tage von den ersten französischen Schriftstellern mit Zigeunern verwechselt werden, indem die letzten statt Bohémiens als Bohèmes erscheinen, wie noch in einem der jüngsten Hefte der Revue encyclopédique. Die Ableitung des Wortes sacre (der Falkenart) vom Arabischen Ssakr ist Hrn. W. selbst unbekannt, so wie die des von ihm oft gebrauchten Wortes galimatias, welches dem arabischen Ghalathat entstammt. Unter diesem Titel ist zu Konstantinopel ein sehr schätzbares Werk über die durch die Vulgarausprache im Türkischen verderbten arabischen und persischen Wörter vor zwanzig Jahren (im März 1806) erschienen. Unter solche vulgare Sprachmengerei gehört z. B. mirobolant, das nur ein burleskes Synonym von émerveillant aus demselben verderbt, jordonner statt ordonner und mètail statt métal. Dieß sind Vulgarismen und Trivialitäten, zu welchen der Verfasser eine gute Anzahl von Wörtern und Ausdrücken stämpelt, welche sich in den neuesten französischen Romanen und Modeschriften breit machen; dergleichen sind: il s'en fut statt il s'en-alla; das besonders von Balzac so beliebte il fit statt il dit. Selon moi wird wohl mit Unrecht als eine egoistische Phrase getadelt, denn mit gleichem Rechte könnte Hr. W. im Fürworte der ersten Person je crois nur den Ausdruck des Egoismus finden; stichhältiger ist sein im selben Artikel angefügter Tadel des von den Franzosen (eben so oft, als von den Deutschen ihr »Verzeih mir's Gott«) an Stellen, wo es gar nicht hingehört, gebrauchtes Dieu me pardonne! Der Bannstrahl, welchen Hr. W. auf die beiden Ausdrücke être en train und être en fonds schleudert, dürfte wohl nicht treffen und zünden. Im Zuge seyn etwas zu thun, erklärt er als einen erbärmlichen Ausdruck, wiewohl denselben die Akademie in den beiden letzten Ausgaben ihres Wörterbuches aufgenommen, und über être en fonds (bei Kasse seyn) spricht er das Verdammungsurtheil aus: une figure empruntée au jargon mercantile ne sera jamais agréable. Hr. W. ist besonders gegen die Finanz sehr aufgebracht und tadelt daher (sehr mit Unrecht) den Ausdruck par le canal d'un tel als eine der niedrigsten von Geschäftsleuten und Spekulanten eingeführten Redensarten. Cette façon de parler, sagt er, outre qu'elle sent le bureau d'escompte et l'arrière-boutique, est d'un ridicule inexprimable; uns scheint vielmehr dieser Ausfall höchst lächerlich zu seyn. Die Engländer gebrauchen in ihrer Geschäfts- und diplomatischen Sprache das

through Your channel ohne die mindeſte Verletzung von Zartgefühl, weil ſie nur an die Kanäle denken, womit der Gewerbfleiß das Land durchzieht, aber nicht, wie Hr. W., an einen anatomiſchen Kanal. Par contre ſtatt au contraire zu ſagen, iſt nach Hrn. W. affreux, und pour lors ſtatt pour alors ſagen nach Hrn. W. heute nur les gens de petite condition, beſonders Burgunder und Lothringer. A revoir ſtatt au revoir wird als ſchwerer Solöcismus erklärt, wiewohl Delavigne ſich deſſen in einem Verſe bedient. La plupart ſtatt pour la plupart wird als unerlaubt, de temps à autre ſtatt de temps en temps als eine barbariſche Redensart, en fin de compte ſtatt au bout du compte als eine triviale, unregelmäßige und barbariſche Redensart gebrandmarkt. A tout bout de champ darf nicht als ſynonym mit très-fréquemment gebraucht werden. Avoir l'annonce que wird zu einem der ſchwerfälligſten Solöcismen geſtämpelt, ſo wie das observer à quelqu'un. Bisher hatten die franzöſiſchen Sprachreiniger nur das je vous observe für: ich bemerke Ihnen, als ſprachwidrig verdammt; nun dehnt Hr. W. die Verdammung auch auf das: ich habe die Ehre Ihnen zu bemerken aus, und verwirft durchaus das allgemein übliche fixer quelqu'un ſtatt fixer ses regards sur quelqu'un. Der Gebrauch des poſſeſſiven Pronoms vor Dame, Demoiselle, Epoux ſoll unſtatthaft ſeyn, man darf im Franzöſiſchen nicht ſagen ma Dame, ma Demoiselle, mon Epoux, wohl aber ma femme, ma fille, — mon mari. Wider dieſe Spitzfindigkeit des franzöſiſchen Sprachgebrauchs können wir nichts einwenden, wohl aber dawider, daß Hr. W. in ſeinem folgenden Verdammungsurtheile des obigen Gebrauchs des Poſſeſſivs abermals die von ihm über trahir aufgeſtellte Regel verletzt: ces mots, épouse, demoiselle, dame, époux, ne peuvent être précédés du pronom possessif, sans trahir, chez les personnes, qui les emploient ainsi, une éducation peu relevée. Indem Hr. W. eine beſſere Erziehung durch ſeine Regel zu verrathen glaubt, hat er dieſe hier zum zweiten Male durch ſein Beiſpiel als Verräther verläugnet, und ehe noch der Hahn zum dritten Male gekräht, hat er bei Gelegenheit des Wortes calibre die von ihm gegebene Regel faſt in denſelben Ausdrücken verrätheriſch verläugnet: Le mot calibre, dans cette acception, in der von der Akademie gegebenen geiſtigen und moraliſchen Maßes, trahit en celui qui l'emploie, une éducation basse et un goût très mauvais. Par manière d'acquit iſt laut Hrn. W. tout à fait trivial und physiquement parlant iſt heute du plus bas étage. Als veraltet erklärt Hr. W. die Redensart peloter en attendant partie, als veraltet

den Gebrauch der Wörter aisé und malaisé für Einen der im Wohlstand oder nicht, so auch die Wörter forfait und trépas; als veraltet werden auch Bocager, solacieux, ponsers und souris aufgeführt, die beiden letzten wohl mit Unrecht. Verwerflich in der Schriftsprache, weil sie nur der Sprache der Gerichtshöfe angehören, sind nach Hrn. W. sur les lieux, wobei die so heikliche Einbildungskraft Hrn. W.'s schon wieder an die lieux der Garderoben denkt. Coutumier du fait ward, wie Hr. W. bemerkt, schon vor einem Jahrhundert vom Abbé Desfontaines dem Pater Le Jay vorgeworfen, und wird doch noch heute von französischen Schriftstellern gebraucht. Da Hr. W. hier selbst seinen Vorgänger, den Abbé Desfontaines anführt, so wollen wir aus demselben die eigenen Worte seines Urtheils hersetzen, von dessen milder ironischer Form die herbe sarkastische Hrn. W.'s so grell absticht: Je croyois, heißt es bei Desfontaines, que cette expression étoit basse et du discours le plus familier, mais je me trompais. Von Regnicole, das schon die Wörterbücher der Akademie für einen alten Kanzleiausdruck erklären, sagt Hr. W.: De tous les mots fabriqués par les robins d'autrefois, celui-ci est peut-être le plus mal conformé. Warum ein Reichsbewohner ungeschickter gebildet seyn soll als ein Hausbewohner, will dem Deutschen nicht einleuchten, und noch weniger werden die Ungarn wider das Wort regnicola etwas einzuwenden haben. Balzac erhält von Hrn. W. einen Geißelhieb, weil er das von der Akademie selbst bloß für juridisch und kommerziell erklärte veraltete Wort équipoller auszugraben versucht hat. Véhémentement soupçonné ist zwar auch ein Ausdruck von Gerichtsbehörden, aber deßhalb nicht unrichtig gebildet, wie Hr. W. will; warum sollte ein heftiger Verdacht nicht eben so richtig gedacht seyn, als ein starker; wenn der Lateiner vehementer mihi displicet richtig sagt, so dürfte wohl auch vehementer suspicor nicht unrichtig gedacht seyn. Abstention wird ausschließlich der Rechtssprache zugesprochen, suspension hingegen besonders in der Phrase: faire une suspension, nur den deutschen Handwerkern, welche das Französische zu Bern oder Neufchâtel gelernt.

Die größte Anzahl der besprochenen Wörter sind die neugeschmiedeten. Von diesen enthält das Werk drei alphabetische Listen; im ersten Bande eine von anderthalbhundert schon wieder verschollener, dann die einiger und siebzig im Gebrauche gebliebener neuer Wörter; im zweiten Bande unter der Aufschrift: Néologismes de Timon, die alphabetische Liste einiger und sechzig bloß aus den Schriften Cormenin's gezogener, von diesem neugeschaffener Wörter. Außerdem wird eine Centurie besonders

beſprochen, die hier Muſterung paſſiren ſollen. Chevaline ſei nur in der Roßſprache an ſeiner Stelle; Combe, ein enges, kurzes Thal, fehle im Wörterbuche der Akademie, wiewohl es gut franzöſiſch; Guignon ſage ſich nicht im Plural; Clarifier könne nicht im bildlichen Sinne gebraucht werden (was vom deutſchen Abklären nicht gilt). Hr. W. erklärt ſich wider die Capacités, Sommités, Spécialités, welchen die Deutſchen leider auch die Capacitäten, Specialitäten, Notabilitäten und was dergleichen Sprachungeheuer mehr ſind, nachgebetet haben; l'élèvement die Erhebung (des Geiſtes); hautesse in derſelben Bedeutung mit einem halben Schocke ähnlicher, aus den Werken der Janſeniſten von Port-Royal geſammelter Wörter werden verworfen; ein Miniſter, der in der Kammer das Wort sauvegarder und den Pleonasmus fluctuations mobiles brauchte, wird hart angelaſſen, am öfteſten aber Beaumarchais, der z. B. évasions ſtatt réponses évasives ſagt; fue, der Name der Pechfichte (picea), fehle im Wörterbuche der Akademie; violenter ſtatt faire violence ſei ein ſehr häßliches Wort; wiewohl die Wörterbücher von Trevoux und der Akademie das Wort Candidement aufgenommen, ſo hüteten ſich doch Leute, die gut franzöſiſch ſprechen, dasſelbe zu gebrauchen. Hier ſteht der Ausſpruch Hrn. W.'s wider den der Akademie wie in ſo vielen anderen Fällen beweislos, gänzlich in der Luft; ſo wird z. B. die akademiſche Definition savoir bien prendre les entours, d. i. die Umgebungen einer Perſon in ſein Intereſſe ziehen, von Hrn. W. mit folgender Artigkeit als Kauderwelſch abgefertigt: Entendez-vous quelque chose à ce baragouin? Baragouin est défini par l'Académie: »Langage corrompu et inintelligible.« Carrosse für Wagen ſei lächerlich, nur ein Roßkamm ſage: mon coupé, mon landau, ma calèche, mon wiskey; wer zu leben wiſſe ſage nur: ma voiture. Die Uebertreibungen der neuen franzöſiſchen Schriftſteller werden von Hrn. W. mit vollem Rechte getadelt, und daher auch die über alles Maß ſteigernden Epitheten fabuleux, phénoménal, vertigineux in der ihnen neu beigelegten Bedeutung des Wunderbaren, Außerordentlichen, Unglaublichen verworfen.

Au temps passé, l'on se contentait, pour qualifier la beauté d'une étoffe, d'un petit chien, ou d'un gilet, des adjectifs joli, charmant etc. Aujourd'hui, le gilet est adorable, l'étoffe sublime, inouïe, délicieuse, exquise, ravissante, prodigieuse, incroyable, surhumaine, divine. Ces mots sont devenus tout ordinaires. Auch délirant (I. 149) gehört hieher.

Wenn ſich Hr. W. mit vollem Rechte über dieſe rhetoriſchen Uebertreibungen aufhält, ſo liegt dafür bei ſo vielen ſeiner Ver-

dammungsurtheile von Sprachbereicherung durch neu gebildete Wörter kein hinlänglicher Grund vor Augen, z. B. wenn er für schattig ombreux nicht gelten lassen will, während er seiner Sprache zu dieser Bereicherung Glück wünschen sollte, da ombreux doch ganz einen anderen Sinn hat als ombrageux; so wird das von Beaumarchais zuerst gebrauchte Adverb oiseusement für einen Barbarismus erklärt und dessen camariste, als unrichtig geschrieben, getadelt, weil es nach der Analogie des italienischen cameriera und des spanischen camerera (und auch des deutschen Kammer) caméríste geschrieben worden seyn sollte. Climature ist statt des allgemein gebräuchlichen climat wohl überflüssig, doch läßt Hr. W. über das aus dem Spanischen genommene Wort palabre für pomphafte, lügenhafte und aufgeblasene Reden Gnade für Recht ergehen. Approximer für approcher ist ein Barbarismus des Beaumarchais. Tendreur und tendreté für die Zartheit und Weichheit des gesottenen Fleisches werden für immer als Barbarismen geächtet. Programme heißt wörtlich Vorschrift, und wird also mit Unrecht im heutigen Französischen statt engagement, profession de foi, promesse gebraucht; so protestirt Hr. W. auch wider die neueste Zeit in das Wort type hineingetragene Bedeutung von bizarrem Original: »Cet homme est un véritable type,« sollte nur: dieser Mensch ist ein wahres Musterbild, und nicht: dieser Mensch ist ein wunderlicher Kautz — heißen. So hat der Ausdruck: cette personne a du tempérament, heute einen ganz anderen Sinn als den etymologischen, in welchem nur die Mäßigung vorherrscht; Hr. W. urtheilt darüber sehr scharf ab:

Toutefois, cette locution est basse et peu décente; il se faut garder d'en faire usage dans la conversation; bien moins encore convient-il de l'écrire. Ce genre d'idées peut être rendu de dix façons moins alarmantes et moins brutales.

Wie Hr. W. dem Temperamente im obigen Sinne den Krieg erklärt, so auch dem style tempéré, den er gar nicht begreift: n'ayant pas le bonheur de concevoir ce que peut être le style tempéré. Das Wort patienter, meint Hr. W., sei vom Style derer, die gar keinen Styl haben, indessen findet sich dasselbe doch im Wörterbuche der Akademie mit prendre patience erklärt. Logisch ist wider dieses Wort gewiß nichts einzuwenden, denn warum sollte patienter im Französischen minder irgend einem Style angehören, als das deutsche Wort geduldet. Poussiéreux statt poudreux dürfte vielleicht kein so unnützer Barbarismus seyn, als Hr. W. meint, wenn das erste der Prose, das zweite der Poesie angeeignet bleibt; un cheval poussiéreux und un coursier poudreux sind zwei verschiedene Thiere. Hr. W.

proteſtirt wider die Zuſammenſtellung des poetiſchen Subſtantivs und des proſaiſchen Epithetes in coursiers dételés; eben ſo könnte man wider des chevaux poudreux proteſtiren. Hätte es Hrn. W. beliebt, irgend eine Ordnung in ſeine lexicaliſchen Bemerkungen zu bringen, ſo wäre es ein leichtes geweſen, die angenommene oder verworfene Bereicherung des Schatzes der Wörter nach den zu Anfang derſelben angeſetzten Partikeln oder nach ihren Endausgängen zu ordnen; ſo z. B., wenn Hr. W. unter Nr. 276 désillusion als nichtfranzöſiſch, désillusionner als barbariſch und désillusionnement für ein Ungeheuer erklärt, ſo hätte er doch das um hundert Nummern davon getrennte désappointement, wofür er im metaphyſiſchen Sinne lieber déception gebraucht wiſſen will, anfügen können. Er proteſtirt wider die Vorſetzung des de bei Wörtern, die ſchon mit einer Partikel zuſammengeſetzt ſind, und verwirft alſo das vom Vorredner des Wörterbuchs der Akademie gebrauchte déconstruire. Es kömmt ihm nicht in den Sinn, daß, wenn dieſe Regel ſtichhältig ſeyn ſollte, dieſelbe auch auf alle aus dem Lateiniſchen herübergenommenen, mit einem A privativo zuſammengeſetzten Wörter anwendbar ſeyn müßte, wie z. B. inamovibilité. Indeſſen nimmt Hr. W. dieſes Wort für Perſonen, nur nicht für Sachen an, läßt die inamovibilité wohl für Beamte, aber nicht für eine Schachtel gelten. Zu den mit der Partikel in (welche wie de und a verneinenden Sinn hat) beginnenden Wörtern hätten auch die andern in den beiden Bänden zerſtreuten Bemerkungen über incuit, insincérité, inconsolé, inoui, incommunicable u. ſ. w. gehört. Hr. W. erklärt das erſte für Mundart einer Landpomeranze, wiewohl es ſchwer fällt auszufinden, was denn in ungekochten Speiſen für eine prétention de précieuse de province liege; insincérité wird als wenig ſchätzbar verworfen; inconsolé kann nur von Perſonen, nicht von einem Grabe geſagt werden; eben ſo wenig inoui von einem Gegenſtande, der nicht in's Gehör fällt, wie z. B. parfums inouis; auf dieſe Bemerkung entgegnen wir Hrn. W. die ſchönen Verſe Dſchelaleddin Rumi's:

Höret, o hört das Geheimniß der Roſen,
Wie ſie ſtatt Worten durch Düfte nur koſen.

In der Poeſie dürften die parfums inouis alſo immer ihre Stelle behaupten; aber auch in der Proſe, wenn inouis nicht mit unerhörten, ſondern mit ſolchen, die nicht gehört werden, zu überſetzen wäre; incommunicable wird nicht nur für einen Barbarismus, ſondern auch deßhalb in der dramatiſchen Poeſie für unzuläßig erklärt, weil es nach theologiſchem Jargon rieche; wir hätten bei nicht mittheilbar eher an diplomatiſche Noten

und Aktenstücke, die der Minister in der Kammer auf den Tisch zu legen sich weigert, als an theologisches Kauderwelsch gedacht. Nach den Endausgängen hätten z. B. alle in eur endenden neugeschaffenen Wörter zusammengestellt werden können. Hr. W. macht sich über das objet possesseur der Herren Noël und Chapsal lustig. Dévorateur wird als ein unnützer und lächerlicher Barbarismus erklärt; warum, ist nicht wohl einzusehen; indessen Hr. W. hat die ganze Lexikographie und Grammatik mit Löffeln gefressen. Eben so wenig leuchtet uns ein, warum der réclamateur des Beaumarchais nicht das dem déclamateur zugestandene Bürgerrecht mit vollem Rechte ansprechen sollte; wider das rétablisseur des Beaumarchais läßt sich wenigstens der Einwurf hören, daß dafür die französische Sprache schon das Wort restaurateur hat, und wenn man amateur des talents sagen darf, warum nicht auch moqueur des talents; hierauf ist keine andere Antwort zu erhalten als: cela ne se dit pas. Murmurateur wird für einen Barbarismus erklärt, wie rameux und plumeux. Civilisateur erhält das Brandmaal d'un adjectif lourd, sesquipedale verbum, das so überflüssiger sei, als es im Particip der gegenwärtigen Zeit schon vorhanden. Nach Hrn. W.'s grammatischen Begriffen ist also die Bedeutung des Particips und des Substantivs des Handelnden ganz dieselbe, und die französische Sprache könnte sich das Wort cultivateur ersparen, weil sie das Wort cultivant hat: car le participe présent du verbe civiliser (cultiver) en démontre la futilité. Dieß läßt sich höchstens auf croyeur statt croyant anwenden, welche wirklich synonym, weil der Glaube keine thätliche Handlung. Vulgarisateur wird für eine Ableitung der Saintsimonisten ausgegeben, welche von den Schülern Fourier's mißbraucht wird, während das Stammwort vulgariser eine Schöpfung der von Napoleon über alles Maß verfolgten Ideologen sei. Da Napoleon das Utopien der Ideologen nur in Deutschland suchte und fand, so müßten doch die Deutschen von dieser den Ideologen zugeschriebenen Erfindung dieser beiden Wörter etwas wissen, die sich mit dem Schwalle so vieler andern eingewanderten bisher noch in die deutsche Sprache nicht eingeschlichen haben. Das Wörterbuch der Akademie sagt bei Gâteur: Il se dit familièrement pour celui, celle qui gâte; hierüber Hr. W.: Définition pitoyable, rédaction vicieuse, contresens grossier. Arrangeur wird von Hrn. W. nur als arrangeur de mots geduldet; über abrutisseur, welches sich im selben Artikel befindet, wird eben so wenig etwas gesagt, als über das im Titel (Nr. 19) mit demselben aufgeführte abominer, so, daß dem Leser zu errathen bleibt, was denn Hr. W. über diese

beiden Wörter habe bemerken wollen. Wörter, die in al oder el enden: Local, wider dieſes Wort, welches auch in's Deutſche als Local eingewandert, aber nicht eingebürgert iſt, dürfte der deutſche Sprachreiniger gegründetere Einwendungen zu machen haben, als der Franzoſe wider den Gebrauch desſelben als ſynonym mit Wohnung; architectural wird verworfen, weil es nicht im Wörterbuche der Akademie ſteht, welches jedoch architectonique hat; personnel wird im Wörterbuche der Akademie für Perſönlichkeit gebraucht, was Hr. W. eben ſo wenig zugeben will, als une critique personnelle im objectiven Sinne; ascensionnel darf nicht für ascendant geſetzt werden; passionnel ſoll nach Fourier Alles heißen, was dem Mechanismus der Leidenſchaften angehört; choral und orchestral als Beiwörter eben ſo verdammlich, als trombone für den Spieler dieſes Inſtrumentes. Da die écrivains politiques auch in allen andern europäiſchen Sprachen als politiſche Schriftſteller gâng und gâbe, ſo werden wohl auch die muſikaliſchen als écrivains musicaux gegen Hrn. W. ihre Stelle behaupten können. Der antagonisme wird zugegeben, wiewohl er nicht im Wörterbuche der Akademie, aber der paupérisme als ein Produkt des socialisme, der auch den sociantisme und garantisme hervorgebracht hat, als ein vilain mot gebrandmarkt, und der lyrisme, den auch die Akademie nicht aufgenommen, verdammt. Beſſerer Grund als zu dieſem über den antagonisme und lyrisme, welche doch ganz analog mit dem im Wörterbuche der Akademie befindlichen civisme gebildet ſind, ausgeſprochenem Urtheile wäre zu einem ſolchen wider den von Napoleon Landais in ſeinem Wörterbuche aufgenommenen christianisme und islamisme vorhanden, beſonders gegen den letzten, weil der Islam ſchon an und für ſich ein vollſtändiges Subſtantiv, die Religion der Ergebung bedeutet, und der Zuſatz der Bildungsſylbe isme im Franzöſiſchen ein eben ſo überflüſſiger Auswuchs iſt, als im Deutſchen die Bildungsſylbe er in den Wörtern Martyrer und Dolmetſcher, welche als Martyr im Griechiſchen und als Dalimadſch im Perſiſchen ſchon die volle Bedeutung des Zeugen und des Ueberſetzers haben. Wörter in esque und isque: Frau von Staël ſoll das Wort pittoresque in Schwung gebracht haben, es war aber längſt vor ihr in verſchiedenen voyages pittoresques vorhanden, und Hr. W. ereifert ſich mit eben ſo großem Unrecht wider dasſelbe, als wider die Epithete dantesque und raphaëlesque; von artistique ſagt er: expression pédantesque et barbare, weil ſchon das Wort artiste da; allein dieſes iſt ſeiner Form nach Subſtantiv, und kann nur durch Mißbrauch auch künſtleriſch bedeuten.

Wörter, die in aire ausgehen. Da im Französischen vulgaire, littéraire, solitaire, antiquaire, sectaire durchaus gäng und gäbe Sprachformen sind, so kann von Seite der Analogie wider die im Wörterbuche der Akademie nicht befindlichen sanitaire, sociétaire, pamphlétaire, humanitaire, égalitaire, utilitaire durchaus nichts mit gutem Grunde eingewendet werden, und noch weniger wider den Gebrauch des im Wörterbuche der Akademie befindlichen parlementaire; eben so wenig kann man sich erklären, warum Napoleon Landais sociétaire und sanitaire aufgenommen, aber humanitaire und utilitaire ausgeschlossen hat; doch nicht aus demselben Grunde, aus welchem Hr. W. die obigen Wörter als l'argot des socialistes verdammt? mit noch größerem Unrechte aber verwirft dieser den Gebrauch so vieler durch die französische Revolution und die verschiedenen Regierungsformen, welche daraus hervorgegangen, in der Sprache des öffentlichen Lebens und des geistigen Fortschrittes gäng und gäbe gewordenen Wörter. Er steigt bis zur Quelle, nämlich zu den Wörtern révolution und révolutionner hinauf, die er für gar nicht französisch und in dem Sinne politischen Umsturzes für ganz unzulässig erklärt, indem révolution nur einen Umlauf der Gestirne u. dgl. bedeuten könne. Das Wort Revolution im politischen Sinne gebraucht schreibe sich von der englischen her, und sei dann aus Schweden nach Frankreich übergegangen. Was ist einem Franzosen, welcher Revolution und revolutioniren für nicht französische Wörter erklärt, zu entgegnen, als: quis feret Gracchos de seditione quaerentes! Wie Hr. W. diese beiden Wörter aus dem Pfahlwerk seines Französischen ausschließt, so die beiden Wörter des Fortschrittes progresser (Nr. 111) und progressif (Nr. 346), welche er, wiewohl sie zusammengehören, um zweihundert fünf und dreißig Nummern aus einander gerückt hat; von dem ersten sagt er, daß es die Philosophen den Politikern, diese den Oekonomisten und diese den humanitaires überliefert hätten: C'est un méchant mot qu'il faut laisser en cette bonne compagnie; vom zweiten, daß es lächerlich erscheine in der Phrase: la marche progressive des idées, was so viel heiße als: la marche marchante des idées; wir bitten Hrn. W. um Entschuldigung, wenn wir dieser seiner Bemerkung entgegen bemerken, daß zwischen ich schreite (gradior) und ich schreite fort (progredior) ein wesentlicher Unterschied; daß dem ersten bloß der Begriff des Schreitens (wie im Mars Gradivus), dem zweiten aber der Begriff des Fortschrittes zum Ziele inne wohnt; man kann gehen und viele vergebliche Schritte machen, ohne deßhalb wirklichen Fortschritt gemacht zu haben: la marche progressive des idées

heißt daher nicht, wie Hr. W. will: la marche marchante, der gehende Gang oder der wandelnde Wandel, sondern der fortschreitende Gang. Das bündigste Kernwort des Fortschrittes ist das arabische Bduh, einer der Eigenschaftsnamen Gottes, dessen Bedeutung: der immer mit gleichem Schritte Fortwandelnde; da die Buchstaben im arabischen Alphabete wie im griechischen Zahlenwerth haben, so wird das obige Wort auch durch die vier Zahlen 2. 4. 6. 8. ausgedrückt, was die arithmetische Proportion mit dem immer gleichen Exponenten Zwei, das schönste Bild des immer gleichen Wandels und Fortschrittes. Zu progresser und progressif hätte auch progresseur gehört, das zwar nicht im Wörterbuche der Akademie, aber wohl in dem von Napoleon Landais anzutreffen ist; auch hätte avancé, welchem Hr. W. einen besondern Artikel schenkt, dahin gehört. Hr. W. donnert wider die idées avancées und théories très-avancées; es ist aber nicht einzusehen, warum Ideen und Theorien nicht als Vorposten (des postes avancés) vorgeschoben seyn können. Cette agréable locution, sagt Hr. W., est un des fruits de la philosophie égalitaire et des discussions de la tribune. Der politische Widerwille Hrn. W.'s trifft aber als philologischer nicht nur die humanitaires, égalitaires und socialistes, sondern erstreckt sich auch auf alle gâng und gâben Geschäftsausdrücke der neueren französischen Staatsverwaltung vom Regierungssysteme (le système du gouvernement) angefangen. Er verwirft die généralisation, warum nicht auch die centralisation? um welche, so wie um das Zeitwort centraliser, der Deutsche den Franzosen beneiden darf, weil er den Begriff nicht mit Einem Worte ausdrücken kann, sondern mit Zusammenfassung oder Vereinheitung im Mittelpunkte *) umschreiben muß. Hr. W. kämpft gegen das Centrum an und erklärt auch excentrique in moralischer Bedeutung für Unsinn, weil, sagt er, ein excentrischer Kreis sich nicht ohne einen andern denken lasse, und also kein excentrischer Mensch ohne einen zweiten solchen Gevatter gedacht werden könne; als ob nicht jeder Punkt, der nicht in dem Kreise liegt, als ob nicht jede Kraft,

*) In des Grafen von Görtz-Wrisberg Wörterbuche über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache, welches seinen Titel wohl nur dem siebzehn Jahre früher erschienenen Dictionnaire raisonné des difficultés de la langue française von Laveaux dankt, demselben aber leider an Gehalt gar nicht zu vergleichen ist, indem es fast nichts als Verdeutschung von fremden Wörtern enthält, wird Centralisation als Mittelpunkteinheit übersetzt, während es Mittelpunktsvereinheitung heißen sollte.

die vom Mittelpunkte heraustreibt, excentrisch genannt werden könnte. Solcher spitzfindiger Kühlheiten enthält das Werk eine gute Anzahl. Hr. W. strebt selbst sehr oft in seinen Bemerkungen excentrisch zu seyn, und ein excentrisches Streben ist eben so denkbar, als ein parlamentarisches, wiewohl ihm die tendance parlementaire unerklärbar. Das Wort influencer wird durchgelassen, dem influent aber, als Einflußreichen, das Bürgerrecht verweigert. Wenn dieses dem Worte influencer geworden, warum sollte dasselbe nicht auch von impressionner angesprochen werden können, von dem es heißt: Barbarisme, que la littérature légère s'efforce de naturaliser parmi nous. Ce mot, oublié dans le vocabulaire des Précieuses, ne se trouve jusqu'à présent dans aucun dictionnaire. Wie kann sich Hr. W. solche Blößen geben! Das Wort befindet sich in dem schon vor zehn Jahren erschienenen großen Wörterbuche von Napoleon Landais, welches nach dem der Akademie das beste; dort liest man: Impressionner, faire impression sur quelqu'un; émouvoir — s'impressionner. Eben so hätte Hr. W. behaupten können, daß auch das Synonym von émouvoir, nämlich émotionner, sich in keinem Wörterbuche befinde; émotionner, sagt er, n'est pas plus français qu'illusionner. Als Synonym von émotionner (Nr. 382) hätte auch motiver (Nr. 76) dahin gehört, bei dem es heißt: Ce verbe est admis à la Chambre élective; mais ce qui est français à la Chambre ne l'est pas toujours ailleurs. Pivoter, sich um die Achse drehen, wird von Hrn. W. ausgestoßen, wiewohl es eben so viel Anspruch auf seinen Platz im Wörterbuche hat, als graviter, es befindet sich in dem von Napoleon Landais. Bei baser gefährdet Hr. W. seinen Kredit wieder ganz unglaublicher Weise: N'employez point le verbe baser, qui n'existe pas, et qu'aucun Dictionnaire n'admet, der Artikel baser im Wörterbuche von Napoleon Landais hat sieben Zeilen, und konnte also von Hrn. W. unmöglich übersehen werden, wenn er je nachgeschlagen hätte. Utiliser wird als ein Zeitgenosse von motionner, municipaliser und lanterner gebrandmarkt und citoyenneté (das Bürgerthum) als ein gros barbarisme verschrien. Gebildet ist das Wort wenigstens eben so richtig, als passivité, das Hr. W. als überflüssig, weil die französische Sprache für die doppelte Bedeutung desselben die zwei Wörter inertie und patience habe, ganz und gar einscharren möchte: Que terre lui soit pesante! Amendement und sous-amendement wird von Hrn. W. nur in den Kammern, aber nicht in dem Style der schönen Literatur geduldet; über agissements statt actions, über das von Barrot zuerst gebrauchte dépassionné und Hrn. von Lamartine's subalternéité

ergeht das Verdammungsurtheil, so wie über Mirabeau's commercer d'illusions; antécédent kann nicht in der Bedeutung von Vorfahrer gebraucht werden und parlement kann nicht bloß die Kammer der Deputirten bedeuten, sondern umfaßt beide Häuser; endlich wird die ministerielle entente cordiale scharf mitgenommen, indem Hr. W. dem Worte entente durchaus nicht die Bedeutung des deutschen Einverständnisses zugestehen will, er hätte sich bei der Erklärung der Grundbedeutung des Wortes der darüber in des Abbé de Bellegarde réflexions sur l'élégance et la politesse du stile (Amsterdam, 1706, pag. 351) befindlichen Stelle über das Wort entente erinnern können: la belle entente des habits et des meubles; tout s'est perfectionné.

Ein guter Theil des Werkes Hrn. W.'s ist, wie wir schon gesagt, reine Synonymik. Die Synonyme hätten sehr wohl zusammen geordnet und in Haupt-, Zeit-, Bei- und Nebenwörter untergetheilet werden können. Wiewohl Hr. W. im zweiten Theile über den Styl auf die synonymischen Werke von Girard und seinen Nachfolgern einen sehr ungünstigen Blick wirft, so ist ein großer Theil seiner Bemerkungen doch rein synonymisch und gewiß für den Ausländer noch belehrender, als für den Franzosen. Substantive: Dem Artikel antécédent und précédent (Nr. 116) hätte der zweite antécédent (Nr. 48) einverleibt werden sollen; in diesem wird bemerkt, daß antécédent nicht in dem Sinne von Vorgänger oder Vorläufer gebraucht werden könne, in jenem protestirt Hr. W. auf das feierlichste wider den barbarischen Gebrauch des précédents in dem Sinne von Voracten; in diesem Sinne sind im deutschen Geschäftsstyle leider! auch noch die Antecedenzen und die Prioren üblich, welche der Sprachmengerei willen, ein unendlich größerer Barbarismus als im Französischen. Matière und matières, nur in der Bedeutung von physischem Stoff hat dieses Wort den Plural, nicht im abstrakten Sinne als Synonym von Vorwand, Ursache, Gelegenheit, z. B. Stoff zu klagen. Objet als Synonym für Freundin und Geliebte ist trivial. Ex-ministre ist nicht so höflich als ancien; ci-devant, erklärt Hr. W. für ein revolutionäres Wort, so ist auch office höflicher als service; feuilliste statt gazetier ist unnütze Neuerung, der journaliste und feuilletoniste datiren vom Kaiserthum; der journalisme sagt Hr. W. sei ein wesentlich französisches Wort, das sich mit Gewalt den Weg in die französischen Wörterbücher bahnen werde, es befindet sich aber schon in dem von Napoleon Landais, und dieß ist der dritte Beleg der wenigen Mühe, die sich Hr. W. gegeben, in den Wörterbüchern nachzuschlagen. Fleuraison ist die Blüthe und

floraison der Flor; navire ein Kaufmannsſchiff und vaisseau ein Kriegsſchiff; auteur der Verfaſſer und écrivain der Schriftſteller; présents Gaben und cadeaux Geſchenke; le monde, les salons, la société. Der Unterſchied zwiſchen großer Welt, Geſellſchaftsſaal und Geſellſchaft bedarf auch im Deutſchen keiner Erklärung, nur iſt der Deutſche nicht ſo wähleriſch als der Franzoſe; hört!: les salons, pour le salon, est du plus mauvais goût; aller en société, est un terme digne des commis-voyageurs; une dame du monde expression de laquais et de perruquier. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem président à la cour und dem président de la cour, der letzte iſt der erſte Präſident, alle anderen ſind presidents à la cour. Nach dieſem Unterſchiede dürfen unſere Bank-Directoren nur directeurs à la banque und nicht de la banque addreſſirt werden. Source (Quelle) und principe (Urgrund); nach Hrn. W. kann man eben ſo wenig la source des principes als la source des sources ſagen; embouchoirs nicht embauchoirs iſt das richtige für Stiefelhölzer, was aber nicht in die Synonymik gehört, ſondern in die Lehre richtiger Sprechweiſe; ſo gehören coasser (quacken) und croasser (krächzen) auch nicht in die Synonymik, ſondern in die Homonymik, wohin auch vert und verd gehört, wovon nur dieſes grün, jenes friſch und rüſtig bedeutet. Daß postérieur und futur Synonyme ſeyen, worunter der Abbé Girard ſchon dieſelben aufgenommen, läßt Hr. W. nicht gelten: les siècles futurs sont encore à naître; les siècles postérieurs sont des siècles déjà passés, der Unterſchied liegt im Deutſchen nachfolgend und künftig zu Tage. Den beiden Wörtern inaptitude und ineptie (Nr. 376) hätte auch incapacité, das ſechs Nummern früher ſteht, als drittes angefüget werden ſollen, das letzte in dem Sinne eines unfähigen Menſchen, ſo wie capacité in dem Sinne eines fähigen, erhält von Hrn. W. die ſchwarze Kugel. Patrie Vaterland und pays Land können nur im Franzöſiſchen als ſynonym gelten, wo man auch mon pays für: »mein Vaterland« ſagt. Das Land vorzugsweiſe, wie im deutſchen ſchönen Liede Schuberts: »Das Land, wo meine Roſen blüh'n, das Land, wo meine Todten auferſtehn.« Auch ſind nur für den Franzoſen aucun und personne, guère und rien ſynonym, weil aucun und rien nur mit der Negation Keiner und Nichts, ſonſt aber Einer und Etwas bedeuten. Adjective: Cossu und opulent, das erſte von Schoten der Hülſenfrüchte (cosse) hergeleitet, wird für zu trivial und von zu ſchlechtem Geſchmacke erklärt, als daß es in einem vertraulichen Briefe, oder auch nur im vertraulichen Geſpräche figuriren könnte. Capable und susceptible nicht in

dem weit aus einander liegenden Sinne von tüchtig und reizbar, sondern in dem beiden gemeinsamen von fassend und umfassend; un homme susceptible d'une charge, d'une grâce, welches in der Ausgabe von 1798 des Wörterbuchs der Akademie eine Stelle fand, wird von Hrn. W. als ein grober Fehler verstoßen; der Unterschied zwischen fossile, incrusté, pétrifié wird dem deutschen Mineralogen in diesen aus dem Lateinischen hergenommenen Formen geläufiger seyn, als dem rein Deutschen. Différent, divers, opposé, verschieden, mannigfaltig und entgegengesetzt bedürfen keiner Erklärung, eben so wenig vêtu gekleidet und habillé angekleidet; content zufrieden und heureux glücklich; innombrable unzählbar und immense unermeßlich; schwerer ist im Deutschen der Unterschied von général und universel zu geben; wenn das letzte mit weltumfassend übersetzt wird, so liegt der von Hrn. W. herausgehobene Unsinn des universel en Europe zu Tage. Distant abstehend, erkennt Hr. W. als kein Synonym für éloigné entfernt oder entlegen, eine Mauer steht drei Zoll vom Hause ab: il en est distant de trois pouces; mit aller Ehrerbietung für die rhadamantischen Ausprüche Hrn. W.'s, glauben wir doch, daß man ganz im gleichen Sinne il en est éloigné de trois pouces sagen könnte, und dieß um so mehr, da die wirkliche Entfernung durch die Angabe der drei Zoll genau bestimmt ist. Frappant in die Augen fallend, und saisissant ergreifend, populaire volksthümlich und familier vertraulich. Hr. W. ereifert sich sehr darüber, daß die Akademie gemeine, niedrige, triviale Wörter für volksthümliche oder vertrauliche erklärt habe, wie: salope, gourgandine, taupe, crétin, crapule, crasseux, galopin, gredin etc. und ruft dazu aus:

Peste! quelles familiarités! dans quelle famille messieurs les rédacteurs de ces articles ont-ils appris la valeur des mots? Serait-ce dans l'intimité de celui de leurs confrères qui nous enseigne, à la lettre V, que »l'on dit d'une femme qui a trop d'embonpoint: c'est une grosse vache?«

Adverbe: à travers, au travers, der Unterschied ist ein sehr feiner. Quand l'objet franchi, dépassé, traversé, offre résistance, on emploie au travers de; sinon, l'autre terme. Eben so fein und für den Nichtfranzosen fast unfühlbar ist der Unterschied zwischen de mode und à la mode. Ce qui est à la mode est adopté par elle; ce qui est de mode est fait par la mode. Leichter begreift sich der Unterschied zwischen dem Substantiv confiance Vertrauen, und de confiance im Vertrauen, Hr. W. verwirft aber das régime nach dem letzten und tadelt Mirabeau, der gesagt: Acceptez ces pro-

positions de confiance dans le ministre; dem Deutschen klingt das: »Nehmt diese Vorschläge an im Vertrauen auf den Minister,« ganz sprachrichtig und natürlich. Au cours, welches Beaumarchais statt au courant gebraucht, wird von Hrn. W. unter die Redensarten gerechnet, qui sentent l'homme de bas lieu. Der Unterschied von comme (sicut) und comment (quomodo) ist allbekannt, und Voltaire, der im Zadig gesagt: Vous savez comme le ciel permit wird zurecht gewiesen. En défense und pour la défense, das erste hat den Sinn von vertheidigungsweise, das zweite um zu vertheidigen. Par contre statt au contraire: cela est affreux. Incessamment soll bloß für unaufhörlich und nicht, wie es jüngster französischer Sprachgebrauch für nächstens, ci-devant nicht für auparavant und sur les bords nicht statt sur le bord gesagt werden, das Warum des letzten leuchtet uns nicht ein; warum soll man nicht zu Paris eben so gut sur les bords als sur le bord de la Seine spazieren gewesen seyn, sobald man über eine Brücke gegangen. Warum dieser Artikel (Nr. 79) von dem ein- und zwanzig Nummern weiter folgenden (Nr. 100) getrennt worden, ist nicht wohl zu erklären, denn auch in diesem kommen les bords des mers als ein tadelswerther Plural vor, weil, wenn Plato au bord de la mer gesessen wäre, die Einbildungskraft sich die Scene mit einem Felsen, einer Lände u dgl. ausmalen könnte, was bei dem getadelten Verse des Hrn. von Fontanes: Platon assis aux bords des mers, der Fall nicht sei. Hr. von Chateaubriand habe mit: le souffle des tempêtes; — braver les aquilons — la voix des peuples... ein rhetorisches Beispiel gegeben, das seine Nachahmer mißbrauchten. Diese Bemerkung hätte eigentlich im zweiten rhetorischen Theile des Werkes ihre Stelle finden sollen. Aujourd'hui heute und maintenant dermalen. Man kann sagen hier matin aber nicht hier soir, die französische Eleganz deren Organ Hr. W., will hier au soir. Opinion Meinung und goût Geschmack sind wohl nur synonym im vertraulichen Gespräche für: Nach meinem Urtheil gebraucht. Dem Abbé Girard wird vorgeworfen, daß er in seiner Aufnahmsrede zur französischen Akademie gesagt: Ces illustres savants, qui soutiennent le goût des sciences par celui qu'ils mettent dans la manière de les traiter, weil der Geschmack, den man an den Wissenschaften findet, ein anderer, als der gute Geschmack, womit man sie behandeln soll. Zeitwörter: Bei vielen derselben macht die hier angefügte deutsche Uebersetzung alle weitere Bemerkung überflüssig; plier biegen und ployer beugen; zu denselben hätte wohl auch déployer (entfalten) gehört, welches um hundert vier

und achtzig Nummern davon entfernt (97 und 281), das gilt auch von posé und se poser (201), welche beide durch die Simoniſten eine neue Bedeutung überkommen haben: un homme posé, heißt bei ihnen nicht: ein geſetzter Menſch (geſetzt von Charakter oder Temperament), ſondern Einer in Würden, Amt, Reichthum und Kredit. Sonſt ſagte man von Einem, der ſich würdevoll hinſtellte: comme il pose! im Vergleich mit Malermodellen, heute: comme il se pose, wie er ſich hinſetzt: se poser en apôtre, en docteur. Hr. W. erklärt dieß für: une location des plus saugrenues, das letzte im Deutſchen durchaus nicht mit einem einzigen Worte zu gebende Epithet, welches nach dem Wörterbuche von Napoleon Landais die dreifache Bedeutung von impertinent, absurde und ridicule in ſich ſchließt und unter die vertraulichen Ausdrücke gehört, iſt einer derer, mit welchen Hr. W. am meiſten vertraut, indem er deſſelben ſich häufig bedient, nicht nur in den Sprachbemerkungen, ſondern auch in der Lehre vom Style *). Es ſcheint, daß dies Wort bei Hrn. W. vorzüglich Gunſt gefunden, weil es eine dreifache Grobheit enthält. Zu poser und se poser hätte wohl auch imposer und en imposer (221) gehört, wovon jenes Achtung einflößen, dieſes betrügen heißt. Weiters poser en fait und mettre en fait, welche beide als locutions déplaisantes verworfen werden. Prononcer à voix basse könne man nicht ſagen, weil prononcer energiſcher als annoncer ſey: da man nicht ſagen könne: annoncer à voix basse, ſo ſey auch prononcer à voix basse dem geſunden Menſchenverſtande zuwider; dieſem ſcheint uns aber vielmehr die Bemerkung Hrn. W.'s ſchnurſtraks zuwiderzulaufen. Prononcer hat ja, wie im Wörterbuche der Akademie erklärt wird, zuerſt die Bedeutung vom Ausſprechen der Buchſtaben und Wörter, und dann erſt die vom feierlichen Verkünden einer gerichtlichen Entſcheidung; wie ſollte man alſo Buchſtaben und Wörter nicht leiſe ausſprechen können? ſolches Urtheil iſt wohl, um uns der Worte Hrn. W.'s zu bedienen: une faute grossière contre le bon sens. Se méfier mißtrauen, und se défier nicht trauen; remettre und se remettre, ſich ins Gedächtniß zurückrufen: je ne saurais me remettre cette personne iſt richtig, je ne saurais remettre cette personne iſt fehlerhaft. Facturer für écrire la facture d'un objet vendu wird für barbariſch, manufacturer ſtatt fabriquer für überflüſſig erklärt. Unir und réunir

*) Rien de plus saugrenu que de s'enquérir etc. II. 452; un problème aussi saugrenu II. 264; les développements saugrenus II. 533.

einen und vereinen, maigrir und amaigrir mager werden und abmagern; tournailler und tourniller, nur Beaumarchais hat das letzte für das erste gebraucht. Saisir ergreifen, und se saisir sich einer Sache bemächtigen. Décréditer und discréditer werden von der Akademie als ganz gleichbedeutend erklärt, und Hr. W. getraut sich für dießmal Nichts weiter darüber zu bemerken. Reconnaitre erkennen und distinguer unterscheiden. Avoir l'égard de — le devoir de, — l'intérêt de, Rücksicht, Pflicht und Interesse, sprechen von selbst ihre Verschiedenheit aus: Avoir de quoi manger tous les jours und avoir tous les jours de quoi manger, das erste bezeichnet den Reichthum, der gewiß ist, nie der nöthigen Nahrung zu entbehren; das zweite die Sicherheit, jeden Tag sein Mittagmahl bereit zu finden. Juger quelqu'un, Jemanden verurtheilen, verdammen, juger de quelqu'un, über Jemanden aburtheilen, absprechen. Servir a rien, servir de rien sind beide gleich gut im selben Sinne zu gebrauchen, aber einen verschiedenen geben die beiden Redensarten faire la cour und faire sa cour, das letzte unschuldiger und unverfänglicher, als das erste: Un galant homme fait volontiers sa cour aux dames; un homme galant leur fait la cour; à travers und au travers sind eben so zu behandeln, als près und au près, wovon das erste nur ein complément direct hinter sich hat, das zweite aber das Vorwort de fordert; also courir à travers champs und passer au travers d'un nuage. Par assez d'exemples wird verworfen, man muß sagen: par un assez grand nombre. Die Synonyme bilden die natürliche Brücke zu den Phrasen oder Redensarten, welche Hr. W. als sprachunrichtig, gemein oder geschraubt scharfer Kritik unterzieht: escompter l'avenir — la renommée, die Zukunft, den guten Ruf discontiren (vor der Zeit auszahlen), nur in dem Munde eines Wucherers zu dulden. Être en fonds pour prêter de l'esprit als kaufmänniſches Kauderwelsch verdammt. Remplir le but, les vœux, l'intérêt, le soin, man kann auch im Deutschen einen Zweck, ein Interesse, eine Sorgfalt nicht erfüllen, wohl aber die Wünsche, und Hr. W. ist also wohl zu sehr überkritisch, wenn er diese Redensart tadelt, nicht so, wenn er tressaillir de stupéfaction, palpitant d'actualité, piquer hautement u. dgl. verdammt. Faire la vole, die Karte schlagen, ist aus dem Italienischen faire la volte entstanden. Décrire une ligne droite, man kann nur Einen Kreis beschreiben und Eine Linie nur ziehen. Déposer un baiser (sur le front, sur la joue) ist wohl eine gezwungene und unnatürliche Redensart, aber deßhalb nicht expression dégoûtante et grotesque; hieher hätte auch die sieben und neunzig Nummern früher ange-

führte Phraſe des Beaumarchais gehört: déposez vos douleurs dans le sein d'un homme sensible, worin wir unmöglich, wie Hr. W., in dem Schooße überhaupt etwas Unanſtändiges oder Fades finden können. Demander des excuses in dem Sinne: um Entſchuldigung bitten, ſoll gefehlt ſeyn, und jene Phraſe im Franzöſiſchen nur heißen, daß man Entſchuldigungen begehre; man könne im Franzöſiſchen nur richtig ſagen: faire des excuses. Dieſe Spitzfindigkeit liegt bloß im Sinne des franzöſiſchen Wortes demander, welches begehren und nicht bitten heißt. Der Deutſche bittet um Entſchuldigung, d. i. entſchuldigt zu ſeyn, und nicht, daß der Andere ſich entſchuldige, während der Franzoſe qui demande des excuses, die Entſchuldigung dem Andern abfordert. Unrichtig iſt ganz gewiß die Redensart démontrer des espérances, wenn dieſelbe nichts anderes heißen ſoll, als Hoffnungen beweiſen; aber ſehr mit Unrecht tadelt Hr. W. dieſe Phraſe, wenn ſie nichts als Hoffnungen bezeigen, heißen ſoll; warum ſollte man ſich nur des démonstrations de guerre und nicht auch des démonstrations d'espérance denken können. Hieher hätte auch (Nr. 319) démonstration gehört, wider deſſen Gebrauch als ſynonym von démarche, déclaration, manifestation, menace Hr. W. proteſtirt. Dem démontrer des espérances (Nr. 122) hätte ſogleich 245 angereihet werden ſollen, wo von espérer im Sinne von penser die Rede iſt. Die Redensart: ich hoffe, daß Sie ſich wohlauf befinden, wäre alſo auch im Deutſchen fehlerhaft: Si vous croyez que la santé de ce personnage est bonne, si vous supposez qu'il est content, vous n'avez que faire d'espérer. Mit gleicher haarſpaltenden Logik wird die Phraſe: Il vous aime de tout son cœur, je vous le promets getadelt: Si cette affection est déja donnée, vous ne pouvez plus la promettre. Den Unterſchied zwiſchen saigner au nez, par le nez und du nez verwirft Hr. W. ganz und gar, erklärt nur das letzte für richtig, ſpricht ſich aber für die doppelte Bedeutung des saigner du nez aus, welches im phyſiſchen Sinne: aus der Naſe bluten, im moraliſchen: ſich zurück ziehen, und ſich fürchten heiße, weil der Raufer, wenn ihm die Naſe blutig geſchlagen worden, ſich zurückziehe; dieſe von Hrn. W. beliebte Erklärung iſt offenbar eine ganz unrichtige; wenn der Raufer kein Feiger, ſondern ein Muthiger, ein Wackerer, (un brave) iſt, ſo wird er ſich wegen blutig geſchlagener Naſe nicht zurückziehen; wer aber zum Zweikampf gefordert, dazu nicht Luſt hat, kann ſich ſehr leicht mit Naſenbluten entſchuldigen und auf die Anekdote einer ſolchen Entſchuldigung dürfte der übertragene Sinn des saigner du nez

weit ſicherer gegründet ſeyn, als auf des Raufers blutig geſchlagene Naſe. Se repaitre (d'illusions) ſoll als viel zu materiell nicht geſtattet ſeyn Est-ce à dire qu'il faille admettre que l'âme mange des illusions? Non vraiment; welches Zartgefühl! Improviser une majorité ſei nicht erlaubt. L'improvisation n'a que faire là. Warum denn nicht? der Begriff von improviser iſt das gähe und plötzliche Hervorrufen einer Handlung. Wir bemerken hierbei, was noch nirgends geſagt worden, daß der Araber und der Deutſche für das Improviſiren Beide dasſelbe Bild des ſchnellen Aufſitzens zu Pferde angewandt: Aus dem Stegreife und el-mortedſchil*). Tenir gré, welches Cormenin ſtatt savoir gré gebraucht, wird als unnütze Neuerung verworfen Ueber die Verbindung von paraitre certain ſpintiſirt Hr. W., ob man es wohl ſagen könne, weil der Schein und die Gewißheit ſich widerſprächen, dieß ſcheint uns für gewiß höchſt übertrieben. Hieher hätte auch der in den Worten liegende Widerſpruch von guider au hasard gehört, wider welchen Hr. W. Proteſt einlegt. Confier des vues und demander le concours ſcheinen bloß deßhalb vor Hrn. W. nicht Gnade gefunden zu haben, weil Beaumarchais dieſelben gebraucht. Warum man ſeine Anſichten nicht Jemanden vertrauen und die Mitwirkung von Jemand begehren könne, leuchtet wenigſtens dem Deutſchen nicht ein. Daß je suis in der Bedeutung: ich folge, um der Zweideutigkeit willen zu vermeiden, ſcheint bloß geſagt worden zu ſeyn, um die Anekdote des Schulmeiſters anzubringen, der den hinter ihm hergehenden Knaben fragte, wie ſagt man auf lateiniſch: je suis un âne? — sequor asinum antwortete der Spitzbube. Wie die vorhergehenden Zeitwörter, ſo hätten auch die folgenden Hauptwörter, dann Beiwörter und Nebenwörter zuſammengeſtellt werden ſollen. Hauptwörter: recrudescence verwerflich, wenn es für Wachsthum gebraucht wird, wie z. B. la recrudescence des eaux de la Seine. Man ſoll nach Hrn. W. nicht ſagen können: mon avenir, son passé, weil die Zukunft Niemanden gehöre und die Vergangenheit nicht einmal von Gott abhänge; welche Rabuliſterei! als ob nicht jeder Menſch ſeine Zukunft und Vergangenheit habe. Da das Wort génie die Schöpfungs- und Erfindungskraft des Geiſtes im Allgemeinen ſowohl, als die individuelle eines einzelnen Menſchen bedeutet, ſo darf eben ſo wenig als bei den Wörtern opinion und goût das dieſe Wörter

*) Mortedſchil fehlt in Freytags Wörterbuch in der doppelten Bedeutung des aus dem Stegreif Aufſitzenden und Declamirenden, beide Bedeutungen finden ſich im Commentar des Diwans der Hodeiliten, wo Fr. dieſelben überſehen hat.

vertretende Fürwort in einer verschiedenen Bedeutung gebraucht werden; man kann also nicht sagen: ils attendaient le travail du génie, pour aider au leur, dieß könnte man auch im Deutschen nicht sagen, wenn génie oben das Genieweſen bedeutete, und das leur ſich auf den Genius bezöge. Man kann nach Hrn. W. ſagen: on punit quelqu'un, aber nicht on punit quelque chose, und warum denn nicht? wie kann einem Styliſten, wie Hr. W, eine der gewöhnlichſten Metonymien: der Wirkung ſtatt der Urſache unbekannt ſeyn? ob man die Urſache (den Verbrecher), oder die Wirkung (das Verbrechen) beſtraft, kömmt in der Rede doch auf Eines hinaus. Der Ideenverbindung nach hätte das ſechs- und ſechzig Nummern (70—136) früher ſtehende monnaie pour punition hieher gehört. Das Wort malédiction in dem Sinne von Fluch, ſtatt Verwünſchung gebraucht, gehöre, ſagt Hr. W. der hölliſchen Literatur an, deren Reich in Frankreich nur ſieben Jahre gedauert habe (wirklich nicht länger? und nicht bis auf den heutigen Tag?). »Wer hätte jemals in fünf Sylben, oder auch nur in vieren, wie damnation! geflucht?« Hr. W. muß alſo das letzte Wort als Fluch nie in dem Munde eines Engländers und noch viel weniger vielſilbige Flüche, wie z. B. das türkiſche: Anasini Babasini Kardaſchini sikdüm gehöret haben. Beiwörter: bien portant kann nur heißen, der gut trägt, und nicht, der ſich gut befindet; revenant ſoll nicht für agréable, joli, gracieux gebraucht werden; Hr W. bemerkt, daß der Abbé Desfontaines in ſeinem im J. 1726 erſchienenen Neuwörterbuch das in den obigen Bedeutungen gebrauchte Wort avenant verworfen, der Gebrauch aber ſeinen Ausſpruch nicht beſtätiget habe; nach hundert zwanzig Jahren dürfte über revenant dasſelbe von einem Nachfolger Hrn. W.'s bemerket werden. Pédestre ſteht im Wörterbuche der Akademie mit Recht als Gegenſatz von équestre, was Hr. W. nicht zugeben will, wiewohl wider eine Statue zu Fuß eben ſo wenig als wider eine Statue zu Pferd einzuwenden iſt. Capital ſoll nicht als Adjectiv gebraucht werden, ſtatt: remarquable, important, considérable, deſto mehr iſt im Deutſchen der Kapitallümmel, der Kapitaleſel oder gar der Kapitaldummkopf zu verwerfen. Hr. W. begreift nicht wie die Leidenſchaft (z. B. ein edler Zorn) verſchönern, der Unwille die Bruſt aufſchwellen könne und findet es alſo höchſt ſonderbar, daß man beau de passion — gros d'indignation ſage; auch ein nüchternes Gaſtmahl, ein nüchternes Leben, das vom Wörterbuche der Akademie als ſprachgebräuchlich anerkannt worden, geht über die nüchterne Faſſungskraft Hrn. W.'s, welcher, um uns eines öſterreich-

landschaftlichen Ausdruckes zu bedienen: sehr begriffstützig ist. Die Verfasser von Sing- und Liederstücken werden getadelt, daß sie une chose convenue sagen, und sogar Molièren der Titel seiner Komödie le mariage forcé vorgeworfen, weil nicht die Heirath, sondern man nur zur selben gezwúngen werden könne, so könne man auch nicht un ouvrage réfléchi sagen, weil man nur über ein Werk, und nicht ein Werk nachdenke. Hr. W., wie man sieht, ist eben so stützig im Fache der Ellipsen, als in dem der Metonymien, er kann sich le mariage forcé gar nicht als: un mariage auquel on a été forcé und un ouvrage réfléchi gar nicht als un ouvrage sur lequel on a réfléchi denken. Mitoyen darf nach Hrn. W.'s Ausspruch nur von Mittelmauern gebraucht werden. La plus particulière estime heiße nichts. Demnach dürfte auch der Deutsche hinfüro nicht mit »ganz besonderer Hochachtung« verharren, er dürfte auch nicht von angewöhnter Ordnung sprechen, denn Hr. W. verwirft dieselbe als unrichtig, wiewohl Roxane im Bajazet Racine's spricht: »Et que tout rentre ici dans l'ordre accoutumé!« Den Deutschen rettet hier sein Unterschied zwischen gewohnen und gewôhnen, welcher dem Franzosen nicht zu statten kömmt. »Es verrathe wenig Urtheil, wenn man das Wort accident mit Beiwörtern, wie: épouvantable, horrible, terrible verbinde, denn wenn der Zufall so schwer sei, daß ihm eines dieser Epithete zukomme, so sei er schon (hear hear!) eine Begebenheit (un événement), welche allein solche Epithete verdiene.« Uns scheint daß dieselben sowohl dem Zufalle, als der Begebenheit werden dürften, indem der wesentliche Unterschied zwischen jenem und dieser nicht in der Schwere und Größe ihrer Folgen, sondern nur im Zufälligen und Zeitlichen liegt. Plein de cœur soll man nicht sagen können, wiewohl man plein d'esprit und plein d'imagination sagt; eben so wenig curiosité paradoxale, wiewohl den Sinn der Neugierde nach Paradoxen Jedermann versteht. En état de ist mit großer Behutsamkeit zu gebrauchen. Nach Hrn. W. ist es nur mittelmäßig correct, zu sagen: Ils se sont mis en état d'opposition, en état de sollicitations, en état de réclamations très-pressantes est détestable. Der, von der Akademie gebilligte Ausdruck: »vis-a-vis de rien« erscheint Hrn. W. als eine zu kühne Redefigur, weil man sich ja gegenüber dem Nichts nicht denken könne. Fleur d'orange sei unrichtig, weil nicht die Frucht, sondern der Baum die Blüthe trage, eben so sei es unrichtig visiblement ému zu sagen, statt sensiblement ému, weil sich die innere Bewegung nur fühle nicht schaue. Es ist doch zu sonderbar, daß Hr. W. nie in seinem Leben den äußeren Ausdruck irgend einer Leiden-

ſchaft oder eines Affektes geſehen haben ſoll, visiblement ému iſt im Franzöſiſchen gewiß eben ſo ſprach- und ſachrichtig als das deutſche ſichtbar bewegt. Sur le tapis, wofür der Deutſche auf dem grünen Tiſch ſagen kann, wird für eine ſeltſam triviale Redensart erklärt, der Satz: un projet qui est sur le tapis du Conseil général als ein unheilbringender (proposition désastreuse) verſchrien, und: la question est encore sur le tapis gar als stupide gebrandmarkt. Pensez-vous que ces gens irrésolus aient fait étendre un tapis devant eux pour délibérer? auf die Gefahr hin, alle dieſe drei Schimpfwörter auf uns zu laden, ſei es erlaubt, Hrn. W. zu bemerken, daß bei dieſer Redefigur gewiß Niemand an einen über den Rathstiſch ausgebreiteten Teppich denkt, und daß dieſelbe nicht von ſolchem, ſondern von dem tapis der Freimaurerlogen herſtammt. Das ſeit einiger Zeit in Frankreich gäng und gäbe poitrine d'homme ſei, ſagt Hr. W., dem cœur d'homme Rouſſeau's nachgebildet, wahrſcheinlicher iſt jenes eine Ueberſetzung des deutſchen Männerbruſt. Gelegenheitlich der Redensart coquette comme une divinité païenne werden die Göttinnen des Heidenthums wider den Vorwurf der Gefallſüchtigkeit in Schutz genommen: Une divinité païenne est simple, grande, noble, froide; elle sourit paisiblement et sans grimace; les plis de sa robe sont majestueux, et son aspect éloigne toute pensée susceptible d'être exprimée par l'adjectif coquet. Davon, daß dieſe Redensart ſich wohl auf nichts anders, als auf die Nacktheit der Gemälde und Statuen der Göttinnen des Heidenthums beziehe, hat die keuſche Phantaſie Hrn. W.'s keine Ahnung, und er hat durch Außerachtlaſſung dieſer Blöße eine große Blöße gegeben. Um nicht andere mehr dergleichen im lexikaliſchen Theile ſeines Werkes aufdecken zu müſſen, wenden wir uns zum grammatikaliſchen, welcher ebenfalls leicht nach den Redetheilen zu ordnen geweſen wäre. Artikel: der unbeſtimmte (un, une) kann ſich nicht auf ein Hauptwort mit dem beſtimmten (le, la) beziehen; der letzte darf nach Hrn. W.'s Ausſpruch zur Verherrlichung großer Künſtler oder Schriftſteller nur Familiennamen und nicht Vornamen vorgeſetzt werden, es ſei alſo richtig le Tasse zu ſagen, weil Tasso der Namen einer Familie, aber le Dante ſei unrichtig, weil der große Dichter Allighieri (nicht Alligheri) geheißen habe. Dieſer haarſpaltende Unterſchied dürfte ſich ſchwerlich durch den Sprachgebrauch beſtätiget finden, welcher, wie Hr. W. ſelbſt anführt, le Guide zu ſagen berechtigt, wiewohl der Familiennamen des letzten Reni, und le Titien, wiewohl er von Haus aus Vecelli geheißen. Der Franzoſe ſollte hierin nicht die Italiener meiſtern wollen.

Ein seltsames Beispiel eines von Voltaire gebrauchten falschen Artikels ist un outre statt une outre, was um nichts besser ist, als im Deutschen der Butter statt die Butter. Adjective: autre wird bald als Fürwort, bald als Beiwort gebraucht, im letzten Falle darf es nicht ohne sein Hauptwort gesetzt werden; in tout autre bleibt das tout unverändert und Mirabeau wird getadelt, daß er gesagt: Et vous, Messieurs, qui, plus que tous autres. Für die Plurale brutaux und triviaux von brutal und trivial werden Beispiele aus französischen Classikern angeführt; die Plurale venaux, décimaux, glacials, finals bleiben streitig. Nouveau und nouvelle geben einen andern Sinn, je nachdem sie vor oder nach dem Hauptworte stehen, une nouvelle incartade ist der letzte Ausfall; une incartade nouvelle einer von ganz neuer Art; des livres nouveaux sind jüngst erschienene Bücher, de nouveaux livres solche, die man erst aus einer Bibliothek geholt hat, wenn sie auch zwei hundert Jahre alt sind. Dem Adjective plus vorzusetzen, ohne Vergleichungsstaffel, ist ein Latinismus, dessen sich besonders M. Sainte-Beuve schuldig macht, wie z. B. im Verse:

» Elle était douce, bonne, avec un front plus triste. «

Ueber die Participien nichts Neues, nur ein Paar nach den bestehenden Regeln gegründete Kritiken, z. B. Voltaires, welcher Madame, je vous ai vengé statt vengée geschrieben. Fürwörter: sie dürfen in keiner andern Zahl stehen, als das Hauptwort, worauf sie sich beziehen; gefehlt sind also die Sätze: parmi les matériaux — l'epithète est celui, und à ce délicit, — il faut joindre ceux; das Deutsche ist nicht so häkelig und wählerisch als das Französische; dieses verbietet auch, daß sich das persönliche Fürwort auf ein unbestimmtes Hauptwort beziehe, es ist also nach Hrn. W. nicht erlaubt zu sagen:

J'étais loin d'espérer que jamais souveraine
Daignerait m'accueillir sous son manteau de reine.
Elle l'a fait, pourtant.

Dieß scheint uns zu weit getriebene Pünktelei, da wider die logische Begriffrichtigkeit des Satzes nichts einzuwenden ist: » Ich hoffte nicht, daß je eine Monarchin mich aufzunehmen geruhen würde, Sie hat es dennoch gethan; « — da Sie als eine bestimmte Monarchin doch in die allgemeine Kathegorie irgend einer Monarchin fällt, so scheint uns der obige Bezug ganz erlaubt und richtig. Die Regel der französischen Grammatiker Féraud, Domergue, Lemare, daß die Fürwörter celui und celle nie unmittelbar ein Particip hinter sich haben können, und daß man also nicht sagen kann: celles gravées, wird um

ſo mehr eingeſchärft, als faſt alle Zeitſchriften und die Hälfte der Schriftſteller wider dieſelben ſündigen. Chateaubriand und Boſſuet werden als Verletzer der Regel, daß das Zeitwort être immer mit dem vorhergehenden Fürworte ce in der Zahl übereinſtimmen müſſe, an den Pranger geſtellt; jener hat geſagt: ce n'est pas, ſtatt ce ne sont pas les journaux, dieſer: c'est ſtatt ce sont des montagnes inaccessibles, ein gleicher Solöcismus iſt es zu ſagen c'est moi qui est, ſtatt c'est moi qui suis. De qui kann ſich nur auf Perſonen und nicht auf Sachen beziehen, alſo nicht: regarde ces guérets de qui les bleds touffus. Hieher hätte auch der ſechs Nummern früher getadelte Latinismus gehört: votez donc ce subside extraordinaire, qui puisse-t-il être suffisant! Die Zweideutigkeit, welche entſteht, wenn Fürwörter ſich nicht ſtreng an das vorhergehende nächſte Wort beziehen, wird unſerem Bedünken nach zu ſtreng getadelt, ſo Voltaire im Zadig: on lui donne un billet; il doute si c'est un songe; wer wird wohl mit Hrn. W. das c'est unmittelbar auf das Billet beziehen, als ob dieſes der Traum ſei; mit größerem Rechte trifft der Tadel der Zweideutigkeit den folgenden Satz Voltaires: Zadig courut se jeter entre elle et ce barbare. — Il lui dit, weil es ungewiß, ob das il ſich auf Zadig oder auf den Barbaren beziehe.

Die Regel, allen doppelſinnigen Bezug der Fürwörter zu vermeiden, kann auch im Deutſchen nicht genug eingeſchärfet werden; wenn es z. B. in einem Zeitungsblatte heißt: »Herrſchaftsbeamte und Oekonomen, welche die Bauern an die Obrigkeit ablieferten,« ſo kann nach der Folge des deutſchen Redeſatzes, in welcher der Nominativ in der Regel vorausſteht, dieſer Satz nicht anders verſtanden werden, als daß die Bauern von den Herrſchaftsbeamten und Oekonomen an die Obrigkeit abgeliefert worden ſind, während gerade das Umgekehrte geſagt werden wollte. Wider ſolchen falſchen Bezug iſt nicht nur im Franzöſiſchen, ſondern in allen Sprachen mit gutem Rechte zu eifern. Mit derſelben Strenge, womit oben der Bezug des Fürwortes celui auf matériaux und von ceux auf délicit verworfen worden, wird auch nicht geſtattet, daß zwei Adjective einem Hauptworte, das in zwei verſchiedenen Bedeutungen gebraucht wird, ohne Wiederholung deſſelben beigelegt werden; man kann im Deutſchen ohne Anſtand »die tragiſche und komiſche Scene, die lateiniſche und franzöſiſche Sprache« ſagen, aber nach Hrn. W. nicht im Franzöſiſchen la scène comique et tragique, la langue française et latine, ſondern das Wort scène und langue muß auch vor comique und latine wiederholet werden; dieß erſcheint uns als große Pedanterei, weil ſo-

wohl das Tragiſche als das Komiſche in dem Begriffe der Scene, das Lateiniſche und Franzöſiſche in dem der Sprache aufgehen. Eben ſo eifert Hr. W. wider den Bezug eines Zeitwortes auf zwei verſchiedene régimes, deren eines dem Zeitworte nicht zukommt, z. B. in der Unterſchrift eines Porträts des Abbé Delille:

» On ne put arracher un mot à ma candeur,
» Une ligne à ma plume, un détour à mon coeur.«

On n'arrache pas, ſagt Hr. W., un détour; ſo dürfe man auch nicht, meint Hr. W., zwei zu ſehr dem Begriffe nach verſchiedene Wörter mit dem Worte oder verbinden, man könne allenfalls ſagen: les principes ou éléments des choses, aber nicht une allusion ou requête poétique. Auf ſolche Sprachverfeinerung könnte man wohl die franzöſiſche Phraſe: chercher midi à quatorze heures anwenden; ein anderes iſt's mit den von Hrn. W. getadelten falſchen régimes, worüber nur der Sprachgebrauch entſcheiden kann. Accusateur als Adjectiv gebraucht, hat kein régime hinter ſich, man kann alſo nicht ſagen: considérant accusateur des tribunaux. Den Artikel über die Verſchiedenheit von engager de und engager à hätte ſich Hr. W. erſparen können, da derſelbe ſich in ſo vielen Sprachlehren befindet. Triompher de kann im Franzöſiſchen nach Hrn. W. nur im Sinne von beſiegen und unterwerfen, aber nicht in dem Sinne des deutſchen: über Etwas triumphiren, gebraucht werden, der Franzoſe darf nicht, wie der Deutſche, aus Schadenfreude über Etwas triumphiren; ſo iſt der Deutſche auch ohne Anſtand über Etwas glücklich, während der Franzoſe nach Hrn. W. nur ſchlechtweg glücklich ſeyn, und nicht ſagen darf: nous sommes heureux d'avoir à signaler, nous sommes heureux de lui rendre cette justice. Voltaire wird von Hrn. W. belehrt, daß man nicht consentir de, ſondern nur consentir à ſagen könne. Nothwendig wird dieſes à bei répondre gefordert: on répond à une lettre und nicht on répond une lettre, daher auch une lettre répondue unrichtig. So kann man auch nicht ſagen: penser quelque chose, ſondern man muß ſagen à quelque chose: ſo leidet auch s'écrier kein régime hinter ſich, und Voltaire wird getadelt, weil er geſchrieben: secourez-moi, s'écria-t-elle à Zadig. Gegen Voltaire getraut ſich Hr. W. doch nicht gar ſo grob zu ſeyn, als gegen die Grammatiker, ſeine Vorfahrer, die Herren Duvivier, Noël und Chapſal, welche den Unterſchied zwiſchen oublier à und oublier de angegeben haben. Da dieſer Unterſchied verſchiedenen Sinnes, nach verſchiedenem régime bei den Wörtern engager, commencer, insulter quelqu'un und insulter à quel-

qu'un und anderen beſteht, ſo dürfte wohl auch ein Unterſchied ſeyn, zwiſchen oublier de und oublier à. und es iſt hart, wenn Hr. W. ſeine Vorfahrer mit dem folgenden Satze anläßt, den ſie ihm unverändert zurückgeben könnten, wenn ſie ſeine Artigkeit mit gleicher erwiedern wollten: Rien n'est plus misérable, en général, que la recherche de ces niaiseries difficultueuses, qui de la grammaire font une sorte de jeu de patience, et de la phrase, un jeu de mots. Daſſelbe iſt auch der Fall mit chicaner; Hr. W. ſagt: On chicane quelqu'un, on ne chicane pas quelque chose. Rivaliser iſt im Franzöſiſchen ein Zuſtandswort und kein wirkendes, man kann alſo nicht ſagen: on rivalise quelqu'un, ſondern avec quelqu'un. Bruire wird nur im Infinitiv und in der dritten Perſon der halbvergangenen Zeit der anzeigenden Art gebraucht, und hat kein Particip der gegenwärtigen Zeit. Bruissant est un gros barbarisme, was Hr. W. über assurer bemerkt, iſt in drei verſchiedenen Artikeln zerſtreut (Nr. 196): man kann nicht ſagen je t'assure, ſondern nur je te l'assure (Nr. 387), on s'assure qu'une assertion est exacte; mais on ne s'assure pas comment un livre est écrit (Nr. 367), die Wiederholung der vorletzten Bemerkung, man kann nicht wie Beaumarchais im Figaro ſagen: Monsieur je vous assure, ſondern je vous l'assure. Prendre une part bien vive wird getadelt: Comment une part peut-elle être vive? ſo auch essayer à demi, weil man Etwas mehr oder weniger, aber nicht nach Vierteln und Hälfte verſuchen könne. Welche chicane! wenn man Etwas zur Häfte verſucht, ſo verſucht man es doch weniger, als wenn man das Ganze verſucht hätte, und mehr als wenn es zum vierten Theile verſucht worden wäre. Vorwörter: Sous des couleurs, on ne peint pas plus sous des couleurs, que l'on ne dessine sous un crayon. Warum ſollte man nicht sous des couleurs ſagen können, wenn man, wie ſechs und vierzig Nummern weiter der Artikel 46 lehrt, ſehr richtig sous couleur ſtatt sous prétexte ſagt. Wieder um zwei hundert und eine Nummer weiter (250) kömmt sous le coup, das zu den beiden obigen gehört hätte, vor, als ein terme hasardé, peu nouveau, mais devenu commun dans les journaux politiques; ſo hätten auch envers (234) und vers (344) in einen und denſelben Artikel zuſammengefaßt werden ſollen. Après iſt im Franzöſiſchen bald Vorwort (das deutſche nach) bald Nebenwort (das deutſche hernach), nur im erſten Falle hat es ein régime hinter ſich und keines im zweiten. Auch depuis wird ohne régime gebraucht, wenn darunter eine ganze Folge verfloſſener Tage oder Jahre verſtanden wird, wie im folgenden Verſe Voltaires: »Qui depuis! . . .

mais alors il était vertueux.« Das Fürwort y (lehrt Hr. W.) darf keineswegs ohne Bezug auf ein vorhergehendes Wort als bloße ausfüllende Partikel gebraucht werden, und er tadelt den Vers Sédaine's, der vom Liebesgott gesagt: il n'y voit goutte. Da das Wörterbuch der Akademie den Ausdruck: n'y voir goutte, n'y entendre goutte aufgenommen, so wird dawider wohl um so weniger etwas mit Grund einzuwenden seyn, als je n'y vois goutte, sowohl dem Sinne als der Construction nach ganz analog mit je n'en sais rien; auch hier bezieht sich das Fürwort en auf kein vorhergehendes bestimmtes Wort, sondern auf irgend einen Gegenstand, wie y auf irgend einen Ort, der vorausgesetzt wird. Unrichtig ist der Gebrauch des en statt pour: il n'y a plus guère que les servantes à dire: Monsieur est parti en Suisse; vor auf einander folgenden Hilfszeitwörtern desselben Bezugs muß en wiederholt werden; weil es in Paul et Virginie heißt: elle — réservant ce bain — en avait creusé le lit, couvert le fond de sable, et semé sur ses bords des herbes aromatiques statt en avait creusé, — en avait couvert und en avait semé urtheilt Hr. W. von diesem Satze: peu de gens ont écrit une phrase plus déplorable que celle-là; so wird von der Redensart: épanché en gesagt: locution prétentieuse, recherchée, dépourvue de justesse, de sens et de pureté grammaticale; nicht viel höflicher wird Voltaire zurecht gewiesen, weil er en zugleich auf den Stier Apis und einen zu verzehrenden bezieht, indem er gesagt: nous adorons un bœuf, et nous en mangeons. Der Gebrauch des en statt comme wird des daraus entstehenden Doppelsinnes wegen verworfen, weil, wenn man je vous aime en frère sagt, niemand wisse, ob der Sprechende habe sagen wollen j'aime quelqu'un comme un frère aime oder j'aime quelqu'un comme on aime un frère, ob nämlich frère hier im Nominativ oder Accusativ stehe. Ob ich aber Jemanden wie ein Bruder, oder wie einen Bruder liebe, so ist die Bruderliebe doch immer eine und dieselbe und der von Hrn. W. getadelte Doppelsinn ist ein sehr gleichgültiger. Wie diese verschiedenen Bemerkungen über en hätten auch die über dont in einen Artikel gehört. Der Gebrauch von dont ist fehlerhaft hinter einem Hauptworte, welchem quelque als unbestimmtes Adjektiv vorgesetzt ist, also nicht: quelque beauté dont vous soyez douée, sondern de quelque beauté que. Wenn dont für à lui steht, ist lui nach demselben überflüssig, und Voltaire hatte also Unrecht im Zadig zu sagen: un ermite dont la barbe lui descendait jusqu'à la ceinture, oder wie Buffon vom Panther und den von seinem Herrn ihm vorgeworfenen Lämmern

oder Ziegen: dont il lui en jette un pour calmer sa fureur. Hr. W. erklärt dieſen Satz für eben ſo wild und reißend als der Panther ſelbſt; ſo wie hier lui nach dont überflüſſig, ſo iſt es dieſes nach de, alſo nicht: Est-ce de l'intérêt particulier des écrivains dont il s'agit? weil dont und de eins und daſſelbe régime, ſondern: Est-ce de l'intérêt des écrivains qu'il s'agit? Ueber den doppelſinnigen Bezug von dont in der folgenden Phraſe der Vorrede zu den Synonymen des Abbé Girard ein langer Artikel von vier Seiten: qualité aussi rare qu'aimable, dont le goût est capable de faire briller le vrai; das Fürwort dont beziehe ſich hier nicht auf die Eigenſchaft, ſondern auf den damit Begabten, und ſtelle alſo eine unmögliche Ellipſe vor; ſicher iſt es, daß eine Eigenſchaft keinen Geſchmack haben kann, und der Fehler liegt alſo im Unlogiſchen des Gedankens, wovon das dont der Ausdruck. Die Bemerkung über den Unterſchied von dont und d'où, wovon das erſte ſich ſich auf eine Perſon, das zweite auf einen Ort bezieht, iſt, wie Hr. W. ſelbſt bemerkt, nicht neu, ſondern längſt von Vaugelas gemacht. Der Unterſchied zwiſchen pas und point iſt aus allen Sprachlehren bekannt, demnach ſollte Caſimir Delavigne nicht geſchrieben haben: ne le quittez point d'une minute, ſondern pas. Die Unklarheit des Gedankens wird dem Abbé Girard von Hrn. W. auch in dem folgenden Satze mit Recht vorgeworfen: sûr dans le goût par une réflexion cultivée, orné par une étendue immense de connaissances; hierüber ſagt Hr. W.: cette phrase déchire l'oreille, und ſetzt dann höchſt überflüſſig hinzu: Sûr par une réflexion cultivée, — est une tournure de phrase bonne pour un Allemand. Neunzehn Nummern früher (292—311) macht ſich Hr. W. über den Ausdruck: être octroyé sur, luſtig: expression dictée par l'afféterie d'un effet burlesque. Bindewörter: das Bindewort que darf als régime eines Zeitworts nie unterdrückt werden, alſo nicht mit Voltaire: j'espère même, je pourrai trouver, ſondern que je pourrai trouver. Que iſt fehlerhaft nach dem Adverb indépendamment, welches immer de fordert. In dem Gallicismus: c'est peu que de croire, c'est abréger sa vie que de dormir, darf es nicht unterdrückt werden. Hingegen verwirft es Hr. W. nach tâcher: ne dites pas: — tâchez que . . . mais, faites en sorte que je sois satisfait. Craindre que hat bald das ne, bald das ne pas hinter ſich, je nachdem der Sinn verſchieden: De crainte que vous ne lui parliez heißt: ich wünſche, daß Ihr mit ihm nicht ſprechen möget, und: de crainte que vous ne lui parliez pas heißt: ich würde unzufrieden ſeyn, wenn Ihr ihn zu

sprechen verhindert wäret. Dieser haarfeine Unterschied ist für den Deutschen schwer zu fassen. Ainsi donc und or donc, die sehr richtig zwei Sätze als Schlußwörter verbinden, nehmen sich übel am Anfange eines Satzes aus. — Et puis statt puis ist ein Italicismus (e poi), eben so ist das et, wenn überflüssig, zu vermeiden, wie z. B. in plus je grandis et moins je l'aime, statt plus je grandis moins je l'aime.

Wider die Herren Noël und Chapsal scheint Hr. W. bloß deßhalb einen besonderen Zahn zu haben, weil ihre Grammatik von der Universität zu Paris angenommen worden; er kritisirt ihre Definitionen der zusammengesetzten Wörter: des coq-à-l'âne, des pied-à-terre, des contre-coups, des arrière-saisons. Die coq-à-l'âne seien nicht, wie jene Herren gesagt: des discours sans suite où l'on passe du coq à l'âne, sondern des propos, des entretiens où il n'est nullement question d'âne ni de coq; wovon aber hier die Rede sei, wenn nicht von einem Hahn und einem Esel, das sagt Hr. W. nicht; daß man sagen müsse: cette femme, toute belle qu' elle est, und nicht toute belle qu' elle soit, haben schon jene beiden Herren bemerkt.

In die Syntax gehört, was über den fehlerhaften Gebrauch der Zeiten, Arten und den fehlerhaften Satz überhaupt gesagt wird. Zadig était persuadé que l'année était de trois cent soixante-cinq jours; es sollte heißen: que l'année est — dès ce jour, j'ai compris que vous aviez de torts — sollte heißen: que vous avez des torts. Der Gebrauch der bedingenden Art statt der künftigen Zeit, ist fehlerhaft. »Der Bücherliebhaber kann den Gedanken nicht ertragen, daß die von ihm so mühsam gesammelten Schätze nach seinem Tode zerstreuet werden sollen,« klingt im Deutschen ganz richtig, aber der Franzose darf nicht sagen: que ces trésors seraient dissipés — er muß sagen seront — eben so wenig darf die bedingende Art für die unbestimmte vergangene Zeit gebraucht werden, worüber sich schon Molière in den plaideurs lustig gemacht. On a appris que la flotte aurait mis à la voile le 7 mars, et qu'elle aurait doublé les Sorlingues, ist wahrer Zeitungsstyl, den nur jene lieben, die nie etwas Bestimmtes auszusprechen sich getrauen. Die bedingende Art leidet auch nicht den Infinitiv eines anderen Zeitworts in der vergangenen Zeit hinter sich; wenn es im Zadig heißt: ne vaudrait-il pas mieux avoir corrigé cet enfant que de le noyer, so ist es unrichtig, statt: que de l'avoir noyé. Seit einiger Zeit gebrauchen die Franzosen das Wort devoir nicht nur wie die Deutschen das Wort sollen als Hilfszeitwort, welches eine Thatsache bezweifelt, z. B.: ce criminel a dû subir la punition de son crime, der Verbrecher soll

den Lohn seiner That empfangen haben, sondern diese Redensart soll heißen: er hat seinen Lohn empfangen, was freilich fehlerhaft. Diese drei den conditionnel betreffenden Bemerkungen stehen unter den Nummern 21, 60, 215 weit von einander zerstreut, eben so weit aus einander die Bemerkungen über die construction équivoque und vicieuse (Nr. 43, 226, 360) die letzte nennt Hr. W. construction pénible, weil ni und bald darauf ne in zwei Zeilen Zadig's zweimal hinter einander wiederholt, dem Franzosen schwer und gebirgig dünkt: phrase lourde et montueuse. Fehlerhafte Ellipsen füllen vier Seiten unter Nr. 412, wie z. B. c'était un corps délicieux, que Mademoiselle de Coulanges. Der Fehler (le vice) liegt hier bloß in des Verfassers Einbildungskraft.

Alle folgenden Bemerkungen, welche ins Gebiet der Rhetorik gehören, wären besser dem zweiten Theile des Werkes, über den Styl, einverleibt worden, als daß sie unter den lexikalischen und grammatischen Bemerkungen zerstreut stehen. Z. B. Pleonasmen: à jamais immortalisés, s'entr'aider mutuellement, il n'a seulement qu'à se montrer, cadastre général de tout le pays u. s. w., mélancolie noire, weil μελας schon schwarz heißt; diese Kritik kann im Deutschen der schwarzen Schwermuth nicht gelten. Mirabeau hatte von einer ressource vraiment nationale avortée gesprochen, Hr. W. sagt mit Recht, daß ein Hilfs- oder Auskunftsmittel fehlen, aber nicht mißgebären könne. Was würde er sagen, wenn er wüßte, welchen Gebrauch die Deutschen von ressource machen, indem sie das Wort ohne Scheu vor barbarischer Sprachmengerei statt Erholungsort angenommen haben, wenn er wüßte, daß eine deutsche Stadt, welche das gute deutsche Wort des Erholungsortes an die Stelle des französischen ressource auf den Anschlagzettel setzen wollte, von der Regierung den ausdrücklichen Befehl erhielt, sich keines anderen Wortes, als des französischen ressource zu bedienen. Noirâtre soll ursprünglich doppelt schwarz geheißen haben, aus niger und ater zusammengesetzt, was schwer zu glauben, da alles für die Analogie der Bildung wie bleuâtre, verdâtre. Pleonasmen: à la dernière extrémité, appui tutélaire. Als Paralogismen werden aufgeführt: avant peu, statt dans peu; die Redensart excusez du peu, wird als jargon des ruelles fangeuses de la Cité erklärt. Solche unlogische Redensarten sind: deux lignes parallèles, qui aboutissent au même point, weil zwei parallel laufende Linien nie im selben Punkte endigen können; eben so: deux éléments, qui marchant en sens contraire, concourront ainsi au même but; weiters renoncer au grand avenir

inconnu qui lui est peut être réservé, weil man einer unbekannten Zukunft nicht entsagen kann, die nur vielleicht harrt; semblable en sens contraire. Als eine abgedroschene Redner- oder Schriftstellerformel wird das hâtons-nous de le dire verdammt. Als Beispiele endlich der schmarotzerischen Redeweise des neunzehnten Jahrhunderts (idiome parasite) das Folgende aus einer Rede Guizots: M. Thiers, je cite un cachet de sa politique, tient en plus grande considération que nous l'opinion extérieure quotidienne, oder die Muret de Bord's: Une fois les découverts de 1840—44 balayés par les réserves de l'amortissement, oder die folgende desselben: nous avons un emprunt à réaliser; cet emprunt a son affectation dans le complément d'exécution des travaux extraordinaires votés par la loi de 1841, affectation qui ne laisse rien de disponible. Eine Regel, die, wie Hr. W. selbst sagt, nicht in die Grammatik, sondern in die Lehre der Zierlichkeit, das ist also in die des Styles oder der Rhetorik gehört, ist der von ihm aus Anlaß eines Satzes des Abbé Girard erlassene Machtspruch wider die personnification d'un nom abstrait, modifié par un adjectif; der Abbé sagte: loin de soulever l'orgueil par une indifférence affectée, fille naturelle du dépit, weil die Gleichgültigkeit hier als eine Person erscheine, könne sie unmöglich geziert oder gekünstelt seyn. Das Warum sind wir durchaus nicht im Stande zu begreifen.

Da Hr. W. einen besondern Artikel mit der Ueberschrift épithètes mal placées hat, so hätten unter demselben füglich alle in ein Paar Dutzend anderen Artikeln ausgesäeten zusammengefasset werden können. Nichts ist im Französischen weniger gleichgültig, als die Stellung des Eigenschaftswortes vor oder nach dem Hauptworte; der verschiedene Sinn, der daraus entsteht, ist aus den Sprachlehren hinlänglich bekannt, aber auch ohne Gefahr von falschem Sinn beleidigt falsche Stellung das französische Ohr, wie z. B. Beaumarchais in: féminins bureaux d'esprit, lumière affreuse, verte intrigue, und Chateaubriand's présence envieuse: als übel gewählte Eigenschaftswörter werden in andern Artikeln die folgenden getadelt: minois tendre, ein Miniaturgesicht könne hübsch, gefallsüchtig, fein, aufreizend, aber niemals zärtlich seyn; das Warum? will uns eben so wenig einleuchten, als bei nature privilégiée, warum es keine bevorzugten Naturen geben könne; Widerspruch zwischen dem Hauptwort und Eigenschaftswort liege im franc scélérat, pur intrigant, vrai tartufe, vrai fourbe, vrai coquin, franc hypocrite,

franc gueux, wiewohl alle dieſe Ausdrücke vom Wörterbuche der Akademie gebilligt; front large ſei für die Schüler Dr. Gall's heute gleichbedeutend mit einem Menſchen von Kopf, aber un vaste front führe den Begriff von hohl mit ſich, wie: un vaste espace, une vaste caverne. Wir wiſſen nicht, wie Hr. W. in einen weit ausgedehnten Raum das Hohle hineinträgt; hingegen vertheidigt er wider die Herren Noël und Chapſal die humeur massacrante; nœud brisé ſei unrichtig, weil man einen Knoten nicht brechen, ſondern nur löſen könne; das mag ſo ſeyn, aber der Grund, aus welchem man nicht faibles attraits ſagen könne, überzeugt uns nicht: les attraits ne sont pas faibles, ou bien ils cessent d'être des attraits, es kann ja anziehende Reize von größerer oder minderer Anziehungskraft geben; ſo widerſpreche ſich auch sommation respectueuse, weil eine gerichtliche Aufforderung nie ehrfurchtsvoll ſeyn könne; warum denn nicht? wenn z. B. eine Commiſſion des Landrechts ſich zu einem Miniſter begibt, um denſelben zur Ablegung einer Zeugenſchaft oder eines Eides aufzufordern. Höchſt pedantiſch iſt die Einwendung wider die Redensart: verser de douces larmes, weil die Thränen immer geſalzen, nie ſüß ſeyn könnten, de douces larmes ſei um nichts beſſer, als des larmes sucrées. Hr. W. ſcheint alſo die ſüßen Thränen der Freude nie gekannt zu haben; duel politique ſei eben ſo unverſtändlich, als der Titel eines alten Singſpiels: Rendez-vous bourgeois; wir denken dieß nicht, wir denken vielmehr, daß man in Frankreich eben ſo gut verſtehe, was ein politiſches Duell ſei, als in Deutſchland, was Göthe mit dem bürgerlichen Epos gemeint; auch dürfte man ſowohl in Frankreich als in Deutſchland verſtehen, was der Ausdruck pathos philosophique ſagen will, wenn gleich das philoſophiſche Pathos ſelbſt Niemand verſtände; im ſelben Artikel ſtellt Hr. W. mit dem philoſophiſchen Pathos die impersonnalité zuſammen und erklärt dieſe für einen Barbarismus, wiewohl man ganz gut und richtig personnalité ſagt, und die Unperſönlichkeit das Entgegengeſetzte der Perſönlichkeit iſt. Chateaubriand wird mehrmal, jedoch ohne genannt zu werden, kritiſirt, ſo z. B. weil er in ſeiner Beſchreibung von den Klöſtern des Libanon geſagt, daß die Glocken der Klöſter und Lazarete inmitten des Reichs der Ungewitter und Gefahren, Ideen ſtiller Ruhe und Hilfe (des idées de calme et de secours) hineintragen. Hr. W. begriffe allenfalls des idées calmes aber des idées de calme ſei ein wolkiger Ausdruck (expression nuageuse). Was von dem Widerſpruch zwiſchen dem Hauptworte und Eigenſchaftworte oben geſagt worden, wendet Hr. W. auch auf den Widerſpruch zwi-

schen dem Eigenschaftsworte und dem dasselbe näher bestimmenden Umstandsworte an (adverbe contrastant avec l'adjectif), wie effroyablement belle, horriblement admirable, plaisamment formidable, tristement bouffonne.

Keine Gnade finden vor Hrn. W. die Epithete fulgurant, délirant, fantasmatique, für phantomenartig, und balsamique in der Phrase: l'air qu'on respirait auprès de vous, Madame, était balsamique; Hr. W. erklärt, daß dieses nach der Apotheke rieche; von merveilleux appas sagt er: cela est bien vieux, bien lourd, bien froid, et ne se rencontre plus guère que dans les vers des rhétoriciens; er erhebt sich überhaupt als Gegner mehrerer längst im Französischen gäng und gäben Epithete und Metonymien, z. B. wie l'illustre aveugle für Homer, noble poussière, wiewohl diese durch die Phèdre Racines geadelt ist; der Abbé Delille habe Unrecht gehabt von M. Becker's coursiers dételés zu sprechen, da dieser bloß in einer Postkalesche mit Postpferden angefahren sei. Diese prosaische Ansicht Hrn. W.'s bricht über die ganze edlere Sprache der Poesie den Stab, er bekämpft vorzüglich die Eigenschaftswörter derselben, als épithètes fades, z. B.

Je vois ce cloître vénérable,
Ces beaux lieux du ciel bien aimés
Qui de cent temples animés
Cachent la richesse adorable;

so auch:

Que c'est une chose charmante
De voir cet étang gracieux
Où, comme en un lit précieux,
L'onde est toujours calme et dormante;

und wieder:

Quelles richesses admirables
N'ont point ces nageurs marquetés,
Ces poissons aux dos argentés
Sur leurs écailles agréables!

Diese Epithete könnten den fadaises zugezählt werden, denen Hr. W. mit Recht den Krieg erklärt, und zu denen auch die locutions trop recherchées, wie die folgenden, zu rechnen sind. Escompter l'avenir, — la renommée; s'éterniser von einem Menschen, der lang an einem Orte bleibt: il s'y éternise. Chateaubriand's: ainsi chantait l'ancien des hommes, worunter nur ein gewöhnlicher Greis, und nicht der Alte der Tage im Sinne der Schrift gemeint ist; weiters: astre des nuits — rivage enchanteur, sein d'albâtre, ruisseau limpide, voûte azurée. Das Gepräge des Styls ist im Fran-

zösischen als cachet du style längst gäng und gäbe, Hr. W. protestirt aber wider den jüngsten Gebrauch des Wortes im Sinne von Charakter, bei Gemälden, Versen u. s. w., z. B. ce tableau a du cachet, ces vers manquent de cachet; eben so sagt man längstens auf Französisch serrer les pouces à une personne, und serrer de près, für eng einschließen; Hr. W. aber billigt nicht die Metapher bei metaphysischen Gegenständen: serrer de près un argument, — serrer de près une question; auch das in der französischen Poesie gäng und gäbe guérets für Schlachtfeld will Hrn. W. eben so wenig munden, als die fougère, die coudrette oder l'ormeau, worauf oder worunter man tanzt. Diesen Redensarten kann Hr. W. nur daß sie abgenützt und folglich gemein und nicht, daß sie gezwungen seyen, vorwerfen; den Vorwurf des Gezwungenen oder Lächerlichen macht er den folgenden Metaphern: la clef de la voie sociale; einen mit einem Schlüssel aufzusperrenden Weg kann sich Hr. W. nicht denken, wie aber, wenn dieser Pfad zu Casematten oder Gefängnissen führte, also versperrt wäre und nothwendig einen Schlüssel haben müßte; er begreift auch nicht, daß wenn man schlecht kutschirt, man mit einem Wagen ins Meer fahren könne und kritisirt also unter Nr. 153 die folgende Redensart: le char de l'État entravé dans les flots d'une mer orageuse. Die beiden schönen klassischen Bilder des Staatsmannes, welcher das Viergespann des Staates lenkt, oder das Staatsschiff steuert, werden wegwerfend behandelt: pauvre et vieille figure! dire d'un héros qu' il conduit le char de l'État, c'est l'assimiler à un cocher. Wir bedauern Hrn. W. aufrichtig, daß er das Curriculum vitae aus Cicero nicht kennt, und dasselbe nie auf den Basreliefs alter Sarkophage abgebildet gesehen, und noch mehr, daß ihm die schöne horazische Ode: O navis, referent in mare te novi fluctus? wo das Schiff nur ein Bild des römischen Staatsschiffes, so gänzlich unbekannt; wie diese klassischen Bilder, sind ihm auch die römischen Cineres verhaßt, welche die französische Poesie als cendres aufgenommen; er sucht dieß lächerlich zu machen, indem er bemerkt (Nr. 251), daß, als die Franzosen Napoleons Asche von St. Helena zurückbrachten, bei Eröffnung des Sarges, statt der Asche, sich ein ganzer Leib in voller Uniform darin vorgefunden. Dieses Hrn. W. so lächerliche Bild hätte unter dem hundert zwanzig Nummern früher stehenden Artikel (128) aufgeführt werden sollen; in demselben macht er sich über Cousin's route frayée avec des larmes et du sang, lustig, weil man mit Thränen und mit Blut keinen Weg bahnen könne. Vermuthlich hat ihn die Ehrfurcht für

Chateaubriand beſtimmt, folgenden Artikel nicht in dem der images ridicules, ſondern nur in dem der images forcées aufzunehmen: Mila a les yeux d'une hermine et la chevelure légère d'un champ de riz; sa bouche est un coquillage rose, garni de perles; ses deux seins sont comme deux petits chevreaux sans tache, nés au même jour d'une même mère. Bouhours hatte geſagt: nous ne sommes plus au temps du zénith de la vertu, du solstice de l'honneur, et de l'apogée de la gloire. Dieſes Wort des großen Sprachlehrers hat ſich nicht bewährt, indem die Franzoſen noch heutigen Tages nicht nur l'apogée de la gloire beibehalten, ſondern ſogar auf den Frühling und die Krankheiten übertragen haben: l'apogée du printemps; les grandes eaux sont à leur apogée — la maladie est à son apogée. Unter dem Artikel 389 kommt gar eine Phraſe vor, die in der Ueberſchrift für ein bloßes Schattenbild eines Gedankens (simulacre de pensée) erklärt wird, nämlich un tableau fidèle doit tout peindre, le bon et le mauvais côté. Hr. W. beweiſet der Länge und Breite nach erſtens, daß ein Gemälde ſelbſt nicht malen könne; zweitens, daß man nicht zugleich die gute und ſchlechte Seite eines Gegenſtandes auf demſelben Gemälde darſtellen könne, und daß daher die obige Redensart gar keinen Sinn habe; er ſcheint nie von der ſixtiniſchen Kapelle und dem Gemälde Raphaels, in welchem Himmel und Hölle in Einem Gemälde vereint ſind, gehört zu haben, oder er hat nie ein Gemälde geſehen, worauf ein Centaur, eine Sirene oder dergleichen abgebildet geweſen wäre, wo das Gemälde das Häßliche und Schöne, die gute und ſchlechte Seite des Fiſchweibs zugleich vorſtellt: ut turpiter atrum desinat in piscem mulier formosa superne. Hr. W. rennt wie hier oft ſeinen Gedanken als ein Wagenpferd nach, welches nur immer gerade aus ſchaut, weil es durch die Blenden rechts und links zu ſchauen verhindert iſt. Alle dieſe Bemerkungen hätten in den zweiten Theil, welcher die remarques sur le style enthält, oder mehrere Abſchnitte deſſelben wie afféterie, exagération dans les mots, abus des périphrases du Phébus, des vocables poétiques, des proverbes u. ſ. w. herüber gehört. So z. B. hält er ſich im erſten Theile Nr. 51 über den großen Mißbrauch des Wortes sein auf, und findet die Redensarten le sein du repos, le sein de la paix, le sein de la nature, ſehr fad, er warnet, daß man nicht wie Beaumarchais ſchreiben möge: déposez vos douleurs dans le sein d'un homme sensible; im zweiten Theile kömmt er unter den Vocables poétiques wieder darauf zurück und erklärt dem Buſen oder dem Schooße den Krieg, indem er le sein des eaux, le sein

des plaisirs, le sein de l'abstinence kritisirt; wozu diese Trennung? wozu diese Absonderung der oben angeführten Wörter von: guérets, char, coursier von den folgenden poetischen Vocabeln: atteinte statt blessure, ministre des autels statt prêtre, hymen statt mariage, trépas statt mort, chants statt vers u. s. w. Ministre des autels ist eben sowohl eine Umschreibung, als: auteur de mes jours für mon père, welches im nächstfolgenden Artikel: abus des périphrases steht, der größtentheils mit dem vorhergehenden oder anderen unter den remarques vorkommenden hätte zusammengeschmolzen werden sollen; so behandeln auch der Abschnitt des locutions trop recherchées im ersten und der Artikel afféterie im zweiten Theile ganz denselben Stoff. L'odeur de vos vertus erscheint Hrn. W. viel zu biblisch; noch weniger verträgt er den parfum doré de poésie, wiewohl eine von den Sonnenstrahlen vergoldete Weihrauchwolke uns ein eben so schönes als richtiges Bild zu seyn scheint. Nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch empört uns sein Urtheil in dem gleich darauf folgenden Artikel des proverbes, der in die Lehre des Styles nur bei den Haaren hereingezogen werden kann. Er führt die folgenden von arabischen Juden herrührenden Sprichwörter an: Charité bien ordonnée commence par soi-même — Chacun pour soi et Dieu pour tous. — Aide-toi, le ciel t'aidera, und urtheilt dann vom Dreifuß: Quelle infâme sagesse! quels sentimens bas! Worin findet denn Hr. W. die Ehrlosigkeit der Weisheit und die Niederträchtigkeit der Gesinnung? etwa in dem letzten Spruche, welcher eine der schönsten arabischen Weisheitslehren, auf arabisch weit schöner und kürzer im Worte Ittakol fe tewwekol, d. i. schwinge das Schwert und traue dem Herrn — zusammengefaßt, und im Englischen wort- und reimgetreu übersetzt: Aim the sword and trust the Lord — lautet.

Wie manche Abschnitte des zweiten Theiles in den ersten herüber gehört hätten, so würden auch manche von diesem sich in jenem besser ausgenommen haben, z. B. der rhetorische Mißbrauch der Monatsdaten statt der verschiedenen Begebenheiten der französischen Revolution oder der Epochen, in welchen die verschiedenen jüngsten Ministerien eingetreten sind; die Hauptdaten der französischen Revolution, der 14. Juli, der 10. August, die ersten Tage des Septembers und des Octobers, sind in ganz Europa nur zu sehr bekannt; wer aber, der nicht auf das Genaueste in die Geschichte der verschiedenen Ministerien und der Kammern eingeweiht ist, versteht die folgende kalendarisch-lakonische Rede: Le 8 août triomphe du 13 juillet, malgré les efforts du 9 février, et le 12 mai, continué par le 8 mars,

après avoir lutté contre le 7 novembre, a vu le 29 octobre, rallié au 19 septembre, ramener sur l'horizon parlementaire le 18 juin. Um ein einziges Beiſpiel zu geben, wie Hr. W. ſeine Bemerkungen, ſei es aus Nachläßigkeit, ſei es abſichtlich, wie Heu und Spreu durch einander geworfen, ſetzen wir die den obigen Daten vor- und nachgehenden Paar Bemerkungen hieher. Man kann nicht ſagen: la plupart (vormals ſchrieb man beſſer la pluspart) ſtatt pour la plupart, man kann alſo nicht mit einem neueren franzöſiſchen Modeſchriftſteller ſagen: des femmes étiolées la plupart. Nach Hrn. W. kann der Franzoſe nur Perſonen und nicht unbelebten Dingen etwas vorwerfen. Hr. W. wirft einem berühmten Romanſchreiber den Satz vor: On pourrait reprocher un peu de maigreur a ses membres, écrit un romancier célèbre. Dieſe Bemerkung führt uns einen irgend in einem Ana geleſenen Spaß in's Gedächtniß zurück. Ein trunkener Krekeller (das Wort iſt ein barbariſches, aus dem franzöſiſchen querelleur entſtanden), welcher aus dem Wirthshauſe ging und an einen Eckſtein ſtieß, warf dieſem ſeine Unartigkeit vor, zog den Degen, fuchtelte tapfer darauf los, und als der Stein Funken gab, ſchrie er ihn mit dem Vorwurfe an: Ah, le coquin porte des armes à feu! Wiewohl Hr. W. dieſe Anekdote zu Gunſten ſeiner Kritik anwenden kann, indem der Trunkene ja nicht den unbelebten Stein, ſondern einen lebendigen Menſchen mit Vorwürfen zu überhäufen glaubte, ſo hat er doch vergeſſen, daß Naturmenſchen in der Regel auch unbelebte Gegenſtände wie lebendige Perſonen anreden und mit Vorwürfen überhäufen, ſo, daß ſich aus dieſem Geſichtspunkte die obige Phraſe des berühmten Romanſchreibers gar wohl rechtfertigen läßt. Wie dieſes Paar von Sprachbemerkungen der Verperſönlichung der Daten vorausgeht, ſo geht ihr unmittelbar das folgende Paar nach: de temps à autre ſtatt de temps en temps iſt barbariſch. Résulté, subvenu ſind die Participien zweier Mittelzeitwörter, die bald mit dem Hilfsworte avoir, bald mit être abgewandelt werden; das erſte wird gebraucht, wenn man bloß die durch das Zeitwort ausgedrückte Handlung in Sicht hat; das zweite, wenn ſich die Aufmerkſamkeit vorzüglich mit dem Zuſtande der Sache oder der Perſon beſchäftigt, auf welche ſich das Zeitwort bezieht; man ſagt alſo im erſten Falle on *a* subvenu à ses besoins; — il *a* résulté de cette affaire; im zweiten Falle: on *est* subvenu, — il en *est* résulté. In welcher logiſchen oder irgend welcher Verbindung ſtehen denn die fünf auf einander folgenden Bemerkungen über la plupart, reprocher, le dates, de temps à autre und der Gebrauch von avoir und être? Dieſe liebenswürdige Unord-

nung herrscht durch das ganze Werk. Den Unwillen Hrn. W.'s, der oben über die politischen Monatsdaten losgebrochen, theilen auch die zur Zeit der französischen Republik eingeführten Maße; nicht daß er das Decimalsystem verwärfe, sondern bloß die barbarischen Benennungen desselben. »Da das aus dem Griechischen genommene Wort mètre ganz dasselbe bedeute wie das französische mesure, so sei es ganz überflüssig gewesen, die barbarischen Wörter décimètre und centimètre einzuführen.« Ces mots hybrides, arlequins lexicographiques, ont été admis, et grâce à messieurs les savants, nous sommes en plein chevalorama. Statt kilomètre hätte die regelmäßige Ableitung von χίλιος kiliomètre erfordert, χιλλος heiße auf griechisch ein Esel. Hr. W. hat hier ganz und gar auf den Unterschied des griechischen χ und κ vergessen, indem er die Schreibung des einen und des anderen mit k ohne Anstand gelten läßt. Da das arabische Chi ganz derselbe Buchstabe mit demselben Laute wie das griechische χ, und die französischen Orientalisten jenes durchaus mit kh schreiben, so wäre die richtige Ableitung und Schreibweise von χίλιος erst nicht kiliomètre, sondern khiliomètre, und das irrige kilo (statt des richtigen khilio) hätte doch in keinem Falle mit killo verwechselt werden können. »Sonst habe man doch das gäng und gäbe Fußmaß der lieue gehabt, und der Fußgänger habe, diese mit Stunden vergleichend, darnach seine Schritte regeln und seinen Weg messen können.« Dieß ist eine unglückliche Anwaltschaft der lieue, welche nie in eine Stunde oder halbe Stunde richtig gepaßt hat, so daß der Fußgänger darnach die Stunden des zurückgelegten Weges nur höchst mühsam berechnen konnte. Hr. W. hätte sich also seine Wehklage über das außer Gebrauch gesetzte Wort lieue eben so ersparen können, als die darüber erhobene, daß das französische Gewicht la livre heute nur den Bruch eines kilogramme vorstelle. Rien d'incommode assurément, comme les onces, les livres, les gros d'autrefois; mais pourquoi ne pas rectifier la chose, en lui laissant son nom? »Man sage von einem jungen Mädchen, das mit Leichtigkeit tanze: elle ne pèse pas une once...., elle ne pèse pas une livre, nun versuche man zu sagen: elle ne pèse pas un décagramme, ou un demi-kilogramme.« Man sieht, daß Hr. W. keineswegs bei seinem grammatischen und lexikalischen Leisten bleibt, sondern sich in verschiedene höhere Regionen versteigt; so schwingt er sich auch ein Paarmal in's Gebiet der Aesthetik und der Philosophie, aber mit ikarischen Flügeln, auf. »Es gebe kein faux-merveilleux, wovon der Abbé Girard die Akademie unterhalten habe; wie seien denn die Worte zu verstehen: le faux-merveilleux de l'Arioste, — le faux-merveilleux du Tasse?«

Wie iſt es möglich, daß Hrn. W. hier nicht Boileau's le faux clinquant du Tasse eingefallen? Wie es wahre und falſche Goldflittern gibt, eben ſo ein wahres und falſches Wunderbares, eben ſo einen wahren und falſchen Geſchmack; daß die Akademie den letzten Ausdruck in ihrem Wörterbuche aufgenommen, betrübt Hrn. W. gar ſehr. L'admission de ce terme, dans le Dictionnaire de l'Académie, est affligeante. C'est un mot créé par l'intolérance littéraire, et c'est presque toujours la médiocrité qui l'emploie contre les esprits supérieurs et les génies indépendants. Da Hr. W. eben ſo wenig eine wahre und falſche Philoſophie, als einen wahren und falſchen Geſchmack gelten läßt, ſo hätte er beide doch im ſelben Artikel vereinen, und nicht um zweihundert Nummern (140 — 342) von einander trennen ſollen. Nach Hrn. W. gibt es weder einen falſchen Geſchmack, noch eine falſche Philoſophie, ja nicht einmal eine geſunde, denn er tadelt das von Lingay dem C. Delavigne ertheilte Lob: Son talent est resté fidèle au bon goût, à la saine philosophie; il avait mis son activité, son talent, aux ordres de la vraie philosophie.

Allen deutſchen Sprachmengern iſt vorzüglich der Abſchnitt zu empfehlen, welcher die Ueberſchrift: Invasion des mots anglais dans la langue française führt. Der Verfaſſer iſt, wie ſchon Eingangs dieſer Anzeige erwähnt worden, ein großer Feind des Engliſchen, wiewohl er einen engliſchen Vornamen Francis ſtatt François trägt. Ainsi fut constitué ce parler des Anglais, désagréable, dur, sifflant, hérissé d'épines et de ronces. Wenn dieſes Urtheil das ſehr einſeitige eines Franzoſen, ſo eifert er doch mit vollem Rechte wider die Einſchwärzung engliſcher Wörter und Redensarten, beſonders der von den Liebhabern der Pferde und des Wettrennens eingeführten des Stalles. N'est-il pas honteux qu'on écrive d'une femme — qu'elle a de la race, qu'elle est pur sang, qu'elle a de la croupe, qu'on lui trouve une belle encolure, un poitrail superbe, et le pas fringant. Dieß ſind zwar engliſche Redensarten von Roßkämmen und als ſolche in guter Geſellſchaft verwerflich, aber immer noch eher zu dulden, als die Einmiſchung rein engliſcher Wörter. Cette aimable marqueterie de langage devient, dans cette circonstance, aussi peu décente qu'elle est ridicule. — Les écrivains délicats doivent rejeter ces intrus avec horreur, et ne jamais encourager un ridicule caprice, qui offense à la fois l'oreille, le bon goût et le sentiment national. Mit wie viel größerem Rechte wären dieſe zu beherzigenden Worte an deutſche Sprachmenger gerichtet, bei deren Verfahren der Mangel an Geſchmack und an vaterländiſchem Gefühle bei weitem mehr in's Auge

ſpringt, als bei den Franzoſen, die ſich nur über ein Paar engliſche Eindringlinge der Reitſchule zu beklagen haben, während der Markt der deutſchen Sprache mit eingeſchwärzten Waaren aus allen Gegenden, mit griechiſchen, lateiniſchen, italieniſchen, engliſchen und vorzüglich franzöſiſchen Wörtern überfluthet iſt. Die Verderber der Sprache durch ſolchen Miſchmaſch werden ſich nächſtens nach aller Wahrſcheinlichkeit auf Goethe's Aeußerung in einem Briefe an Riemer erinnern, die ſo eben durch die allgemeine A. Z. [1]) allgemein bekannt gemacht worden. Dieſe Aeußerung Goethe's ſpricht aber vielmehr gegen, als für den Unfug der Sprachmengerei, welche ſich Goethe nur zu häufig zu Schulden kommen ließ. Er gibt Riemer'n »abermals völlige (volle) Macht und Gewalt, die fremden Worte (Wörter) aus der Handſchrift zu tilgen, in ſo ferne es möglich und räthlich ſei, wie Sie ſchon früher gethan.« Goethe erkannte alſo ſelbſt, daß er ſich in dem Gebrauche fremder Wörter zu ſehr habe gehen laſſen, und merzte dieſelben mit ſeinem Freunde Riemer nach Thunlichkeit aus. Dieſem Bekenntniſſe offener Schuld fügt er die folgende Bemerkung in einem etwas langen und ſchwerfälligen Redeſatze bei: »Ich muß Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich im Leben und Umgang, ſeit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geiſtloſe Menſchen ſind, welche auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen: denn da ſie den Werth eines Ausdrucks nicht zu ſchätzen wiſſen, ſo finden ſie gar leicht ein Surrogat (Erſatzmittel), welches ihnen eben ſo bedeutend ſcheint, und in Abſicht auf Urtheil haben ſie doch etwas zu erwähnen und an den vorzüglichſten Schriftſtellern etwas auszuſetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunſtwerken zu thun pflegen, irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perſpective (Fernſichtszeichnung) mit Recht oder Unrecht rügen, ob ſie gleich von den Verdienſten des Werks nicht das Geringſte anzugeben wiſſen.« Dieſer großentheils wahren Bemerkung erlauben wir uns die folgende, ebenfalls auf vielfache Erfahrung im Leben und Umgang geſtützte zur Seite zu ſtellen. Die entſchiedenſten und unverbeſſerlichſten der Sprachmenger ſind nicht die Fachgelehrten, welche die Kunſtwörter ihrer Wiſſenſchaft aus der Studierſtube in den Geſellſchaftsſaal [2]) mitnehmen, oder die Neulinge in der

[1]) Beilage Nr. 85 zur Zeitung vom 26. März 1846.

[2]) Der Gebrauch von Salon iſt um ſo tadelnswerther, als das franzöſiſche salle aus dem Deutſchen genommen iſt, wie ſchon Menage bemerkt hat; die franzöſiſche Form Salon iſt übrigens hier eine verkleinernde und nicht eine vergrößernde, indem Salon einen kleinen Saal bedeutet und nicht einen großen, wie Heyſe in ſeinem Fremdwörterbuche meint.

Erlernung mehrerer Sprachen, welche oft die Wörter unter einander, und also auch mit denen ihrer Mutterſprache verwechſeln, ſondern die Halbwiſſer und Einſeitigen, welche keiner der Sprachen, aus denen ſie Miſchlinge entlehnen, mächtig, durch eingemiſchte Wörter fremder Sprachen ſich das Anſehen, ſie inne zu haben, geben wollen; ſie kommen daher gar oft mit Wörtern angezogen, die nicht einmal in der Sprache, der ſie entlehnt ſeyn ſollen, da ſind, wie z. B. das in Wien ſo gäng und gäbe feſch, wodurch das engliſche fashionable vorgeſtellt werden ſoll, oder ſie ſprechen Schatulle wie chatouille aus, weil ſie dasſelbe für ein franzöſiſches Wort halten. Solche Sprachmengerei iſt alſo ſehr oft nur ein Beweis der Unwiſſenheit derer, die durch den Gebrauch von Fremdwörtern ihre Bekanntſchaft mit anderen Sprachen darzuthun glauben. Eben ſo beherzigungswerth, als das von Hrn. W. über die Sprachmengerei Geſagte, iſt ſeine 75 Seiten ſtarke Histoire de l'orthographe, in welcher die Geſchichte der Neuerungen und Neuerer der franzöſiſchen Rechtſchreibung von Meigret an bis Voltaire. Der Titel des Werks des vorletzten: Le Trecté de la grammere françoeze, fet par Loys Megret, iſt auf denſelben Grund der bloßen Ausſprache gebaut, auf welchen Klopſtock die Schreibweiſe ſeiner Fragmente über Sprache und Dichtkunſt geſtützt, auf deren erſter Seite im Satze: Di Ferenderung iſt wäſentlich, der irrige Grundgedanke, daß man ſchreiben müſſe wie man ſpreche, ſogleich in's Auge ſpringt. Alles, was Hr. W. wider den unglücklichen Gedanken der Neuerer, aus der Rechtſchreibung alle Buchſtaben, welche die Abſtammung des Wortes beweiſen, zu verbannen, vorbringt, iſt auch auf die Neuerer der deutſchen Rechtſchreibung, welche alle nur Nachbeter Klopſtocks, durchaus anwendbar. Hr. W. ſagt wider jenen Grundſatz der Neuerer: daß man ſchreiben müſſe, wie man ſpreche, mit vollem Rechte das Folgende: Pensée aussi absurde dans le fond qu'incorrecte et obscure dans la forme: en cherchant à peindre la parole prononcée, l'on aurait autant de formes orthographiques en France, que la France compte de départements; en scindant les lettres étymologiques, en abrégeant les vocables, on arriverait à perdre la trace de leur origine, et par suite, à en méconnaître la valeur réelle et primitive. Les vocables une fois détournés de leur sens propre, la langue se corromprait avec facilité. Hypothèse, hélas! à demi réalisée, depuis que l'on soumet les mots au régime des économistes. Alles dieß können ſich unſere Neuerer der Rechtſchreibung und beſonders die Feinde des Y zu Herzen nehmen, welche durch die Verbannung deſſelben

meistens nur ihre Unwissenheit im Griechischen und Lateinischen verlarven wollen. Die französische Sprache, welche wie die italienische eine Tochter der lateinischen, bedurfte der Beibehaltung des Ypsilon weit weniger als die deutsche, welche hiedurch die fremde Abstammung bezeichnet. Mädchen und Frauen mag es hingehen, wenn sie Lythographie, Chyrurgie, Piramide und Sfynx schreiben; aber Schriftstellern ist es sehr zu verargen, wenn sie, um nicht Gefahr zu laufen, in dergleichen Rechtschreibungsfehler zu verfallen, durchaus sich nur des J bedienen, und am meisten haben sich solchen Gleichmachungsversuches die Herausgeber kritischer gelehrter Zeitschriften zu schämen. — Die zweite, rhetorische Hälfte des Werkes Hrn. W.'s über den Styl und die Verfassung schriftlicher Aufsätze würde einen zweiten eben so langen kritischen Artikel erfordern, für welchen in diesem Bande kein Raum mehr.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit. Von A. F. Gfrörer. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit dem Bildnisse Gustav Adolphs. Stuttgart, Verlag von Adolph Krabbe, 1845. VIII und 1056 S. in 8°.

Das genannte Werk, welches kürzlich in einer umgearbeiteten Auflage erschienen ist, vereiniget einen zweifachen Zweck in sich. Neben des Schwedenkönigs Leben und Thaten gibt es ein lebendiges Bild der Zeit, so großartig und umfassend, daß ihm an universalhistorischer Bedeutung nichts als der Name fehlt. Es behandelt eine der wichtigsten und lehrreichsten Perioden der neueren Geschichte und gehört, wenn gleich unter einem fremden Aushängschilde, seinem Wesen und Hauptinhalte nach ganz vorzüglich der deutschen Geschichte an. Es dringt mit Geist und Schärfe in die Tiefen des öffentlichen Lebens ein; es offenbart eine eigenthümliche, selbstständige Anschauungsweise und eine das Innerste des Stoffes durchdringende geistige Befruchtung. Wenn es dabei auch nicht an Urtheilen fehlt, welche mehr auf subjectiver Ansicht beruhen, als geschichtlich sich gut heißen lassen: so verdient darum diese geistvolle, auf die letzten Beweggründe zurückgehende Behandlung nicht weniger unseren Beifall, als der Standpunkt selbst, von dem aus der Hr. Verf. das große Ganze mit seinen verschiedenartigen Theilen erschaut und abgewogen hat. Es knüpft die Geschichte des Schwedenkönigs an einen Zeitpunkt an, der in ziemlicher Entfernung von diesem liegt, und bringt den Leser erst nach einem längeren Umwege zu dem Hauptgegenstande zurück. Allein wir haben es deßungeach-

tet nicht mit jener schwerfälligen deutschen Gründlichkeit zu thun, die den Faden nicht weit genug ausspinnen kann und nicht zufrieden ist, wenn sie nicht mit aller Behaglichkeit ab ovo beginnen kann. Wäre der Hr. Verf. vor einem solchen Mißgriffe nicht schon durch seinen sicheren praktischen Takt bewahrt worden, so sind wir überdieß der Ansicht, daß er, bei dem vorwaltenden Geiste eines tief eindringenden Pragmatismus, nicht wohl eine spätere Zeit als Anknüpfungspunkt wählen durfte, als eben den glücklichen Versuch der Schweden, die Fesseln der Calmar'schen Union zu zerbrechen, und sich in einer völligen Unabhängigkeit von außen diejenige Selbstständigkeit zu sichern, mit der erst das innere nationale Leben sich entwickeln und gedeihlich fortschreiten konnte. Bei diesem Ringen nach äußerer Unabhängigkeit und innerer Kräftigung entdeckt der Geschichtschreiber so wesentliche Uebergangspunkte, daß er sich gedrungen fühlen muß, auf sie einzugehen, wenn er die Folgezeit gründlich und vollständig erkennen und verständlich machen will.

Was die Quellen anbelangt, auf deren Grundlage das Werk erwachsen ist, so gesteht der Hr. Verf. freimüthig zu, daß es ihm zwar nicht an dem Willen gefehlt habe, archivarische Forschungen anzustellen, daß er sich aber der Mühe des Selbstsuchens und Selbstprüfens um so mehr überhoben glauben konnte, als das von anderen Seiten zu Tage geförderte Material für sein Bedürfniß genügte. Dagegen hat er diesen Mangel eigener Quellenforschung durch eine sorgfältige Prüfung der vorzüglicheren Quellenwerke zu ersetzen gesucht, und außer den vorhandenen gleichzeitigen Geschichtschreibern auch die besten und verläßlichsten Schriften der Jetztzeit ohne Rücksicht auf deren eigenthümliche Grundfarbe gewissenhaft zu Rathe gezogen. Lassen also auch manche einzelne Bestandtheile einen fremden Ursprung gewahren, so behauptet das Gesammtwerk nichts desto weniger in Bezug auf Auffassung und geistige Verarbeitung das Gepräge der Eigenthümlichkeit und einer besonderen, hohen Verdienstlichkeit, und wir halten uns um so lieber für verpflichtet, darauf im Voraus aufmerksam zu machen, da sich hier dem Leser sehr wichtige Erkenntnißquellen über Bedeutung und Geist jener Zeit und über hervorragende Persönlichkeiten erschließen. Wollte aber die Kritik ein Werk, dessen angelegentlichste Sorge dahin gerichtet ist, eingebürgerte Vorurtheile zu zerstreuen und der Erkenntniß der Wahrheit die Bahn zu öffnen, deßhalb, weil es seinen Stoff nicht unmittelbar aus Archiven hervorgesucht hat, mit vornehmer Miene übersehen, so würde sie, glauben wir, an den höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit sich versündigen und ihres Berufes ganz vergessen. Sie wird vielmehr um so treuli-

cher ihr Amt zu handeln haben, je einleuchtender die auffallenden Beziehungen zwischen damals und jetzt eben wieder hervortreten. Sie darf nicht unterlassen, bei den analogen Bewegungen der Gegenwart auf die Wichtigkeit der Ergebnisse, die in Hrn. Gfrörers Werke niedergelegt sind, aufmerksam zu machen, schon deßhalb, weil es den Schatz einer sehr theuer erkauften Erfahrung birgt und zugänglich macht für Alle, welche sie zu erfassen vermögen und sie in's praktische Leben übergehen zu lassen in der Lage sind.

Das ganze Werk scheidet sich in vier Bücher, jedes derselben ist nach Kapiteln untergetheilt. Das erste Buch (p. 1 — 220) behandelt ausschließend die Geschichte Schwedens vor und unter Gustav Adolph, es bildet gleichsam die Einleitung und die Grundlage der übrigen und reicht bis zum Jahre 1629. Das zweite Buch (p. 221 — 682) holt die Geschichte der Reformation nach und beschäftigt sich mit den gleichzeitigen Vorgängen im Reiche bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, mit besonderer Rücksichtnahme auf die Ereignisse in Böhmen, Holland, Frankreich, England und auf den dänisch-pfälzischen Krieg. Das dritte Buch (p. 683 — 900) schließt sich unmittelbar an das vorige an und erzählt die ersten beiden Kriegsjahre 1630 und 1631. Das vierte endlich (p. 901 — 1023) beginnt mit der Vernichtung der Ligue, schildert die Erneuerung des Kampfes durch Wallenstein und schließt mit dem Tode des Königs, nicht ohne in wenigen, aber stark markirten Zügen einige Seitenblicke auf die Folgen des westphälischen Friedens geworfen zu haben. Diese kurze, vorläufige Uebersicht läßt uns einen Schluß auf Plan und Anordnung und zugleich auf den Umfang unsers Werkes machen. Der Vorwurf unnöthiger Breite und des Eingehens auf Gegenstände, die mit dem Hauptzwecke in einem nur sehr mittelbaren Zusammenhange stehen, ist mehr dem Scheine als der That nach haltbar, indem bei einer so innigen Wechselwirkung, bei einer so genauen Durchdringung die Endpunkte ohne die Anfänge nicht füglich behandelt werden konnten, und das Verständniß für die Zeiten Gustav Adolphs kaum anderswo zu suchen war, als wo es der Hr. Verf. gesucht hat. Außerdem verdient billiger Weise in Betracht gezogen zu werden die geistige Frische und Lebendigkeit des Vortrages, womit der Leser an den wichtigsten und folgenreichsten Ereignissen vorübergeführt wird, ohne immer die Weite des zurückgelegten Weges gewahr zu werden. Wir aber wollen uns nicht sowohl mit dem materiellen Theil unsers reichhaltigen Geschichtswerkes, als vielmehr mit den geistigen Eigenthümlichkeiten, mit den Grund-Ideen, die es auszeichnen, mit den Resultaten, zu denen es den Leser führt, beschäftigen, in-

dem es eigentlich diese sind, die wir als ungewöhnlich, als neu und als einen Fortschritt in der Beurtheilung des Geistes jener Zeiten auszeichnen mögen.

Indem der Hr. Verf. im ersten Buche bei der Calmar'schen Union seine Erzählung beginnt, und die Schicksale des schwedischen Reichs unter den ersten vier Königen aus dem Hause Wasa in Kürze in Betrachtung zieht, ist es ihm vornehmlich um Hervorhebung derjenigen Momente zu thun, von denen die Wiedergeburt des Reiches ausging und welche der Staatskunst nach den Geboten innerer Nothwendigkeit ihre Richtung gaben. Mit Recht sucht er die Ursachen, welche der Verwirklichung der Union im Wege standen, nicht sowohl in der Schwäche der Unionskönige, als vielmehr in der dominirenden Stellung des schwedischen Adels, der, durch das kräftige Haus Sture vertreten, den Zustand einer fast königlichen Unabhängigkeit festhielt, und seine ungeheuren Vorrechte gegen Eingriffe entfernter Herrscher sicher zu stellen wußte. Die nothwendige Folge war, daß Christian II., als er aus der Union eine Wahrheit machen und die Bande der Abhängigkeit schroffer anziehen wollte, den selbstständigen Sinn eines bis zum bewaffneten Widerstande entschlossenen Adels zu brechen hatte. Und er würde zuletzt den Sieg davon getragen haben, besonders nachdem er das weltliche Schwert mit den geistlichen Waffen des römischen Stuhles verstärkt hatte, wenn er nicht in der blutigen Handlung einer kurzsichtigen und treulosen Politik, in dem Stockholmer Blutbade (1520) den wilden Geist der Rache und eines unversöhnlichen Hasses heraufbeschworen hätte.

Der jugendliche Gustav Wasa nahm nun, nachdem die Blüthe des Adels auf dem Schaffote geopfert worden war, den Heldenkampf für Schweden auf. Er konnte nur dann auf Sieg rechnen, wenn es ihm gelang, das bisher in strenger Abhängigkeit gehaltene Landvolk für die Interessen eines unabhängigen Vaterlandes zu begeistern. Die Sache ging nach Wunsch, hatte aber zur natürlichen Folge, daß der Bürger- und Bauernstand als ein neues Element in das Staatsleben eintrat, und durch seine feste Anhänglichkeit an den neuen Königsthron, mit dem er stand und fiel, einen natürlichen Damm gegen die früheren Vorrechte des Adels bilden, aber auch die beharrlichsten Reactionen hervorrufen mußte.

Mit diesem Elemente vergesellschaftete sich in kurzer Zeit ein zweites, welches aber, gleichwie jenes bürgerlicher, von einer anderen und zwar von religiöser Natur war; wir meinen die Reformation. Dem ersten verdankte Schweden seine neu erlangte Selbstständigkeit, dem zweiten verdankte das neue Königshaus seine Herrschaft. Denn Gustav wollte nicht bloß Be-

freier seines Vaterlandes, er wollte auch Herr in demselben seyn, und Macht und Vorrechte der Krone wieder herstellen, nachdem sie durch die vorangegangenen sturmbewegten Zeiten zu einem ohnmächtigen Schattenbilde geschwunden war.

So lange daher nur der weltliche Adel auf das richtige Maß seiner Vorzüge und Berechtigungen zurückgebracht blieb, war das Werk nur halb gethan. Noch stand die geistliche Aristokratie, der übermächtige Klerus, zwar mißtrauisch geworden, aber in ungeschwächter Kraft dem Könige gegenüber und bildete in seiner geistigen Verkettung mit Rom eine allerdings achtenswerthe Macht, um so mehr, da dieses durch die Begünstigung der Union im Voraus seine Stellung genau bezeichnet hatte. Kaum konnte man ahnen, daß die Kühnheit des Königs so weit gehen und sich an ein Unternehmen wagen würde, an welchem die gewöhnliche Menschenkraft hätte scheitern müssen. Gleichwohl unternahm er den Kampf und führte ihn, alles Widerstandes ungeachtet, mit einem Erfolge durch, der nur dadurch erklärbar wird, daß er, um Alles zu erreichen, auch Alles auf's Spiel setzte.

Der hohe Klerus hatte sich widerrechtlich eines Theiles der Kroneinkünfte bemächtigt, und seinen Reichthum und Landbesitz zu einer solchen Höhe gebracht, daß er zwei Drittheile von den Gütern des Landes inne hatte, während sich mit dem übrigen Drittheil König, Adel und Volk begnügen mußten. Die Finanzen waren in der größten Zerrüttung, die jährlichen Kron-Einkünfte auf bloße 24,000 Mark herabgesunken; dagegen hatte der Befreiungskrieg fast eine Million gekostet, zu deren Aufbringung der König in die bedeutendsten Schulden sich gestürzt hatte. In dieser finanziellen Verlegenheit warf Gustav sein Auge auf die damals durch Luther ausgebrochene Reformation. Mit ihrer Hülfe konnte er in der That einen mehrfachen Zweck erreichen. Er konnte der Geldnoth und der Schuldenlast steuern, natürlich mit dem Vermögen des Klerus; er konnte das Uebergewicht der geistlichen Aristokratie brechen, indem er die höchste kirchliche Autorität an die Krone knüpfte; er konnte endlich dem Machtgebote des römischen Stuhles seinen Schrecken nehmen, indem er sein Reich dem Einflusse desselben gänzlich entzog.

So waren es denn sehr ansehnliche Vortheile, welche ihn für die Einführung der Reformation bestimmten. Und so kam es auch, daß diese hier mit einer Nüchternheit auftrat, und ohne jene nachhaltigen Geburtswehen, welche fast allenthalben in ihrem Gefolge waren; nirgends haben materielle Interessen ihr so augenfälligen Vorschub geleistet, nirgends hat sie weniger unter den Deckmantel des Bedürfnisses oder der Begeisterung sich verborgen. Sie war hier so wenig in Mark und Blut des Staats-

körpers eingedrungen, daß man das Volk in dem Glauben halten konnte, es handle sich nicht um den Abfall von der alten Kirche, sondern um bloße Abstellung der Mißbräuche, nicht um Lossagung von der alten Gemeinschaft, sondern um Bewältigung des übermächtigen Klerus. Um das Volk in diesem Wahne zu lassen, behielt man von dem bisherigen Kultus die äußeren Formen bei, selbst bis auf die althergebrachte gottesdienstliche Sprache, freilich zu großem Entsetzen der Eiferer. Der Adel wurde für die Neuerung gewonnen durch die Aussicht auf einen Theil der reichen Beute, und die Erfolge, welche man durch diese Vorgänge erzielte, liegen der Geschichte in dem Recesse und in den Ordonanzen von Westerås (Geijer II. 66 f.) offenkundig vor.

So wie nun aber durch die Kräftigung des Bauernstandes die Reaction des in seinen politischen Befugnissen verkürzten Adels, so wurde durch die kirchliche Reformation der Gegendruck des mit einem Schlage vernichteten Katholicismus hervorgerufen, und beide Potenzen machten sich für die nächste Folgezeit in der schwedischen Geschichte durch ein verhängnißvolles Eingreifen geltend, und ein so reicher Same inneren Zwiespaltes brauchte sich nicht noch mit den verderblichen Successionsstreitigkeiten zu vergesellschaften, um dem Reiche seine besten Lebenskräfte zu entziehen und es zu einem beklagenswerthen Zustand innerer Ohnmacht herabzustimmen.

Indem der Hr. Verf. die wechselvollen Schicksale des schwedischen Reiches unter den folgenden Regierungen, unter Erich XIV., Johann III. und Karl IX., mit besonderer Klarheit überblickt, und dabei dasjenige hervorhebt, was auf die Folgezeit maßgebend einwirkte und mit dieser in unläugbarem Zusammenhange steht: so gibt er nun im zweiten Kapitel die vielfache Verkettung der Umstände näher an, welche jenen dreifachen Krieg veranlaßten, der nach Karls IX. Tode dem jugendlichen Thronfolger als ein Vermächtniß mit der Krone zugefallen war. Auch knüpft er an seine Erzählung einzelne Detailangaben aus dem Knaben- und Jünglingsalter Gustav Adolphs, psychologische Andeutungen über seine sich allmälig ausprägende Individualität, die nöthigen Nachrichten über Erziehung, Umgebungen und über die traurige, fast trostlose Lage, in welcher der jugendliche Fürst sein Königsamt antrat. Sind auch hier, gleichwie in dem Eingangskapitel, die Thatsachen größtentheils aus Geijer entnommen, so hat er sie nichts destoweniger durch geistvolle Auffassung, durch Beleuchtung und Zusammenstellung zu seinem geistigen Eigenthume gemacht, und läßt, von seinem Standpunkte aus, mitunter nicht ohne Ueberraschung den tiefen Zusammenhang, die innige, weite Verzweigung von Thatsachen gewahren, durch welche damals

die Zeitgeschichte zu ihrer welthistorischen Entwicklung heranreifte.

Es ist wahr, Gustav Adolph war zu einer ernsten, schweren Bestimmung berufen; allein das vorsorgende Schicksal hatte ihn reichlich dafür ausgestattet mit geistigen Anlagen, mit einer Schärfe des Blicks, mit einer Reife des Urtheils und mit einer Festigkeit des Willens, wodurch er seines Berufes würdig ward. Mit den besten, natürlichen Anlagen, bei einer sorgfältigen, auf das praktische Leben hingerichteten Erziehung, durch Eifer und eigene Bestimmung hatte er sich von früher Jugend an für seinen königlichen Wirkungskreis vorbereitet. Ein eilfjähriger Knabe mußte er auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters von Zeit zu Zeit im Staatsrathe sich einfinden und nicht bloß den Verhandlungen als stummer Zeuge beiwohnen, sondern auch Proben seiner Fassungskraft und seines Urtheils abgeben. Früh erwachte in ihm die Liebe für das Kriegswesen, und am liebsten ging er mit erfahrenen Kriegsleuten um. Nicht aus Büchern allein, sondern aus den unmittelbaren Quellen des Lebens schöpfte er, was ihm einst im Leben so großen Vorschub that. Aber auch der Ehrgeiz ward früh in ihm rege; gern mochte er Andern an ruhmvollen Thaten gleichkommen, oder sie wohl gar übertreffen. So hatte er seine volle geistige Reife erlangt, als die oberste Leitung eines tief erschütterten Staates mit einer angefochtenen Krone in seine Hände gelegt ward, und es konnte die von seinem Vater angeordnete vormundschaftliche Verwaltung, die bis zu seinem vier und zwanzigsten Jahre hätte dauern sollen, für überflüssig erachtet werden.

Werfen wir einen Blick auf die Umstände, unter denen er den Thron bestieg, so gewahren wir in der That, wohin wir unser Auge richten, wenig Erfreuliches. Feinde von Außen, Zwiespalt und Eifersucht im Innern. Dazu eine finanzielle Lage, die beinahe trostlos genannt werden kann. Ein Theil des Landes war im Besitze eines zürnenden Reichsfeindes, ein anderer als Erblehen an Mitglieder der Königsfamilie ausgegeben und die Gesammtsumme der jährlichen Kroneinkünfte auf den Betrag von Einer Million Thaler beschränkt. Mit diesen ärmlichen Mitteln sollte der Staatshaushalt gedeckt, sollten, was weit mehr, die ererbten Kriege geführt und auch glücklich zu Ende gebracht werden. Das Landvolk seufzte unter dem Drucke unerschwinglicher Abgaben, seine Stimmung zeigte sich an mehreren Orten so gereizt, daß es zu offener Empörung kam. Hiezu die Aussendlinge aus Polen, die mit ihren geheimen Aufträgen die Provinzen durchzogen und zu Gunsten Sigismunds Abfall und Aufruhr predigten.

So wurde dem Könige durch den Drang der Umstände das

System einer vermittelnden, versöhnenden Politik aufgedrungen, und die sogenannte Nyköpinger Königsversicherung muß vielmehr als das Gebot einer unabweisbaren Nothwendigkeit, denn als die freiwillige Gabe königlicher Zugeständnisse betrachtet werden.

Der Friede von Stolbowa (1616), der den russischen Krieg siegreich endete, gewährte einen nicht unbedeutenden Gewinn; allein die Aussicht, einen königlichen Prinzen auf den Czarenthron zu bringen, wurde aus kluger Mäßigung und Sorge für Schwedens nationale Interessen aufgegeben. Wollte man daraus den Schluß ziehen, daß der König bei dieser Gelegenheit seinen wahren Vortheil verkannt und Pläne aus Mißachtung und Gleichgültigkeit von sich gewiesen habe, welche doch im innersten Interesse der Krone gelegen wären: so würde man vor Allem vergessen, daß Schweden damals nichts weniger als in der Lage war, sich in größere, weitaussehende Unternehmungen einzulassen, und noch zu sehr jener inneren Einheit und Kraft entbehrte, die es erst dem schaffenden Geiste seines Königs verdanken sollte. Dieser aber erkannte die Wichtigkeit der befestigten Plätze, die ihm der Friede eingebracht hatte, vollkommen, und die beinahe prophetischen Worte, die er damals an seine Mutter schrieb, sind durch die Erfahrung späterer Zeiten nur zu sehr gerechtfertigt worden.

Wie sehr sein thätiger und schöpferischer Geist die Muße des Friedens zum Vortheile seines Erbreiches zu benützen verstand, dieß bezeugen die mannigfaltigen Einrichtungen für Belebung des Handels und der Gewerbe, für Emporbringung der Industrie, für Verbesserung der Staatswirthschaft, der Verwaltung und der Rechtspflege. Wenn der Hr. Verf. an einigen derselben aus dem Grunde Anstoß nimmt, weil sie zu gewaltthätig in das Leben der Bürger eingriffen und Fesseln schufen, wo die freieste Bewegung gestattet seyn soll: so ist hier wohl zunächst im Auge zu behalten, daß von einer Fesselung der freien Thätigkeit keine Rede seyn kann, wo diese noch gar nicht besteht, sondern erst entstehen soll, und nicht entstehen kann, wenn sie nicht durch einen höheren Impuls aufgeweckt wird. Wie weit Schweden in seinem gewerblichen und kommerziellen Leben hinter den meisten damaligen Staaten zurückstand, davon ist hier nicht der Ort die Ursachen nachzuweisen. Daß es auf der tiefsten Stufe industrieller Kultur sich befand, wird schon aus den Angaben des Hrn. Verf.'s hinreichend erkennbar.

Seine Erzeugnisse beschränkten sich auf das, was der Fleiß dem Boden abgewann; eine Veredlung der Naturprodukte für höhere Bedürfnisse des Lebens kannte der schwedische Landmann

nicht. Er war bisher fremder Industrie in dem Grade zinspflichtig geblieben, daß selbst die Metalle, sein größter Reichthum, deren Gewinnung noch überdieß auf die unbeholfenste Weise erfolgte, in's Ausland verführt, dort verarbeitet und in hundertfältigen Formen als Gegenstände des Bedürfnisses zurückgebracht wurden. Nirgends im Lande war eine Tuchfabrik zu finden und selbst das Bier braute man nicht selbst, sondern bezog es zu hohen Preisen aus Danzig, aus den pommerschen Städten oder aus England. Und bei alledem fehlte es dem gemeinen Manne keineswegs an der natürlichen Anlage für technische oder Industrie-Arbeiten; man brauchte sie nur zu wecken und zu leiten, um des Erfolges gewiß zu seyn und das Verhältniß einer wenig ehrenvollen Abhängigkeit vom Auslande zu brechen. Wenn nun Gustav Adolph auf diesem wüsten, unbebauten Felde die ersten Keime pflanzte, kann man wohl mit Grund eine Parallele mit der industriellen Richtung der Gegenwart an seine Zeit anknüpfen und sagen, der König habe den ganzen Staat in ein künstliches Getriebe versetzt, in welchem der Einzelne für sich nichts gilt und von der Staatsgewalt nur als eine nutzbare, einen beliebigen Werth schaffende Kraft behandelt wird? (p. 107). Unläugbar ging aus der Monopolisirung einiger Artikel, wie des Salz- und Kornhandels (Geijer III. 57 f.) manches Drückende hervor. Aber fällt dieß wohl dem Könige allein zur Last, oder nicht vielmehr einer unabwendbaren Nothwendigkeit und dem wachsenden Staatsbedürfnisse, das in dem gewöhnlichen Steuerbetrage keine Deckung mehr fand? Wenn dessen ungeachtet, wie damals geklagt wurde, der Bürgerstand zu keiner Wohlhabenheit gelangen konnte, so tragen, wie hiebei der Hr. Verf. richtig bemerkt, äußere Umstände die Schuld, und es kann ja überhaupt nichts vor der Zeit der natürlichen Reife eine Frucht geben.

Allein des Königs thätig schaffender und ordnender Geist beschränkte sich nicht bloß auf das bürgerliche Leben; seine Regierung ist auch in Bezug auf die administrativen und richterlichen Organisationen für Schweden Epoche machend. Er brachte Kraft und Einheit in die Staatsgewalt, er befreite sie von den schädlichen Hemmketten althergebrachter Verwaltungsorgane, er schuf Zusammenhang, Uebereinstimmung und die Gegengewichte einer genauen Controle und Unterordnung, er machte eine leichte Uebersicht und ein rasches Eingreifen möglich, und vermehrte und befestigte eben dadurch auch das Uebergewicht der Krone. Daneben konnten nun allerdings manche der bisherigen Verfassungsformen nicht bestehen. Indeß erscheint der König in seinen staatlichen Reformen weniger eigenmächtig, als der Verf. (p 110) angenommen hat. Es muß zwar zugestanden werden, was wir

den Thatsachen gegenüber weit entfernt sind zu läugnen, daß er seinem oben berührten Gelöbnisse untreu geworden und eine Regierung in seinem Sinne mit den hergebrachten Schranken ständischer Theilnahme unvereinbar fand. Allein er machte die Umstaltung mit möglichster Schonung, mit möglichster Rettung von Allem, was nicht widernatürlich hemmte, und worauf es hier am meisten ankömmt, und was eben auch den Vorwurf von Eigenmacht und Willkür beseitiget, mit voller Zustimmung der Stände selbst. Darnach hört die neue Reichstagsordnung vom J. 1617 auf, ein eigenmächtiger Eingriff in die Constitution des Landes zu seyn, sie wird vielmehr ein durch beiderseitiges Uebereinkommen zu Stande gebrachtes organisches Reichsstatut, und die Stände selbst haben sich mit dem bescheideneren Loose der Berathung der ihnen vorgelegten Geschäfte begnügt und sich ihres alten Vorrechts der Initiative so wie ihres Antheils an der Gesetzgebung willig begeben.

Noch war die unliebsame und oft unbequeme Schranke des Reichsrathes übrig, eines alterthümlichen Adelsinstitutes, nicht sowohl »ein Hemmrad königlicher Willkür,« als vielmehr ein Hüther der Adelsrechte, zu dessen wichtigsten Befugnissen es gehörte, daß der König nichts ohne ihn thun, sein freies Urtheil nicht hindern und die Andersmeinenden mit keiner Ungnade verfolgen sollte. Auch dieser sollte zur Seite geschoben werden; aber es durfte durch keine gewaltsamen Mittel geschehen. Ein klug ausgedachter Umweg führte hier am sichersten zum Ziele. Es trat ein höchstes Regierungscollegium in's Leben, welches aus fünf Mitgliedern bestand, und die Geschäftszweige der Justiz und Kanzlei, des Kriegs- und Seewesens und der Rechnungssachen zu verwalten hatte. Die Besetzung dieser gut dotirten Stellen ging unmittelbar vom Könige aus, die erste Wahl fiel auf bisherige Mitglieder des Reichsrathes, und bald stand ein dem Willen des Königs gefügiges und von ihm abhängiges Ministerium da, welches den Reichsrath ohne Thätigkeit und Einfluß ließ.

Ueberhaupt hat der Hr. Verf. bei diesem Theile der Geschichte des Königs sich zu düsterer Farben bedient und mehr die Kehrseite seiner Einrichtungen in Betracht gezogen. Es ist wahr, die äußeren Kriege, in die er den Staat verflocht, haben fortgesetzte und sehr empfindliche Opfer an Geld und Mannschaft dem Lande entzogen und besonders für die untersten Klassen der Bevölkerung die größten Belastungen mit sich gebracht. Steuerdruck und Heerbann stieg unter Gustav Adolph auf eine bisher unerlebte Höhe, und wurde die Quelle eines allgemeinen Mißvergnügens und Nothstandes. Allein wollte man die Ursache

davon in der Kriegs- und Eroberungslust des Königs, wollte man sie in seinem beharrlichen Streben nach einer unbeschränkteren Königsgewalt, oder in der angeblichen Absicht, aus Schweden einen militärischen Staat zu machen, allein aufsuchen, so würde man wohl zu weit gehen. Die Nothwendigkeit, die Uebelstände der alten Verfassung den Erfordernissen der Zeit anzupassen, ein inneres Gleichgewicht herzustellen und Vorrechte Einzelner zum Gewinne der Gesammtheit abzustellen, diese Nothwendigkeit war durch sich selbst gegeben und ließ sich als eine Wirkung des Kriegszustandes erklären, ohne daß man nöthig hätte, in den unbeschränkter gewordenen Verfassungsformen die Ursache desselben zu suchen.

Den Krieg gegen Dänemark entschuldigt der Hr. Verf. (p. 140) als einen Vertheidigungskrieg, bei welchem der König eben so gut wie die Bevölkerung betheiliget war. Aber die übrigen Kriege, den liefländischen, finnländischen, preußischen, russischen, sieht er als unnothwendig an, in welche das Land nur widerstrebend sich durch des Königs Kriegslust habe hineinreißen lassen, welche daher nichts weniger als populär gewesen wären. Allein zuerst läugnet der Hr. Verf. selbst nicht, daß sie aus unglücklichen Verwickelungen entstanden, welche Gustav Adolph nicht selbst geschaffen, sondern als Erbe der Krone übernommen hatte. Sodann mußten sie doch zu Ende gebracht werden, und leider konnten sie dieß nicht, ohne das ohnehin nicht reiche Land über seine Kräfte anzustrengen. Ueberdieß kann der Krieg gegen Polen mit eben dem Rechte, wie der gegen Dänemark, ein nationaler genannt werden, denn es handelte sich ja nicht um eine persönliche Angelegenheit des Königs. Oder war es nicht eben so gut ein Vertheidigungskrieg gegen Ansprüche, welche mit der einheimischen Dynastie den ganzen Staat bedrohten? Waren es nicht die Stände, von denen Karl IX. die Krone empfangen hatte, forderten nicht die Interessen des Volkes und die Sicherheit des Staates zum nachdrücklichsten Schutze auf? Der Grund, daß man damals keine feindliche Invasion von Seite Sigismunds zu fürchten hatte und Gustav Adolph zum Kriege nicht genöthigt war, wenn er nicht weiter aussehende Pläne verfolgen wollte (p. 138), ist daher nur theilweise haltbar. Zeigte nicht die Erfahrung, wie nachtheilig fortdauernde, in unentschiedener Schwebe gelassene Successionsstreitigkeiten für Frieden und Sicherheit der Staaten zurückwirken? Schadeten nicht genug die geheimen, als Unterhändler herumziehenden Emissäre und konnte nicht früher oder später der Zeitpunkt eintreten, wo der polnisch-wasische Stamm zur Offensive greifen und seine Rechte auf den schwedischen Thron mit dem Schwerte durchfechten mochte?

Daher konnte es für Schweden gewiß nur ein Gewinn seyn, wenn jene bittere Feindschaft beigelegt und die Ansprüche und Rechte durch gültige Verträge geregelt wurden. Diese dem Könige Gustav Adolph durch Umstände, nicht durch freien Entschluß auferlegte Politik ist denn auch der geeignete Standpunkt für die Beurtheilung seiner Reformen, und zeigt die Sache allerdings in einem viel milderen Lichte.

Nicht weil der Staat jetzt mehr brauchte als früher, war der Bauer über seine Kräfte belastet; sondern er war es, weil die Steuern so auffallend ungleich vertheilt waren und der adelige Grundbesitzer wegen seiner persönlichen Verpflichtung zum Kriegsdienste an der Steuerlast sich nicht betheiligte. Je mehr daher der Grundbesitz in seiner Hand anwuchs, je mehr das Krongut und mit ihm die Masse des steuerbaren Gutes zusammenschmolz, desto schroffer mußte dieser Uebelstand hervortreten.

Hat der Hr. Verf. die staatlichen und administrativen Reformen des Königs, von denen wir einige einer genaueren Betrachtung unterwerfen zu müssen glaubten, im dritten und vierten Kapitel seines Buches beleuchtet: so sehen wir die drei übrigen der Geschichte des polnischen Krieges vorbehalten. Dieser kostete Schweden die meisten Opfer und Anstrengungen unter den bisher geführten Kriegen, und doch führte er nur theilweise, nicht vollständig, zum Ziele.

Wenn K. Sigismund in seinem unerschütterlichen Hasse gegen den »gewaltthätigen Thronräuber,« wie er seinen Feind nannte, nicht zu dem Aeußersten schritt, so lag die Ursache nicht darin, daß er es nicht wollte, sondern weil er es nicht konnte; denn Polens Reichskraft, an und für sich durch innere Parteiung geschwächt, lag nicht in seiner Hand, und er mußte auf dem Reichstage zu Warschau (1624) eine so bittere, eine so gereizte Sprache über Verletzung der Verfassung hören, daß er sich umsonst in Zugeständnissen erschöpfte und auf Geldbewilligungen zur Fortsetzung des Krieges nicht hoffen durfte. So schleppte sich der Krieg zwischen wiederholten Waffenstillständen fort und versetzte die Aussicht auf Frieden in eine ungewisse Zukunft. Doch hatte sich Gustav Adolph in Folge seines Sieges bei Wallhof zum Herrn von Liefland und Kurland gemacht, und beschloß nun, um den begehrten Frieden sich auf eine nachdrücklichere Weise zu erkämpfen, den Kriegsschauplatz in eine der wichtigsten Provinzen des polnischen Reiches, nach Preußen, zu verlegen (1626).

Als zuletzt Koniecpolski, der einzige fähige Feldherr der Republik, die Fortschritte der Schweden nicht mehr zu hemmen vermochte, und in Folge der Aufreizungen des Feindes eine Em-

pörung der polnischen Protestanten zu fürchten war: da entschloß sich König Sigismund, aufs Tiefste erschöpft, zu dem bekannten Altmarker Waffenstillstande, der, wie aus den Nachweisungen des Hrn. Verf.'s einleuchtet, auch ohne französische Vermittlung zu Stande gekommen wäre.

Nachdem nun der Verf. den schwedischen Theil seiner Geschichte bis zu dem Zeitpunkte entwickelt, wo Gustav Adolph sich anschickte, in den Schicksalsgang des deutschen Krieges unmittelbar einzugreifen, findet er es nunmehr an der Zeit, zur Nachholung der deutschen Geschichte überzugehen, und führt diese im zweiten Buche in neun Kapiteln bis zum Jahre 1629 fort. Wir halten dieses zweite Buch für das wichtigste und lehrreichste des ganzen Werkes. Es hat zwar mit Gustav Adolph nur sehr wenig zu thun, kaum daß dessen einige Male Erwähnung geschieht: dagegen stellt es Untersuchungen der ernstesten Art in den Vordergrund und hält die Aufmerksamkeit des Lesers in fortgesetzter Spannung. Der Geschichtschreiber erscheint hier in einer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der Anschauungsweise und der Darstellung, die ihn zu vielen von den bisherigen abweichenden Ergebnissen führen; er entwickelt eine sehr große Schärfe des Urtheils und der Combination und dringt bis auf den innersten Grund der Dinge mit so großer Sicherheit, daß man glauben möchte, er habe die verborgensten Gedanken erlauscht und den Männern der That, welche damals die Weltereignisse lenkten, in das Herz geblickt. Seine Feder wird hier nicht selten zum Zaubergriffel, mit dem er das Gewand der Gleißnerei zerreißt, und das überraschte Auge nichts als das Walten der gemeinsten Leidenschaften gewahren läßt, nichts als ein Gewebe von List und Trug, von Trotz und Unbotmäßigkeit, von Habsucht und Herrschgier; ohne Scheu und unumwunden zeigt er den wahren Sinn hohlklingender, stereotyp gewordener Redensarten, welche dem Parteigeiste und der Selbstsucht zum Deckmantel der Ränke und eines verwerflichen Intriguenspieles nur zu häufig dienen mußten; er trägt nie Bedenken, für die Sache den wahren Namen zu gebrauchen, ohne sich zu kümmern, ob das derbe Wort nicht für einen zarteren Sinn zu erschütternd wäre.

Daß der Hr. Verf. bei dieser Gelegenheit bis auf die Zeiten K. Maximilians I. und auf die Anfänge der Kirchenreformation zurückgeht, möchten wir um so weniger mißbilligen, da es ihm nicht um nackte Thatsachen, sondern um deren Zusammenhang und Bedeutung zu thun ist, und für die Würdigung der Reichsverhältnisse, wie sie sich im siebzehnten Jahrhundert vorfanden, kein näherer Ausgangspunkt zu finden war. Nach seiner Ansicht

waren es die unmittelbaren, mit Territorialhoheit ausgestatteten Reichsfürsten, oder nach seinem gewohnten Ausdrucke, es war die hohe Reichsaristokratie, welche im Bunde mit den hierarchischen Bestrebungen des päbstlichen Stuhles, das kaiserliche Ansehen zu einem Zerrbilde der Schwäche und Ohnmacht herabgebracht, und nachdem dieß gelungen war, mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gegen die Kirche selbst sich gekehrt haben, um dieser ihrer bisherigen Bundesgenossin dasselbe Schicksal zu bereiten. Dazu aber habe ihnen die Zeit, bemerkt der Hr. Verf. weiter, gar trefflich vorgearbeitet. Denn das Ansehen der Kirchenfürsten war in der öffentlichen Meinung tief gesunken. Ihr bedeutender Land- und Güterbesitz hatte, nachdem der frühere Heerbann durch die neu aufgekommenen Söldnerheere verdrängt worden war, seine Bedeutung für den Staatskörper verloren, verlockte jetzt zu einem üppigen und genußreichen Leben und diente vorzüglich dazu, die Blicke des Neides und der Habgier nach demselben zu kehren. Ferner hatte sich in den emporblühenden Städten ein kernhafter, wohlhabender und freiheitsliebender Bürgerstand in die alten gesellschaftlichen Rangstufen eingeschoben, welcher an den Anforderungen des Klerus eben so, wie an dessen prunkvoller Genußsucht großen Anstoß nahm, und im Falle eines Conflictes nicht zweifeln ließ, daß er nicht auf die Seite der angegriffenen Kirche sich stellen würde.

Durch die Studien der Humanisten war die alte scholastische oder päpstliche Theologie, die bisherige Hauptquelle aller Wissenschaft, verächtlich in den Hintergrund gedrängt worden. Statt dieser hatten sich die Humanisten auf den neuerrichteten Landesuniversitäten in dem Grade der Herrschaft zu bemeistern gewußt, daß sie mehr den Interessen der Landesherren, unter dessen Schutze sie blühten, als den altkirchlichen ergeben waren. Endlich hatte sich in dem Schooße der Kirche selbst eine bedenkliche Opposition gebildet und eine Reihe von Theologen, von Huß angefangen bis auf Luther herab, zwar vereinzelt, doch aber nicht ohne einen nachhaltigen Eindruck, die Behauptung geäußert, daß die Bibel die einzige Quelle der göttlichen Offenbarung sei und die Augustinische Lehre von der Gnade dem geistlichen Rechte Roms vorangehe.

Bei dieser Lage der Dinge wäre nach der weiteren Folgerung des Hrn. Verf., die einzige Möglichkeit, der Gefahr zu begegnen, in der Wiederherstellung der Reichsgewalt und zwar in dem Sinne zu suchen gewesen, wie sie kurz vorher der Erzbischof Berthold von Mainz wiederholt auf Reichstagen und insbesonders auf dem zu Worms (1495) in Antrag gebracht hatte. Sie würde dem Reiche Einheit und Kraft verliehen und Rechte

und Freiheiten der Stände auf ein richtiges, gegenseitiges Maß geführt haben; sie hätte für die Gesammtheit die nöthige Einigungskraft und zugleich die fruchtbaren Keime einer doppelten, ständischen Macht, eines Oberhauses der Reichsfürsten und eines Unterhauses aus dem niederen Adel, aus den Städtebürgern und dem Bauernstande in sich enthalten. Es sei daher für die Einigung und Staatskraft des deutschen Reichskörpers ein unseliges Verhängniß gewesen, daß der Staat diese zeitgemäßen Elemente einer so nothwendigen Wiedergeburt, vorzüglich durch des eigenen Kaisers Widerstreben, von sich gestoßen und sich somit selbst einem Schicksale preisgegeben habe, das für sein politisches Gedeihen nicht feindseliger hätte seyn können.

Als nun Luther mit seiner alle Erwartung übersteigenden Kühnheit gegen den päpstlichen Stuhl oder vielmehr gegen den päpstlicherseits unterstützten Mißbrauch des Ablaßkrames hervortrat, eines Handels, an dessen Schmutze sich auch katholische Prälaten vom höchsten Range betheiligten, wie Erzbischof Albrecht von Mainz, und sein Wort wie ein zündender Funke in die Herzen des Volkes schlug, als die Kirchenfrage bald genug auch auf das Kirchengut überging und eine glänzend reiche Beute in Aussicht stellte, da griff eben jene Reichsaristokratie, welche die höchste Reichsgewalt zu gemeinsamen Schaden und zu ihrem alleinigen Gewinne herabgedrückt hatte, mit gierigen Händen darnach, und konnte dieß um so mehr, nachdem der Kaiser selbst den kühnen Reformator auf dem Tage zu Worms von sich gestoßen und genöthigt hatte, unter den Schutz der Reichsfürsten zu treten.

In dieser Bedrängniß rettete der päpstliche Stuhl von dem deutschen Kirchengute so viel er konnte und brachte freiwillige Opfer, um nicht noch mehr zu verlieren. Er erkaufte die Treue des Wittelsbach'schen Hauses durch Einräumung des fünften Theils der sämmtlichen Einkünfte aus den in Baiern gelegenen und sehr beträchtlichen Stiftern und Abteien, und jenes Haus erreichte durch Festhalten am alten Glauben dasselbe, was andere durch Abfall gewannen. So kräftigte die Reformation in politischer Hinsicht Niemanden, als eben nur die ohnehin zur Unbotmäßigkeit jeden Augenblick sich auflehnende Reichsaristokratie, und indem sie ihr die ansehnlichsten materiellen Mittel zu eigen gab, veranlaßte sie eine noch größere Entkräftung der kaiserlichen Macht, sie lösete die Bande der Einheit und bereitete das politische Verderben des gesammten Reichskörpers vor.

Als die letzten und mißlungenen Versuche zur Wiedergewinnung eines inneren Gleichgewichtes, zur Emporhebung des kaiserlichen Ansehens, als die letzten verzweifelten Zuckungen der

hinsterbenden Reichseinheit brachen nach einander der Kampf des niederen Adels gegen die geschlossene Phalanx der hohen Aristokratie und jener der Bauern hervor, und nachdem beide, ohne Zuthun des Kaisers und mit den alleinigen Kräften der tödtlich bedrohten Reichsfürsten niedergeschlagen waren, legten diese nach ihrem doppelten Triumphe und so wie sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß die Reformation für ihre Herrenrechte nichts mehr fürchten ließ, jede fernere Zurückhaltung ab und griffen in einer Weise nach den Gütern der Kirche, als gäbe es keinen Kaiser, dem sie über die Verwendung derselben Rede zu stehen hätten. In ihrem angemaßten Besitze wußten sie sich nach dem Reichstage zu Augsburg (1530) durch das Bündniß zu Schmalkalden zu schützen und beuteten die Gelegenheit, während der Kaiser in auswärtige Kriege verflochten war und in deutschen Landen geschehen ließ, was eben geschah, aufs Beste aus.

Allein ein bedrohlicher Wendepunkt trat nach dem Frieden von Crespy ein. Der Kaiser hatte nun freie Hände bekommen. Die Niederlage des schmalkaldischen Bundesheeres war eine schmerzliche, aber wohlverdiente Züchtigung und nochmals leuchtete das freundliche Hoffnungsgestirn der Einheit über dem Horizonte des deutschen Vaterlandes. Der Kaiser, nicht zufrieden mit dem Siege und seinen Folgen, die er unmittelbar für die Erhöhung seines Ansehen haben mußte, trat nun seinem Vorhaben näher, die kirchliche Spaltung zu heben und die religiöse Einheit, ohne die es keine politische geben könne, aber innerhalb der katholischen Kirche und auf eine Grundlage, welche auch das strenge Lutherthum zufrieden stellen konnte, wieder herzustellen. Auf sein Geheiß trat das Tridentinische Concilium zusammen und Alles ließ eine gedeihliche Beilegung erwarten, als der schwere Verrath eines deutschen Reichsfürsten, eines Gliedes der unbotmäßigen Reichsaristokratie, die feingesponnenen Fäden keck zerriß. Nun erst machte der Passauer Vertrag und der Augsburgische Religionsfriede die Spaltung gesetzlich und Deutschlands Schicksal war den finsteren Mächten überantwortet. Während aber das Lutherthum einer weit drückenderen Knechtung von Seite der Fürsten, die mit den Mitteln kirchlicher Hoheit auf dasselbe ihren Einfluß übten, preisgegeben war, erhob sich von der anderen Seite das Papstthum, und war bald im Stande dem Gegner die Spitze zu bieten.

Aus diesem kurzen Abrisse leuchtet das Eigenthümliche, das Scharfsinnige und selbst Großartige einer Auschauungsweise, die das vorliegende Buch in so mannigfaltiger Hinsicht auszeichnet, von selbst ein. Der Hr. Verf. hat einen Standpunkt gewählt, der ihm den weitesten Gesichtskreis gestattet, und das Sinken

der kaiserlichen Macht, die trostlosen Spaltungen in der Kirche und den tödtlichen Riß zwischen den Reichsständen, den Verfall der Einheit, der Verfassung und der Nationalkraft mit der Unmöglichkeit einer Einigung der widerstreitenden Interessen als die beklagenswerthesten Erscheinungen erkennen läßt.

Wenn wir in manchen Einzelheiten eine abweichende Ansicht geltend zu machen uns für bemüssiget halten, so geschieht es nicht, ohne daß wir in den Hauptsachen uns mit dem Hrn. Verf. vollkommen einverstanden erklären. Bleiben wir vorerst bei dem Reichskörper stehen und fassen wir hier ins Auge, was die Zeit nach und nach zur Reife gebracht hatte: so finden wir allerdings politische Formen, unter deren Mißverhältniß die freieren Lebenskeime erstickten, welche weder dem Bedürfnisse der Zeit mehr genügen wollten, noch eine Entwicklung der inneren Kraft nach dem Gesetze der Gleichmäßigkeit möglich machten. Dadurch war die Nothwendigkeit von Reformen ausgesprochen, und als eine Folge derselben muß man die allgemein gewordene Richtung des Zeitgeistes auf diese inneren Mängel hin ansehen, zu deren Entfernung aber der Unberufene eben so gut als der Berufene sein Schärflein beitragen wollte.

Ohne dieses tiefe und allgemeine Bewußtseyn dessen, was noth thut, ist der Geist jenes Jahrhunderts nicht zu verstehen, und man thäte ihm unrecht, wenn man sagen wollte, er habe nur die Waffen der Zerstörung gegen das Hergebrachte und Ererbte gewendet, und nur im Vernichten des Vorhandenen und nicht auch in neuen Bauführungen seinen Beruf gefunden. Die hier in den untersten Gesellschaftsstufen zu Tage tretenden Symptome der Gährung und einer zeitgemäßen Reform erscheinen selbstständig und ohne ihren ersten Impuls von der kirchlichen Bewegung entnommen zu haben; sie gehen ihr zum Theile vorher und wir sind mit dem Hrn. Verf. ganz einverstanden, daß die Kirchenreformation jene Bewegungen zwar gefördert, aber nicht unmittelbar veranlaßt habe. Es ist dieß durch wissenschaftliche Forschungen außer Zweifel gesetzt, und wenn sich noch hie und da Stimmen mit den entgegengesetzten Anklagen vernehmen lassen, so mögen sie ihre guten Gründe dazu haben, aber die Geschichte spricht nicht für ihre Behauptungen.

Eben so ist außer Zweifel gesetzt, daß durch die Untergrabung des kaiserlichen Ansehens der Schwerpunkt des Reiches von vorn herein verrückt und die Einheit des Reichs in ihrer tiefsten Grundlage erschüttert war. Allein ob die Anträge des Erzbischofs Berthold von Mainz dem Uebel von Grund aus würden abgeholfen haben, ist keineswegs so ausgemacht. Sie waren vielmehr nur darauf gerichtet, die Verhältnisse zwischen den

Reichsfürsten und den niederen Reichsständen auszugleichen, ohne dem Reichsoberhaupte eine größere Machtfülle oder eine freiere Selbstständigkeit zuzusprechen. Der ohnehin vielgliedrige Körper hätte die Zahl seiner berechtigten Glieder noch bedeutend vermehrt, neue Elemente der Spaltung eingefügt und seine Beweglichkeit erschwert, abgesehen von der Frage, welche Reife die Zeit für dieses künstliche Triebwerk vorbereitet haben mochte.

Darin, glauben wir, ist auch die Ursache zu suchen, warum Kaiser Maximilian auf Anträge der Art nicht einging und es auch nicht konnte, ohne einen sehr zweifelhaften Gewinn gegen gewisse Opfer einzutauschen. So lange man das Grundübel anzutasten sich scheute, blieb alles Andere ein unzulängliches Palliativmittel, mit theilweisen Erfolgen, aber keiner gründlichen Abhülfe. Constitutionelle Staatsformen, eine Art Repräsentation, wie den Wormser Vorschlägen zu Grunde lag, bei dem Mangel einer erblichen Thronfolge, hätte vollends zur Anarchie und inneren Auflösung geführt.

Von scharfem Urtheile zeugt die Untersuchung über die Politik Karls V. sowohl hinsichtlich Luthers als auch in Bezug auf seine geheime Theilnahme an den Bewegungen des niederen Adels unter Sickingen (p. 238) und auf sein Verhalten beim Bauernkriege (p. 241). Durfte sich auch der Kaiser nicht an die Spitze der kirchlichen Bewegung stellen, ohne seine Kronen aufs Spiel zu setzen, ohne sich in ein Labyrinth von Gefahren zu begeben und seine rechtliche Stellung als Oberhaupt der abendländischen Christenheit preiszugeben: so mußte dagegen dem staatsklugen Fürsten Alles daran gelegen seyn, der Bewegung Herr zu bleiben und sie in die gehörigen Schranken zu verweisen. Es verdient alle Anerkennung, daß der Hr. Verf. dem protestantischerseits oft hart und ungerecht beurtheilen Fürsten geschichtliche Gerechtigkeit widerfahren läßt (p. 246). Weit entfernt von einer Unterdrückung geistiger Bewegung oder von einer böswilligen Gefährdung gesetzlicher Freiheiten war sein ernstes Bemühen auf Bezähmung frevelhafter Unbotmäßigkeit gerichtet. Er hatte nicht allein die Sympathie aller wahren Vaterlandsfreunde auf seiner Seite, sondern auch den Protestanten, ohne deren Gewissen beeinträchtigen zu wollen, solche Zugeständnisse zu machen beabsichtiget, wie sie mit kirchlicher und staatlicher Einheit und mit der Macht des Oberhauptes bestehen konnten.

Indem wir zur Reformation übergehen, lassen wir uns auf keine Untersuchungen über ihre Nothwendigkeit oder über ihre Rechtfertigung ein. Wir betrachten sie als etwas Gegebenes, als ein neues Element, das ungesetzlichen Ursprungs nach gesetzlicher Geltung ringt, und eine gleiche Berechtigung mit der alten

Mutterkirche und einen gesetzlichen Fortbestand neben der alten Reichsverfassung erstrebt. Natürlich konnte sie ohne tiefe Verletzung des Hergebrachten, ohne eine nachhaltige Umstaltung der alten Reichsverhältnisse nicht Wurzel schlagen; allein fruchtbare Lebenskeime und läuternde Stoffe sind ihr geschichtlich nicht abzusprechen, und die Ergebnisse des hohen Kirchenrathes zu Trient sind, wie man zugeben muß, eine ihrer mittelbaren Folgen gewesen. Ihr wesentlicher Unterschied von den einzelnen, früheren Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche lag in dem allgemein tief gefühlten Bedürfnisse nach Verbesserungen, nicht sowohl im Glaubensbegriffe, als vielmehr in den Formen der Kirchenverfassung, wo es in Folge der Verweltlichung, in welche die Kirche gerathen war, an Uebergriffen, Mißbräuchen und sittlichem Anstoß nicht fehlte. In diesem lauten und übereinstimmenden Begehren zeigt sich das tiefe religiöse Gefühl der deutschen Volksstämme, das erfreuliche Streben, der Kirche ihre alte Reinheit selbst bis auf ihre Außenseite wieder zu geben. Nie hätten die Vorgänge in Wittenberg einen so gewaltigen Aufschwung nehmen, nie eine so unbegränzte Theilnahme erwecken können, wenn sie nicht mit dem Geiste der Zeit im vollen Einklange gestanden wären, und wären nicht Umstände hinzugetreten, welche sie weit über ihren ursprünglichen Zweck hinausführten, so hätten sie auch zu keiner nothwendigen Auflehnung gegen die kirchliche Autorität oder zu unseligem Abfall führen müssen. Der Hr. Verf. hat diese streng kirchliche Seite zwar berührt, aber, wie uns däucht, sie gegen die spätere verweltlichte Richtung, zu welcher sie durch Leidenschaft und Selbstsucht herabgebracht wurde, zu wenig hervortreten lassen.

In dem Grade, als in den höheren Regionen das eigentliche religiöse Bedürfniß in den Hintergrund sich verliert, gewinnt der Köder des Kirchengutes an Anziehungskraft, und der Vorwurf eines revolutionären Eingreifens in die Rechte der Kirchen- und der Staatsgewalt durch Sekularisationen von Kirchengütern ist nicht ungegründet, und eine nicht zu vermeidende Folge des Abfalls und des feindlichen Entgegenstellens gewesen.

Daß endlich die Reformation den Hülferuf der Bauern mit Härte von sich gewiesen, und mehr auf das Wohlgefallen der Fürsten, als auf den Schrei der Menschheit geachtet habe (p. 242 f.), ist wahr, aber auch aus ihrer Natur und Stellung wohl zu erklären. Dieß würde sie auf ein ihr fremdes Gebiet gedrängt und ihre Sache mit der des Aufruhrs vergesellschaftet haben. Die Artikel der Bauern mochten an und für sich noch so gerechte oder vernünftige Satzungen enthalten, nie bleibt eine Sache gut, wenn sie sich gesetzwidriger Mittel bedient. Außer

der Furcht vor den Fürsten, die ihn als einen Beförderer des Aufstandes schutzlos von sich weisen würden, rühre aber die Abgeneigtheit des Wittenberg'schen Reformators gegen die Sache der Bauern auch daher, daß »dieser im Schooße des strengsten Büßerordens sich an eine scharf ausgeprägte Weltansicht und an unbedingten Gehorsam gegen die Oberen gewöhnt und die Erde als ein von gefallenen Geistern bewohntes Zucht- und Trauerhaus, die Fürsten aber als die von Gott eingesetzten Zuchtmeister der Völker betrachtet habe, denen das unbeschränkte Recht zustehe, den Niederen zu befehlen, was ihnen gut dünke, wogegen jede Widersetzlichkeit als eine Auflehnung gegen Gott erscheine; eine Ansicht, die für Klosterbrüder tauge, die in der Welt nichts zu sagen haben, und sicherlich habe es nicht zum Wohle Deutschlands gereicht, daß der Mann, der einen so nachhaltigen Einfluß geübt, jenen finsteren Grundsätzen gehuldigt hätte.« — Wenn man den Bauernaufstand nicht als eine frevelhafte Unbotmäßigkeit, sondern als einen zuständigen Act der Nothwehr betrachten wollte, so könnte man das Erheben der Reichsfürsten gegen die verfassungsmäßige Reichsgewalt folgerichtig nicht wohl mit dem Namen der Empörung belegen, ohne sich in Widersprüche zu verirren.

Sobald einmal die Reformation ihre beklagenswerthe Wendung genommen hatte, war es im Herzen des deutschen Reiches auf Jahrhunderte hinaus um Friede, Eintracht und Vertrauen geschehen, und gewiß konnten die zweideutigen Vortheile, welche die protestantischen Fürsten auf dem Tage zu Augsburg erlangten, den Völkern das nicht ersetzen, was sie verloren. Der neue Religionsgrundsatz, cujus regio, ejus religio, stellte das Gewissen unter den Ausspruch der Fürsten und machte das religiöse Bekenntniß von dem Ermessen der Staatsgewalt abhängig. Aber es sei nicht zu verwundern, meint der Hr. Verf. (p. 248), daß die Dinge diese Wendung genommen hätten. Man brauche in jener Formel statt des Ausdrucks »Religion« nur das Wort »Kirchengut« zu setzen, so werde Alles klar. Der Sinn sei dann, wem das Gebiet gehört, dem solle auch das darin liegende Kirchengut überlassen seyn. Der Glaube der Völker erscheine als das, was er war, als eine Nebensache. Ziehe ein Fürst die in seinem Lande gelegenen Kirchengüter ein, so verstehe es sich von selbst, daß er, um seinen Raub zu rechtfertigen, das Banner der neuen Lehre aufstecke. Der Augsburger Religionsfriede habe das Geheimniß des Gesichtspunktes, unter welchem der Herrenstand von Anfang an die Reformation betrachtete, vor aller Welt enthüllt.

Hier wäre indeß entgegenzuhalten, daß die kirchliche Be-

wegung doch irgendwie zum Stillstande gebracht werden mußte. Unter allen Mitteln, welche zu Gebote standen, war es vielleicht am wenigsten nachtheilig, wenn das Bekenntniß der Unterthanen von dem ihres unmittelbaren Landesfürsten abhängig gemacht wurde. Wie hätte nur überhaupt dem Zerfallen der Kirche in eine Unzahl von Secten vorgebeugt, eine leichtsinnige Proselytenmacherei entfernt, wie nach so heftigen Erschütterungen die unentbehrliche Autorität wieder hergestellt werden sollen, wenn man nicht die Staatsgewalt als den nöthigen Haltpunkt statt der aufgegebenen Kirchenautorität angenommen hätte. Es war eine Inconsequenz, das ist nicht zu läugnen, aber es war die nothwendige Folge einer vorangegangenen noch größeren Inconsequenz.

In welchen Grad der Abhängigkeit die neue Kirche auf diesem Wege gerathen mußte, wie wenig sie über den Wechsel der Herrschaft sich Glück zu wünschen Ursache hatte, darüber sagt der Hr. Verf. manch Beherzigenswerthes. Seine Reflexionen und Parallelen werfen ein scharfes Licht auf die gewonnenen Zustände und durchdringen in ihrer bedeutungsvollen Tiefe die inneren Verhältnisse beider Kirchen. Die lutherischen Kirchenhäupter, sagt er (p. 250), seien nur nach unten gebietende Herren, nach oben aber willenlose Knechte gewesen. Mit größter Entschiedenheit habe der Katholicismus während seiner besseren Zeiten an dem Grundsatze festgehalten, daß königliche und hohepriesterliche Gewalt nie in Einer Person vereinigt seyn durfte, woher auch die lateinisch-germanische Welt ihre Freiheit und eigenthümliche Bildung erhalten hätte. Dieß sei durch die Reformation anders geworden. Nachdem das Joch Roms gefallen, hätten in den lutherischen Gebieten die Landesfürsten den ganzen Nachlaß des Papstes, d. h. sowohl seine oberherrliche Gewalt über die Kirche, als seine Einkünfte geerbt, und als nunmehrige Landesbischöfe die Anstellung der Kirchendiener, die Gebräuche, die Einrichtungen des Kultus, selbst den Lehrbegriff in ihre Hände bekommen.

Um nun weiter zu zeigen, wie bei diesem Wechsel der Gewinn nicht eben beneidenswerth gewesen, beruft er sich auf die Klagen Melanchthons aus dessen Briefen und geht auf die Erweiterung der Fürstengewalt über, in sofern sie mit der Reformation in unmittelbarer Folge stand und mittelbar auch auf die katholischen Staaten zurückgewirkt hat.

Die allgemeinen Zustände des Reiches zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, der tiefe Verfall der kaiserlichen Macht unter dem indifferenten, arbeits- und menschenscheuen Kaiser Rudolph II, den Abschluß der protestantischen Union in Folge

der den Reichsgesetzen zuwider laufenden Behandlung der Reichsstadt Donauwörth, die Stiftung der katholischen Liga, welche, während die Union in sich schwach und haltlos zum unwürdigen Werkzeuge französischer Gelüste sich erniedrigte, durch kräftige und kluge Leitung mehr als einmal den Wendepunkt in den Geschicken des Reichs abzugeben berufen war, die mannigfaltigen Verwicklungen des Jülichschen Successionsstreites, der verderbliche Bruderzwist zwischen dem Kaiser und dem Erzherzoge Matthias mit seinen Folgen für die religiösen Verhältnisse der Erbländer, und unter allen diesen Ereignissen die am katholischen Horizonte Deutschlands auftauchenden Gestirne, Herzog Maximilian von Baiern und Erzherzog Ferdinand von Steiermark, mit den entschieden ausgeprägten Richtungen ihrer Laufbahn, Alles dieß findet sich im zweiten Kapitel dieses Buches und als Einleitung einer verhängnißreichen Katastrophe, zu der sie den Schlüssel bilden, klar, treu und mit treffenden Schlaglichtern, mit denen manche wichtigere Einzelheiten aus der übrigen Masse in plastischer Vollbildung heraustreten, nach den Erfordernissen eines strengen Pragmatismus auseinandergesetzt.

Mit dem beharrlichsten Eifer vertrat die Interessen der katholischen Kirche die Gesellschaft Jesu, welche am bairischen sowohl als am kaiserlichen Hofe seit längerer Zeit wirkend, kein Hehl aus ihrer Absicht machte, die Protestanten mit geheimen und offenen Waffen zu bekämpfen, und es war in der That der Genius dieser Gesellschaft, der in den beiden hervorragendsten Persönlichkeiten des katholischen Deutschlands, in Maximilian und Ferdinand, sich kund gab und handelte.

Deutlich genug zeigt sich ihre eigenthümliche Kampfweise, die tiefe Berechnung, die erstaunenswerthe Kenntniß der Schwächen und Blößen der Gegenpartei, die Festigkeit und Uebereinstimmung im Entwurfe und im Vollzuge der Pläne, die ihres Zieles um so weniger verfehlen konnte, da die Gegner weder an Kraft, Gewandtheit, noch an Einigkeit und Ausdauer auf gleicher Höhe standen. In ihren ersten Aeußerungen auf die Defensive beschränkt und darauf angewiesen, das übrig gebliebene Terrain gegen weitere Verkürzung zu beschützen, schritt die katholische Partei, so wie ihre Zeit gekommen war, entschieden und kühn zum Angriff und hatte die weitesten Eroberungen vorbereitet, noch ehe man im entgegengesetzten Lager es glauben mochte.

Wir stehen somit beim Beginne eines der furchtbarsten Kriege, die je geführt worden sind, eines Krieges, der nicht minder mit dem Schwerte, als mit der kühnsten Combination einer geschäftigen Kabinetspolitik durchgefochten wurde, der eben

so merkwürdig durch seine Hartnäckigkeit und Dauer, als überraschend durch seine Entwickelung und durch die Wechselfolge des Glückes gewesen ist, der nach und nach den größten Theil der europäischen Staaten in seinen Strudel hinreinriß, und mit der Natur eines Chamäleons unter stetem Wechsel seiner Farben die verschiedenartigsten Interessen beschäftigte, der endlich die nationale Einheit des Reiches unabänderlich zerriß und die politische Kraft desselben auf Jahrhunderte untergrub.

Die ersten zwölf Jahre dieses unheilvollen Kampfes fallen, da sie ohne persönliche Theilnahme des Schwedenkönigs gefochten wurden, in den Bereich des gegenwärtigen Buches und füllen die folgenden sieben Kapitel desselben. Ohne bei seinen Einzelnheiten zu verweilen, ziehen wir es auch hier vor, uns an einige der geistigen Eigenthümlichkeiten einer Auffassung und Combination zu halten, die uns mit vielen neuen Ergebnissen einer tief eindringenden Forschung auf eine angenehme und lehrreiche Weise überrascht.

Gehen wir vor Allem mit prüfendem Auge auf die tiefere Bedeutung der böhmischen Bewegung ein, so begegnen wir einem doppelten Zwecke, von denen der eine durch den andern versteckt gehalten wurde. Unter dem Scheine, die Privilegien einer ungehinderten Religionsübung aufrecht zu halten, verbarg sich das revolutionäre Streben, den Protestantismus zur Herrschaft zu erheben und das Fürstenhaus vom Throne zu verdrängen. Dieß beweisen die Verhandlungen zu Eger, die, hätten sie Gesetzeskraft erhalten, der Krone kaum einen Schatten von Macht übrig gelassen haben würden. Dieß beweisen noch auffallender die Verbindungen der Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien, den Lausitzen, von Ober- und Nieder-Oesterreich, in deren Folge sie den Erzherzog Ferdinand, als einen Erbfeind der Gewissensfreiheit, als einen Sklaven Spaniens und der Jesuiten (p. 309), der böhmischen Krone verlustig erklärten, und nicht bloß selbst gegen ihn in die Waffen traten, sondern auch den Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, zum Angriffe auf Ungarn und Oesterreich herbeiriefen.

Warum die Wahl des Adels neben den übrigen in Antrag gebrachten Kroncandidaten auf den Kurfürsten von der Pfalz fiel, wird aus den Nachweisungen des Hrn. Verf. hinreichend klar. Seine Urtheile über ihn sind scharf und schneidend, aber sie sind durch die Natur der Thatsache gerechtfertiget, und es würde befremden, wenn er diese in milderer Farbengebung dargestellt hätte. Er nennt ihn geradezu einen Mitanstifter des böhmischen Aufstandes, und weiset darauf hin, wie er es war, der als das Haupt der Union dem Aufstande durch mittelbare Theilnahme bedeutenden

Vorschub geleistet, der dem mit sardinischem Gelde geworbenen Kriegshaufen unter Mansfeld einen böhmischen Bestallungsbrief verschafft, der endlich durch seinen Gesandten, Achatius von Dohna und gemeinschaftlich mit den Holländern den verhängnißvollen Plan bis zu dem Punkte hingeleitet hat, wo die Rückkehr abgeschnitten und eine friedliche Ausgleichung unmöglich war.

Unter den Rathgebern, die der ehrgeizige, aber schwache Prinz befragte, haben manche ihm die Wahrheit gesagt, Niemand aber mit so eindringlichen Worten, so wohlgemeint und aufrichtig, als seine eigene Mutter, welche den politischen Seherblick von ihrem Vater, dem schweigsamen Oranier, geerbt zu haben schien. Mit Thränen in den Augen rieth sie ihm ab von dem tollkühnen und ehrlosen Unternehmen. Zu seinem Unglücke siegte über die Stimme der Mutter die ehrgeizige Stachelrede der Gattin und der geistliche Zuspruch des fanatischen Hofpredigers Abraham Scultetus. Zuversicht und den Ausschlag gab die Nachricht von Bethlens Einfalle, und Habsburgs scheinbar untergehendes Gestirn stellte kaum eine größere Mühe, als eine leichte Trümmerlese, in behagliche Aussicht.

Allein mit seiner Thronbesteigung trat auch alsbald der verderbliche Wendepunkt seines Schicksals ein. Wir wollen nicht auf seine Lage, nicht auf die Umstimmung seiner Verbündeten eingehen, wir wollen nicht erwähnen, wie bald seine Kassen geleert, wie schlecht die Vertheidigung bestellt, wie Zuchtlosigkeit im Heere, Anarchie im Staate überhand nahm, wie scheel die Adelshäupter ihre Zurücksetzung, wie ergrimmt das Lutherthum den unzeitigen calvinischen Eifer ansah; dagegen wollen wir die Gegenschritte der katholischen Partei und die verschlungenen Fäden ihrer geheimnißvollen Politik betrachten, wie sie der Hr. Verf. mit eben so viel Takt als Scharfsinn in seinem Werke zu enthüllen gestrebt hat.

Die Seele der Gegenbewegung war Herzog Maximilian von Baiern, ein Fürst, der länger als ein halbes Jahrhundert für die Interessen der katholischen Kirche und zwar mit einer Klarheit des Bewußtseyns und mit einer Festigkeit des Willens, dessen sich die Gegner nicht rühmen konnten, beharrlich thätig war, aber neben der katholischen Frage auch die politischen Zwecke zu Gunsten seines Hauses und seiner Person fest im Auge behielt. Er stand in der engsten Verbindung mit der Kurie und mit den Jesuiten, und so gut er sich auf beider Beistand stützte, eben so gut diente er beiden als Ableiter einer etwaigen Uebermacht des Kaisers. Zweimal wurde ihm die Krone des Reichs angeboten. In seiner standhaften Weigerung zeigte er einen tieferen politischen Blick, als wenn er den lockenden Anträgen nachge-

kommen wäre. Er verstand es, zu rechter Zeit sich zu mäßigen, um die reelleren Zwecke, die er verfolgte, nicht einem trügerischen Phantome aufzuopfern. Der Hr. Verf. rühmt diesen Beweis einer sich selbst bescheidenden Selbstgenügsamkeit und sagt, er habe bei jenen Veranlassungen seine politische Fähigkeit auf eine glänzende Weise an den Tag gelegt. Die Annahme der Reichskrone würde ihn mit dem Hause Habsburg tödtlich verfeindet und seiner Sache wesentlich geschadet haben; denn nur im Bunde mit jenem Fürstenhause, nicht durch Lossagung von demselben, ließen sich die Pläne, an denen er seit Jahren arbeitete, mit Erfolg durchführen.

Der Ausbruch der böhmischen Unruhen brachte seine Pläne zur Reife. Der Einzige im Reiche, auf den der von allen Seiten hart bedrängte Kaiser Hülfe suchend sich stützen konnte, wies er absichtlich, um den Preis seiner Hülfleistung so hoch als möglich zu stellen, das erste Ansuchen kalt und gleichgültig von sich. Die Sicherheit seiner Berechnung verdient Bewunderung; allein die geheimste Triebfeder seiner Handlungsweise verrieth keine edlere Natur, als eine Politik der vollendetsten Selbstsucht unter dem Deckmantel religiösen Eifers.

Gesichert in seinen Aussichten durch die Zusagen des Kaisers ging Maximilian an sein Werk und umstellte seinen Vetter, den böhmischen König, mit dem Netze eines unvermeidlichen Verderbens. Die Liga verrieth Festigkeit und Einheit des Willens, wie nie zuvor. Ohne Weigerung sagte sie Geldbeiträge zu und versprach, auf den Nothfall bewegliche und unbewegliche Güter, Kleinode und selbst die Silbergefäße der Kirchen der gemeinsamen Sache zu opfern. Dem Namen nach ließ er das rheinische Directorium unter dem Kurfürsten von Mainz fortbestehen, die eigentliche Leitung aber befand sich, mit völliger Ausschließung des Kaisers, in seiner alleinigen Hand. Von der haltlosen Lage seines Vetters bei sich überzeugt, wußte er durch die Furcht vor den Unternehmungen desselben die Glieder der Liga auf eine so feine Weise zu ködern, daß sie sich zu Werkzeugen für seine ehrgeizigen Absichten willig hergaben.

Das nächste war, Spanien zur Theilnahme zu gewinnen. Die Sache war nicht leicht, weil der mächtige Pater Ludwig von Alliaga, der den König beherrschte, der deutschen Linie des Habsburgischen Hauses nicht geneigt war. Allein der fähige Gesandte am dortigen Hofe, der Graf Khevenhiller, siegte über die Zähigkeit des Spaniers durch jene feste Entschlossenheit, mit der das Bewußtseyn eines wichtigen Zweckes die Netze kleinlicher Rücksichten zu durchbrechen versteht. Der General Spinola ward befehligt, gleichzeitig mit dem Herzoge von Baiern, wenn

dieſer gegen Böhmen aufbrechen würde, die Pfalz zu überziehen.

Mit gleich günſtigem Erfolge wurde Böhmen von einer andern Seite iſolirt. Zwar war der Kürfürſt Johann Georg von Sachſen weder durch religiöſe Sympathie noch durch politiſche Rückſichten befreundet. Das Lutherthum würde ſich viel eher zur Ausrottung als zur Unterſtützung des pfälziſchen Calvinismus hergegeben haben, und zum Ueberfluß ſteigerte der ſcheinbare Machtzuwachs, den Friedrich V. durch die böhmiſche Krone erhalten, die Empfindlichkeit und Eiferſucht des ſtrengen Lutheraners. Allein die gemeinſchaftliche Gefahr konnte die Differenzen für den Augenblick vergeſſen machen und eine Verbindung Sachſens mit Böhmen die Schwierigkeit des Angriffs auf eine bedenkliche Weiſe ſteigern. Die Klugheit gebot daher, Sachſen von dem Kurpfälzer entfernt zu halten, ſollte er nicht vielleicht ſelbſt in das Intereſſe der Liga zu ziehen ſeyn. Und es gelang beides aufs beſte. Der eifrige Hofprediger, Hoe von Hohenegg, ſchürte den confeſſionellen Haß, der Kaiſer verſprach die pfandweiſe Ueberlaſſung der beiden Lauſitzen, Herzog Maximilian gab die gewünſchten Bürgſchaften wegen des ungeſtörten Fortbeſitzes der geiſtlichen Güter, und Johann Georg war für die Liga gewonnen und verſprach gegen Böhmen ins Feld zu rücken.

Um endlich den Feind ſeines letzten Beiſtandes zu berauben, war nur noch übrig, die Union von ihm abzuziehen. Auch hier ging die Sache leichter, als man dachte, indem die Stellung der Unionsmitglieder zu ihrem vormaligen Haupte völlig geändert war. Die Ausſicht auf einen vorherrſchenden Einfluß im Reiche wurde niedergehalten durch Neid und kleinliche Mißgunſt der Unionsfürſten, die nicht weiter die Hand dazu bieten wollten, daß ein früher Gleichgeſtellter ſie alle ſo ſehr an Macht und Anſehen überrage. Hiezu kam die Abneigung gegen ungewiſſe, weitausſehende Unternehmungen, in die ſie durch Böhmen verflochten zu werden fürchteten, und Kälte, Eiferſucht, Beſorgniſſe vor materiellen Verluſten und wohl auch Scheu vor der ungerechten Sache und die Furcht vor dem Kaiſer hinderte eine feſte Einigung und lähmte die Thatkraft, innere Halbheit und Zerriſſenheit bereitete die völlige Auflöſung vor. Als daher Maximilian in drohender Stellung das Lager bei Dillingen bezog (im Juni 1620), hatten die Unirten zwar ein Heer entgegengeſtellt, allein eingeſchüchtert durch die kategoriſche Aufforderung, ob ſie Frieden wollen oder Krieg, ſchloſſen ſie den denkwürdigen und für den Gang des Krieges folgenſchweren Vertrag zu Ulm. Wie ſehr auch immer die Haltung der Union befremden, wie ſehr es überraſchen mag, ſie in der offenbarſten Gefahr thatenlos auseinander

gehen zu sehen, die Sache ist außer Zweifel. Die Unirten hätten sich, bemerkt der Hr. Verf. sehr treffend, um sich diese Rathlosigkeit zu erklären, p 326, eine falsche Vorstellung von der damaligen Lage des Reichs gemacht. Gewöhnt an den alten Schlendrian, hätten sie nicht geglaubt, daß es so schnell zu extremen Schritten kommen werde, oder daß sie in dem Vertrage nicht einen beneideten Bundesgenossen, sondern sich selbst verlassen haben; sie hätten keine Ahnung gehabt, welch entschiedener Geist seit Ferdinand's Erhebung die Katholiken beseelte und das Einzige, was sie dem verrathenen Friedrich versprachen, seine Erblande gegen den Anfall der Spanier zu schützen, sei von ihnen in der Folge möglichst schlecht gehalten worden.

So ward der König von Böhmen von drei Seiten feindlich angegriffen, und der Erfolg des Krieges konnte kaum ein anderer seyn, als er gewesen ist. Allein die Größe dieser Maßregeln galt nicht seiner persönlichen Wichtigkeit, die Gefahr war überhaupt für den Katholicismus sowohl, als für das Kaiserhaus groß und dringend genug. Mit welchen Träumen eines rastlosen Ehrgeizes sich die verwegensten Glieder der Union getragen hatten, geht aus einem unter den Papieren des flüchtigen Winterkönigs gefundenen Briefe hervor, worin unter andern der Plan vorgezeichnet war, daß das Reich eine völlig veränderte Gestalt erhalten, daß das Haus Habsburg mit seinem ganzen Anhange niedergeschlagen, der Fürst Christian von Anhalt zum erblichen Kurfürsten von Mainz und zum Erzkanzler, der Oranier Moriz und der Herr von Bouillon zu Kurfürsten von Cöln und Trier erhoben, Bethlen Gabor aber mit dem Königreiche Ungarn und mit der achten Kur belohnt werden sollte (p. 367).

Nach dem vollständigen Siege Tilly's über Christian von Halberstadt (6. August 1623) war abermals eine völlige Vernichtung des Feindes und die Pacificirung des Reiches in die Hände der siegreichen Partei gegeben. Tilly selbst wurde dießmahl an der Politik seines Hofes irre, er sah sich zu seinem innersten Leidwesen die Hände gebunden und stand auf dem Punkte, aus Verdruß über die halben Maßregeln, die ihm zugemuthet wurden, seine Stelle niederzulegen. »Hätte man mir freie Hand gegeben, schrieb er vier Tage nach der Schlacht an seinen Herrn, hätte man mir Vollmacht ertheilt, den Feind auf's Aeußerste zu verfolgen, was ich jüngstens zu Regensburg gefordert, so würde ich bei dieser Gelegenheit mit Gottes Gnade, eine solche Victorie erlangt haben, daß das ganze römische Reich wieder zum Frieden gebracht und in den alten Stand hergestellt worden wäre; auch jetzt noch hoffe ich Alles zu erlangen, wenn man mir nur die Hände frei und ungesperrt läßt, während im entgegengesetz-

ten Falle noch Jahre über der Unruhe hingehen werden, weil man jenen Leuten (den Protestanten) doch nie trauen kann. Sollte es aber unmöglich seyn, mir die gewünschte Vollmacht zu ertheilen, so bitte ich, daß man mich meines Kriegsamtes in Gnaden entlasse und mir erlaube, nach Hofe zu gehen (p 436).«

Der Hr. Verf. legt diesem Actenstücke wohl nicht ohne Grund eine besondere Bedeutung für die geheime Geschichte des Krieges bei, weil man aus ihm erkenne, daß das Bundeshaupt der Liga keine Vernichtung des Feindes zuließ und nur von der Verlängerung des Kampfes die Erhaltung der errungenen Vortheile hoffen konnte. Er ist aber auch billig genug, anzuerkennen, daß für einen festen Frieden, für Wiederherstellung der kirchlichen Einheit, für Befestigung der inneren Reichsverhältnisse die bisherigen Eroberungen viel zu schnell waren, als daß sie nachhaltige Folgen erwarten ließen. Er entscheidet sich daher für den Weg, den der Kurfürst eingeschlagen, und findet die »langsame Heilart« unter jenen Umständen als die zweckdienlichste. Und dieß ist auch der richtige Gesichtspunkt, für den nicht bloß die Thatsachen sprechen, sondern der auch zum Verständnisse der tiefer liegenden Beweggründe von wesentlichem Belange ist.

Warum daher die Liga, nachdem im J. 1624 kein Feind mehr vorhanden war im ganzen Umfange des deutschen Gebietes, und Baiern den Höhepunkt seines Ansehens erstiegen hatte, dennoch unter den Waffen blieb, ist nichts als eine consequente Folge jenes politischen Systems. Aber sie war jetzt auch mächtig genug, um den Schleier fallen zu lassen. Daher faßte sie auf dem Tage zu Augsburg den höchst wichtigen Beschluß, man wolle fürdem nicht bloß Diejenigen als Feinde behandeln, welche sich durch Wort und That gegen den Kaiser oder den Bund als solche erwiesen hätten, sondern auch Diejenigen angreifen, welche zwar bis jetzt stille gesessen, aber insgeheim damit umgingen, im eigenen Lande Mannschaft zu werben, oder gar fremdes Kriegsvolk wider des Kaisers Willen ins Reich zu führen« (p. 453). Hiemit war der Entschluß ausgesprochen, angriffsweise zu verfahren und insbesondere die norddeutschen Fürsten, welche bisher insgeheim die Feinde des Kaisers unterstützt hatten, gewaltsam in den Kampf hineinzuziehen.

So wollte also Kurfürst Maximilian keinen halben, sondern er wollte einen vollständigen Frieden, und zwar auf Grundlage einer eben so vollkommenen Besiegung aller sowohl der offenbaren Feinde als auch der geheimen Gegner, er wollte einen Frieden, der eben so gut den kirchlichen Zwiespalt entfernt, als das Verhältniß zwischen Kaiser- und Fürstenmacht auf das zuständige Maß zurückgebracht haben würde. Daß die Früchte eines solchen

Friedens, trotz dem, daß sie mit dem Blute der Liga erkauft worden waren, vorzüglich dem Kaiser hätten zu gute kommen müssen, liegt am Tage; ob indeß das Haupt der Liga, damals der mächtigste Fürst nach dem Kaiser, Selbstverläugnung genug gehabt haben würde, um in das Verhältniß eines Reichsfürsten herabzusteigen, und selbstentsagend den Gewinn glücklicher Siege zum Vortheile der — von den Feinden deutscher Einheit so sehr gefürchteten — alten Kaisermacht aufzuopfern, ist eine unfruchtbare Frage, weil sie aus der Geschichte nicht beantwortet werden kann, und die Wendung des Krieges sehr bald eine ganz andere Stellung der Kriegshäupter zur Folge hatte. Die günstige Constellation verschwand, jedoch nicht ohne die bedeutungsvolle Lehre, daß das Siegesglück bis aufs Aeußerste zu versuchen immer eine gefährliche Sache sei. Wie wenig diejenigen, die Anfangs vom Glücke begünstigt woren, sich der Beständigkeit desselben rühmen konnten, darüber sollte denn auch die Ligue die empfindlichsten Erfahrungen machen.

Wenn wir uns auf die Seite derjenigen Fürsten wenden, welche dem Kaiser und den katholischen Reichsfürsten entgegenstanden, so ist es allerdings wahr, daß sie, was Einigkeit, Charakterstärke und Geisteskraft anbelangt, ihren Gegnern bei weitem nachstanden. Wie kläglich die Union geendet, ist oben gesagt worden. Nach ihrer Auflösung drängten sich einzelne kühne Abenteurer auf den Kampfplatz, die keine selbstständige Partei vertraten, sondern in holländischem Solde angeblich die Sache des geächteten Kurfürsten gegen den Kaiser verfochten, in der That aber nur die Kriegsflamme nähren und das Reich zu keinem Frieden kommen lassen wollten. Bitter, aber nur zu wahr sind des Verf.'s Aeußerungen, wie damals das Reich fremder Ränkelust zum Spiele und zum Schauplatze dienen mußte, und Deutschlands eigene Söhne ohne Erröthen vom Feinde Sold bezogen (p. 458).

Allein abgesehen von den feilen Condottieri des dreißigjährigen Krieges, deren Sache übrigens durch die Erinnerung offenbaren Skandals (p. 437) wenig verlieren mag, vermögen wir nicht einzusehen, wenn wir die Partei der protestantischen Reichsfürsten in's Auge fassen, wie man nach dem damaligen Zustande der Reichsverfassung ihren Widerstand mit Widersetzlichkeit, ihr politisches Gegengewicht mit Unbotmäßigkeit verwechseln könne. Indem sie der drohenden Uebermacht entgegenarbeiteten, haben sie im Grunde nichts anders gethan, als was einige Jahre später der Regensburger Fürstentag (1630), nur mit dem Unterschiede eines glücklicheren Erfolges, ebenfalls gethan hat, und es darf hier nicht außer Acht gelassen werden,

daß ihre oppositionelle Lage sie nur mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit handeln, und sie nie vorwärts gehen ließ, ohne zugleich den Rückzug sich gesichert zu haben. Was also als Halbheit erscheint, was im entgegengesetzten Falle als Trotz und Verwegenheit erscheinen würde, hat eben in jenen Rücksichten seinen Grund, die sie gegen den Kaiser und wohl auch gegen die Ligue zu nehmen hatten. Wir können den Hrn. Verf. bei diesem Theile seiner Geschichte keineswegs frei sprechen von dem Vorwurfe der Härte im Urtheile und der Leidenschaftlichkeit der Sprache, und sind der Meinung, daß durch Anwendung solcher Mittel der Wahrheit nicht Bahn gebrochen, die Ueberzeugung nicht befestiget werde.

Um alles Andere bei Seite zu lassen, mag es genug seyn, daß wir einige Augenblicke bei dem Herzoge Johann Friedrich VI. von Sachsen-Weimar verweilen. Es ist offenbar, daß dieser Fürst mehr für den Psychologen, als für den Geschichtschreiber Interesse haben kann, und den vereinzelten Fall eines vollendeten Wahnsinnes in den Rahmen eines geschichtlichen Zeitbildes zu fassen, an dem man die Zeichen der Zeit in ihrer charakteristischen Bedeutung erkennen soll, ist nach unserer Ansicht ein Fehlgriff.

Gewiß wurde mit der Religion ein gräuelvoller Mißbrauch getrieben, gewiß gab es Herzen, in deren Innerem der Glaube an Gott, an Vorsehung, an Christenthum spurlos erloschen war. Dieß steht fest und durch zu viele Thatsachen erhärtet, und kann kaum anders seyn, wo ein gräuelhafter Krieg die Bande des Gewissens und der Sittlichkeit löset und den Menschen geistig verwildert. Eben so gewiß ist es, daß ein gränzenloser Aberglaube sich der Gemüther bemächtigte und sich in dem Wahne der Kugelfestigkeit, in den alchymistischen Träumereien, in den Verirrungen der Sterndeuterei offenbarte; ein Aberglaube, von dem auch die größten Männer ihrer Zeit, wie ein Wallenstein, nicht freizusprechen sind, und der auf die absurdesten Abwege führen mußte, wenn er mit Beschränktheit des Verstandes zusammentraf.

Wie aber der Geschichtschreiber uns allen Ernstes die Geschichte eines mit dem Teufel im Bunde stehenden Fürsten geben könne, mit der Versicherung, er habe sich dabei bloß an die gerichtlichen Acten, also an unbezweifelbare Aussagen gehalten, ohne an der Glaubwürdigkeit seiner Quellen selbst Anstoß zu nehmen, ist eben so schwer zu begreifen, als wenn Jemand aus den voluminösen Actenstößen über Hexenprozesse als aus unbezweifelten Aussagen seine Beweise für das Faktische der Hexerei hernehmen wollte. Jeder Psychologe, jeder Seelenarzt wird mit uns übereinstimmen, wenn wir sagen, daß man den Ver-

rückten auf keine schädlichere und beklagenswerthere Weise behandeln konnte, als indem man ihn der Einsamkeit eines finsteren, engen, aller Bequemlichkeiten baren Gefängnisses überließ, wo bei körperlicher Unthätigkeit die Ueppigkeit einer excentrischen Phantasie das letzte Fünkchen des Verstandes auslöschen, und durch die dämonischen Beschwörungsformeln seiner Wächter der Zorn des Wahnsinnes entflammt werden mußte. Zu diesem Kranken hätte ein vernünftiger Arzt gehört, aber keine Theologen mit Predigten, Bibeln und Entzauberungen, welche in den Ausbrüchen der Wuth, in die sie den Kranken mit ihren Ceremonien versetzten, mit der Blindheit der Zeit, den Zornesausbruch des Bösen zu sehen meinten. Als eigenthümliche Erscheinung einer zuletzt bis zum Wahnsinn gesteigerten Seelenkrankheit mag dieser Fall ein hohes Interesse haben, aber er gehört mit seinem ganzen Detail mehr in ein medicinisches, als in ein geschichtliches Buch, und kann am wenigsten als Träger eines allgemeinen Zeitbildes gebraucht werden. Da hört die Competenz der Acten auf und die des Arztes allein kann eintreten.

Gehen wir nun, nachdem wir bisher von den Extremen gesprochen, zu dem Kaiser über, so gebührt hier vor Allem der Auffassung des Hrn. Verf.'s alles Lob, und wir sind seiner Darstellung Schritt für Schritt mit der vollsten Befriedigung gefolgt. Er bewährt hier eine rühmenswerthe Selbstständigkeit der Auffassung und des Urtheils. Tief beklagt er den Verfall der kaiserlichen Macht und der Verfassung, den Verlust der Kraft und Einheit und die Unmöglichkeit, eine politische Wiedergeburt nach so manchen wohlgemeinten, aber übel verstandenen Versuchen in's Werk zu setzen. Kaiser Ferdinand selbst aber ist ihm nicht jener gewaltthätige, fanatische Fürst, der der Freiheit des menschlichen Geistes feindselig entgegentritt, und Andersglaubende mit den Schrecknissen seiner Waffen niederkämpft, wie man ihn so gern mit thatsächlichen Beweisen darzustellen pflegte. Im Gegentheile, er sieht in ihm einen zwar nicht selbstständig handelnden, aber mit unerschütterlicher Festigkeit ausgestatteten Charakter, der mit der Kraft der reinsten Ueberzeugung sein ganzes Leben hindurch seinen Grundsätzen treu geblieben ist, nicht bloß weil sie in seine jugendliche Seele niedergelegt worden sind, sondern weil sein eigenes Leben und eine untrügliche Erfahrung über Werth und Vorzug derselben keinen Zweifel aufkommen ließen.

Am härtesten traf sein Reformationswerk den calvinischen und lutherischen Anhang in Böhmen (p. 347), aber man darf dabei nicht vergessen, daß auch keines der übrigen Erbländer durch thatsächlichen Abfall so schwer an seinem Majestätsrechte sich vergangen hatte. Er sprach gegen den unrühmlichen Winterkönig

die Reichsacht aus, aus eigener Machtvollkommenheit und ohne die üblichen Reichsformen. Man wollte ihm dieß zu einem schweren Verbrechen machen, zu einer schreienden Verletzung der Reichsverfassung; allein man hat übersehen, daß, nachdem das Loos der Waffen gegen ihn entschieden, er, der Kaiser, nur sein Siegesrecht gebraucht, und einen Feind aus der Liste der Reichsfürsten gestrichen hat, der, im gleichen Falle, kaum noch so viele Mäßigung gezeigt haben würde, gewiß aber die Strafe verdiente und bereits das Loos über Habsburgs Erbe geworfen hatte; man hat übersehen, daß Milde in diesem Falle als Schwäche gegolten, und die Feinde des Kaisers nicht besänftiget, sondern zu neuer Gewaltthat herausgefordert haben würde.

Auf keine tiefere Begründung kann der Vorwurf gegen den Kaiser Anspruch haben, daß er, nach der völligen Auflösung der Union, absichtlich den Krieg verlängert und das Reich in die größten Gefahren gebracht habe. Mit großer Gründlichkeit weiset der Verf. diese Anschuldigung ab, und zeigt dadurch, wie tief und wohldurchdacht er die damaligen Verhältnisse des Reichs aufgefaßt hat. In seinem Eifer nennt er derlei Behauptungen geradezu lächerlich, ungereimt, heuchlerisch, und meint, daß sich eben jetzt eine vielleicht nimmer wiederkehrende Gelegenheit dargeboten habe, die Ordnung herzustellen, der deutschen Nation ihre Einheit zurückzugeben und die Uebelthäter zur verdienten Strafe zu ziehen, »nachdem seit einem Jahrhundert die kaiserliche Krone Germaniens von ungetreuen Vasallen und Reichsverderbern unter dem schändlich gemißbrauchten Namen des Evangeliums verhöhnt und beleidigt worden war« (p. 368).

Einer der wichtigsten und bedeutungsvollsten Wendepunkte im ganzen Kriege trat für den Kaiser mit der Bestallung Wallensteins zum kaiserlichen obristen Feldhauptmanne ein. Wurde bis dahin der Kampf zum unmittelbaren Vortheile Baierns, zum Gewinne der katholischen Kirche und Roms geführt: so war Wallenstein der Mann, der ihm alsbald den Charakter eines kaiserlichen Krieges aufdrückte, und die nationale Bedeutung voranstellte. Zu diesem Zwecke sollten Baiern von der Leitung der Angelegenheiten verdrängt und die Reichsfürsten entweder zum Gehorsam gegen den Kaiser gebracht oder vernichtet werden.

Wie der Verf. im Einklange mit dem oben Gesagten die politische Gesinnung Wallensteins erfaßt und sich zum Dolmetsch seiner geheimsten Absichten gemacht habe, möge der Leser aus folgender Stelle entnehmen, die uns zu inhaltschwer däucht, als daß wir sie nicht wortgetreu aufnehmen sollten: »Unverkennbar,« sagt er p. 503, »hegte der Herzog von Friedland die Absicht, daß es ein Mittel gebe, den traurigen Kirchenstreit ohne Zuthun

der Theologen auf politischem Wege auszusöhnen. Er rechnete: wenn man das Uebermaß der Aristokratie, welches Germanien in's Unglück gestürzt und die Reformation zur Geißel gemacht, bändige; wenn man dann unter dem Banner der apostolischen Kirche dem deutschen Volke seine Einheit zurückgebe, und Macht, Ehre, europäische Geltung des Reiches wieder aufrichte, würden die deutschen Lutheraner und Calviniſten, die es mit sich und dem Vaterlande wohl meinen, eingedenk der unbestrittenen Wahrheit, daß des Reiches Wohl unumgänglich Einheit der Kirche fordere, gutwillig ihrem katholischen Kaiser in die Messe folgen, und sich wieder zu dem Bekenntnisse wenden, unter dem Germanien acht Jahrhunderte lang das große Wort in der Christenheit geführt hat.«

In der That führte auch Wallenstein den Grundsatz der Vereinigung, und zwar ohne Rücksicht auf das Bekenntniß, gleichsam vorbildlich bei seinem Heere, zum großen Aerger der Ligue, durch, indem er Soldaten und Offiziere von jeder Farbe aufnahm, und nichts anders zu einem gemeinsamen Bindemittel forderte, als eine gute kaiserliche Gesinnung neben persönlicher Tüchtigkeit; ein Geist, der so erstaunlich schnell und tief einwurzelte, daß er den Feldherrn selbst noch lange überlebte, der aber auch auf Seite der katholischen Fürsten in kurzer Zeit eine so gewaltige Opposition gegen die wachsende Macht des Kaisers veranlaßte, daß sie es eigentlich waren, und nicht die aus dem Felde geschlagene protestantische Partei, welche das ideale Kaiserthum in dem Augenblicke seiner Wiedergeburt vernichteten.

Bekanntlich hat der Kurfürst von Baiern mit dem gefährlichsten Feinde deutscher Einigung und habsburgischer Fürstenmacht, mit dem Herzoge Richelieu, in geheimer Verbindung gestanden, und von Frankreich Muth und Kraft zu seiner Opposition entlehnt. So hatte sich im Rücken und zum Schaden des Kaisers eines der seltsamsten Verhältnisse gebildet, in dessen Folge Richelieu »zu gleicher Zeit halber Bundesgenosse Baierns und ganzer Bundesgenosse der erbittertsten Feinde Baierns war« (p. 484).

Allein weder der Kaiser noch sein Feldherr ließen sich dadurch irre machen. Der letztere schritt unaufhaltsam seinen kühnen Weg fort und dehnte seine Macht über den Südwesten der deutschen Marken aus, und setzte sich an der Nordostgränze, in Schlesien, in Brandenburg und Mecklemburg fest. Noch mehr, er verfuhr gegen die Fürsten des Reichs nach einem mörderischen Systeme, das sie zu Grunde richten mußte, das an Härte alle bisherigen Erfahrungen übertraf, aber mit friedländischer Consequenz durchgeführt des Zweckes nicht verfehlen konnte. Indem

er sie als natürliche Feinde des Kaisers, als Rebellen, behandelte, welche nur dem augenblicklichen Drucke sich beugend, bei der nächsten günstigen Gelegenheit vom Neuen aufstehen würden, hielt er es für ein Gebot der Staatsklugheit, ihre Länder bis aufs Mark auszusaugen und sie der letzten Widerstandsmittel zu berauben (p. 591).

Wenn nun gleich durch Wallenstein der Kaiser auf den Höhenpunkt einer selbstständigen Macht gelangte, vor welcher Freunde und Feinde im Reiche sich beugten und erzitterten, war er dennoch dem Friedenswerke geneigt, und Wallenstein konnte gewiß seyn, des Kaisers wahre Gesinnung nicht zu mißdeuten, wenn er bereits unter dem 9. September 1628 an seinen Vertrauten Arnim schreibt: »Ich weiß, daß der Kaiser Friede haben will, und wenn's zum Handeln kommt, wird man bald sehen, wer eher zum Frieden greift, ich oder der Graf Tilly; denn so wahr ich selig zu werden begehre, verlange ich den Frieden, und habe auch hiezu den Papst, den Kaiser und die kaiserlichen Minister gestimmt (p. 606). Ueberhaupt ward das Bedürfniß nach Frieden in Hinblick auf die furchtbaren Drangsale des Krieges bei Hohen und Niederen tief gefühlt. Diese sehnten sich nach Ruhe, um den unaufhörlichen Plackereien zu entgehen; insbesondere fürchteten die Mitglieder der Ligue bei längerem Kriege die Vortheile nur dem Kaiser zukommen zu sehen. Bereits hatte auch die Politik die kirchlichen Fragen in den Hintergrund gedrängt, und mehr als zwei Monate vor dem Abschlusse des Lübeker Friedens war das Restitutionsedict ergangen, welches den Besitz der geistlichen Güter auf das Normaljahr 1552 zurückführte.

Die Zeit von der Unterzeichnung des eben genannten Friedens bis zum Ausgange des Regensburger Fürstentages (Mai 1629 bis November 1630) bildet eine der wichtigsten, wechselvollsten Perioden des ganzen Krieges. Es ruhten zwar die Waffen und die Völker genossen eines vorübergehenden Friedens: aber die geheime Intrigue war desto thätiger und setzte alle Hebel in Bewegung, um die Erfolge der Waffen durch ein kühnes Gegenspiel zu vernichten. Sie in ihrer ganzen weiten inneren Verflechtung mit allen ihren Triebfedern verfolgt und nach seiner eigenthümlichen Anschauung aufgedeckt zu haben ist ein um so rühmenswertheres Verdienst unseres Herrn Verf.'s, da ihm die Zeitgeschichte nur einzelne, zerstreute Winke und Fingerzeige bieten konnte, die er selbst erst zum Ganzen geistig verbinden und mit den Thatsachen in Uebereinstimmung bringen mußte. Wir tragen daher kein Bedenken, die letzten beiden Kapitel dieses Buches der Beachtung der Leser besonders zu empfehlen, weil

sie der Sache auf den Grund blicken, und mit Benützung der Briefe Wallensteins manch überraschendes Licht über die Absichten der Ligue und über die versuchte Gegenwirkung des Kaisers verbreiten helfen.

Schon die Frage über die Belehnung des Herzogs von Friedland mit den mecklemburgischen Landen, aus der die zweite über seine Reichsstandschaft natürlich folgte, setzte die Parteien in große Thätigkeit. Der Herzog selbst benützte alle möglichen, geheimen und wohlberechneten Triebfedern, um dem Schwanken des Kaisers zu seinen Gunsten ein Ende zu machen. Der Reichshofrath war nicht einstimmig dafür, theils aus Scheu vor einer eigenmächtigen Maßregel, theils aus persönlicher Ungunst gegen Friedland. Auch die Jesuiten wirkten für Wallenstein, aber ihr Einfluß drang dießmal nicht durch. Wallenstein selbst war unablässig thätig, und suchte den Kaiser bald durch den projectirten Türkenkrieg, bald durch die Aussicht auf die dänische Krone zu bestimmen. Endlich ward ihm einer seiner heißesten Wünsche gewährt.

Wie scharfsinnig der Hr. Verf. die tiefere, geheime Bedeutung dieses Gnadenactes zu erfassen verstehet, darüber mögen seine eigenen Worte Auskunft geben. »Beim ersten Anblick,« sagt er p. 623, »möchte man glauben, daß es dem Herzoge von Friedland dabei einzig und allein um seinen eigenen Nutzen zu thun gewesen sei. Die Sache verhält sich jedoch anders. Indem er den Herzogshut auf sein Haupt setzte, handelte er zugleich im wahren Vortheile des Kaisers und des Reiches. Die friedländische Erwerbung Mecklemburgs war bloß Theil eines großartigen Planes, der darauf hinzielte, die Verfassung Germaniens völlig umzugestalten. Das niederdeutsche Fürstenthum sollte gewaltsam verdrängt und durch eine neue Militär-Aristokratie ersetzt, das Heer der Ligue seinem bisherigen Brotherrn abspänstig gemacht, dann der höchste Erbadel des mittleren und südlichen Deutschlands in die Mitte zwischen dem Kaiser und die neuen Emporkömmlinge genommen und gleichfalls zum Gehorsam gebracht, der Kaiser zum wahren Gebieter Germaniens erhoben, dem deutschen Volke aber — seine Einheit zurückgegeben werden.«

Diese Ansicht mag beim ersten Anblick paradox scheinen; nichts desto weniger beruht sie auf unläugbaren Thatsachen und steht mit den Schritten des Friedländers, dessen Plane sie in ihrer ganzen großartigen Kühnheit begreifen lehrt, in der vollkommensten Uebereinstimmung.

Wallenstein wollte vorerst nichts Geringeres, als das erprobte Heer der Ligue zu sich herüberziehen und für das Reich und den Kaiser gewinnen. Zu diesem Zwecke lockte er untergeord-

nete Führer, wie Gallas, Anhalt, in den Dienst des Kaisers. Das Beispiel fing an auf Offiziere und Soldaten zu wirken, und sollte bald auf die obersten Befehlshaber selbst ausgedehnt werden. Tilly und Pappenheim, jener »der Kopf und erleuchtete Gedanke, dieser die schlagfertige Faust des Heerkörpers,« wurden um den Preis von Fürstenthümern, der erstere mit dem Herzogthume Calenberg, der zweite mit Wolfenbüttel, in Versuchung geführt.

Dieses System bildet zu einer früheren Aeußerung Wallensteins, so wie für sein Streben nach dem Besitze von Mecklemburg, einen beredten Commentar. Schon im J. 1628 ließ er sich verlauten, man brauche keine Fürsten und Kurfürsten mehr, jetzt sei es Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; wie in Hispanien und Frankreich Ein König, also solle auch in Deutschland nur Ein Herr allein seyn (p. 630).

Zugleich war im Plane, mit der Verdrängung der Herzöge von Mecklemburg den Anfang zu einer durchgreifenden Reorganisation der Reichsverfassung zu machen, die sich, sonderbar genug, mit dem alten Bundschuh und mit den Planen des Ritters von Sickingen begegnete, zu deren Durchführung aber dießmal ein schlagfertiges Heer von 100,000 verläßlichen Soldaten bereit stand. Der Plan scheiterte zwar für den Augenblick an Pappenheim's geradem und Tilly's treuem Sinne; allein der baierische Hof konnte nicht ohne Besorgniß auf eine für seine Errungenschaft bedrohliche Politik hinblicken, und Richelieu's Vorschläge fanden unter diesen Umständen ein williges Gehör. So bildete sich im Schooße des Reiches und in der Mitte der katholischen Fürsten eine furchtbare Gegenmacht, und drang dem Kaiser Maßregeln auf, welche Wallensteins Schreckbilder zerstören und reichlichen Samen zu neuen Zerwürfnissen ausstreuen sollten.

Die folgenreichste dieser Maßregeln war das Restitutions-Edict. Der Kaiser vernahm, als man ihn damit drängte, das Gutachten einiger weltlicher Rathgeber seines Hofes. Die Grafen Colalto, Khevenhiller und viele Andere sprachen sich gegen dasselbe aus, weil es zu unübersehbaren Wirren und zu einem neuen Religionskriege führen müßte. Trotz dem gab er den vereinten Vorstellungen der katholischen Kurfürsten nach und ertheilte dem Edicte am 6. Mai 1629 seine kaiserliche Bestätigung.

Schon Zeitgenossen haben das Gefährliche und Verderbliche dieses von der arglistigen Politik der französischen Staatskunst in das Herz des deutschen Reiches hineingeworfenen Feuerbrandes erkannt und ausgesprochen. In der That gab es kein wirksameres Mittel, den Kaiser auf das ärgste mit den Protestanten zu verfeinden, weil es an deren Besitz griff, ihm selbst aber

empfindlich zu schaden, weil das wiedererstattete Gut nicht ihm zufallen konnte, und die Ligue von dem Kaiser völlig zu trennen, weil nunmehr Beider Wege aus einander liefen (p. 640). Denn der Kaiser mußte noch eine gute Strecke zurücklegen, um seine Aufgabe, die Verwandlung Deutschlands in eine Monarchie, zu lösen; das Ziel der Ligue dagegen war mit dem Restitutions-Edicte erreicht. Nunmehr kehrte sie sich sogar wider den Kaiser, näherte sich den Protestanten und ruhte nicht eher, als bis sie durch Wallensteins Sturz dem Reichsoberhaupte den rechten Arm genommen zu haben glaubte. Und dieß war es, was Richelieu wollte. Zürnend bricht bei dieser Betrachtung der Verf. in die schweren Worte aus: »Schämen muß man sich, daß fast alle Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges das Restitutions-Edict als einen Act kaiserlicher Willkür und Vergrößerungssucht hinstellen, während es dem Kaiser abgerungen worden ist. Ferdinands eigener Vortheil gebot, die katholische Partei so lange auf Befriedigung warten zu lassen, bis er selbst mit ihrer Hülfe vollends erreicht, was er wünschte und wünschen mußte.«

Und man braucht, um Anderes zu geschweigen, wirklich nur auf die drohenden Beschlüsse hinzuweisen, welche die im Februar 1629 zu Heidelberg versammelten Fürsten, gestützt auf ein schlagfertiges Kriegsvolk, gegen den Kaiser faßten, um sich mit der Anschauungsweise des Hrn. Verf.'s einverstanden zu erklären; man braucht nur die nächsten Schritte, die nunmehr gegen den Kaiser eingeleitet wurden, in ihrem Zusammenhange zu erfassen, um die volle Bestätigung für sein, zwar hartes, aber treffend bezeichnendes Urtheil zu finden.

Man hielt dem Kaiser die Nothwendigkeit eines allgemeinen Kurfürstentages vor, unter dem Vorwande, einen sicheren Frieden zu gründen, in der That, um gemeinsam gegen den Kaiser aufzutreten und ihm keine andere Wahl zu lassen, als die zwischen einem Kriege oder der Abdankung Wallensteins. Lange widerstand der Kaiser; als ihm zuletzt das halbe Europa, angefacht durch Richelieu, mit dem Kriege drohte, gab er nach. Seinerseits war Wallenstein, der das verwegene Spiel durchschaute, kein müßiger Zuseher geblieben. Er schien mit einem furchtbaren Schlage umzugehen. Der ängstliche Ton des Kurfürsten Maximilian in seinem Schreiben an Tilly läßt erkennen, daß er die ganze Größe desselben geahnt habe. Und wahrlich, wenn es bloß der Entschlossenheit zur That bedurft hätte, Wallenstein wäre vor der Kühnheit des Gedankens nicht schüchtern zurückgetreten. Unter annehmbarem Vorwande hatte er die Hauptmacht eines imposanten Kriegsheeres in den südwestlichen Marken Deutschlands zusammengezogen zu eben jener Zeit, wo die

Würfel so folgenreich über die Kaisermacht geworfen werden sollten, und gerade in jenem Theile des Reichs, von wo aus eben so gut München als Regensburg beobachtet und im Nothfalle auch angefallen werden konnte. Ueber das Geheimniß des Memminger Lagers gibt der Hr. Verf. aus Nani, dem ein gleichzeitiger venetianischer Gesandtschaftsbericht vorlag, das nöthige Licht.

Als die Fürsten seine Absetzung drohend verlangt und die Erwählung Ferdinands (III.) zum römischen König standhaft verweigert hatten, rieth er dem Kaiser Gewalt zu brauchen; er selbst wolle mit einem Theile des Heeres sich auf Regensburg werfen, mit dem anderen die widerspänstigen Fürsten, namentlich den Kurfürsten von Baiern, überziehen.

Allein der Plan hatte auch seine Kehrseiten, welche der Verf. nicht unterläßt, eben so genau und vielseitig zu beleuchten. Es war ein verzweifelter Wurf, der im Falle des Gelingens den Kaiser mit der katholischen Welt unversöhnlich entzweite, der ihn auf die Bahn einer militärischen Weltherrschaft hinaus und vorwärts drängte, der ihn, als eine Folge der schreienden Verfassungsverletzung, mit dem Fluche Deutschlands belud, und, was das Wichtigste, ihn durch ein Verbrechen unauflöslich an Wallenstein festkettete, in dessen Hände er, selbst nicht zum Feldherrn erzogen, unmittelbar gegeben war.

Obwohl also der Kaiser um die tiefliegenden Absichten gewußt haben mußte, er verwarf dennoch den Plan aus Achtung vor den Reichsgesetzen und weil er durch gelindere Mittel ebenfalls zum Zwecke zu gelangen Hoffnung hatte. Demnach ward der Friedländer als »ein Schinder der Reichsfürsten« dem Reichstage geopfert, und der Zweck des letzteren war über alle Erwartung und vollständig erreicht.

Welche Bewandtniß es nun aber immer mit dem »Geheimnisse des Memminger Lagers« gehabt haben mochte, so ist zwar die Combination des Hrn. Verf. äußerst scharfsinnig und entbehrt keineswegs der inneren Wahrscheinlichkeit, sie stimmt eben so sehr mit dem thatsächlichen Zusammenhange, als mit den Charakteren der Hauptpersonen überein; allein, so lange sie nicht durch andere, und zwar näher liegende Beweismittel zur vollen geschichtlichen Evidenz gebracht ist, muß es uns erlaubt seyn, sie als eine Conjectur, als einen wenn auch glücklichen und annehmbaren Versuch zur Aufklärung der inneren Verhältnisse, aber nicht als einen unantastbaren Bestandtheil der Geschichte gelten zu lassen.

Am Schlusse dieses Buches begegnen wir noch einer nicht weniger scharfsinnigen und kühnen Combination, welche durch

ihre Neuheit frappirt, der man zugestehen muß, daß sie vermöge der Beweisgründe, auf welche sie gestützt ist, zum Theile mit überzeugender Kraft dem Leser sich aufdringt, zum Theil aber auf eine zu weit hergeholte Weise erklärt, was durch einfachere Mittel wirksamer erklärt werden könnte.

Der Hr. Verf. hebt hervor, in welche Stellung Tilly, nach Wallensteins Entfernung, zu dem Kaiser und dem friedländischen Heere gekommen sei. Es sollte zwar das ligistische Kriegsvolk nicht, wie Ferdinand verlangte, mit dem kaiserlichen vereinigt werden, sondern abgesondert und für sich bleiben; dagegen aber setzte der Kaiser den andern wichtigen Punkt über eine bedeutende Verminderung der beiderseitigen Truppenzahl erfolgreich durch. Er selbst nahm die Reductionen nach und nach vor, ungeachtet der neue Reichsfeind, der König von Schweden, bereits auf deutschem Boden stand und die entlassenen Söldner unter seine Banner aufnahm. Unerklärbar, meint nun der Hr. Verf., würde diese Erscheinung bei der tiefen Staatsklugheit des Kaisers dastehen, wenn man den Weg zu ihrer Aufhellung nicht darin fände, daß Ferdinand die ganze Last des Krieges und die Vertheidigung des ihm abgerungenen Restitutionsedictes dem Kurfürsten und der Ligue allein zuschieben wollte. Natürlich würde dann jede Niederlage, welche diese erlitt, nicht bloß den Schweden, sondern auch dem Kaiser zu Gute gekommen seyn; eine völlige Vernichtung des ligistischen Heeres aber dem Kaiser noch immer die Möglichkeit gelassen haben, seinen verabschiedeten Feldherrn in die Lücke wieder eintreten zu lassen. Auf diese Weise sollte sich die Macht der Ligue an den schwedischen Waffen zerreiben, und Gustav Adolph hätte mithin den Rachedienst über sich genommen, den der Kaiser aus den Händen Wallensteins verschmähte. Zur Vervollständigung dieses Raisonnements, auf welches der Verf. viel Nachdruck legt, gehört eben auch die Erwägung der Rückseite. Wie, wenn die Ligue den Schweden nicht unterliegt, wenn sie im Gegentheile über sie triumphirt und sie vom deutschen Boden eben so glücklich verdrängt, wie vordem die Dänen? In diesem Falle läßt sich wohl erwiedern, konnte der Kaiser weder mehr verlieren, als er bereits verloren, noch die Ligue unmittelbar mehr gewinnen, als sie eben gewonnen hatte; allerdings aber mittelbar, in sofern das Restitutionsedict nirgends auf Widerstand gestoßen und ein rücksichtsloseres Vorgehen möglich geworden wäre. Allein auf diese Weise den Kaiser zum stillen Verbündeten des schwedischen Königs zu machen, möchte schon deßhalb zu weit hergeholt seyn, weil zur Erklärung der Thatsache der Umstand hinreicht, daß man den schwedischen Waffen keinen Erfolg zutraute und sich durch die Heeresmassen,

die man unter den Waffen behielt, auch wenn jeder einzeln in den Kampf verwickelt werden sollte, hinreichend geschützt glaubte. Dagegen aber gestehen wir gern zu, daß es der Schwedenkönig nie hätte wagen dürfen, mit einem so kleinen Häuflein das Reich anzufallen, wenn er nicht sichere Kenntniß von den inneren Zerwürfnissen seiner Feinde gehabt, wenn er nicht mit Zuversicht auf geheime Sympathien gehofft hätte.

Nach dieser zwar langen, aber zum Verständnisse der Zeit sehr wichtigen und durch neue Beleuchtung auch sehr interessanten Episode kehrt der Hr. Verf. im dritten Buche zu seinem Helden zurück, um ihn fortan nicht mehr aus dem Auge zu verlieren. Er knüpft den Faden seiner Erzählung an bei den mühsamen Vorbereitungen zu einem scheinbar abenteuerlichen Feldzuge, auf dessen Erfolg nach Lage und Umständen auch das entschlossenste Kriegerherz nicht mit Sicherheit rechnen konnte; er beleuchtet die Absichten, die ihn zu seinem Zuge veranlaßt, erwägt die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote gestanden, und entledigt sich überhaupt mit löblichem Eifer der Pflichten eines Geschichtschreibers, der alle Seiten seines Gegenstandes zu beleuchten und die Geheimnisse der Politik zu entschleiern bemüht ist. Er sagt sehr viel Wahres, Treffendes und Beherzigenswerthes über den Helden des Nordens; es sind keine Abstractionen müßiger Art, in die er sich einläßt, seine Urtheile zeugen von einem tiefen practischen Blick, sie sind kernig und gediegen, und verrathen ein genaues vorangegangenes Studium. Wo es gilt, irrige Ansichten zu berichtigen, geschichtliche Personen von Verunglimpfungen des Parteihasses zu rechtfertigen, ist er jederzeit treu und gewissenhaft seinem Berufe nachgekommen, nirgends ist er aus Bequemlichkeit in die Fußstapfen seiner Vorgänger getreten. Gestützt auf Thatsachen deckt er mit dem Aufwande einer meist sieghaften Beweisführung das Irrige und Unhaltbare auf, und in reinerem Glanze zeigt sich manches Licht, weil er den Deckel, unter dem es verkümmerte, mit kühner Hand hinweggenommen hat. Wie ganz anders zeigen sich bei ihm die Charaktere eines Tilly, eines Schwarzenberg und so vieler anderer Personen, die auf den Gang der Ereignisse Einfluß geübt; wir sehen einen Reinigungsprozeß in Anwendung gebracht, der für unsere Geschichtskenntniß überhaupt nicht ohne nachhaltige Rückwirkung bleiben wird.

Vor Allem verdienen die Untersuchungen über die wahren Beweggründe, welche den Schwedenkönig nach Deutschland brachten, die genaueste Beachtung, indem sie gewissen eingebürgerten Lieblingsmeinungen entgegentreten und Illusionen zerstören, ohne die großen und unläugbaren Geistesfähigkeiten des Königs für

Staats- und Kriegswesen zu verläugnen, indem sie eine scharfe Scheidegränze ziehen zwischen dem, was äußerer Vorwand, und dem, was innerer Beweggrund war, und die Bedeutung der schwedischen Intervention nicht aus dem Wortsinne der Proclamationen, sondern aus dem Gewichte der Umstände und aus der Vergleichung der Thatsachen aufhellen.

Gustav Adolph hatte daheim eine starke Partei zu bekämpfen, welche den deutschen Krieg nicht wollte, und selbst der fähigste und größte seiner Staatsmänner, sein erster Beamter, sein Freund und Vertrauter, Axel Oxenstjerna, der um die geheimsten Gedanken seines Königs wußte, gesteht offen, daß dieser Krieg vielmehr das Werk eines begeisterten Gedankens, eine Eingebung von Oben, als das einer reifen Ueberlegung gewesen sei. Es war also natürlich, daß der König diese nationalen Antipathien durch Mittel zu bekämpfen suchte, welche ihre Wirkung auf den Volksverstand selten verfehlen; das schwedische Volk sollte in den angeblichen Beleidigungen des Kaisers einen der ganzen Nation angethanen Schimpf erblicken und gedrückten Glaubensbrüdern die Segnungen der hart bedrohten Religions- und Gewissensfreiheit großmüthig erkämpfen.

Dagegen werden in dem Manifeste, das dem schwedischen Heere voranging, solche Gründe entwickelt, welche den Krieg in den Augen der deutschen Fürsten und Völker rechtfertigen, und in ihm die Rettung aus der Uebermacht des Kaisers zeigen sollten. Der König von Schweden, heißt es unter Anderem darin, habe Alles gethan, um den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhüten; er habe den dringenden Hülferufen seiner deutschen Glaubens- und Blutsverwandten lange kein Gehör gegeben, weil er die Hoffnung hegte, daß sich der Kaiser eines Besseren besinnen und aufhören werde, Unschuldige zu verfolgen. Aber alle seine Bemühungen seien fruchtlos geblieben, und so habe er sich endlich durch die stärksten Beweggründe genöthigt gesehen, mit den Waffen in der Hand diejenige Genugthuung zu verlangen, die seinen Bitten hartnäckig verweigert worden sei (p. 708).

In gleicher Weise wurden später, wohin immer Gustav Adolph mit seinem Siegesheere kam, gerade solche Beweggründe vorangestellt, welche geeignet schienen, dem Kriege den Stämpel eines deutsch-nationalen aufzudrücken und den Schwedenkönig als einen Erretter aus religiöser und bürgerlicher Noth erblicken ließen. Selbst als er nach dem wichtigen Breitenfelder Siege aus seiner bisherigen Isolirtheit heraustrat und eines starken Anhanges unter den protestantischen Fürsten Deutschlands gewiß war, verräth seine Sprache fortwährend denselben Ton, und wir brauchen uns, um Anderes bei Seite zu lassen, nur auf

seine Worte gegen den Magistrat und die Zünfte von Erfurt zu berufen. »Die Sache Gottes, die Befreiung der christlichen Kirche sei der Grund, warum er seinen Palast in Stockholm verlassen, die Waffen ergriffen und bis jetzt noch nicht niedergelegt habe. Schon längst hätte er annehmliche Friedensbedingungen erlangen können, wenn er seine Glaubens- und Blutsverwandte im Stiche lassen wollte. Aber lieber werde er Gut, Blut, Leib und Leben daran wagen, ehe er die deutsche Freiheit aufgebe« (p. 873).

Allein derartige Redensarten darf der Geschichtschreiber um so weniger als bare, vollwichtige Münze mit in den Kauf nehmen, je mehr ihm obliegt, den Worten die Thatsachen entgegen zu stellen und aus dem Verhältnisse beider zu einander das geschichtliche Resultat hervorgehen zu lassen. Der Verf. hat unseres Befundes sehr wohl gethan und den Werth seiner Arbeit nicht wenig erhöht, daß er hinter jener Außenseite den wahren Grund der Sache zu erforschen bestrebt war. Diesemnach erhalten die angebliche schimpfliche Abweisung der schwedischen Gesandten vom Friedenscongresse zu Lübeck, die Einmischung des Kaisers in die polnische Streitsache, die gewaltsame Entsetzung seiner Verwandten, der Herzoge von Mecklenburg, ihre gehörige Beleuchtung. Auch die Aeußerungen des Königs gegen seine Vertrauten, worin er auf die Nothwendigkeit hinwies, die kaiserliche, unaufhaltsam zur Universalmonarchie hinstrebende Macht zu rechter Zeit aufzuhalten, löset der Verf. haarscharf in ihre völlige Haltlosigkeit auf und zeigt, wie eben jenes Gleichgewicht zwischen dem Fürstenthume und der Kaisermacht, noch bevor Gustav Adolph eine einzige Eroberung auf deutschem Boden gemacht, durch des Kurfürsten von Baiern erfolgreiches Entgegentreten wieder hergestellt war.

Was also immer Gustav Adolph von der Rettung der Protestanten, von der Freiheit des deutschen Reiches, von der Uebermacht des Kaisers vorgegeben hat, es waren nur äußere Vorwände, um hinter ihnen die wahre Absicht geschickt zu verbergen. Und worin bestand diese Absicht? Der Hr. Verf. enthüllt sie klar, vollständig und unumwunden, indem er sagt: »Drang nach kriegerischem Ruhme, ein durch den Schimmer religiöser Ideen verhüllter Geist der Eroberung hat den Schweden über die Ostsee herübergeführt« (p. 684). Und diese Absicht, die, wir sind es überzeugt, nach und nach durchdringen und das Bürgerrecht auf dem geschichtlichen Boden gewinnen wird, weil sie allein die geschichtliche ist, entwickelte sich nicht etwa erst allmälig, sie ist kein Ergebniß eines mit dem Glücke weiter strebenden Ehrgeizes; sie war vielmehr schon bei der Landung des Königs vorhanden, sie tritt unverkennbar in dem Vertrage mit dem ersten Verbündeten

Schwedens, mit dem Herzoge von Pommern, an den Tag, wie der Verf. schlagend aus der Fassung des vierzehnten Artikels des Stettiner Staatsvertrages beweiset (p. 717); allein Zeit und Gelegenheit und vor Allem der glückliche Fortgang der Waffen haben die Luftgebilde des Ehrgeizes mit dem Wesen einer bestimmten Form umkleidet.

Gustav Adolph konnte mit den Ergebnissen des ersten Kriegsjahres allerdings zufrieden seyn. Auf seine eigenen, nicht großartigen Hülfsmittel beschränkt und von keinem einzigen der protestantischen Fürsten durch freiwilligen Anschluß unterstützt, hatte er ganz Pommern, die Festungen Colberg und Greifswalde ausgenommen, in seine Gewalt gebracht; den Herzog jenes Landes, bebend vor den Folgen und nur der Noth weichend, zum Stettiner Vertrage vermocht, das kaiserliche Heer der Zahl und dem moralischen Gewichte nach geschwächt und entmuthigt. Allein die Ursache ist nur zum Theil in dem Feldherrntalente des Königs und der Tapferkeit des Schwedenheeres zu suchen; zum Theil liegt sie in der großen Spaltung zwischen dem ligistischen und dem kaiserlichen Heere, von denen das letztere den Kampf bisher allein zu bestehen hatte, das erstere aber dem Feinde noch nicht vor die Augen gekommen war. Denn eben damals hoffte die Ligue mehr von den diplomatischen Unterhandlungen, als von etwaigen Siegen über Schweden, und gelang es ihr, die beiden tonangebenden protestantischen Stände, Sachsen und Brandenburg, zum Beitritte zu dem Restitutionsedicte zu vermögen, so war für die Pacification der entscheidende Schritt geschehen, der vollkommenste Sieg ohne Schwertschlag errungen und den Schweden weder Macht noch Vorwand eines Religionskrieges übrig geblieben.

Allein in eben dem Monate, in welchem die Ligue zu Frankfurt an den letzten Ausgleichungen über das Restitutionsedict mit den Protestanten arbeitete, traten auf Sachsens Einladung die evangelischen Stände zu einem allgemeinen Convente zu Leipzig zusammen, mit dem Vorsatze, sei's durch Neutralität, sei's selbst durch Anschluß an Schweden, das Restitutionsedict zu vernichten und die alten Reichsverhältnisse wieder herzustellen. Daß indeß der Convent, anstatt sich thatkräftig zu erheben und durch eine bewaffnete Neutralität zu imponiren, ein so klägliches Ende nahm, davon schiebt der Verf. einen guten Theil der Schuld auf den schwachen, keines kräftigen Entschlusses fähigen Kurfürsten von Sachsen, ist aber billig genug, die Ursache dieses Schwankens unter Anderm auch in der scrupulösen Gewissenhaftigkeit des Kurfürsten, in seiner hergebrachten Pietät gegen den Kaiser und in dem geheimen Einflusse zweier Männer, welche

die Gedanken und Beschlüsse ihres Gebieters leiteten, des Hofpredigers Hoe von Hohenegg und des Generals Georg von Arnim, zu suchen (p. 784), wobei er von dem letzteren als erwiesen darthut, daß seine geheime Verbindung mit dem Herzoge von Friedland fortgedauert habe.

Gewiß ist, daß das auflodernde Kriegsfeuer einiger unter den versammelten Fürsten noch im Entstehen von dem zaghaft bedenklichen Kurfürsten gedämpft und ein Weg in Antrag gebracht wurde, der zwar sicher und vorsichtig war, aber bloße Drohung statt der That wählte, und die politische Bedeutung des Conventes von vorn herein vernichtete.

Wenn wirklich der Kaiser die Fäden so klug und voraussichtig gelenkt hat, wie der Hr. Verf. aus der Zusammenstellung einiger Daten zu erkennen gibt: so spräche der Erfolg für ein mit Sach- und Menschenkenntniß angelegtes und mit vollendeter Meisterschaft durchgeführtes Intriguenspiel, und der Leipziger Convent wäre demnach nicht weniger als die Liga, willenlos, wenn gleich widerstrebend einem unsichtbaren, höheren Impulse gefolgt und Zwecken dienstbar gewesen, welche weder auf der einen, noch auf der andern Seite im Gesichtskreise der unmittelbaren Bestrebungen lagen (p. 791). Ueberhaupt muß man zugestehen und rühmend anerkennen, daß der Hr. Verf. in der Kunst der Combination eine seltene Gewandtheit, ein scharfes Auge und einen sicheren Takt beurkundet, daß er vereinzelte und an sich beziehungslose Daten mit kundiger Hand zu bestimmten Formen und natürlichen Wechselbeziehungen vereinigt und manchen hellaufleuchtenden Lichtstrahl über die verborgene Verkettung der Wünsche, Absichten und Plane verbreitet. Sollte er hie und da zu weit gegangen seyn, sollte er eine tiefere Beziehung und eine künstliche Verbindung heraus gebracht haben, wo sie ursprünglich nicht liegen mochte, so sind doch in den meisten Fällen die Resultate, zu denen er mit Hülfe seiner geistreichen Analyse gelangt, von der Art, daß sie sich mit den offenkundigen Thatsachen sehr wohl vereinigen, und dieser erst Geltung, Leben und Seele geben.

Nicht minder beachtungswerth sind die Untersuchungen unsers Verf.'s über den Fall von Magdeburg und über die Folgen der Breitenfelder Schlacht. Indem er die gräulichen Verwüstungsscenen durch Mord, Plünderung und Brand aus der schlichten Erzählung eines fast wunderbar geretteten Augenzeugen, des Predigers Christoph Thodänus, seinen Lesern vergegenwärtigt, ist er weit entfernt, die vorgefallenen Blut- und Schauderscenen wegläugnen oder verringern zu wollen: seine Ansicht geht vielmehr dahin, zu beweisen, daß das dem Grafen Tilly aufgebür-

dete, mit kalter Ueberlegung, wie Viele behaupteten, gestattete Blutwerk einer barbarischen Grausamkeit nicht diesem zur Last falle, daß das Schicksal überwundener Städte schon nach Kriegsweise hart, noch viel härter aber in dem Falle zu seyn pflege, wo die Bürger zugleich als Soldaten ihre Feinde mit den Waffen in der Hand bekämpft hätten, und überdieß auf dem Grundsatze strenger Gegenseitigkeit beruhe. Dagegen treffe ein anderer, schwerer Vorwurf den ligistischen Generalissimus, der nämlich, daß er im gefährlichsten Augenblicke seinen Mitfeldherrn, den General Pappenheim, im Stiche gelassen und schmählich verrathen dem Tode geweiht habe.

Nach dem Breitenfelder Siege vergaßen die Fürsten keineswegs die Frage über die fruchtreichste Benützung des Sieges. Die Berathenden waren nun darin einig, daß beide Heere sich trennen und nach verschiedenen Seiten wirken sollten. Endlich siegte Johann Georg mit seiner Meinung, der auch Gustav Adolph entschlossen beitrat und jenem fiel die Unterwerfung der kaiserlichen Lande zu, während die sogenannte Pfaffengasse dem Ruhme der schwedischen Waffen vorbehalten blieb. Wenn es nun Geschichtschreiber gab, welche, dem genannten Operationsplane entgegen, den König von Schweden gern in eben der Rolle erblickt hätten, in welcher später Napoleon in seinem Kampfe mit Oesterreich aufgetreten ist: so weiset der Verf. die Statthaftigkeit einer Parallele zwischen beiden Kriegsfürsten mit Entschiedenheit und gewiß auch mit vollem Rechte zurück. Er macht dagegen bemerkbar, wie es eben und vorzugsweise die geistlichen Güter waren, welche die schwedischen Waffen zur Eroberung einladen mußten, und zwar, weil dort eine Gütereinziehung um so weniger Anstoß erregen konnte, da wegen des wechselnden Besitzes keine Verletzung herrschender Dynastien Statt fand, und weil nicht ohne große Gefahr für einen Umschlag der sächsischen Politik der Besitz so reicher Bisthümer dem Kurfürsten überlassen werden durfte.

Alle diese Gründe betrachtet der Hr. Verf. indeß als von untergeordneter Art. Viel wichtiger sei, daß die Wahl dieses Zuges einen verläßlichen Aufschluß über die wahren Absichten des Schwedenkönigs bringe. Wäre es ihm lediglich um Religion, um die Glaubenssache, um deutsche Freiheit zu thun gewesen, so war kein Zweifel, daß er die Widerrufung des Restitutionsedictes am wirksamsten vor den Mauern Wiens erzwingen mußte. War aber dieß geschehen, hatte der Kaiser die hinreichendsten Bürgschaften gegeben: so war sein Zweck erreicht, seine Sendung vollbracht und ein ferneres Verbleiben auf deutschem Boden nicht zu rechtfertigen. Schlug er dagegen den Weg nach dem Rheine ein und trieb er vorerst den Kaiser nicht aufs Aeußerste: so schmä-

lerte er den Nimbus eines Glaubenshelden, ohne den er in Deutschland nicht bestehen konnte, nicht im Geringsten, und er konnte, ohne Anstoß zu geben, den Glaubenskampf ungehindert fortsetzen, um ihn, wenn die Zeit da war, in einen Eroberungskampf zu verwandeln. »Er durfte, so schließt der Hr. Verf. die inhaltsschwere Erwägung, den geistlichen Boden, auf dem er als Verfechter der protestantischen Kirche stand, erst dann verlassen, wenn er hinreichende Eroberungen gemacht und seine Anhänger mit solideren Dingen, als mit theologischen Redensarten an sich fesseln konnte.« (869 f.)

Diese hier nur angedeuteten Bemerkungen erhalten ihre weitere Begründung im vierten Buche, das über die Zeit- und Reichsverhältnisse nicht weniger interessante Aufschlüsse dem Leser bietet. Der Hr. Verf. bezieht sich zu diesem Zwecke auf die vom Könige angegebenen Bedingungen, unter denen er mit dem Kaiser Frieden zu schließen gesonnen wäre. Neben anderen Forderungen, wie die der gleichen Berechtigung der Confessionen, dringt sich störend und auffallend der zehnte Artikel in die Pacificationsanträge ein, der festsetzte, daß der König aus Dankbarkeit für die Rettung des deutschen Volkes zum römischen Könige gewählt werde. Schwedische sowohl als katholische Geschichtschreiber melden dieß übereinstimmend, und wenn man die Zweifelsucht so weit treiben wollte, daß man die Aechtheit dieses Artikels aus dem Grunde bestreiten wollte, weil ihn Richelieu in seinen Memoiren verschwiegen hat: so kann sich die geschichtliche Kritik noch auf viele andere Aeußerungen und Schritte des Schwedenkönigs berufen, welche mit jenem Artikel in einem auffallenden Zusammenhange stehen. Hieher wird vom Hrn. Verf. die fortgesetzte Weigerung des Königs bezogen gegen die Wiedereinsetzung des pfälzischen Kurfürsten und das brandenburgische Vermählungsprojekt. Aus jener leuchte die Absicht hervor, die Pfalz für sich zu behalten und sie zu den geistlichen Eroberungen am Rhein und Main, zu jenem Grundstocke des einstigen kaiserlichen Kammergutes zu schlagen. In diesem erklärte er sich bereit, seinen Schwiegersohn zum Kurfürsten von Mainz und zum Herzoge von Franken zu erheben, nur müsse dann der Kurfürst von Brandenburg in allen Stücken gemeinschaftlich mit ihm handeln. Eben dahin werden ferner die Verhandlungen mit dem Weimar'schen, mit dem Sächsischen und vorzüglich mit dem Welfischen Hause gerechnet, welche von seinen geheimen Absichten den letzten Schleier wegziehen (p. 937).

Das Gesagte ist hinreichend, um außer Zweifel zu setzen, daß politische Beweggründe von einer sehr ernsten bedenklichen Natur bei dem Könige von Schweden vorhanden waren, und

die ausgezeichneten geistigen Fähigkeiten, sein Scharfblick, seine taktische Ueberlegenheit, sein schaffender und ordnender Sinn, seine große Beredsamkeit sehr wohl neben seinem selbstsüchtigen Eroberungsgelüste auf Kosten der nationalen Selbstständigkeit des deutschen Reichs bestehen konnten. Auch läßt sich nicht sagen, daß der Hr. Verf. den Schleier von des Königs verborgensten Geheimnissen böswillig gelüftet und dem erstaunten Auge Enthüllungen gemacht hätte, auf die es nicht vorbereitet gewesen wäre. Bildet man sich aus einzelnen Andeutungen, aus hingeworfenen Fingerzeigen, aus Entwürfen zu Staatsverträgen ein Ganzes, so läßt sich, wir gestehen es zu, an ein protestantisches Kaiserthum, an Lehen- und Ländervertheilung unter treue Anhänger und Kriegsgenossen, an die den Reichsstädten und dem Bürgerthume zugetheilte Rolle recht wohl denken. Aber vergessen dürfen wir dabei doch nicht, daß wir es mit wesenlosen Gebilden der Entwürfe zu thun haben, die der Tag gebiert, der nächste wieder fortträgt; wir dürfen nicht vergessen, daß die Geschichte über Thaten richtet, nicht über Gedanken, die nie zur That geworden, und wenn sie letztere vor ihren Richterstuhl zieht, ohne auf das faktische Erforderniß, auf eine rein geschichtliche Grundlage sich stützen zu können, die heillosesste Verwirrung anrichten und sich ganz in das Bereich einer schwankenden, bodenlosen Subjectivität verirren würde. Wissen wir, wie viel oder wie wenig der König von seinen geheimsten Plänen absichtlich preisgegeben, wissen wir, wie viel er davon als Hebel brauchte, um den schwerfälligen Mechanismus seines Operationskörpers in Bewegung zu erhalten, wie viel, um den Feind zu schrecken, wie viel, um schwankende Freunde zur Ausdauer und Festigkeit zu spornen; wissen wir, wo die Gränzscheide zu suchen zwischen Wahrheit und Schein und einer absichtlichen Täuschung; wissen wir endlich, in welchem Grade er Meister der Kunst gewesen, durch die Sprache seine Gedanken zu verbergen?

Allein nicht die Hauptpersonen allein, sondern auch Nebenpersonen haben sich einer gleich sorgfältigen Beachtung von Seite des Hrn. Verf.'s zu erfreuen gehabt, und wo immer Irrthümer zu berichtigen, Vorurtheile zu bekämpfen, neue Standpunkte zur Gewinnung neuer Resultate zu gewinnen waren, hat er mit Sorgfalt, Eifer und Wahrheitsliebe seinen Obliegenheiten Genüge gethan, und die vollgültigsten Beweise für historische Befähigung niedergelegt. Um zum Schlusse nur bei einigen wenigen Fällen, statt der vielen im Buche zerstreuten, zu verweilen, bemerken wir, daß er, nach genauer Prüfung der Umstände und sorgfältiger Erwägung der Zeugnisse, einen absichtlichen Mord bei Gustav Adolph entschieden in Abrede stellt, und in der An-

gelegenheit des Herzogs von Friedland einen bedeutenden Schritt zur Erkenntniß des geschichtlichen Sachverhaltes gethan habe. Es verdient bemerkt zu werden, wie sinnreich er in letzterer Hinsicht seine Aufgabe löset, wie würdig des eisenfesten Mannes, wie angemessen den Zeitumständen, wie natürlich für die Lage und Stellung der Parteien, wie entsprechend für die verschiedenartigen Interessen, die dabei im Spiele waren. Wallenstein ist ihm der kühne Parteigänger, der entschlossene Vertreter und Führer des Ghibellinismus, der in geheimnißvoller Ruhe den Gegner nicht mit den Waffen bekämpft, sondern mit den gefährlicheren Netzen der Unterhandlungen umspinnt, der die nach Gustav Adolphs Tode tief zerrissene schwedische Partei sich selbst überläßt, weil sie der Angriff zur Eintracht nöthigen, Ruhe aber desto sicherer aufreiben mußte. Frankreich hingegen und die deutschen Protestanten lockte er durch vorgespiegelte Friedensliebe und durch die in Aussicht gestellte Abtrünnigkeit vom Kaiser. Der Plan war groß und nicht ohne Schwierigkeit: allein die Parteien waren vollkommen getäuscht, Wallenstein näherte sich seinem Ziele, die mächtigsten protestantischen Fürsten, Sachsen und Brandenburg, standen auf dem Punkte, zum Kaiser überzugehen. Da siegte die ihm feindliche Partei über die Bedenklichkeiten des Kaisers. Fremde Officiere vollbrachten die That und theilten ihren Preis, die Deutschen dagegen rächten an den Wälschen die Ehre ihres Feldherrn in zahlreichen Zweikämpfen.

Einige allgemeine Betrachtungen über die für Deutschlands nationale Bedeutung so verhängnißvollen Folgen des Krieges schließen das lebendige, anziehende, das licht- und schattenreiche Geschichtsgemälde.

Werfen wir noch einen Scheideblick auf den eben zurückgelegten Weg zurück: so müssen wir anerkennen, daß der Hr. Verf. seine historische Kunst an einer der schwierigsten und verwickeltsten Periode der neueren Geschichte versucht und zumeist bewährt hat. Wir haben gesehen, daß er seine Ansichten, sie mögen den bisher üblich gewesenen noch so schroff entgegentreten, mit voller Selbstüberzeugung, klar und unumwunden ausspricht, und es bei dem bloßen Aussprechen nicht bewenden läßt, sondern sie theils aus den Thatsachen selbst, theils aus den denselben zum Grunde liegenden Triebfedern ableitet und geschichtlich zu begründen sucht. Er ist größtentheils, aber wir können nicht sagen durchaus, dem Gebote einer völlig unbefangenen Beurtheilung nachgekommen.

Von dem Standpunkte ausgehend, daß Deutschland in nationaler Einheit, unter einem kräftigen, mit dem richtigen Maße innerer Macht ausgestatteten Kaiserregimente seine volle poli-

tische Bedeutung behauptet, und ohne jene verderbliche, religiöse Zwietracht und deren Folgen seine Stellung unter den europäischen Nationen behalten haben würde, muß er von vorne herein in den Uebergriffen der weltlichen Fürsten eben so gut, als in der confessionellen Spaltung die beklagenswerthesten Erscheinungen sehen, und er läßt nicht selten seinem Schmerze und selbst seiner Erbitterung freien Lauf. Durch diesen Standpunkt ist er von selbst auf die Seite des Kaisers, als des Repräsentanten der nationalen und politischen, und auf die des Papstes, als jenes der religiösen und kirchlichen Einheit angewiesen, und es sind bloße Consequenzen dieses obersten Grundsatzes, wenn er mehr als einmal zu der Aeußerung sich gedrungen sieht, daß, so wie Deutschland durch den Verlust der Einheit um seine politische Bedeutung gekommen sei, eben so auch nur auf dem Wege kirchlicher und politischer Einigung sein alter Platz im nationalen Völkerverbande Europas wieder zu gewinnen wäre. Ihm ist dennoch weder die eine noch die andere Einigung der letzte Zweck, er ist nicht schlechtweg Ghibelline; beides ist ihm nichts, als ein Mittel für etwas Höheres, das er noch über beides setzt.

Daher rühren seine schmerzdurchdrungenen, seine bitteren, seine tief ironischen Reflexionen über das schmähliche Versinken der deutschen Nationalität nach dem westphälischen Frieden, seine mit einem gewissen Ingrimme angestellten Vergleiche zwischen der ruhmvollen Vorzeit und der völligen Nichtigkeit der nachfolgenden Periode. Er hat diese seine Grundansicht nicht allein mit großer Folgerichtigkeit durch die einzelnen Theile seines Buches durchgeführt, er hat auch das nicht wegzuläugnende Verdienst, durch seinen kritischen Geist, durch seine scharfe Auffassung viel Licht verbreitet und der Geschichte jener Zeit neue Seiten der Beurtheilung abgewonnen zu haben. Seine Gesinnung ist jedenfalls höchst achtbar, wenn auch seine Worte verletzen.

Allein es kann dagegen auch wieder nicht geläugnet werden, daß er, von seinem Standpunkte ganz erfüllt, vorzugsweise auf den politischen und diplomatischen Theil seiner Geschichte Bedacht genommen, und den tieferen Schätzen des Zeitgeistes und des Volkslebens im Verhältnisse zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Soll die Geschichte ihren Zweck in Wahrheit erfüllen, so kann sie dieß nur thun, wenn sie die Zeit in ihrem vollen Gehalte uns zur geistigen Anschauung bringt, und neben den Schwächen, Irrthümern und moralischen Schattenseiten auch die Anzeichen eines höheren, geistigen Schwunges, einer edleren Lebensentwicklung, woran es eben so wenig, wie an jenen gebricht, nicht mißkennt oder übersieht.

Gewiß ist dem Hrn. Verfasser ein tiefes Eindringen in das

Geistige der Geschichte, eine geistvolle Interpretation der Geheimnisse der Politik, ein scharfsinniges und in vielen Fällen ein geniales Zusammenfügen der vereinzelten, abgebrochenen Fäden, eine gewisse überraschende Divination in der Ergründung des verborgenen Zusammenhanges der Thatsachen nicht abzuläugnen; aber wir können nicht umhin, zu bemerken, daß wir es hier in vielen Fällen nur mit einer subjectiven Anschauungsweise zu thun haben, die für die Wissenschaft nicht immer einen gleichen Werth, oder eine gleiche Brauchbarkeit hat, und bedauern, daß er mitunter der dem Geschichtschreiber so nöthigen Ruhe vergessend, von einem Ingrimme sich fortreißen läßt, dem selbst im Dienste der besten Sache niemals das Uebergewicht einzuräumen ist, weil er nicht versöhnt, sondern den Haß nährt und die Kluft nur erweitert.

Im Ganzen aber fordert es die Gerechtigkeit der Sache, zu erklären, daß der Hr. Verf. durch seine Arbeit einen großen Fortschritt für die richtige Erkenntniß und Würdigung eines der wichtigsten Zeitabschnitte unserer Geschichte bewirkt, daß er die Beurtheilung jener Zeitperiode aus der einseitigen Richtung herausgerissen und auf eine Bahn hingewiesen hat, die allein zu einer allmäligen Ausgleichung der divergirenden Ansichten, die allein zum gegenseitigen Verständnisse führen, und die endliche Auffindung der vollen geschichtlichen Wahrheit, für welche vielleicht selbst unsere Zeit noch nicht die gehörige Reife hat, vermitteln kann. Und somit sei es unter den bedeutungsvollsten Erscheinungen der deutschen Geschichtsliteratur willkommen, nicht bloß für sich als ein ansprechendes Zeitbild, sondern überhaupt als Wendepunkt für eine bessere, unbefangenere Richtung.

Es ist mit dem wohlgetroffenen Bildnisse Gustav Adolph's geziert; die typographische Ausstattung ist lobenswerth; ein ausführliches Namen- und Sachverzeichniß erleichtert die Umschau und den Gebrauch.

Art. III. 1) Der Frühlingsgarten von Mewlana Abdurrahman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von Ottocar Maria Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Wien, 1846. Groß-Octav, 152 S. und 116 S. persischen Textes.

2) Chrestomathia persica edicit et glossario explanavit *Fridericus Spiegel*, Dr. Lipsiae, 1846. Octav, 338 S.

Hier treten zwei junge Orientalisten der schönsten Hoffnung mit ihren maidenspeeches als Persologen im Gebiete der orientalischen Literatur auf: beide Werke haben außer diesen ihren Herausgebern gemeinsamen Berührungspunkten noch den eines Theiles des Inhaltes ihrer Werke gemein, indem auch Hr. Dr.

Spiegel einen Theil der Beharistans in seine besonders für Anfänger zur Erlernung des Persischen berechnete Blumenlese aufgenommen und sich zur Berichtigung des Textes, wie Frh. v. Schlechta, des zu Constantinopel über das Beharistan erschienenen türkischen Commentars bedient hat. Beide erwähnen desselben in ihren Vorreden, Beide ohne den Titel desselben anzugeben, welcher Hedijetul-irfan, der scherhi Beharistan, d. i. Geschenk für kundigen Mann als Commentar zum Beharistan, lautet. Frh. v. Schlechta nennt zwar den Verfasser, aber nur mit seinem Dichter- oder Kanzleinamen Schakir, während sein voller Name auf der dritten Seite des Commentars mit es-seid Mohammed esch-Schakir angegeben ist. Den Efendi hat F. v. S. beigesetzt, aber mit irriger Schreibweise als Effendi und dem ganz irrigen Jahre des Druckes 1794, während dieser Commentar des Beharistan erst in den ersten Tagen des Redscheb 1252 d. H., d. i. im November d. J. 1836 zu Constantinopel erschienen ist.

Die Chrestomathie Hrn. Dr. Spiegel's enthält außer den erwähnten Auszügen aus dem Beharistan, welche die ersten 22 Seiten füllen, dergleichen leichtere für Anfänger aus dem Enwari Soheili aus Firdewsi's Schahname, aus Nisami's Iskendername, aus Chakani's Diwan, aus Saadi's Kaßideten und aus Feisi's Nal u Deman, in Allem anderthalb hundert Seiten, nach welchen die Silbenmaße der Gedichte angegeben sind. Das Glossar zu diesen Auszügen füllt die anderen 185 Seiten des Buches, eine für Anfänger höchst zweckmäßige und nützliche Arbeit, indem nicht nur die Vocale, sondern auch die Dehnungs- und Verdopplungszeichen überall auf das genaueste aufgesetzt, während die letzten im persischen Texte des F. v. S. gar oft vernachläßiget sind; dieser ist hingegen in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei mit neuem schönen Neschi gedruckt, dessen Zustandebringung derselben und ihrem Herrn Direktor Auer die größte Ehre macht. Jede der Seiten ist mit dreifachen zarten blauen Linien eingefaßt, und die geschmackvolle echt orientalische Ausschmückung der ersten Titelseite sowohl, als der zweiten, auf welcher das Werk beginnt, mit Gold, Silber, Blau und metallischem Roth läßt Nichts zu wünschen übrig, wenn nicht vielleicht ein schöneres Taalik des Titels, dessen Zug aber doch immer noch ein besserer und den Gesetzen persischer Schönschreibekunst getreuerer, als die persischen Titelschriften auf den aus der k. Druckerei zu Paris hervorgegangenen Prachtwerken der Collection Orientale. Daß das Werk aus der kaiserlichen Staatsdruckerei Wiens hervorgegangen, wird mit dem Namen des Herausgebers auch zu Ende des persischen

Textes gemeldet, wo jedoch vor Isa das Wort Hadhret (ohne welches Morgenländer den Namen des Herrn Jesus nie nennen) so wie vor Selam der unerläßliche arabische Artikel fehlt und, statt Schafi, Schefii stehen sollte, denn jenes heißt: in utero foetum gerens und hircus ex quo concipientes duos pariunt, und nur Schefii heißt intercessor und deprecator, wofür Schafi hier gemeint ist.

Da die Verfasser beider vorliegenden Werke einen neuen Aufschwung des Persischen in Deutschland bezwecken, da Hr. Dr. Spiegel mit einer, seinen beiden Lehrern Fleischer und Rückert gewidmeten, persischen, zum Theile aus dem Beharistan genommenen Chrestomathie, und F. v. S. mit der Herausgabe und der Uebersetzung des ganzen Beharistan Dschami's auftreten, so hätten sowohl der eine als der andere der ersten, vor acht und sechzig Jahren zu Wien erschienenen, der Kaiserin Maria Theresia gewidmeten persischen Anthologie [1]), durch welche das persische Studium in der orientalischen Akademie zu Wien, und durch ihre Zöglinge in Deutschland angeregt worden ist, vorzüglich erwähnen sollen. Hrn. Dr. Spiegel hätte nicht der zwölf Seiten lange Artikel, womit Michaelis in seiner orientalischen und exegetischen Bibliothek (XIV. B., S. 8) darüber Bericht erstattet hat, und Frhn. v. S. noch weniger die beiden Stellen des Prodromus zum neuen Meninski, in welchen dieser Anthologie ehrenvolle Erwähnung geschieht, entgehen sollen; Frhn. v. S. um so weniger, als jene Anthologie einzig und allein aus dem Beharistan Dschami's ausgezogen und größtentheils (wie Michaelis [2]) und Jenisch [3]) öffentlich es kundgegeben) vom Zöglinge der orientalischen Akademie Ignaz Stürmer, dem nachmaligen Internuntius und Vater des dermaligen Hrn. Grafen von Stürmer, welchem Frh. v. Sch. sein Werk gewidmet hat, gearbeitet worden ist. Welchen schöneren Anlaß konnte Frh. v. Sch. zur Widmung seines Werkes nehmen, als das Beispiel, womit ihm der Vater seines Gönners als Zögling der orientalischen Akademie, als der erste Uebersetzer und Herausgeber des

---

[1]) Anthologia persica, seu selecta e diversis persis auctoribus exempla, in latinum translata anno salutis 1778 Viennae.

[2]) »Der Verfasser der Vorrede aber, und wenigstens des größten Theils des Buches, ist, wie ich zu wissen meine, Herr Ignatius von Stürmer.« Michälis O. u. E. Bibl. XIV. S. 10.

[3]) Maximam ceterum, ut cl. Michaelis in ephemeridibus suis animadvertit, in translatione hujus opusculi habuisse partem Ignatium Stürmerum nostrum, aliarum aeque scientiarum, ac rerum Orientalium eruditione conspicuum, certum, indubitatumque est. Prodromus pag. 163.

Textes eines großen Theils der Beharistan vorgeleuchtet hat, in dessen Fußstapfen er nun als Zögling derselben Akademie und als Herausgeber des ganzen Beharistan im Text und Uebersetzung getreten.

Das Stillschweigen, womit die beiden Verfasser der beiden vorliegenden Werke diese so schätzbare Anthologie übergangen haben, ist eben so unbegreiflich, als das hierüber von Adelung in seinem Mithridates beobachtete, indem er, welcher doch die orientalische und exegetische Bibliothek von Michälis fleißig durchforscht haben mußte, die Anthologia persica weder im Werke, noch in den Nachträgen und Zusätzen desselben aufführt. In den beiden Werken beider Verfasser liegt der Beweis, daß sie des Persischen mächtig, bei Hrn. Sp. nicht in der Uebersetzung, denn er hat keine gegeben, sondern im Glossar; bei Frh. v. Sch. welcher eine vollständige gegeben, aber nicht immer in dieser, weil sie häufig eine poetische sehr freie. Er hat nicht nur die Verse, wie Verse übersetzt seyn wollen, im Deutschen mit Silbenmaß und Reim poetisch übersetzt, sondern auch die reich gereimte Prose des Originals nachgeahmt, wovon Rec. im II. Bde. der Fundgruben durch die Uebersetzung des Apologes der beiden Tauben vor fünf und dreißig Jahren das erste Beispiel gegeben, welchem fünfzehn Jahre später Rückert in der Nachbildung der Makamat Hariri's so glänzend gefolgt ist. Den vollkommenen Beruf Frhn. v. Sch.'s zum poetischen Uebersetzer bezeugt am besten folgendes seiner Uebersetzung vorgesetztes Ghasel:

Ich tauchte forschend in des Ostens Meere,
Und zog empor das Netz, das perlenschwere.
Ich stieg hinab zum Schacht', und hob den Schatz,
Des Perser-Scheiches inhaltreiche Lehre.
Ein Schatz ist's voll Demanten echt und klar,
Ob mancher einzle auch des Schliff's entbehre.
Ich faßte schlicht sie in des Westens Gold;
Vom Aufgang' aber flammt ihr Licht, das hehre.
Was Mangel d'ran und Fehl, ist Schuld der Form,
Der Fassung Tadel, doch dem Schacht' die Ehre;
Du aber, der du prüf'st und wähl'st und kauf'st,
Wirf hin die Rauten, nimm die Solitäre!

Die Uebersetzung der vierzeiligen Strophen, welche Dschami seiner Prose eingemischt hat, ist fast durchaus eben so fließend und wohllautend als das hier gegebene Ghasel. Leser, denen das Persische fremd, werden dieselbe mit Vergnügen aufnehmen und Frhn. v. Sch. seine Mühe danken, eben so Orientalisten; denn wenn gleich die correcte Herausgabe eines morgenländischen Textes schon allein ihr unbestreitbares Verdienst hat, so wird dasselbe doch durch eine richtige und getreue Uebersetzung noch

bedeutend erhöhet. Das Lob einer solchen kann der vorliegenden mit gutem kritischen Gewissen ertheilet werden, und wenn Rec. hier einzelne Kleinigkeiten aufhebt, so geschieht es minder aus der Ueberzeugung solcher Nothwendigkeit, als aus Befürchtung, daß, wenn er sie mit Stillschweigen überginge, andere Recensenten über ihn selbst als Mitschuldigen solcher Fehler, als parteiischen Lobredner, oder wenigstens nicht folgerechten Beurtheiler herfallen möchten. Demnach kann und darf er die folgenden kritischen Bemerkungen nicht ungesagt lassen. Die gleich in der ersten Zeile des ersten Gartens vorkommende, dem Namen frommer Männer nachgesetzte Formel: Gott heilige sein Geheimniß! wäre richtig, wenn das Wort Sirr hier wirklich die gewöhnliche Bedeutung hätte, und das Zeitwort im Activ und nicht im Passiv stände; wäre das erste, so müßte es kaddes Allahu heißen, so ist es aber durchaus: koddise sirruhu, d. i. die wohlriechende Erde seines Grabes werde geheiliget! zu lesen und zu verstehen, den sirr hat hier nicht die Bedeutung des Geheimnisses, sondern die im Kamus angegebene, in Freytags Wörterbuch nicht aufgenommene Bedeutung durchdüfteten edelen Erdreichs [1]), d. i. des Grabes. Da koddise hier in der zweiten Form, so hätte durchaus das Verdoppelungszeichen eben sowohl auf das d, als im Worte sirr auf das r gesetzt werden sollen; dasselbe fehlt auch im Worte Mothalib nicht auf dem l sondern auf dem th. Die richtige Aussprache des dritten der im ersten Garten von Dschami aufgeführten 27 Ssofi ist nicht Sirri, sondern Serri Sakathi; der Name des neunten nicht Schubli, sondern Schiblij [2]). Der fünfzehnte heißt Ruweim und nicht Ruwain. Der zwanzigste Ibrahim Chawaß und nicht Hauaß, denn das arabische Chi hat ganz den Laut des griechischen χ und nicht den des deutschen H. Eine ernstlichere Verstümmelung hat beim vorletzten Ali Ramitini Statt, welcher als Ali Metini angesetzt ist, weil Frh. v. Sch. das Ra für den Ausgang des persischen Casus genommen, worüber jedoch der Commentar keinen Zweifel übrig läßt. Der Scheich ward so nach seinem Geburtsorte Ramitin genannt, welches ein zwei Parasangen von Bochara entfernter großer Flecken. Die richtige Aussprache desselben ist in der Lebensbeschreibung dieses Scheichs in dem zu Constantinopel i. J. d. H 1236 (1820) gedruckten trefflichen Werke Reschhat ainil-hajat, d. i.

---

[1]) Sirr-wadi we huwe bathneho we athjabcho, thaib we kerim olan erse ithlak olunur. I. B. S. 890.

[2]) Kamus II. S. 253.

Tropfen des Lebensquelles (67) umständlich angegeben; so ist auch der Name des Geburtsortes des Scheichs Abdol-Chalik (warum Chalick?) Ghidschdewani (nicht Ghidschdawani) das in der Nähe von Bochara gelegene Dorf Ghidschdewan, wo derselbe begraben liegt. Die kurze nekrologische Kunde, welche der türkische Commentar über die dreißig Scheiche des ersten Gartens gibt, ist auch in den erläuternden Anmerkungen mitgetheilt, nur wäre zu wünschen gewesen, daß bei allen das Sterbejahr beigesetzt worden wäre, was leicht aus dem Reschhat oder dem Nefhatol-ins hätte bewerkstelliget werden können; auch hätten den Jahren der Hidschret die christlichen beigesetzt werden sollen. Wie der erste Garten Worte der Ssofis enthält, so der zweite Sprüche von Weisen. Mit der Uebersetzung der Titel hat Frh. v. Sch. es sich gar zu leicht gemacht, und die wörtliche Uebersetzung derselben hätte nicht geschadet; so z. B. lautet bei ihm die Ueberschrift des zweiten Gartens: »Von den Weisheits-Anemonen, welche, von dem Regen göttlicher Gnade übergossen, auf dem Herzensfelde der Weisen emporsprossen.« Wörtlich übersetzt lautet der Titel: Betröpfelung*) der Wahrheiten der zartesten Anemonen der Weisheitssprüche mit den Tropfen der Wolken (göttlicher) Huld, welche in der Erde der Herzen der Weisen, und in dem Boden ihres Gemüthes entsprossen und deren Erläuterung und Erklärung in dem Inhalte ihrer Schriften eingeschossen. Nebst ungenannten Königen und Weisen figuriren hier Alexander der Macedonier, der arabische Schön- und Freigeist Ibn Mokanaa und die beiden persischen Kaiser Feridun und Nuschinrewan, welchen der Uebersetzer als Nuschirwan abkürzt, was wohl auch schon anderwärts geschehen, aber was sich ein Orientalist um so weniger erlauben sollte, als die persische und türkische Abkürzung nicht Nuschirwan, sondern Nuschirewan, d. i. die wandelnde Vernunft lautet; Nusch ist das griechische *Nous* und rewan als wandelnd ist auch Nichtorientalisten aus der Karawane bekannt, welche im Persischen Kjari rewan: d. i. das wandelnde Geschäft, heißt; dem Kjarirewan ist Nuschirewan vollkommen analog. Das dritte Buch, welches Züge der Großmuth und Gerechtigkeit von Herrschern enthält, beginnt wieder mit Nuschinrewan (auch der Commentar schreibt durchaus nicht anders), und die erste vierzeilige Strophe wird vom Uebersetzer folgendermaßen gegeben:

Muhammed, der, als Nuschirwan regierte,
Des Erdballs Aug' und Licht entflammte, sprach:
Geboren ward ich, frei von Unrechtsschmach,
Weil Nuschirwan gerecht den Scepter führte.

*) Im Texte Druckfehler Terschich statt Terschih.

Diese Uebersetzung ist viel zu frei, und vollends unstatthaft ist, daß das erste persische Wort Primber (statt Pejamber oder Peighamber,) d. i. der Prophet, in der Uebersetzung mit dessen eigenem Namen ersetzt wird, der in der Strophe gar nicht vorkömmt. Treuer übersetzt heißt die Strophe:

Er der Prophet, der zu der Zeit Nuschinrewans
Das Auge des Gesichts, die Lampe ward der Welt,
Er sprach: ich bin von Ungerechtigkeiten frei,
Weil ich geboren bin zur Zeit Nuschinrewans.

Man sieht aus dieser Probe, daß Nuschinrewan sich eben so gut in seiner ursprünglichen Form in den deutschen Vers bringen läßt, als das unnöthig verstümmelte Nuschirwan. Rida heißt Oberkleid und Asar Unterhose, das letzte mag füglich als Unterkleid übersetzet werden; aber wenn es im Persischen heißt jegira rida sacht we digerira asar kerd, so war dieß zu übersetzen: »das eine macht er zum Oberkleid, das andere zum Unterkleid,« und nicht (S. 47) »er wand sich Eines (eines) derselben um den Hals,« wovon kein Wort im Text. Kerim heißt bloß ein Großmüthiger und der Zusatz Stammhäuptling (S. 51) in der Prosa doppelt überflüssig, hätte wenigstens eingeklammert werden sollen. Das berühmte Wort des Propheten über den Martyrertod: Deß, der liebet und schweigt und rein sich opfernd, erlieget*) hat Dschami persisch übersetzt, das Arabische fe mate mate schehiden auf persisch tschun bimired schehid mired ist mit: »wann er stirbt, stirbt er als Martyrer« und nicht: »wer in diesen Gesinnungen stirbt, der starb »als ein Martyrer,« zu übersetzen; auch das ein ist überflüssig.

Solche Freiheiten der Uebersetzung mochte Frh. v. Sch. als erlaubt ansehen, und war also nach seiner Ansicht aller Verbesserung solcher Stellen enthoben; nicht aber so der Verbesserung der Druckfehler sowohl im persischen Texte, als in der deutschen Uebersetzung; derselben sind nicht weniger als in der Chrestomathie Dr. Spiegels, der dieselben aber in vollständiger Liste verbessert, während Frh. v. Sch. gar keine Druckfehlerliste gegeben hat. Daß die Verdoppelungszeichen und andere im Arabischen unerläßliche häufig mangeln, ist schon oben gesagt worden, so z. B. fehlen (S. 49) des Persischen beim Koranstexte nicht nur das Waßl oder dem arabischen Artikel, sondern auch die vier höchst nöthigen Verdoppelungszeichen auf el-achillao, illa, aaduww und mottakin; im Deutschen z. B. auf derselben Seite 151 zwei: Sunbele statt Sünbüle und Kahistan

*) Siehe morgenländisches Kleeblatt S. 77.

statt Kuhistan; wesentlicher als diese beiden sind die auf der vorhergehenden Seite beiden chird statt chired und chireki statt chiregi, indem die persische Bildungssylbe gi und nicht ki ist und sich chiregi hier überdieß noch auf tiregi reimt. Wesentlich ist auch die Verstümmelung der Aussprache arabischer und persischer Namen, so z. B. Maamun statt des bekannten Mamun, dessen Name ganz richtig ausgesprochen, eigentlich Memun lauten sollte, aus derselben Ursache warum Reschid und nicht Raschid die richtige Aussprache ist. Memun oder nach der gemeinen Aussprache Mamun ist nach der Form meful gebildet, welche nicht maaful lautet. Die heutigen Aegypter mögen ihre Kreishauptleute Mamun statt Memun nennen, aber Maamun sagen sie in keinem Falle. Frh. v. Sch. scheint mehr als einmal vergessen zu haben, daß er aus dem Persischen übersetzte, und nicht aus dem Vulgararabischen, und daß er also auch die reine, richtige Aussprache von Ebubekr und nicht Abubekr, von Esraf und nicht Asraf, von Firdewsi und nicht Firdusi hätte beibehalten sollen. Er schreibt nichtsweniger als folgerecht lahab (statt leheb) und Adib statt Edib und Mawar annahr statt dem richtigen Mawerainnehr, während er richtig Feresdak Behlul und Reschid schreibt. Das Lam und Dal sind eben so weiche Buchstaben als das He und Re, und erfordern also die Aussprache des Feth als E und nicht als A. Der Europäer spricht und schreibt freilich, wie es allgemein angenommen ist, Mecca statt Mekket; wer aber behauptet, daß Makka richtig gesprochen sei, kennt den Unterschied zwischen harten und weichen Buchstaben nicht. Wenn Frh. v. Sch. lahab statt leheb schreibt, so müßte er auch, um folgerecht zu seyn, Wasir statt Wesir schreiben, welches er gewiß so ausspricht, aber dennoch ganz irrig Wesir schreibt, was der Deutsche nicht anders als Fesir aussprechen kann. Es wäre zu wünschen, Frh. v. Sch. hätte seine Erläuterungen länger und reichhältiger gemacht, wozu sowohl der Commentar Schakirs als andere Quellen, die ihm zur Hand waren, hinlänglichen Stoff geboten hätten; so z. B. sagt die Note 48, S. 110 von Wis und Ramin »der Name eines im Orient berühmten liebenden Paares.« nicht mehr als der Text selbst lehrt; es wäre doch der Mühe werth gewesen aus dem Fehenge Schuuri (II. B., S. 422) hinzuzufügen, daß Wis die Abkürzung von Wise, wie Ram von Ramin und daß Wise nicht zu vermengen mit Weise (eben da B. 421) dem weisen Wesire Efrasiabs. Den Namen Wis schreibt Frh. v. Sch. ganz überflüssig mit ss, während das s hingereicht hätte, den

scharfen Sauselaut des Sin auszudrücken; dieß dringt uns ein scharfes, aber unumgänglich nothwendiges Wort über die durchaus ganz verkehrte Weise ab, mit welcher Frh. v. Sch. die drei verschiedenen Sauselaute des arabischen Alphabetes im Deutschen wiedergibt, nämlich den linden der Buchstaben Se, Sal und Si (denen der Türke und Perser auch das Sad hinzufüget) den scharfen des Sin und den schärfsten des Ssad. Da der Deutsche für diese drei verschiedenen Grade des Sauselauts das s, s und ß hat, so kann er mit denselben die Aussprache der obigen als lindes, scharfes und schärfstes S ausgesprochenen arabischen Buchstaben ohne alle Schwierigkeit vollkommen ausdrücken. Frh. v. Sch schreibt aber ganz umgekehrt den lindesten Sauselaut des se mit s: Jesdedscherd statt Jesdedscherd, Feresdak statt Feresdak, Schiras statt Schiraz, Hormus statt Hormuz u. s. w., so auch das linde Si, Dschahis statt Dschahiz, Hafis statt Hafiz, während er doch Ghasel: welches er nach seiner Schreibweise folgerecht hätte Ghasel schreiben müssen, richtig Ghasel schreibt. Das Sin schreibt er bald auf der einen Seite richtig mit s (also eben so wie se), und auf der folgenden Seite mit s, Firdusi statt Firdusi, und bald mit ss, wie Hussein und Hassan. Das Dhad endlich, welches der Türke auch wie ein lindes s, der Araber aber als dh ausspricht, gar mit ß, also essaleddin statt esdhaleddin und Kußat statt Kodhat; Kußat heißt die Erzählungen und Kodhat die Richter, hiebei ist noch im Vorbeigehen zu bemerken, daß S. 101 Ainol Kodhat, d. i. der Ehrenname: die Wesenheit oder das Auge der Richter als ein eigener Name unübersetzt gelassen ist. Im Plural des auch von den Türken mit d ausgesprochenen Wortes Kadhi hätte doch diese richtige Aussprache des Singulars die ganz irrige des Plurals verhindern sollen. Wie kömmt das Dhad zur Darstellung durch das ß? und was für ein Unterschied bestünde denn zwischen demselben und dem Ssad? Frh. v. Sch. schreibt zwar richtig Anßari, aber dann wieder höchst unrichtig Kaside statt Kaßide, und mit eben so weniger Folgerichtigkeit in derselben Zeile (S 98) das Sin einmal mit s und einmal mit s, indem er Firdusi und Tus schreibt. Eben so wenig folgerecht wird auf derselben (S. 109) das Kaf in Chakani richtig mit K und in Irack mit ck geschrieben. Statt dem lächerlichen Muselmann schreibt er zwar Musulman (Musulman), gebraucht aber dennoch einmal den lächerlichen Plural Muselmänner statt Musulmanen. Die Schreibweise Egypter statt Aegypter ist französisch und nicht der Etymologie getreu, da aber hier wenigstens das y beibehalten ist,

warum schreibt Frh. v. Sch. Cipressen statt Cypressen, Onix statt Onyx, und setzt sich dadurch wie alle Verbanner des y dem Verdachte aus, daß er die wahre Schreibart des Wortes im Griechischen nicht kenne. Verum ubi plura nitent in carmine non ego paucis offendar maculis. Durch die Herausgabe des persischen Textes und die deutsche Uebersetzung desselben berechtigt Frh. v. Sch. zu den schönsten Hoffnungen fernerer Bereicherung der orientalischen Literatur durch seine Uebersetzungen, sei es aus orientalischen Sprachen ins Deutsche, sei es aus europäischen in orientalische, wie seine jüngsten Arbeiten, die Uebersetzung der Strophen Ibn Jemin's aus dem Persischen ins Deutsche, und die Robinson Crusoe's ins Türkische, welche nächstens im Drucke erscheinen wird.

Hammer-Purgstall.

Art. IV. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin, 1843.

(Schluß.)

Bald nach Beendigung des schmalkaldischen Krieges ward der Reichstag zu Augsburg 1547 und 1548 abgehalten. Die Verlegung des Concils von Trient nach Bologna und die Ermordung des Pietro Farnese, so wie die kaiserliche Besitznahme von Piacenza hatten die Spannungen zwischen Papst und Kaiser noch vermehrt. Jene Verlegung, mag man nun auch die Ursache dazu betrachten wie man wolle, konnte in sofern nicht angefochten werden, als sie von der Mehrheit der Mitglieder des Concils beschlossen war, wenn gleich sie auf Schlichtung der religiösen Angelegenheiten Deutschlands, nachdem man nun einmal immer von der Voraussetzung, die doch mit dem eigentlichen Wesen des Concils gar nichts zu thun hatte, ausging, daß es in Deutschland gehalten werden müsse, einen sehr nachtheiligen Einfluß äußerte.

Der Versuch Carls, durch Erneuerung des schwäbischen Bundes, an dessen Spitze er sich zu stellen gedachte, um dergestalt der kaiserlichen Autorität einen stärkeren Halt zu geben, als es bei der verfallenen Reichsverfassung möglich war, scheiterte, wie natürlich, an den deutschen Verhältnissen und an den gespaltenen Interessen so vieler verschiedenartiger Reichsglieder. Wenn indeß der Kaiser sah, daß er die politische Einheit auf diese Weise bleibend und auch für die Zukunft nicht herzustellen vermochte, so wollte er wenigstens alles Mögliche thun, um die religiöse Spaltung, die gefährlichste Seite der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verwirrung, aufzuheben. Zu dem Ende leitete

er jenes Abkommen mit den protestantischen Reichsgliedern ein, welches unter dem berüchtigten Namen des Interims bekannt ist. Man darf wohl nicht behaupten, daß der Kaiser hier eigenwillig und im Gegensatze gegen die kirchliche Autorität die religiösen Zwistigkeiten habe ordnen wollen. Es kam ihm nur darauf an, für die Beschlüsse des Concils allmälig einen Uebergang zu schaffen. Daß dieß aber nicht gelang, lag in der Natur der Sache, weil es sich um zwei ganz entgegengesetzte Prinzipien handelte, die man nicht durch ein Mehr oder Weniger vertragen konnte. Damals erschien indeß einem großen Theile der Zeitgenossen jener religiöse Zwiespalt noch bei weitem mehr ein bloß formaler. Man glaubte, es handle sich bloß um einige lästige, im Laufe der Zeit gehässig gewordene Aeußerlichkeiten des alten Kirchenwesens oder um etwas zu starre dogmatische Fassungen. In dieser Ansicht nun ward das Interim verfaßt, worin gleichsam das protestantische und katholische Prinzip sich gegenseitig mildernd entgegen kommen, und aus beiden ein Ganzes zusammengeschmolzen werden sollte. Wenn der Verfasser aber meint, es sei die Meinung des Kaisers gewesen, daß diese neue Formel des Glaubens auch für die katholisch gebliebenen Reichsstände hätte Verpflichtung haben sollen, und daß dieser Grund die protestantischen Fürsten günstig für dieselben gestimmt habe; so ist, wie wir glauben, dieß durchaus nicht geschichtlich begründet. Auch Menzel sagt ausdrücklich das Gegentheil. Eine solche Forderung lag offenbar im Reiche der Unmöglichkeit und hätte auch in gewisser Weise keinen Sinn gehabt. Daß übrigens ein großer Theil der protestantischen Fürsten mit ihren Unterthanen das Interim annahm, zeigte deutlich genug, wie die Reformation weit entfernt war, aus einem wahrhaft innern religiösen Bedürfniß entsprungen zu seyn. Die Fürstengewalt, wie sie von Anfang die Reformation einleitete, gab auch hier die Initiative, und selbst die Widerstände gegen die neue Form entsprangen bei weitem mehr aus Parteihaß wie aus Entschiedenheit der gläubigen Gesinnung. Mehrere Prediger entfernten sich zwar und weigerten sich, das Interim anzunehmen, die Gemeinden indeß ließen es geschehen. Was diese Elasticität des Protestantismus noch mehr bestätigte, war das Verhalten eines der Hauptführer der Reformation, Melanchthons selbst. Er gab vielen der durch das Interim angebahnten Umformungen des Protestantismus, oder vielmehr Rückschritten zu dem alten Kirchenwesen, ganz offenen Beifall, und neigte sich überhaupt zu den Wünschen und Ansichten der neuen Regierung des Churfürsten Moritz. Auch nimmt der Verfasser diese Wendung in Melanchthons Gesinnung ihm nicht wenig übel. Vorzüglich der bekannte Brief, den er

an Carlowitz, den Minister Moritzens, schrieb, und worin er sowohl Luthers tadelnswerthe Seiten unverhohlen aufdeckt, als auch dem ihm mitgetheilten Entwurf des Interims sehr entgegen kommt, ist ihm eine höchst unerfreuliche Erscheinung. »Melanchthons Briefwechsel,« sagt er, »erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe, diesen Brief aber wollte ich hätte er nie geschrieben.« »In ihm,« fährt er fort, »mehr als in irgend einem andern lebenden Menschen, lag die Einheit der protestantischen Kirche; der freie Fortgang ihrer Entwickelung knüpfte sich an ihn. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er die Zweifel an seiner moralischen Stärke, die sich noch regten, widerlegen, durch eine männliche und unnachgiebige Haltung das Zutrauen zur allgemeinen Sache befestigen mußte.«

Wie aber, wenn Melanchthon nur seine Ueberzeugung ausdrückte, wenn das, was er jetzt sagte, wirklich nur durch Luthers Heftigkeit und Parteigeist in ihm früherhin gewaltsam unterdrückt worden? Da Melanchthon in der Hauptsache keineswegs nachgab, sondern eben an dem Hauptdogma der Reformation, die Rechtfertigung durch den Glauben allein, eben so starr wie Luther fest hielt, so ist klar, daß er nur seiner vernünftigen Ueberzeugung, nicht einer diplomatischen Nachgiebigkeit folgte, wenn er alles das, was kirchliche Zucht und kirchliche Ordnung betraf, von den Gegnern gern mit hinüber nehmen wollte. Allerdings aber zeigt dieses Benehmen Melanchthons, wie wir schon oben sagten, die Unsicherheit und das Schwankende des reformatorischen Prinzips an, und es ist daher leicht erklärbar, wie der Verfasser, um diesen zarten Punkt zu umgehen, auf Charakterschwäche des Mannes schiebt, was in der Sache selbst lag. Hieraus läßt sich auch erklären, wie eben so die übrigen Theologen bei der Zusammenkunft im Kloster Zell in der Hauptsache das Interim annahmen, und der Verfasser bestätigt nur, was wir eben sagten, wenn er über die Einflüsse der churfürstlichen Räthe auf dieselben äußert: »Vorstellungen, die auf die armen Gelehrten, welche an der Wahrhaftigkeit und überlegenen Weltkenntniß dieser Räthe keinen Augenblick zweifelten, den größten Eindruck hervorbrachten. Sie suchten nur den Vorwurf von sich abzulehnen, als seien sie starrköpfige Leute: vielmehr betheuerten sie, auch sie seien kaiserlicher Majestät und ihrem gnädigsten Herrn zu unterthänigstem gebührlichen Gehorsam erbötig.«

Wahrlich, eine würdige Haltung der angeblich von Gott berufenen Vertreter des neuen Evangeliums! Schwerlich läßt sich hiernach auf die Reinheit und Wahrhaftigkeit seines religiösen Inhalts ein vortheilhafter Schluß machen.

Der Verfasser führt nun in einem eigenen Kapitel die Stellung und Politik Carls V. in diesen Zeiten, die allerdings zu den wichtigsten Momenten seiner Regierung gehören, in einer weitläufigen Betrachtung näher aus. Von seinem Standpunkte, der nicht sowohl die objektive Geschichte fest hält, als eine gewisse individuelle Tendenz und Ueberzeugung in derselben geltend zu machen sucht, kommt es ihm natürlich ganz besonders darauf an, den Hauptpersonen jenes großen Dramas, welche in der Reformation thätig waren und derselben hindernd und kräftig begegneten, die erforderliche Färbung zu geben. Besonders sucht er dieß, wo es nur möglich, in der Schilderung der Persönlichkeit Carls V. zu erreichen. Schon früher haben wir gesehen, wie er dem Kaiser vor allem die deutsche und nationale Tendenz in der Regierung des Reichs, wenn nicht abspricht, doch möglichst zu verkümmern sucht. Als den Nachfolger Carls des Kühnen in der burgundischen Erbschaft will er das gewaltsame Prinzip jenes eroberungssüchtigen Fürsten auch der Regierung Carls V. unterlegen. Weil er aber in einem weitschichtigen Reiche der verschiedenartigsten Nationen seine Zwecke mit gewaffneter Hand nicht habe durchsetzen können, so habe er mehr eine Unterwerfung in diplomatisch-politischen Künsten angebahnt, und stets des einen Theils gegen den andern sich bedient, um dergestalt seinen Herrscherplänen Kraft und Ausdehnung zu geben. Die Protestanten habe er dergestalt gegen den Papst gebraucht und eben so diesen gegen jene, die Spanier gegen die Deutschen, den König von England gegen den König von Frankreich. Den Protestanten seien Concessionen gemacht, mit dem Vorbehalte, bei der ersten Gelegenheit, wo es möglich, sie ihnen wieder zu nehmen. Seine Politik habe sich immer in einem geheimnißvollen Dunkel bewegt. Selbst in den religiösen Angelegenheiten habe eine gewisse Zweideutigkeit hervorgeleuchtet. Wo es ihm möglich geworden, seien die nationalen Freiheiten von ihm unterdrückt worden, so in Castilien, so in Italien, wo er Florenz den Medicis überliefert, in Genua alles gethan, um das Uebergewicht der Doria zu befestigen. Der letzte Mann für die Herstellung der republikanischen Freiheiten, Franz Burtamachi von Lucca, sei in einem seiner Gefängnisse zu Mailand gestorben, Gent eben so bei dem ersten Versuche von dem alten Begriffe ständischer Berechtigung, auf die Kriegführung Einfluß zu gewinnen, seiner städtischen Freiheiten beraubt worden. Ein ähnliches System wäre auch in Deutschland durchgesetzt worden. Diese ganze Betrachtung schließt er dann mit folgenden Worten: »Die alten Formen, die er noch einmal zu beleben suchte, gaben ihm eben die Aussicht, durch sie zu herrschen. Je größeren Ein-

fluß er auf den Reichstagen gewann, desto strenger forderte er die Beobachtung der Beschlüsse derselben; von keinem Heimbringen, von keiner Selbstbestimmung einer Landschaft wollte er mehr hören. Eben so aber dachte er mit dem Concilium zu verfahren. Er wollte den Antheil an der Leitung desselben haben, der ihm als Kaiser gebühre, dann sollte Jedermann seinen Satzungen gehorchen, namentlich auch der Papst selbst.«

»Dahin hatte es der burgundische Prinz doch gebracht, daß die Wiederbelebung dieser großen Ideen, an denen sich das Mittelalter entwickelt hat, an sein Daseyn, seine Macht geknüpft ist. Die Doppelseitigkeit seines Bestrebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter vereinigen. Carl V. ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos, und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehen lassen, Schwung der Gedanken und Seelenstärke. Seine Ideen haben etwas Glänzendes, historisch Großartiges. Das Kaiserthum, wie er es faßt, enthält die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt, und er nähert sich der Möglichkeit es herzustellen. Ob es ihm damit gelingen wird, ist die große Lebensfrage für Europa und die Welt.«

Wer möchte ein so hartes Urtheil über den hervorragendsten Mann seiner Zeit, über den letzten der großen Kaiser, der an die erhabenen Gestalten mittelalterlicher Herrlichkeit erinnert, der gleichsam den Abschied und die Grenze der Großthaten und der welthistorischen Stellung deutscher Nation bezeichnet, unterschreiben! Wer kann dasselbe aber auch mit der Wahrheit der objektiven Geschichte übereinstimmend ansehen; wer fühlt hier nicht, daß der Verfasser in Carl und seinem ganzen großartigen Wirken eben den entschiedensten Gegner der Sympathien sieht, denen er seine Feder leiht? Selbst das sittliche Element des Kaisers möchte er der Verdächtigung nicht entziehen. »Er verschmähte sinnliche Genüsse nicht,« sagt er, »wie er denn zu viel und zu gut aß.« Cose da generar humori führt er als eine dieses Urtheil begründende Stelle des Italieners Badocco an; eine Phrase, die offenbar dieß gar nicht zu bedeuten braucht, sondern im Allgemeinen nur auf nahrhafte und schmackhafte Speise geht. Wenn Carl lärmende Vergnügungen nicht geliebt, sondern mehr der Stille sich hingegeben, so läßt er zweifelhaft erscheinen, ob nicht mehr seine schwache Gesundheit daran schuld gewesen. Es gibt bekanntlich in religiösen Verhältnissen eine Art von Ketzerriecherei, welche die geringsten Aeußerlichkeiten zur Verdächtigung zu benützen sucht. In solcher Weise lassen sich auch die Charaktere großartiger geschichtlicher Persönlichkeiten

bemakeln, weil die menschliche Gebrechlichkeit gewiß irgend einen Punkt hat, wo sie eine Blöße gibt. Eine solche Kritik und Ansicht gehört aber nicht in die wahre Geschichte, sondern muß den Verfertigern geheimer Hofgeschichten und der Kunst kleinlicher Memoirenschreiber überlassen bleiben.

Was will übrigens der Verfasser immerfort damit sagen, daß er den Kaiser als Verfechter und Repräsentanten veralteter Formen und Zustände den Lesern vorzuführen sucht? Carl V. erscheint lediglich als Verfechter hergebrachter Rechtszustände, und wahrlich waren zu jener Zeit die politischen wie die religiösen Zustände des deutschen Reiches noch keine veralteten und ausgelebten Formen zu nennen, es war vielmehr noch immer eine höchst kräftige, nach allen Seiten hin lebendige Form der Gesellschaft, wahrlich bei weitem kräftiger, als heutzutage irgend einer der modernen Staaten, und der Verfasser würde bei solcher Ansicht sehr leicht als Begünstiger jeder revolutionären Bewegung erscheinen können, die eben gegen das Bestehende auch nur unter dem Vorwande veralteter Formen das Schild erhebt. Wirklich sind ihm der Protestantismus und die demselben engverbundenen zerstörenden politischen Elemente die neue aufgehende Macht und Kraft, und Kaiser und Reich und die alten kirchlichen Zustände eine bloß künstlich und durch Gewalt aufrecht erhaltene Form, an welcher sich das Geschick der Zeit in gleicher Weise abspiegelt, als wie an dem Untergange des west- und oströmischen Reiches. Offenbar hat der Verfasser die Eindrücke und Anschauungen der Gegenwart der letzten Zeiten des Kaiserthums schon auf die Zeiten der Reformation übertragen. Endlich warum nicht aufhören den Kaiser zu einem Fremden zu machen? Der Ausdruck burgundischer Prinz ist auf diesen Effekt offenbar berechnet. Aber ist oder war vielmehr Burgund damals weniger deutsch, als heutzutage etwa Preußen, oder sind etwa die slavischen Länder, von denen hauptsächlich die Reformation ausging, eine besondere Potenz des germanischen Elements? War jedoch Carl, wie der Verfasser selbst sagt, meistentheils mit Niederländern umgeben, und eben die Spanier beklagten fortwährend, daß sie einen fremden König hätten, der sich mehr um das deutsche Reich als um das spanische bekümmerte. Es schmerzt wahrhaft tief, ein so unendlich thatenreiches Leben, das bis zum letzten Athemzuge unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Peinen den gewaltigsten Riß der Zeit zu versöhnen suchte, noch nach Verlauf von Jahrhunderten, selbst in den Blättern Wahrheit bezeugender Geschichte dergestalt verkannt und geschmäht zu sehen. Wenn heute das politisch-religiöse Vorurtheil noch solche Macht ausübt in den höheren Gebieten der Wis-

senschaft und der Personen und Sachen, um sie in ein falsches und unwahres Licht zu stellen, so läßt sich erklären, in welcher Stärke es früherhin waltete, und wie dadurch allein, abgesehen von den schneidend entgegenstehenden Prinzipien beider Parteien, jede Aussöhnung und Annäherung unmöglich ward. Wie ganz anders schildert uns ein anderer, ebenfalls protestantischer Geschichtschreiber, Menzel, den großen Herrscher des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. »Die Opposition,« sagt er am Schlusse der Erzählung des schmalkaldischen Krieges, »welche dem Kaiser seit Anbeginn seiner Regierung entgegengestanden, war zertrümmert, die Mitglieder derselben hatten zu seinen Füßen gelegen und waren entwaffnet, die Häupter befanden sich als Gefangene in seinem Gefolge. Auf solcher Höhe des Glückes und der Macht blieb Carl innerhalb der Schranken stehen, welche ihm die bei seiner Erwählung und Krönung beschworene Reichsverfassung setzte. Den vorgefundenen bürgerlichen und kirchlichen Zustand in seinen Formen zu erhalten und als Kaiser innerhalb dieser Formen groß und herrlich zu seyn, das war die Aufgabe seines Lebens. Diesen Zweck, für welchen er ein Vierteljahrhundert hindurch die Lasten und Kränkungen so vieler Reichstage und Religionsgespräche ertragen, für welchen er endlich fast widerwillig gekämpft und gesiegt hatte, behielt er nach seinem Siege, wie vor demselben, vor Augen. Um die deutsche Verfassung umzustürzen, die Reichsstände zu Unterthanen und sich zum Herrn des deutschen Volkes und Landes zu machen, wie die Könige von Frankreich und England in ihren Reichen gethan, und wie er es selbst in Spanien, Neapel, Mailand und Niederland war, dazu fehlte ihm die Neigung, welche, je nachdem das Unternehmen zum Segen oder zum Fluche der Nation ausgeschlagen wäre, als Geistesgröße gepriesen oder als Tyrannensinn angeklagt worden seyn würde.«

Selbst Petrus Martyr, wahrlich der unverdächtigste Zeuge, sagt, ganz im Gegentheil zu den Behauptungen des Verfassers, von Carl: »Er haßte Lügen, Schmeichelei und Unmäßigkeit jeder Art.« Eben so spricht Thuanus von seiner Mäßigung im Glück, von seiner rastlosen Thätigkeit und Sorgfalt für den Kirchenfrieden, und Beaucaire rühmt ausdrücklich an ihm, daß er für sich sparsam und keinen Lüsten ergeben.

Die hauptsächlichste Sorge, der sich der Kaiser jetzt hingab, war und blieb einstweilen die Ausgleichung des religiösen und kirchlichen Zwistes; allerdings ward es immer klarer, daß durch das Interim jener Zwiespalt nicht gehoben werden könne. Alle Mühen des Kaisers waren daher darauf gerichtet, sobald als möglich die Entscheidung des Concils in Deutschland in's Leben

zu rufen, und wirklich gelang es auch nach dem Tode Paul des Dritten, das Concil von Bologna wieder nach Trient zu übertragen und dort die weiteren Beschlüsse desselben fortzusetzen. Bekanntlich sandten auch die Protestanten, oder vielmehr die dem Kaiser zugewandten protestantischen Fürsten, wie der Churfürst Moritz und Joachim von Brandenburg, ihre Abgeordneten dorthin, um daran Theil zu nehmen. Gewiß eine höchst fruchtbare und wohlthätige Maßregel, wären eben die protestantischen Theologen nicht immer von der Ansicht ausgegangen, nicht sowohl von dem Concil eine Entscheidung über die streitige Lehre zu erwarten, als vielmehr von vorne herein die von ihnen aufgebrachten kirchlichen Neuerungen als ausgemachte Wahrheit anzusehen, über die eigentlich kein Streit mehr obwalten könne. Die ihren Gesandten mitgegebene Instruktion oder Confessionen, wie man sie nannte, enthielten die schroffsten Gegensätze gegen die katholische Kirchenlehre, und in irgend einer Weise ihnen nachgeben, da es sich hier um Prinzipien handelte, wäre nichts anders gewesen, als statt der katholischen Religion die protestantische anzunehmen. Ueberhaupt schloß die bisherige, durch den kirchlichen Gebrauch seit Jahrhunderten geheiligte Form des Concils ihre thätige Mittheilnahme an demselben von selbst aus. Sie konnten höchstens mit ihren Einwendungen gehört werden, und hatten sich sodann der Entscheidung zu unterwerfen. Ein Verfahren, das seit der ältesten Zeit gegenüber allen von der allgemeinen Kirche abweichenden Lehrmeinungen eingehalten war und nothwendig eingehalten werden mußte. Ein Verfahren, das späterhin die Protestanten selbst hinsichtlich aller in ihrem Schooße entstehenden Irrlehren beobachteten. Was soll man daher dazu sagen, daß die Protestanten der Meinung waren, daß das ganze Verfahren an dem Concilium abgeändert werden müsse, daß eben der Papst, also auch die Prälaten, in ihrer eigenen Sache Partei und Richter seien? In dieser Weise wäre es unmöglich gewesen, die Arianer, die Nestorianer und jene Massen von abweichenden antikirchlichen Lehren in den Concilien von Nicäa, Ephesus ꝛc. zu verdammen, denn sie hätten dasselbe einwenden können, wie hier die Protestanten. Ueberhaupt war es eine merkwürdige Erscheinung, wie Leute, die ohne irgend ein großartiges, gelehrtes theologisches Studium, ohne ein tieferes, beschauliches, christliches Leben, vielmehr urplötzlich aus dem revolutionären Boden der Zeit hervorgegangen, sich ein entscheidendes Urtheil über die höchsten geistigen Interessen des Lebens, welche den Mittelpunkt des ganzen menschlichen höheren Daseyns bilden, anmaßen mochten. Offenbar hat der damalige wie auch der spätere Protestantismus vergessen, daß eine Revo-

lution in geistlichen Dingen nicht derjenigen in politischen ähnlich, wo Führer und Lenker, welche der Augenblick hervortreibt, eine neue Ordnung der Dinge einleiten können. Denn auf eine göttliche Sendung, eine übernatürliche, durch Wunder bestätigte Befähigung machten die Reformatoren selbst keinen Anspruch und konnten es auch nicht, da nach den bekannten Worten von Erasmus das neue Evangelium selbst ein lahmes Pferd nicht zu heilen im Stande gewesen war.

Der Verfasser sieht nun freilich die Erscheinung der Protestanten am Concil als ein welthistorisches Ereigniß an. Ihre Vorträge und Ansichten hätten unendlichen Eindruck gemacht. Zum ersten Male, sagt er, berührte das protestantische Prinzip die conciliaren Bestrebungen unmittelbar; die Rede (er spricht von der Rede des Gesandten des Churfürsten Moritz) rührt ohne Zweifel von Melanchthon her, sie hatte am Concil den größten Erfolg. Der Bischof von Orense habe ausgerufen: »Sie haben ausgesprochen, was wir uns nicht zu sagen getrauen.« Der Papst und seine Minister, habe Jemand anders gesagt, sei in hohem Grade erschrocken, es scheine ihm, als gehe die Absicht des Kaisers auf eine durchgreifende Reformation. Offenherzig müssen wir gestehen, daß wir nicht so leichtgläubig sind, eine so zahlreiche Versammlung der höchsten Prälaten der Kirche, unter denen sich die gelehrtesten Theologen der damaligen Zeit fanden, vor ganz gewöhnlichen Gedanken erschrocken zu sehen, die schon vor mehreren hundert Jahren von Ignoranten und längst vergessenen Irrlehrern ohne Erfolg vorgetragen worden waren. Der Verfasser besitzt indeß, wie schon öfter bemerkt, die Kunst, die Meinung oder die Worte irgend eines Einzelnen dem Leser mit großer Wichtigkeit als Zeugniß einer allgemeinen Ueberzeugung oder Stimmung darzustellen. Hiemit verbindet er die kühnsten Behauptungen, deren historischer Beweis gänzlich unmöglich ist. So z. B. sagt er: »Die alte Opposition der spanischen Prälaten verband sich jetzt mit den hier zuerst erschallenden Forderungen der deutschen Protestanten. Beide schlossen sich an den Kaiser an, der zugleich im Besitz uralter Ansprüche an eine geistliche Mitherrschaft, eine gewaltige und trotz aller politischen Verbindungen für das Papstthum furchtbare Stellung einnahm! Solche Conjecturen gehören offenbar dem Gebiete der Phantasie und nicht dem der Geschichtschreibung an. Allerdings ist bekannt, daß sich bei dem Concil bestimmte Oppositionen geltend machten, wie dieß in jeder deliberirenden Versammlung nothwendig ist, und wodurch auch größtentheils nur wahrhaft heilsame Beschlüsse erfolgen können. Nur sind darunter nicht solche zu verstehen, die selbst das Prinzip, worauf die

ganze Versammlung beruht, aufheben und anfechten möchten. Eine solche letztere wäre die protestantische Opposition gewesen, wenn sie sich in dem Concil hätte geltend machen können. Weder aber der Kaiser, noch irgend welche der Prälaten dachten daran, eine solche zu unterstützen.

Der Verfasser macht nun im vierten Kapitel eine Digression über den Seekrieg im Mittelmeere, der im Interesse des nach Malta verlegten Johanniterordens nach seiner Vertreibung von Rhodus geführt wurde; sodann wird des erneuerten Krieges in Ungarn erwähnt und auch des weiteren Fortganges der Reformation in England gedacht. In letzterer Hinsicht sagt er, im Vergleich mit dem Gange der Reformation in Deutschland, daß in England bei weitem mehr die Regierung und die königliche Macht auf den Gang der religiösen Bewegung Einfluß geäußert habe. »Bei uns,« sind seine Worte, »war die Bewegung von der Predigt mit hervorgebracht: dort war die freie Predigt kaum einen Augenblick erlaubt gewesen, so wurde sie wieder verboten.« Wenn hiemit gesagt werden soll, es sei bei der Reformation, wie zur Zeit der ersten Gründung des Christenthums durch die Apostel, zugegangen, die Menge nämlich habe sich nach reiflicher Ueberlegung, nach vollständigem Unterricht und einer durch höhere, übernatürliche Beihülfe unterstützten Verkündigung des göttlichen Wortes, dem neuen Evangelium angeschlossen, so scheint uns dieß bloß eine geschickte Wendung des Verfassers, um beide Zeiten einander gleich zu stellen. Weder in Deutschland noch in England hat und konnte eine solche apostolische Unterweisung Statt finden. Es war alles, wie der geringste Augenschein lehrt, eine augenblickliche, schon seit längerer Zeit vorbereitete revolutionäre Bewegung; eine Negation gewisser religiöser Dogmen und Gebräuche, welche keineswegs auf einer tieferen Ueberzeugung und Anschauung ruhte, sondern lediglich aus dem fleischlichen Widerwillen gegen bestimmte geistige oder äußere, die sinnlichen Begierden zähmende Schranken hervorging. In Deutschland waren es die Regierungen und die Fürsten allein, welche das Ganze leiteten und in eine gewisse Form brachten. Daß überhaupt von einer Predigt dieses neuen Evangeliums, im eigentlichen Sinne des Worts, nicht die Rede seyn konnte, geht schon aus dem Mangel an Predigern, über den die Geschichtschreiber der Reformation damals einstimmig klagen, hervor, und daß die Gemeinden gewisserweise überall eher vorhanden waren, als ihre Lehrer. Wurden ja damals vielfach Prediger miethsweise angenommen, versahen ja oft die niedrigsten Handwerker das Predigtamt, selbst Schankwirthe, wie z. B. in Stralsund.

Im fünften Kapitel wird die Belagerung von Magdeburg durch Moritz erwähnt, das sich besonders der Einführung des Interims widersetzte, wo jene radikal revolutionäre Partei gegenüber dem Reiche und dem Kaiser sich festgesetzt hatte, auf deren Hülfe und Unterstützung der Churfürst Moritz schon lange schlau genug gerechnet hatte, und deren er sich nachher hauptsächlich in dem Kriege gegen den Kaiser bediente. Daher denn auch sein zweideutiges Benehmen bei der Belagerung und Einnahme von Magdeburg. Man hat protestantischerseits das Benehmen des Kaisers nach jener für die Neuerer so ungünstigen Katastrophe als einen Triumph über besiegte Feinde und als eine Erhebung seiner Reichsmacht zu einer absoluten Gewalt über die Stände ansehen wollen. Wie lächerlich dieß aber ist, geht allein daraus hervor, daß der Kaiser beinahe seine ganze Kriegsmacht entließ, daß er sogar die projektirte Reichskasse für die augenblicklichen Bedürfnisse des Reichs vorzüglich in Rücksicht auf französische oder türkische Invasionen wieder fallen ließ. Ueberall sah man, daß es ihm nur auf Bestrafung der gegen seine rechtmäßige Gewalt unternommenen Aufstände ankam, oder, wie bei der Gefangenhaltung des Landgrafen, auf Sicherstellung. Der Verfasser läßt nun natürlich jene obige Tendenz so stark wie möglich hervorleuchten. Kirchliche Gewaltsamkeiten in Augsburg, Beleidigung der Reichsfürsten, Anmaßung der Spanier, Gefangenschaft des Landgrafen Philipp, allgemeine Aufregung sind die Ueberschriften für bestimmte Abschnitte, in welchen er gleichsam in einer Staffelreihe und in dramatischer Entwickelung die Dinge bis zu der nothwendig gewordenen Schilderhebung des Churfürsten Moritz hinführt. Wenn man dieß aber alles näher in's Auge faßt, so handelt es sich lediglich von gewissen localen Einzelheiten, welche auf die Stimmung des Ganzen unmöglich einen bedeutenden Einfluß ausüben konnten, und die gar nicht diejenige Wichtigkeit haben, welche der Verfasser ihnen gerne beilegen möchte, oder die nur in damaliger Zeit von der entgegenstehenden Partei eben so ausgebeutet wurden, wie wir es heut zu Tage in revolutionären Bewegungen häufig selbst beobachteten. Die Gewaltsamkeiten in Augsburg liefen auf die Aufrechthaltung des Interims hinaus, welches der Magistrat angenommen hatte und weßhalb mehrere widerspänstige Prediger die Stadt meiden mußten. Oder es waren geringe Excesse, welche einige spanische Soldaten verübten. Daß das heilige Sakrament mit Lichtern und Glöcklein begleitet und eine Bürgersfrau, die dieß verspottete, bestraft wurde, hebt der Verfasser hier bedeutend hervor, wenn hingegen von den Protestanten ähnliche von Katholiken begangene Angriffe auf den Gottes-

dienst der Neuerer weit häufiger auf das strengste geahndet wurden. Die schwere Beleidigung der Reichsfürsten besteht in der etwas ernsten Haltung des Kaisers auf dem Reichstage und die Anmaßung der Spanier wird aus einer Stelle der Augsburger Chronik, welche die Dinge im parteiischen Lichte darstellt, und am Ende aus einigen hochfahrenden Redensarten Einzelner dieser Nation angenommen. »Dahin,« ruft der brandenburgische Gesandte Christoph von der Straßen aus, »ist es mit den Deutschen gekommen, die sonst von allen Nationen gefürchtet waren, jetzt spottet man ihrer, Gott sei's geklagt! So viel bemerken wir, die Spanier wollen einen Fuß in's Reich setzen.« Dieß sind die Beweise für die Anmaßung der Spanier. Daß die schmalkaldischen Bundesgenossen gleich Anfangs französisches Geld genommen, um gegen Reich und Kaiser sich zu erheben, und späterhin Moritz dem König von Frankreich, Heinrich II., gewissermeise die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun überlieferte, war doch wahrlich eine ganz andere, und die schmählichste Zulassung der gehässigsten Fremdherrschaft. Die allgemeine Aufregung zeigte sich keineswegs so allgemein durchgreifend, als der Verfasser sie zu schildern sucht, denn die Erwartung der Beschlüsse des Concils von Trient und die Einführung des Interims selbst waren unmöglich von der Art, um die ganze Nation in Bewegung zu setzen, weil das Interim nur dort, wo gerade kaiserliche Besatzung lag, d. h. in den einzelnen Reichsstädten strenge gehandhabt ward, und sonst überall ein weiter Spielraum vorhanden war, seine einzelnen Bestimmungen zu umgehen. In den Ländern z. B. des Churfürsten Moritz, so wie in der Mark Brandenburg wird Niemand behaupten wollen, es habe dort wesentlich etwas Anderes vorgeherrscht, als das Lutherthum nach wie vor. Im übrigen Norddeutschland war bekanntlich das Interim beinahe gar nicht zur Ausführung gekommen. Die Beendigung des Concils aber und die Ausführung seiner Beschlüsse lagen noch in weiter Ferne.

Im sechsten Kapitel wird der bekannte Abfall des Churfürsten Moritz vom Kaiser und dessen erfolgreicher Kriegszug gegen den Letzteren geschildert. Das zuvörderst zwischen Moritz und einigen anderen protestantischen Fürsten geschlossene Bündniß zieht der Verfasser seiner ersten Absicht nach als bloß defensiver Natur an. Indeß unter diesem Vorwande waren bisher alle Bündnisse der protestantischen Oligarchie geschlossen worden. So eben auch der schmalkaldische Bund, der doch offenbar eine selbstständige Macht im Reiche gegenüber dem Kaiser bieten sollte. Ward überhaupt nicht der ganze Reichsverband durch solche angeblich defensive Bündnisse faktisch und wesentlich aufgehoben?

Merkwürdig ist, wie der Verfasser zu gleicher Zeit erzählt, daß man auch Verbindungen mit Frankreich und England eingeleitet habe. Bekanntlich hat aber Moritz, wie der Verfasser selbst gesteht, schon seit längerer Zeit mit Frankreich in geheimen Verbindungen gestanden und war offenbar dessen Absicht, wie der Erfolg lehrte, von Anfang an auf einen unmittelbaren Angriff des Kaisers berechnet. Genug, der Verfasser sagt selbst, um die Sache auf gute Weise einzuleiten, gleich die Antwort, die der aus Paris rückkehrende deutsche Gesandte mitbrachte, habe dem ursprünglichen Gedanken (nämlich der bloßen Defensive) eine etwas andere Wendung gegeben. Es sei die Absicht hervorgetreten, gegen den Kaiser mit deutscher Hülfe einen großen Krieg zu beginnen. Der Verfasser spielt sogar darauf an, daß diese Wendung der Dinge durch Moritzens geheime Einwirkung an dem französischen Hofe wohl eingeleitet seyn könnte. Es klingt freilich etwas sonderbar, wenn derselbe gleichsam zur Entschuldigung oder gar zum Lobe des Churfürsten, als von der wirklichen Abschließung des Bündnisses mit Heinrich die Rede ist, die Bemerkung macht: »Auch konnte dem Churfürsten an einem Defensivbündniß überhaupt nichts mehr liegen. Ein großer Schlag, gut vorbereitet und plötzlich mit aller Kraft geführt, das war seine Politik.«

»In seinen Briefen findet sich nicht der Schatten eines Zweifels über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens. Eher blickt ein gewisses Vergnügen durch, daß er ihn angreifen wird und vielleicht niederwerfen, den alten Sieger, der sie alle im Zaume hält.«

Was soll man aber zu dem Fernern sagen, wo es heißt: »Er willigte damit nicht in eine Losreißung der drei Städte vom Reiche, dessen Rechte er vielmehr ausdrücklich vorbehielt: der König sollte dieselben besetzen und inne behalten, aber nur als Reichsvikar, wozu man ihn befördern wolle. Das Unvaterländische dieses Zugeständnisses entschuldigte man damit, daß auch der Kaiser, der sich bereits Cambray's, Utrechts und Lüttichs bemächtigt habe, ähnliche Absichten auf die drei übrigen Städte hege, wodurch sie dann auch dem Reiche wenigstens nicht wieder entfremdet würden.«

Wie überhaupt der Verfasser die Frage über gebrochene Pflicht und Treue und Verletzung geschworener Eide gegen Reich und Kaiser ganz in den Hintergrund zu schieben weiß, und dafür immerfort die Vorstellung tyrannischer, alles Recht und Herkommen verletzende Uebergriffe des Kaisers und die nothwendige Gegenwehr der aufrührerischen Fürsten gegen dieselben anzuregen sucht, gibt er durch folgende Worte am besten zu erkennen.

»Dahin war es gekommen,« sagt er, »daß man nur die Wahl zwischen zwei harten Nothwendigkeiten hatte: entweder den Kaiser seine Entwürfe vollenden zu lassen, was die Cabinetsregierung desselben wie das Interim befestigt, eine concentrirte weltlich-geistliche Gewalt einem Prinzen, der trotz aller absichtlichen Näherung doch immer als ein Fremder erschien, überliefert, und die freie Entwickelung der Nation auf spätere Generationen gehemmt hätte: oder sich dem Nebenbuhler des Kaisers anzuschließen, der doch selber noch mehr ein Ausländer war, und Absichten auf einen Einfluß kund gab, bei dem die politische Selbstständigkeit der Nation im höchsten Grade hätte gefährdet werden müssen.«

»Es traten beinahe Erwägungen ein, wie damals, als es zweifelhaft war, ob Carl V. oder Franz I. zum Kaiser gewählt werden solle.«

Allerdings macht er sich jetzt selbst den Einwurf: »Hatten aber die Fürsten nicht Pflichten gegen den Kaiser? War ihm nicht überdieß Moritz durch die Bande der Dankbarkeit höher als vielleicht irgend ein anderer Fürst im Reiche verbunden?« Hierauf wird die Antwort ertheilt: »Wenn man ihn kannte, so durfte man wohl nicht erwarten, daß er hierauf viel Rücksicht nehmen würde;« und dieses wird nun mit der näheren Schilderung seines eigenthümlichen Charakters bewiesen. Daß eben Moritz in der Hauptsache einen wahrhaften Verrath an Vaterland und Kaiser beging, daß es eine höchst unmoralische Handlung galt, die durch alle Zeiten gebrandmarkt zu werden verdient, darüber entfällt dem Verfasser auch nicht die leiseste Andeutung. Auch gesteht er selbst ein, daß es nicht das religiöse Interesse war, das Moritz gerade begeisterte. Es klingt übrigens wie eine wahrhafte Ironie, wenn der Verfasser bei der näheren Schilderung des von Moritz nunmehr in Verbindung mit dem französischen Könige unternommenen Kriegs gegen den Kaiser fortwährend von nationalen Interessen spricht. »In Augsburg,« heißt es, »kam Moritz zu Statten, daß man den weltlichen und geistlichen Druck des spanischen Regiments empfunden und sich mit einer nationalen Antipathie gegen den Kaiser erfüllt hatte.« Dagegen wird vom Kaiser gesagt, er habe ganz unbesorgt zu Innspruck gesessen und sich mit seinen conciliaren und dynastischen Entwürfen auf eine Weise beschäftigt, daß er für nichts anderes Sinn zu haben schien! Also daß der Kaiser mit der lobenswürdigsten Pflichttreue sich mit der Sorge für das Wohl und die Zufriedenstellung des Reiches beschäftigte, daß er eine Verworfenheit der Art für unmöglich hielt, wie ein Reichsfürst, den er zur höchsten Würde

im Reiche erhoben, alle Pflichten der Dankbarkeit und der Treue plötzlich brechen und ihn mit gewaffneter Hand überfallen werde, das wird hier dem Kaiser gleichsam zum Vorwurfe gemacht. Auf wessen Seite war hier mehr der Vorwurf damaliger Zeit von welscher und hispanischer List und Verrath gerechtfertigt, und wer war mehr der deutsche, dem gegebenen Worte und den heiligsten Versicherungen zuversichtlicher glaubende Charakter, Moritz und die protestantischen Fürsten oder der Kaiser? Und dessen ungeachtet sieht der Verfasser dies Alles als die glorreichste That an, die vollbracht worden. »Noch einmal,« sagt er, »erhob sich die ungebändigte Freiheit des alten Germaniens gegen die Ordnung und Gewalt, welche der Sieger gegründet und zu gründen im Begriffe war.« Vom Kaiser hingegen heißt es, nachdem er durch Moritzens Verrath zu nachtheiligen Entschließungen gezwungen worden: »Einst hatte es in seiner Macht gestanden, an der Spitze der deutschen Nation, mit Begünstigung des reformatorischen Elements, laut der Reichsschlüsse von 1544 (?), seine Macht gegen die auswärtigen Feinde zu richten; wie die Franzosen, welche besonders durch deutsche Unterstützung früher in Italien besiegt und damals in ihrer Heimath zum Frieden genöthigt worden: so hauptsächlich gegen die Osmanen, was in jener Zeit das größte Interesse hatte und der allgemeine Wunsch war. Dann hätte er das Kaiserthum in dem Sinne, wie es ihm bei seinen Zügen nach Afrika vorschwebte, entwickeln können.«

Wahrlich, ein treffliches Urtheil über alle Herrscher und Könige, welche ihrer Pflicht getreu gegen gewaltsame Umwälzungen und revolutionäre Veränderungen auf Recht und geschichtlichem Herkommen gegründeter Institutionen ihrer Völker, mit aller Kraft und Aufopferung und mit Hingabe selbst ihres Lebens ankämpfen! Eine herrliche Ermuthigung für das lebende Geschlecht, wo eben jeden Augenblick es gilt, die Bande der aufgelösten Ordnung gegenüber anarchischen Elementen zu befestigen und die Gutgesinnten um Thron und Altar zu sammeln! Auch hier zeigt Menzel in seiner Beschreibung dieser Zeiten eine weit ehrenwerthere und höhere Gesinnung. Er sagt über den gewöhnlichen, von der modernen Geschichtschreibung bei dieser Gelegenheit über den Kaiser ausgesprochenen Hohn und Tadel: »Was in alten und neueren Zeiten den meisten Feldherren und Helden einmal widerfahren ist, vor einem überlegenen Feinde eilig zurückzuweichen, und was dem Kaiser noch weniger zur Schmach gereichen konnte, der, im Vertrauen auf den bestehenden Frieden und auf die gesetzliche Ordnung im Reiche, wie auf die Dankbarkeit seines Schützlings, unbewehrt in einer seiner

Städte Hof hielt, als er angegriffen und nach Einleitung einer Vertragshandlung, durch unerwarteten Anmarsch zu schleuniger Abreise veranlaßt ward, — dieß durchflog wie ein Lauffeuer Deutschland und Europa. Jedermann sprach von dem fliehenden Kaiser, und noch nach Jahrhunderten tönt in allen Geschichtsbüchern der Ruf von der schimpflichen Flucht, in welche Churfürst Moritz den gewaltigen Carl gejagt habe. Unter den Zeitgenossen aber ließen diejenigen, welche die Kräfte beider abzuwägen verstanden, durch den augenblicklichen Erfolg sich nicht fortreißen.«

Wir wollen auf die Einzelnheiten des Krieges der verbündeten protestantischen Fürsten, Moritz an ihrer Spitze, nicht weiter eingehen, sie sind bekannt und auch der Verfasser bringt darüber wesentlich nichts Neues. Genug, in Folge desselben und da es dem Kaiser einstweilen unmöglich war, seinen Feinden Gewalt gegen Gewalt entgegen zu stellen, — wahrlich ein merkwürdiger Beweis für die angebliche Unterdrückung der deutschen Freiheit, — wurden die Friedensverhandlungen zu Linz und zu Passau eingeleitet. Was dort geschehen und die Folgen dieses sogenannten passauischen Religionsfriedens behandelt der Verfasser im zehnten Buche in acht Kapiteln. Derselbe leitet diese Zeitepoche wiederum mit der schon zum öfteren geäußerten Ansicht ein, daß es die Absicht des Kaisers gewesen, die Ideen der formellen Einheit der abendländischen Christenheit zu verfechten, daß aber der Widerwille gegen die vornehmste Repräsentation der geistlichen Einheit, d. h. gegen das Papstthum, zu tief gewurzelt, und der Widerspruch, der dagegen erhoben, viel zu gut begründet und zu weit verbreitet gewesen, als daß auch nur eine beschränkte Unterordnung unter dieselbe sich hätte wieder herstellen lassen. Den aus der Vergangenheit aufsteigenden Ideen der formellen Einheit hätten sich Tendenzen politischer und religiöser Unabhängigkeit entgegengesetzt, welche den abendländischen Nationen eine neue Zukunft eröffneten. Gewiß ist das Letztere wahr. Auch ist jene Zukunft vollständig vor unseren Augen entfaltet. Jene Einheit ist zerrissen. Hat sie aber etwas anderes hervorgebracht, als ein beständiges Kriegen und machiavelistisch-politisches Treiben aller bisher verbundenen Theile der abendländischen Christenheit, die am Ende einen Krieg Aller gegen Alle hervorbrachten und in der französischen Revolution beinahe den Untergang der gesitteten Welt herbeiführten?

Der Verfasser schildert, wie Carl V., trotz seiner bedrängten Lage, aller äußeren Hülfsmittel entbehrend, dennoch seiner kaiserlichen Würde und seiner Pflicht nichts vergeben wollte. Der Opposition einen legalen Friedenszustand zu gewähren, sie mit

allen ihren Ansprüchen, religiösen wie politischen, als integrirenden Theil in die Reichsverfassung aufzunehmen, wie sie es wünschten und verlangten, konnte ihm keine Gewalt abdringen. Es ward daher, was auch die protestantischen Fürsten sich bemühten, nur jenes interimistische Abkommen, wie schon in früheren Zeiten, von Neuem geschlossen, daß bis zur Beendigung des allgemeinen Concils und bis durch die reichsherkömmlichen Mittel ein bleibender Zustand der Dinge geschaffen worden, die Gegner im Besitze der von ihnen errungenen religiösen Befugnisse zu belassen, und endlich von beiden Seiten jede Gewaltmaßregel des Einen gegen den Andern für unstatthaft erklärt. Faktisch ward freilich hiedurch weit mehr als je zugestanden. Man kann sagen, daß seit dieser Zeit das protestantische Bekenntniß in sofern eine stillschweigende Anerkennung erhielt, als jede gewaltsame Veränderung und Austilgung desselben gleichsam aufgegeben wurde. Es geschah das, was immer geschieht, wenn sich irgend eine neue geistige Macht gegenüber den bestehenden Zuständen in der Weltgeschichte erhebt. Sie wird und muß nothwendig von denjenigen bekämpft werden, welche die älteren Zustände repräsentiren, und es kommt alles nur darauf an, daß die Letzteren dieses nur in der gesetzmäßigen, ihnen mit Recht zustehenden Weise thun, und hierin haben, wie jeder unparteiische Beobachter der damaligen Zustände eingestehen wird, der Kaiser und die kirchlichen Autoritäten im Allgemeinen die Gränze der Gesetzmäßigkeit nicht überschritten. Wenigstens würde, wenn man dieß nicht zugäbe, auch heutzutage jede Neuerung und jede Richtung der Zeit sofort mit gleicher Berechtigung wie das schon Bestehende eintreten können. Ein Zustand, der offenbar die Revolution zu vollem Rechte legitimiren würde. Wenn aber dessen ungeachtet der Fortschritt der Neuerung nicht gehindert werden kann, so tritt dieselbe als ein bestimmtes Faktum in die Weltordnung ein. Ein solches Ereigniß bezeichnet jener Passauer Friede in der Geschichte des Protestantismus. Die Entlassung Johann Friedrichs und des Landgrafen war bekanntlich eine der Hauptbedingungen der abgeschlossenen Traktate. Eine Haupturſache, die den Kaiser übrigens bewog, selbst das einzuräumen, was der Passauer Vertrag enthielt, war die drohende Gefahr, welche von Neuem von Osten und Westen durch Türken und Franzosen auf das Reich eindrang, und es gereichte ihm wahrlich auch von diesem Gesichtspunkte aus zur höchsten Ehre, daß er lieber Alles, was seine persönliche Beleidigung und den dadurch in ihm aufgeregten Haß und Begierde sich zu rächen anbetraf, unterdrückte, um dem höheren Interesse des Reiches, ja der ganzen Christenheit selbst zu dienen. Wie

ganz anders die meisten der protestantischen Fürsten, die nur ihre eigene Vergrößerung und Herrschsucht im Auge haben, und ihre Waffen und unruhigen Begierden unbekümmert um das gemeinsame Vaterland bald hierhin, bald dorthin tragen. Was in dieser Weise eben Churfürst Moritz durch seine verrätherische Verbindung mit Frankreich dem Reiche verloren gemacht hatte, das dem Reichsfeinde wiederum zu entreißen war jetzt des Kaisers eifrigstes Bemühen. Freilich ward sein glorreiches Unternehmen mit keinem glücklichen Erfolge gekrönt. Nachdem der Kaiser vor Metz, wie bekannt, durch die schlechte Jahreszeit den größten Verlust erlitten, mußte er die Belagerung der Stadt aufgeben, und es war die erste Frucht jener angeblich nationalen Bewegung, welche die Reformation veranlaßte, daß einer der schönsten Theile des Reichs dem Vaterlande auf immer entfremdet ward. Während solcher schlagenden Thatsachen, die unzweifelhaft machen, was von der Vaterlandsliebe und Deutschthum der protestantischen Partei zu erwarten war, wagt es der Verfasser dennoch zu behaupten, daß wenn Metz der dort aufgetauchten reformatorischen Bewegung gefolgt wäre und nicht vielmehr die katholische Partei darin das Uebergewicht erhalten hätte, sich die Stadt eben sowohl dem Reiche erhalten haben würde, als wie dies Seitens Straßburgs geschehen. Denn wie bekannt haben ja nur die Verbindungen des Bischofs Lenancourt mit der französischen Regierung die Uebergabe von Metz an die Franzosen bewirkt. Man muß gestehen, solche Combinationen übertreffen Alles, was man sich in der Art nur denken könnte.

Wie wenig die protestantische Bewegung eine wahrhaft religiöse sei, zeigte sich von Anfang der Reformation schon sehr deutlich durch die bloß politischen Verbündnisse und Annäherungen, denen eben so bald Spaltungen, Mißverständnisse, ja kriegerische Feindseligkeiten der verschiedenen Fürsten und Großen, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, folgten; die Gemeinde, das protestantisch-christliche Volk selbst als solches, spielte durchaus eine untergeordnete passive Rolle und folgte allen Impulsen, die ihm von oben her gegeben worden. Kaum war daher der Friedenszustand im Reiche in der Hauptsache hergestellt, so entspann sich ein mörderischer Kampf zwischen zwei protestantischen Fürsten selbst, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, unlängst dem treuesten Bundesgenossen des Churfürsten gegen den Kaiser und jetzt der erbittertste Feind desselben. Der Markgraf Albrecht gehört zu denjenigen Erscheinungen, die das Wesen und die eigentliche Bedeutung der Reformation ganz eigentlich aufklären. Von Anfang derselben an begleiteten und waren innig verschwistert mit ihr eine

Menge Persönlichkeiten, welche Selbstsucht und die Begierde, von den gesellschaftlichen Banden sich loszureißen, zu dem Aeußersten trieb. So bezeichneten dieß gleich im Anfange Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, und mit ihnen zu gleicher Zeit und späterhin viele Andere vom höheren und niederen Adel. Späterhin, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, zeigten sich als solche gewaltsame, kein Recht und nichts Heiliges achtende Naturen, die aber als besondere Verfechter des protestantischen Prinzips sich geltend machten, der berüchtigte Mansfeld, Christian von Anhalt ꝛc. Den höchsten Ausdruck solcher Erscheinung stellte aber in der gegenwärtigen Periode der obengedachte Markgraf Albrecht von Brandenburg, aus der fränkischen Linie, dar. Er durchzog das Reich mit Brand und Mord, und seine Rohheit und Zerstörungswuth kannte keine Gränzen. Man sollte glauben, der Verfasser hätte gut gethan, diesen Charakter sine ira et studio wie er gewesen in seiner rein objektiven historischen Gestalt dem Leser vorüberzuführen. Am wenigsten war offenbar der Markgraf geeignet, ihn in irgend einer Weise mit der protestantischen Sache, als religiöse Erscheinung, in Verbindung zu setzen. — Dessen ungeachtet erzählt der Verfasser: In einer Eingabe an den Kaiser soll er sich wieder als gut katholisch bezeichnet haben (nachdem er nämlich vorher offen zur protestantischen Partei übergetreten war). Wer aber glauben wollte, daß er sich hiebei beruhigt hätte, würde die Kraft verkennen, mit welcher die evangelische Lehre in diesen Zeiten die Gemüther ergriff. Die Unterweisung eines guten Lehrers, die er in erster Jugend genoß, hatte ihren Samen tief in seine Seele gesenkt. Die Wirkungen dieser Lehre werden sodann weiter geschildert: »Der Wiederstreit von Armuth und Kriegslust, Dienstverhältniß und Stolz, Recht und Gewalt, worin er lebte, und die Uebertäubung jener innern Stimme, die er doch immer hörte, geben seinem ganzen Wesen einen Beigeschmack von Wildheit, der sich dann fortan an seinen Namen geknüpft hat.«

»Furchtbar anzusehen ritt er an der Spitze seines Haufens daher: in Panzerhemd, eine Büchse und ein Paar Faustkolben an seiner Seite; Sommersprossen und ein rother Bart bedeckten sein männliches Angesicht; weithin wallte sein blondes Haupthaar; er nahm wohl selbst eine Fackel zur Hand, um das nächste Dorf seiner Feinde anzuzünden.«

Bekanntlich endete dieser kriegerische Verfechter des Protestantismus, nachdem Moritz gegen ihn in der blutigen Schlacht bei Sieversshausen zwar den Sieg gewonnen, aber eben so sein unruhiges Leben dort beschlossen, als geächteter und von allen Parteien, Protestanten wie Katholiken gehaßter und verfolgter

Flüchtling, nachdem er ganz Deutschland mit Mord und Brand erfüllt hatte.

Der Verfasser behandelt im fünften Kapitel den im Jahre 1555 zu Augsburg abgehaltenen Reichstag, dessen Resultate nothwendige Folgen des durch Moritzens Verrath und den Passauer Frieden errungenen protestantischen Uebergewichts im Reiche waren. Oder vielmehr die Folge der, von dem großen politischen Schauplatze jetzt abtretenden Thatkraft, des von Alter, Mühseligkeiten und Arbeiten geschwächten Kaisers. Er war der einzige Mann, welcher im Stande gewesen, den widrigen Geschicken, welche Deutschland zerrissen, die Spitze zu bieten und dieselben vielleicht zu einer glücklicheren Lösung zu führen, als es jetzt geschah, wo zwei sich feindselig gegenüber stehende Elemente oder vielmehr zwei große Kriegslager zum gesetzlichen Zustande des Reiches erklärt wurden, und die Grundlage zu jenen blutigen bürgerlichen Kriegen der nächsten Zukunft, so wie der Unterjochung des bisher freien Vaterlandes unter die Macht fremder Gewalthaber und Eroberer.. Denn was man auch protestantischerseits über die Wohlthaten und die unendlich große Errungenschaft für den Vortheil des Reiches hinsichtlich der zu Augsburg gefaßten Reichsschlüsse sagen mag, es ward und blieb durch die Bestimmungen derselben nichts anderes geschaffen, als ein augenblicklicher Waffenstillstand zwischen zwei sich tödtlich hassenden politisch-religiösen Parteien. Es war nicht eine Lösung der obschwebenden Lebensfrage, sondern eine zeitweilige Umgehung derselben.

Mit großem Recht sagt daher der protestantische Geschichtschreiber Gfrörer in seiner Geschichte Gustav Adolphs: »Die traurigste Frucht des Triumphs, den Kurfürst Moritz und der Protestantismus im Religionsfrieden errang, war die politische Umgestaltung des gemeinsamen Vaterlandes. Unaufhaltsam trennte sich seitdem die deutsche Nation in zwei feindliche, durch Religionshaß erbitterte Hälften, und die Wiederherstellung einer Centralgewalt wurde dadurch so erschwert, daß sie jetzt nur noch durch die blutigsten Gewaltthaten erzwungen werden mochte. Wie hätte die protestantische Aristokratie jetzt noch, nachdem sie durch den Augsburger Vertrag fast völlige Unabhängigkeit erlangt, auf die Stimme des Kaisers hören sollen! Ueberdieß gewährte die freie Entwicklung des lutherischen Kirchthums den Fürsten, Landesbischöfen neue, früher unbekannte Mittel des Widerstandes gegen etwaige Versuche des Kaisers. Nicht ohne Schuld Luthers kam in der neuen Kirche die üble Gewohnheit auf, den Papst und seine Anhänger mit den gehässigsten Worten zu bezeichnen. Zu denjenigen, welche dem alten Glauben treu blieben, gehörte nun auch

der Kaiser. Dafür ward er von den lutherischen Predigern als Mitschuldiger und Spießgeselle »des römischen Antichrists, der babylonischen Hure, die auf sieben Hügeln sitzt« ausgeschrieen. Ist es ein Wunder, daß in solcher Schule beim lutherischen Volke alle Achtung vor der geheiligten Person des Kaisers, alle Liebe zum gemeinsamen Reiche erlosch? Hier wiederum diente diese Stimmung der Menge trefflich den ehrsüchtigen Absichten der Fürsten.«

Die Zukunft eines solchen Zustandes bildete sich schon ganz klar in den ungemessenen Forderungen der Protestanten aus, welche alle Freiheit und alles Recht für sich und die neuerrungenen Zustände in Anspruch nahmen, hingegen der katholischen Seite auch nicht das geringste in gleichem Maße zugestehen wollten. Was war gerechter und billiger, als der sogenannte geistliche Vorbehalt, daß nämlich die religiöse Umkehr irgend eines mit einem geistlichen Amte bekleideten Individuums nicht auch alle Benefizien, die eben zu dem Amte als solchem gehörten, dem Interesse desselben geopfert werden sollen, daß z. B. ein Bischof oder ein Erzbischof oder sonstiger Prälat, wenn er zum Protestantismus überging, unmöglich auch das Bisthum mit seinen sämmtlichen Rechten, Vortheilen und Emolumenten mit sich hinübernehmen konnte? Und dessen ungeachtet verlangten die Protestanten das Gegentheil. Haben sie doch selbst späterhin häufig den Besitz weltlicher Aemter und ihrer Benefizien und Vortheile mit dem Wechsel der Religion für unverträglich und nichtig erklärt! Hat ja selbst der vorzugsweise protestantische Staat Großbritannien den Besitz der Krone und der Herrschaft an das protestantische Bekenntniß geknüpft! Hier aber, in diesem Falle wollte man sogar Würden und Rechte und Landbesitz eines geistlichen, nur durch seine geistliche Oberbehörde mit allen Temporalien bekleideten Beamten demselben gleich einem erblichen Eigenthume, sogar wenn er seine geistliche Würde vollständig ablegte, zuweisen. Noch mehr aber, man ging so weit, die freie und ungehinderte Verbreitung des protestantischen Bekenntnisses in den Ländern katholischer Fürsten zu verlangen, da man doch dieselbe in dem eigenen Lande mit der größten Strenge unterdrückte und verfolgte.

Der Verfasser kann, wie gesagt, die Resultate des Reichstages, die derjenigen Partei, für welche er nun einmal sein Geschichtswerk hat verfassen wollen, zuerst eine legitime Stellung im Reiche verlieh, nicht genug erheben. Wenn Menzel jene fanatische Unduldsamkeit, die sogleich nach erlangter Macht jedes Rechtsprinzip und jede Gegenseitigkeit vergaß, um die alte Kirche nun ihrerseits sich zu unterjochen, offen darstellt, so beobachtet

er hierüber wohl meistlich ein gänzliches Stillschweigen. Bedauernd daß die Protestanten die obigen Zugeständnisse sich hätten entreißen lassen müssen, tröstet er sich damit, daß doch ein für allemal dem Protestantismus die gesetzliche Aufnahme im Reiche zugestanden, und fügt sodann hinzu: »Wie wir öfter bemerkt, der Protestantismus ist nicht bekehrender Natur. Er wird sich jedes Beitritts, der aus Ueberzeugung entspringt, als eines Fortganges seiner guten Sache freuen: sonst aber schon zufrieden seyn, wenn ihm nur selber verstattet ist, sich ungeirrt von fremder Einwirkung zu entwickeln. Dieß war es, wornach die evangelischen Fürsten vom Augenblick an strebten. Unaufhörlich aber hatte man es ihnen streitig gemacht, und die gefährlichsten, allen Besitz umwälzenden Kriege hatten sie darüber bestanden. Jetzt endlich gelangten sie zum Ziele, es ward ihnen ein unbedingter Friede gewährt.« Wer denkt hier nicht unwillkürlich an die Fabel von dem Wolfe und dem Lamme! Der Protestantismus nicht bekehrender Natur! Denkt denn der Verfasser nicht an England und Irland, und hat er denn schon wieder vergessen, was er früher über die verübten Gewaltthätigkeiten in Deutschland selbst berichtete?

Im sechsten Kapitel werden die Abdankung und die letzten Tage Carls V., so wie die Wahl König Ferdinands zum Kaiser abgehandelt. Menzel sowie Raumer schildern diese Abdankung und das Ende des größten aller deutschen Kaiser mit jenen Gefühlen und Anerkenntniß, wie es der Ausgang eines so thatenreichen Lebens verdient, welches vom christlichen Standpunkte aus, als ein steter Opfer im Dienste der göttlichen Heils- und Weltordnung erscheint und gegenüber vom egoistischen Leben und Wirken heidnischer Heroen und Helden bis in die späteste Nachwelt ruhmvoll leuchtet. Welche Kälte, welche Gleichgültigkeit in der Schilderung dieses großartigen Augenblicks bei dem Verfasser! Carl zieht sich in die Einsamkeit zurück, um seine letzten Augenblicke Gott und ewigen Dingen zu weihen. Der Verfasser dagegen sagt: »Man dürfe nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden sei.« Es war seinen Gedanken nach ein gemüthliches, poetisches Ausruhen von dem Ekel mißlungener Pläne und nicht zu realisirender Entwürfe. Der Kaiser ergötzte sich an der schönen Kirchenmusik, die seinethalben noch besonders von den Mönchen verschönt und erhöhet ward. Er lustwandelte unter dem Schatten hochgepflanzter Kastanienbäume, welche vor der Sonne des brennenden Südhimmels schützten, nach einer nahe gelegenen Einsiedelei. Aber auch diesen Frieden sollte er nicht genießen; einer der ihn umgebenden Geistlichen, der selbst vor ihm gepredigt, ward lutherischer Ketzereien ver-

dächtig, so daß die verhaßten Neuerungen, die er durch sein ganzes Leben verfolgte, auch hier zu ihm drangen. Er war ein christlicher Diocletian, der hier, nachdem er vergebens dem neuen Lichte, das die Welt vorleuchten sollte, widerstanden, seinen Unmuth in der Nacht der Verborgenheit begrub. Wie ganz anders weiß der Verfasser das Ende Johann Friederichs, des Starkmüthigen, mit strahlender Glorie zu umgeben! Hier sehen wir den wahren christlichen Helden, den Märtyr für die gute Sache, nach heißem Kampfe für das Evangelium Christi in die glorreichen Gefilde des Himmels hinübergehen, und selbst der Landgraf, der nach Menzel bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in den letzten Jahren seines Lebens nichts mehr bedauerte, als daß die Schelme von Bauern — während seiner Abwesenheit, seine schöne Wildbahn so verdorben, genießt einer höhern Glorifikation. Ja sogar jener Beduinenfürst, Albrecht von Brandenburg, leuchtet nach der Schilderung des Verfassers in seinem Scheiden als christlicher Bekenner der Nachwelt vor.

Das siebente Kapitel über den Fortgang und inneren Zustand des Protestantismus gibt uns freilich den stärksten Beweis für das leitende Princip in der Geschichtschreibung des Verfassers. Ein Jeder, der nur einigermaßen mit unbefangenen Augen die Begebnisse und politisch-religiösen Zustände nach dem Passauer Frieden betrachtet, wird bald erkennen, daß wie einst früherhin die Herzöge und hohen Reichsbeamten ihre großen Benefizien in erbliche Lehen und Eigenthum verwandelten und die Kraft des Kaiserthums mehr und mehr schwächten, der Sieg der protestantischen Fürsten durch des Kurfürsten Moritz Verrath und durch das Abtreten eines kräftigen Kaisers, die Stellung der Reichsstände und Reichsvasallen in den Rang unabhängiger Landesfürsten erhob, und daß die Religion bewußt oder unbewußt nur Vorwand und Ursache zu dieser neuen politischen Entwicklung ward. Von diesem Augenblicke an, kann man daher die Auflösung jener frühern kraftvollen, von dem ganzen Abendlande gefürchteten, jetzt noch von der Gegenwart in trauernder Erinnerung verherrlichten Reichsverfassung annehmen. Wir haben oben gesehen, wie auch Gfrörer diese Meinung durchaus theilt. Der Verfasser hingegen immerfort von dem Protestantismus als der einzigen Heilsordnung der Welt allein geleitet und erleuchtet, zieht ganz entgegengesetzte Resultate. Wir können sagen, spricht er: »Die Gedanken des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie dem ältesten Churfürstenvereine und der goldnen Bulle zum Grunde liegen, und das Bestreben des fünfzehnten, an die Stelle der Willkürlichkeiten, welche der kaiserliche und päpstliche Hof von der Ferne heraus übten, wobei sie doch den eingerissenen

Gewaltsamkeiten nicht im Mindesten steuern konnten, Ordnung, Frieden und Recht einzuführen, waren jetzt erst vollzogen; die ursprünglich beabsichtigte ständische Verfassung war in großen umfassenden und friedebringenden Constitutionen befestigt.«

»Es liegt am Tage, daß das Emporkommen der protestantischen Meinung an allen diesen Dingen den größten Antheil hatte. Zu der Opposition gegen das Papstthum gab sie zugleich Berechtigung und weitern Antrieb. Dem Kaiserthum, dem sie an sich nicht entgegen war, mußte sie sich doch wegen seiner Verbindung mit der geistlichen Macht widersetzen (?). Erst unter ihrem Einfluß kamen Landfriede, Kammergericht, Executions- und Kreiseinrichtungen zu bleibender Gestalt; mit dem Religionsfrieden zusammen bildeten sie ein einziges, zusammenhängendes schützendes System. Wer es nicht annahm, gehörte nicht mehr im vollen Sinne des Wortes zum Reiche.«

»Dadurch geschah nun aber wieder, daß die protestantische Entwicklung fortan unter dem Schutze der Reichsgemeinschaft stand. Das Reich hatte sich verpflichtet, keiner Verdammung der Evangelischen, die etwa das Concilium aussprechen möchte, Folge zu geben.«

»War es nicht ein allgemeiner Gewinn, daß die hierarchische Macht, die alles weltliche und geistliche Leben der Nationen nach ihrem einseitigen Gesichtspunkte zu leiten das Recht zu haben glaubte, endlich einen unüberwindlichen Gegensatz gefunden hatte? Es war das Werk des eigenthümlichen deutschen Genius, der jetzt zuerst auf den Gebieten des selbstbewußten Geistes schöpferisch eintrat und in Moment der großen welthistorischen Bewegung zu bilden anfing.«

»Und dieß geschah nun nicht allein, ohne daß die große Institution des Reiches, in welcher die Nation seit so vielen Jahrhunderten lebte, verletzt worden wäre, sondern mit einer innern Befestigung seiner ständischen Ausbildung.«

»Es ist schon gesagt worden, und hat eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Reichsgeschichte, in die sich seit dem Abgange der großen Häuser des alten Kaiserthums niemals alle Kräfte recht zusammenfassen, erst wieder ein großes Interesse gewinnt, seitdem die religiöse Neuerung sich erhob. Man beschäftigte sich wieder mit einer Angelegenheit, die aller Anstrengung und Aufmerksamkeit würdig war.«

Schon früherhin, als der Verfasser über den durch den Augsburger Reichstag von 1555 geschlossenen Religionsfrieden sich äußert, fügt er gleichsam zur Ergänzung des eben Gesagten noch

hinzu: »Zugleich hatte man doch eine gewisse Freiheit erreicht, eine Verfassung zum Widerstand gegen innere und äußere Feinde gegründet, die wenigstens alle diejenigen wirklich gesichert hat, die sich ihr anschlossen. Daß auch diese Einrichtung größtentheils ständischer Natur war, gehörte zu dem Ganzen der neuen Ordnung der Dinge. Wie ganz anders nunmehr, als in jenen Zeiten, wo die Reichstage sich unter dem Vorsitz päpstlicher Legaten versammelten, und die einseitigen Berechtigungen des geistlichen und des weltlichen Oberherrn nichts als Verwirrung veranlaßten!«

Endlich spricht der Verfasser auch noch aus, der große Vortheil, der jetzt errungen worden, habe darin bestanden, daß die Begriffe von Kaiser und Reich nun nicht mehr in einander aufgegangen!

Wir überlassen dem Leser, was er von diesen poetischen Ergießungen über die durch den Protestantismus auch der Reichs-Constitution zugeflossenen mächtigen Vortheile halten will. Da die Reformation dem Verfasser gleichsam ein Wunder-Elixir für alle möglichen Uebel der Welt ist, so konnte sie freilich ihre Wirkung in der Heilung auch des krankenden Reichskörpers nicht verfehlen. Hatte ja doch das Christenthum die heidnischen Staaten eingeschmolzen und neu geboren, wie also auch nicht das neue Evangelium, das eine göttliche Kraft von oben her über die verderbten religiösen und politischen Zustände des Erdbodens ausgoß. Leider stimmt nur die Geschichte mit diesen angenehmen Illusionen durchaus nicht überein, und so klar jene Erfolge des Christenthums jedem vor Augen stehen, so sind die Wirkungen der Reformation in dieser Hinsicht den Augen der Sterblichen verborgen. Die geregelten Zustände, welche sich in dieser Zeit im deutschen Reiche mehr und mehr geltend machten, entsprangen nichts weniger als aus der letztern, sondern waren dieselben, die um diese Zeit auch in allen übrigen Ländern mit dem Fortschritte der modernen Civilisation sich kundgaben. Und sollten denn in etwa 30 Jahren, wo der Protestantismus erst im Beginnen und eine vollständig chaotische Masse darbot, solche allgemeine Einwirkungen nur irgend möglich gewesen seyn? Offenbar setzt der Verfasser hier ein bei weitem wunderbareres Ereigniß voraus, als wie selbst im Christenthume Statt gefunden, wo erst nach mehreren hundert Jahren jene wohlthätigen Einflüsse sichtbar wurden. Endlich sollte man glauben, er habe die ganze nachfolgende Geschichte des deutschen Reichs, namentlich diejenige Periode des dreißigjährigen Krieges, worin dasselbe eine Beute der auswärtigen Mächte wurde, vollständig vergessen. Wenn man den Gedanken des Verfassers, den er hier über die jetzt erst erfolgte

Vervollkommnung und vollständige Ausbildung der deutschen Reichsverfassung aufzustellen beliebt, näher ins Auge faßt und das, was er Aufgehen der Begriffe von Kaiser und Reich nennt und gleichsam als den Krebsschaden und die tyrannische Fessel der freien Bewegung des Reichskörpers bezeichnet; so würden alle heutigen monarchischen Staaten als die absoluteste Despotie erscheinen. Welche willkürliche Gewalt übten denn der Kaiser und der Papst in Deutschland bis dahin aus? War die Macht der Kaiser von Carl IV. an, in soweit sie eine nach altem Herkommen gesetzlich gegründete, nicht immerfort im Sinken und Abnehmen begriffen? War in den letzten Zeiten willkürlich irgend ein Reichslehen eingezogen worden und der kaiserlichen Territorialmacht hinzugefügt? Denn das Beispiel von Mailand erscheint wahrhaft lächerlich, da die italienischen Reichslehen schon beinahe eben so wenig mit dem Reiche mehr zusammenhingen, als früherhin das Königreich Burgund und andere. Man sieht indeß wohl, der Verfasser betrachtet jenen Zustand der Reichsconstitution, wie ihn späterhin das berüchtigte Buch des Cornelius a Lapide zur Zeit des dreißigjährigen Krieges einführen wollte, und worin die protestantischen Fürsten eine Art Republik und der Kaiser ein bloßer Schatten seyn sollte, schon jetzt als den eigentlichen Normalzustand des Reiches. Wäre freilich statt des katholischen ein protestantisches Kaiserthum aus dem geheimnißvollen Schooße der Zeit hervorgegangen, hätte damals schon ein Gustav Adolph die Stelle Kaiser Ferdinands I. eingenommen und die Reichsfürsten unter das Martialgesetz gestellt, so würde der Verfasser eine etwaige Schilderhebung der katholischen Reichsfürsten gegen denselben und eine gleiche glückliche Bekämpfung des Kaiserthums, wie jetzt gegen den katholischen Kaiser geschehen, dem Leser in einer ganz andern Gestalt entfalten.

Zu dem siebenten Kapitel werden nun noch die Grundzüge der protestantischen Kirchenverfassung abgehandelt. Wir haben schon früher nachgewiesen, wie es überhaupt in der Natur und in dem Wesen des Protestantismus lag, daß eine wahre kirchliche Verfassung für ihn ein Ding der Unmöglichkeit ward. Jene unglückliche Schwebe zwischen Autorität und Selbstständigkeit der untern Elemente trat jeder bleibenden Gestaltung des kirchlichen Lebens diametral entgegen. Es blieb, wie schon oft gesagt, nichts anders übrig, als die neue Kirche dem Staate mit Leib und Seele einzufügen.

»Man konnte,« sagt der Verfasser »eine kirchliche Gewalt nicht aus dem päpstlichen Rechte herleiten, das man verwarf, noch aus der alten Praxis, die wieder auf dem Rechte beruhte. Auch ließ sich nicht ein Gemeinwille der Mitglieder der Kirchengesell-

schaft nachweisen, die noch lange nicht hinreichend von dem Prinzip durchdrungen, zum großen Theil erst zu unterrichten, ja zu zähmen waren und noch regiert werden mußten. Es fehlte der neuen Geistlichkeit an einem zu Rechte bestehenden Grund ihrer Jurisdiction.«

»Die Wittenberger Theologen fühlten diesen Mangel so lebhaft, daß sie endlich Johann Friedrich baten, ihnen einen Commissär zu geben, einen rechtsverständigen Mann, der die Jurisdiction aus unmittelbarem Auftrage des Fürsten ausübe.«

»Die große Wendung für die Verfassung evangelischer Landeskirchen liegt darin, daß Johann Friedrich sich entschloß, diese Bitte zu erfüllen.«

Besser läßt sich die Mission der neuen Kirche wohl nicht schildern. Sie sagt mit kurzen Worten, unser geistiges Leben, unsere Macht als Kirche und religiöses Element ist so gering und unzureichend, daß wir die Autorität der Staatsgewalt für unsre obgleich rein geistigen Zwecke in Anspruch nehmen müssen. Die mächtigen römischen Kaiser hatten vor dem aufgehenden Christenthum das Haupt gebeugt und sich seiner Autorität unterworfen. Dieses angebliche neue Evangelium mußte einen kleinen deutschen Territorialfürsten an die Spitze seiner höchsten geistlichen Autorität stellen. »Die fürstliche Autorität« sagt der Verfasser, »war nicht zu entbehren, um die kirchliche Ordnung wieder aufzurichten.« Daß aber der Kaiser die hergebrachte kirchliche Ordnung erhalten und der Papst, als ein wahrhaft geistliches Oberhaupt, zu diesem Zwecke, wie es seine heiligste Pflicht gebot, alle Mittel in Bewegung setzte, das macht der Verfasser durch den Verlauf seines ganzen Werkes Beiden zum Verbrechen. Die bekannte Consistorialverfassung, ein Zwitterding von geistlicher und weltlicher Macht, welche späterhin beinahe alle deutschen Staaten des protestantischen Bekenntnisses, von Sachsen ausgehend, statt der frühern wahrhaft geistlichen Gewalt von der alten Kirche annahmen, sieht der Verfasser als eine glückliche Lösung der aus den neuen Zuständen erwachsenen Schwierigkeiten und als naturgemäße Beseitigung der durch die hierarchische Gewalt angeblich verursachten Uebergriffe an. »Die Geistlichkeit«, sagt er, »hätte sich *ohne* des Fürstenthum nimmermehr behaupten können; dieses dagegen erlangte durch eine *ergebene* Geistlichkeit eine Ausdehnung seines Befugnisses, welche auch in katholischen Ländern gesucht, aber doch nicht in so vollem Maße erreicht werden konnte.«

»Freilich«, fügt er bedeutsam genug hinzu, »waren damit auch wieder bei weitem größere Schwierigkeiten verknüpft. Es war nun erst ein Grund gelegt, ein Anfang gemacht, und

schon sollte man die bedeutendsten, weit aussehendsten Irrungen erledigen.«

Eine ganz andere Schilderung dieser neuen kirchlichen Verfassung gibt uns eben auch Gfrörer in seiner Geschichte Gustav Adolphs. »Die lutherischen Kirchenhäupter,« sagt er, »waren nur nach unten gebietende Herren, nach oben aber willenlose Knechte. Mit größter Entschiedenheit hielt der mittelalterliche Katholicismus während seiner bessern Zeiten an dem Grundsatze fest, daß königliche und hohepriesterliche Gewalt nie in einer Person vereinigt seyn dürfe. Dieser Regel verdankte die lateinisch-germanische Welt ihre Freiheit, ihre eigenthümliche Bildung, denn da Kirche und Staat, Priesterthum und königliche Gewalt sich gegenseitig beschränkten, konnte im Mittelalter nirgend eine geregelte Tyrannei aufkommen. Dieß wurde durch die Reformation anders. Nachdem man das Joch Roms abgeschüttelt, erbten in den lutherischen Gebieten die Landesfürsten den ganzen Nachlaß des Papstes, d. h. sowohl seine oberherrliche Gewalt über die Kirche als seine Einkünfte. Besonders in letzterer Beziehung war der Wechsel schmutzig. Die Summen, welche die Curie oder das Bisthum sonst für Ehedispensen oder als Kirchenbußen eingezogen, wanderten jetzt in die fürstlichen Kammern, und die Steuern, über welche man zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die bittersten Klagen geführt, galten nun für gerechtfertigt. Die hohepriesterliche Gewalt des Papstes verwandelte sich in das Landes-Bisthum der Fürsten!«

Von der Kirchenverfassung geht der Verfasser zu den theologischen Streitigkeiten, die innerhalb der protestantischen Kirche jetzt von Neuem ausbrachen, über. »Von der Lehre«, sagt er, »war die Absonderung von der alten Kirche und die Einrichtung eines neuen Gemeinwesens ausgegangen: nichts konnte widriger und bedenklicher seyn, als daß man sich über die Lehre wieder entzweite.« Wir sagen, nichts war nothwendiger und natürlicher als diese Folge. Man wollte eine neue Kirche ohne eine kirchliche lebendige Autorität stiften, der Zwiespalt und die Uneinigkeit über dasjenige, was zu glauben und festzuhalten, blieb daher gar nicht zu vermeiden. Es war von vorne herein der Beweis und das Zeichen der Unwahrheit und Falschheit der protestantischen Kirche, daß sie weder in der Lehre, noch in der Zucht eine unantastbare bleibende Gewalt aufstellen wollte, und daß sie die in der alten Kirche, seit ihrer Gründung bestehende geistliche Autorität für ein Menschenwerk hielt, und ihre Gesetze und Normen für bloße menschliche Willkür. Man brauchte jetzt gar nicht mehr nach der Wahrheit oder Unwahrheit der aufgestellten Dogmen zu fragen. Da es übernatürliche Dinge

galt, die außer dem Bereich der menschlichen Vernunft und Entscheidung liegen, so war die Autorität, an welche sich jene Dogmen anlehnten, immerfort der erste Grund und die alleinige Lebensfrage. Der Protestantismus erklärte daher von vorne herein seinen Bankerott, als er diese Autorität aus der neu aufgestellten Kirche gänzlich verbannte. Denn die Aufstellung der heil. Schrift als solcher war eine Lächerlichkeit, da ja eben die Auslegung der heil. Schrift selbst wieder einer Autorität bedurfte. Der Protestantismus zeigte sich daher nicht sowohl von Rom und dem römischen Stuhle abgefallen, als von dem Prinzip der Autorität überhaupt, und dadurch unterschied er sich wesentlich von den meisten aller frühern Spaltungen. Der Verfasser macht sich selbst nur eine Illusion, wenn er sagt, so nur die hohe Schule in Wittenberg fortwährend ihr Ansehen behauptet hätte, so würde sich wohl eine ruhige Weiterbildung der Lehre und eine Beilegung der schon ausgebrochenen Streitigkeiten haben erwarten lassen. Selbst, wenn man zugeben wollte, was der Verfasser kühn behauptet, Wittenberg sei seit Bologna und Paris die erste selbstständige hohe Schule gewesen, und die zu Wittenberg creirten Magister hätten einen Eid geschworen, sich in streitigen Fragen bei den Aeltern Raths zu erholen, so würden die Spaltungen und Gegensätze im Protestantismus, wie es nachher geschehen, ungehindert ihren Fortgang genommen haben. Es zeigt nur die Verlegenheit an, in welcher der Verfasser selbst sich befindet, wenn er den Leser überreden möchte, der schmalkaldische Krieg und was demselben folgte, hätten auch hier den natürlichen Lauf der Dinge unterbrochen und den Einfluß der Wittenberger Schule gehemmt und gestört. Als wenn der Protestantismus uns nicht überall, wo er auftrat, dieselbe Erscheinung dargeboten hätte! Der Verfasser erzählt ja selbst, wie auch in der Schweiz zu gleicher Zeit sich der Kampf zwischen den Lutherischen und Zwinglischen Ansichten mit Leidenschaft erhoben habe.

Uebrigens war es natürlich, daß zuvörderst dort, wo man sich am meisten gegen die gesunde Vernunft vergangen hatte, nämlich, daß der Glaube allein die Seligkeit bewirke und die Rechtfertigung des Menschen mit seinem eigenen Willen und That beinahe gänzlich ausgeschlossen war, der Streit zuerst am heftigsten ausbrach. Die Osiandrischen Streitigkeiten, die hernach beinahe ganz Preußen in Bewegung setzten, gaben dieß deutlich zu erkennen. Indem der Verfasser diese, so wie auch diejenigen, welche durch Flavius Illiricus hervorgerufen wurden, und endlich den Streit über die Abendmahls-Lehre näher entwickelt, wobei er denn auch der Schweizerischen Streitigkeiten und der Doctrinen

Calvins in dieser Hinsicht gedenkt, schließt er diese peinliche Betrachtung mit den Worten: »So erfüllte sich das ganze Gebiet der evangelischen Kirche mit innerem Kriege und Hader. Es leuchtet ein,« sagt er ferner, »daß die Consistorial-Verfassung, die nur auf die inneren, gleichsam häuslichen Verhältnisse berechnet war, nicht dazu beitragen konnte, ihn zu heben. Eben darin lag für die neuen Einrichtungen die große Schwierigkeit, daß es auch kein anderes Institut gab, das dazu geeignet gewesen wäre.«

Ja freilich, man traf hier eben auf jene Lebensfrage, woran der Protestantismus immerfort gescheitert ist, daß er, wie wir oben sagten, jene lebendige, wahre Autorität von sich abwies. Daher war denn auch allerdings ein solches Institut nicht zu finden. Merkwürdig ist, daß, um diesen Stein des Sisyphus aus dem Wege zu räumen, dasselbe Mittel gewählt ward, welches heut zu Tage, unter beinahe ganz ähnlichen Verhältnissen, versucht worden. Man dachte daran, durch eine Uebereinkunft sämmtlicher Fürsten des protestantischen Deutschlands, die Einheit der Lehre für die ihnen untergebenen Länder festzustellen. Indessen, der Verfasser sagt selbst, das ungewohnte Neue des Gedankens, so wie die damit doch auch unleugbar verbundene Gefahr, schreckten von seiner Ausführung zurück. »Es gab, fügt er hinzu, »jedesmal Fürsten und Stände, die sich absonderten und Widerspruch erhoben. Die Dinge hatten innere Schwierigkeiten, denen auf diese Weise nicht beizukommen war.«

Allerdings konnte ja auf diesem Wege die Sache nimmer gelöst werden. Hatten die einzelnen Theologen nicht Macht und Ansehen genug, die Einheit der Lehre festzuhalten und zu sichern, wie sollte sie durch die Fürstengewalt verbürgt werden!

Der Verfasser schließt nun im achten Kapitel den fünften Band dieses Werkes mit der nähern Angabe der wissenschaftlichen Entwickelung dieser Zeit, besonders in soweit sie durch den Protestantismus hervorgerufen wurde. Er leitet diese Abhandlung damit ein, daß auch in Deutschland, durch die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum, jene geistige Bewegung begonnen habe, daß dieß schon in den Carolingischen Zeiten eingetreten, während der Herrschaft der Hierarchie unterbrochen oder in Schatten gestellt, sich aber jetzt im sechzehnten Jahrhundert in aller Fülle entfaltet habe.

Natürlich ist dieß wieder eine jener ungegründeten Behauptungen, bei denen der Verfasser mehr seine Autorität, als die geschichtliche Wahrheit dem Leser entgegen stellt. Daß die Hierarchie das Studium der klassischen Literatur unterbrochen oder in Schatten gestellt, widerlegt der geringste Einblick in die Thatsachen so unzweifelhaft, daß jene Behauptung nur der Kenntniß

und Wissenschaftlichkeit des Verfassers selbst eine Blöße gibt. Von Italien, von Rom, dem Sitze der Hierarchie, ging ja dieser Anstoß zur Verbreitung der klassischen und humanistischen Studien aus. Wenn in Deutschland in den Zeiten des Mittelalters vom zehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert hin jene Literatur nicht so bedeutende Fortschritte wie in andern Ländern machte, so lag es offenbar an den politischen Zerrüttungen und kriegerischen Fehden, welche das Reich bald nach dem Abgange der sächsischen und fränkischen Kaiser immer fort zerrissen, und im fünfzehnten Jahrhundert trat bekanntlich erst jener ruhige und mehr civilisirte Zustand ein, der die Nation an wissenschaftliche und sonstige Culturbedürfnisse denken ließ.

Hatten ja jene kriegerischen und unruhigen Zustände selbst den Clerus Deutschlands mehr oder weniger in die Verwilderung mit hineingezogen, so daß nirgend mehr wie hier die Geistlichkeit an dem fehdelustigen Geiste der Zeit Theil nahm. Es ist daher lächerlich, der letzteren als solcher den geistigen Verfall der Nation zuzuschreiben. In Frankreich und in Italien nahm unter demselben Clerus, indeß unter ganz andern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Entwickelung des geistigen Lebens einen bei weitem günstigeren Gang. Indeß man sieht, der Verfasser läßt keine Gelegenheit vorüber, jeden moralischen und intellektuellen Rückschritt oder Verfall der Gesellschaft der katholischen Hierarchie zur Last zu legen.

Er geht nun in dem obengedachten Abschnitte über die Entwicklung der Literatur zur Zeit der Reformation die verschiedenen Zweige der Wissenschaft durch und zählt uns die vorzüglichsten Gelehrten aller Fächer auf. So werden in der Philologie, Melanchthon, Camerarius, Sabinus, Valentin Trotzendorf in Schlesien, Johann Sturm in Straßburg, besonders aber Hieronymus Wolf aus Ettingen erwähnt.

Die Philologie war überhaupt diejenige Wissenschaft, welche den Kern der damaligen geistigen Bestrebungen bildete. Mit Recht sagt der Verfasser: »Auf die Fortpflanzung der Studien allein kam es jedoch nicht an. Wir beschäftigen uns mit einem Zeitalter, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat, alle vier Fakultäten seyen da im Grunde nur eine einzige gewesen, nämlich die der Grammatiker. Von der Herstellung und Auslegung der Texte hing jeder Fortschritt ab.« Was indeß der Verfasser in dieser Hinsicht über die gelehrte Theologie bemerkt, zeigt offenbar, wie er sich auf ein Feld begibt, auf dem er nicht bewandert ist, oder wo seine Parteilichkeit sein Urtheil beschränkt. »Die Publikation der Kirchenväter,« sagt er, »auch der lateinischen, um die sich nach dem Vorgange des Erasmus auch andere deutsche

Philologen viel Verdienst erwarben, kam den Abweichungen der Protestanten mächtig zu Statten. Vor der ursprünglichen Auffassung des christlichen Alterthums verschwanden die hierarchischen Satzungen.« Gerade das ist es ja eben, was dem Protestantismus bei seiner angeblichen Zurückführung auf die apostolischen Zustände die peinlichste Verlegenheit bereitet, daß das von ihm aufgestellte Dogma wie die Verfassung und Liturgie der neuen Kirche mit demjenigen der Väter im grellsten Widerspruche stand. — Ist ja das Studium der Patristik bei den Protestanten beinahe gänzlich erloschen, eben weil es gar keine Anwendung auf ihre Lehre leidet. Der Verfasser berührt ferner die wissenschaftlichen Bestrebungen für das Recht, die Medizin, Botanik, Mineralogie und Philosophie, endlich gedenkt er auch der Geschichte. Die Philosophie war natürlich dasjenige Studium, für welches der Protestantismus gewissermeise keine Stelle hatte. Jene Auffassung des gefallenen Menschen als eines jedes höhern natürlichen Verständnisses beraubten Geschöpfes, dessen Seele eine vollständige tabula rasa vorstellte, machte nothwendig allem selbstständigen Denken ein Ende. Daher dieses gänzliche Verkennen der scholastischen Philosophie und jene Geistlosigkeit und starre Formulirung der nachherigen protestantischen Dogmatik. Die Reformation hatte die menschliche Vernunft gewissermeise proscribirt, und dieselbe aus der gelehrten Theologie ausgeschlossen, sie rächte sich um so nachdrücklicher, indem sie ihren eigenen Weg gehend, dem Pantheismus und der Skepsis anheim fiel. Der Verfasser hat daher auch Niemand anders als Vertreter der philosophischen Richtung seiner Partei aufzuführen, als Melanchthon, dessen dürftige Versuche, sich einige Aeußerlichkeiten des Aristoteles anzueignen, kaum der Rede werth sind. Daß auch die Geschichte, wie der Verfasser meint, durch den Protestantismus einen höhern Aufflug und größern Umfang gewonnen habe, kann man schon deßhalb bestreiten, weil die Reformation das ganze Mittelalter als ihren politischen und religiösen Tendenzen gänzlich entgegen, aus dem Buche des Lebens ausstrich, so daß nur die heidnische und die Geschichte der alten Welt überhaupt Gegenstand der Forschung protestantischer Gelehrter wurde. Eben so konnte auch die Poesie und die Kunst überhaupt auf diesem Felde nicht gedeihen, und der Verfasser hat wohl nicht viel gewonnen, wenn er sich damit begnügen muß, die Schöpfung des Hans Sachs als die Erstlinge der durch das neue Evangelium hervorgebrachten Dichtkunst anzupreisen. Die Poesie des lutherischen Kirchenliedes, welche der Verfasser eben so als eine bedeutende Blüthe des neuen Evangeliums hervorhebt, verschwindet offenbar gegen die Höhe des katholischen Kirchenge-

sanges, der sich in dieser Zeit, wie bekannt, zu seiner höchsten Herrlichkeit entfaltete, und wo die Meister der sixtinischen Kapelle zeigten, daß die katholische Kirche in einer weit andern Weise »im Reiche der Töne, Ausdruck und Darstellung gewann,« als wie nach den Worten des Verfassers die evangelische Gesinnung Allerdings schloß sich auch nach ihm die neue Musik an die alten Gesänge an, »aber alles athmete doch einen neuen Geist. »Gewiß einen neuen Geist, der aber gegen die obengedachten grandiösen Schöpfungen seine Dürftigkeit und eine gewisse individuelle Beschränktheit nur zu klar ausspricht. Dessen ungeachtet zieht der Verfasser den Schluß, daß jetzt erst, in Folge der Reformation, das germanische Leben zum Durchbruch gekommen und seinen eigentlichen bedeutenden Einfluß auf die Welt genommen habe. »Die romanischen Völker, sagt er, beruhten doch noch, der Hauptsache nach, auf den Stimmen, von denen die Herrlichkeit des Alterthums ausgegangen: in Italien sah man die alte Welt wohl als die eigene nationale Vorzeit an: — daß ein ursprünglich verschiedener Geist, der germanische, an der Erneuerung der alten Cultur lebendigen Antheil nahm, nicht allein lernend, sondern mit hervorbringend, und zwar im Reiche der positiven Wissenschaften, die von nun an unaufhörlich fortschritten, trug erst recht dazu bei, sie zu einem Gemeingut der Menschen zu machen.« Hieran ist nur so viel wahr, daß jene geistige Bewegung der neuern Zeit nicht vorzugsweise von Deutschland, und gar von dem protestantischen Deutschland ausging, sondern eine ganz allgemeine war, die in den übrigen europäischen Staaten, selbst in Süd- und West-Deutschland, schon lange begonnen hatte, und in welche nunmehr auch der Norden mit voller Gewalt eintrat. Es ist eine eigenthümliche Leidenschaft moderner protestantischer Schriftsteller, dem Protestantismus die ganze neuere Cultur zuzuwenden, als wenn die Erfindung der Luftpumpe, die Einführung der Dampfmaschinen, die Entdeckung so vielfacher großartiger Wirkungen der dem Menschen dienstbar gemachten Naturkräfte ein Werk der lutherischen Dogmatik sei!

Mit dieser Abhandlung über den geistigen und wissenschaftlichen Zustand der deutschen Nation schließt nun der Verfasser, wie gesagt, den fünften Band seines Werkes. »So viel,« fügt er diesen Betrachtungen hinzu, »hatte Karl der Fünfte doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte!« Es war indeß nicht Carl V., ohngeachtet aller seiner großartigen Eigenschaften und seiner unermüdlichen Thatkraft, der dieß bewirkte, sondern es war eben die Schwäche und Unfähigkeit des protestantischen Prinzips selbst, welche diesen Stillstand und diese

Krisis nothwendig herbeiführten. Das katholische Element war und blieb die universelle Macht des Abendlandes, sein politischer wie religiöser Lebensfaden, an welchem sich vergeblich die protestantischen Neuerungen abmühten. Der Verfasser möchte aber immer die gegentheilige Meinung geltend machen, und den Widerstand den der Katholicismus leistete, als einen durch bloß äußerliche und künstliche Ursachen und Mittel hervorgebrachten, darstellen, wie wir dieß auch schon in unserer früheren Beurtheilung dieses Werkes hervorhoben.

Art. V. Die deutschen Ortsnamen, in geographischer, historischer, besonders in sprachlicher Hinsicht, mit stäter Berücksichtigung der fremden Ortsbenennungen. Von Dr. Joseph Bender, Gymnasial-Lehrer in Conitz. Siegen, 1846. Octav, 142 S.

Der Vorrede ist das wohlgewählte Wort Wilhelm von Humboldt's vorgesetzt: »Durch sie (Ortsnamen), die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale, und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt.«

Zugleich mit dem Verfasser beschäftigte sich mit demselben Gegenstande Hr. Prof. Albert Schott in seinem Programme des Stuttgarter Gymnasiums vom 27. September 1843, welches der Verfasser in der Note eine vortreffliche Abhandlung nennt, und welche Rec. gerne zugleich mit dem vorliegenden Buche angezeigt hätte, aber von der Cotta'schen Buchhandlung zur Antwort erhielt, daß es längst vergriffen sei. Hrn. Bender's Werk ist ein schätzbares Seitenstück zu dem vor zehn Jahren erschienenen Canzler's über die deutschen Vornamen und Zunamen. Wie Canzler diese etymologisch ableitet und erklärt, so betrachtet Dr. Bender die deutschen Ortsnamen im ersten Theile in geographischer, historischer, im zweiten in sprachlicher Hinsicht. Das erste Kapitel des ersten Abschnittes, nämlich Deutschland und der Orient, läßt viel in der Vorkenntniß des letzten und der über die nächste Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen bereits vorhandenen Arbeiten zu wünschen übrig. So kennt der Verfasser gar nicht die durch fünf Bände dieser Jahrbücher (XXXVI — XL) laufende Anzeige des Siebenmeers und das demselben angehängte Verzeichniß von 3300 persischen, mit germanischen verwandten Wörtern, welches leicht auf 4000, d. i. auf ein Drittel des ganzen neupersischen Sprachschatzes, der nicht mehr als etwa aus 12000 rein persischen Wörtern besteht, hätte vermehret werden können. Die Unkunde des Persischen verleitet ihn zu vielen Mißgriffen, nicht nur zu irriger Schreibweise wie

Bradar statt Burader Bruder, Duchtar statt Dochter Tochter, Pader statt Peder Vater, sondern auch zu ganz irrigen lexikalischen Angaben, wie z. B. das Jare das Jahr heißen soll. Jare, auf Persisch ein Armband, hat im Persischen auch noch einige andere Bedeutungen aber keineswegs die eines Jahres; eben so unglücklich ist die Uebersetzung von Dschermān mit Warmland, und die Angabe, daß warm auf Persisch kärm heiße, und endlich die Ableitung des Namens der Germanen von der persischen Landschaft, welche in unseren Geographien Kerman geschrieben, aber Kirman zu lesen ist, indem der Name derselben weder von Kerm (Brunnkresse), noch von Germ (warm), sondern von Kirm (Wurm) abzuleiten ist, und Kirman ausgesprochen werden muß*). Wenn der Name der Germanen wirklich im Persischen vorhanden, so ist derselbe nur in dem tatarischen Volksnamen neupersischer Geschichtschreiber, nämlich in dem Dschermenian oder noch sicherer im Worte Irman, d. i. Gast und Gastfreund zu finden, dessen Bedeutung dem des lateinischen germanus so nahe verwandt ist.

Darüber, daß der wahrscheinliche Ursitz der Deutschen in Chuaresm und im Lande jenseits des Oxus zu suchen sei, wo noch heute die Vorfahren der Deutschen, die Tadschik (Herodot's Δαδικαι) sitzen, wird sich Rec. nächstens bei der Anzeige von Bode's persischer Reisebeschreibung umständlich aussprechen. Die Unkunde orientalischer Sprachen verleitet, wie gesagt, Hrn. Bender zu großen Mißgriffen; so vermengt er die beiden ganz von einander verschiedenen Wörter Messdschid, d. i. Moschee und Meschhed, d. i. Grabstätte; nur dieses, nicht jenes kömmt als Ortsbenennung vor, im arabischen Irak als Meschhedi Ali und Meschhedi Husein, d. i die Grabstätte Ali's und Husein's und in Chorasan vorzugsweise als die Grabstätte Imam Ridha's des achten Imams; mit den arabischen Wurzeln dieser beiden arabischen Wörter (sedschede und schehede) hat das Deutsche scheiden nicht das geringste gemein. Richtig wird in der Note bemerkt, daß das orientalische (rein persische) Abad, d. i. das deutsche Aubau, (das englische abode), sich in so vielen persischen Ortsnamen: wie Hyderabad (lies Haiderabad), Allahabad, Murschidabad, Roknabad u. s. w. findet; aber des vorzüglichsten aller persischen Bildungswörter von Ortsnamen, nämlich des durch Saadi's Gülistan auch allen Nichtorientalisten hinlänglich bekannten Wortes stan thut Hr. B. keine Erwähnung; dieß findet sich im Deutschen

*) Ferhenge Schuuri II. B., Bl. 271.

als stan (siehe Wachter's Glossarium) ganz in derselben Bedeutung von stare, consistere in loco, das griechische στην.

Was die Völkernamen betrifft, so meint Hr. B., daß der Name der Sachsen von den Saken abzuleiten, daß der Name persisch und allen Scythen gemein sei. Die Stelle des Plinius, auf die er sich beruft, sagt aber keineswegs, daß das Wort persisch, sondern nur, daß die Perser alle Scythen nach dem ihnen nächsten Volke der Saken so genannt haben [1]). Sak oder Saki heißt auf arabisch der Schenke und findet sich als solcher im Σακας, dem Mundschenken des Cyrus bei Xenophon. Die Scythen kennen die persischen Geschichtschreiber nur unter dem Namen der Turanier, und Strabos των Σακαιων εορτη erscheint im altpersischen Kalender als Siegesfest über die Turanen; es ward am zehnten des Monates Aban gefeiert. Wenn der Name der Sachsen im Persischen aufgefunden werden soll, so ist derselbe zunächst in den Saksin zu suchen, welches schon im Schahname vorhanden und gleichzeitig mit den Mongolen in den russischen Annalisten vorkömmt. Nebst den Celten, Celtoromanen, Römern und Slaven erhalten nur die Preußen ein besonderes Kapitel, ohne daß bei denselben der Verwandtschaft ihres Namens mit dem persischen Berusan oder Beruschan erwähnet wird; Berusan oder Beruschan heißt: die Gemeine (im Meninski Communitas ejusdem religionis); nach dem Ferhenge Schuuri, welcher als Beleg ein Distichon des alten Dichters Dakiki (des Zeitgenossen Firdewsis) anführt:

Fürsprecher sei uns bei dem Schah von diesem Hof
Wie Mustafa bei Gott für seine Purschen spricht [2]).

Wer die Berusan nicht für Preußen gelten lassen will, dürfte vielleicht noch mehr für die Uebersetzung der Beruschan mit Purschen einzuwenden haben; wird dieses auch zunächst von puer abgeleitet, so ist dieses doch eines und dasselbe Wort mit dem Persischen Pur [3]), welches Sohn bedeutet.

Der zweite Abschnitt des ersten Theiles gibt die natürlichen, politischen und Sprachgränzen Deutschlands nach den einzelnen Ländern. Da diese Anzeige dem Verfasser nicht in die einzelnen Umständlichkeiten, sei es des ersten, sei es des zweiten Theiles, welcher die Ortsnamen in sprachlicher Hinsicht behandelt, folgen kann, so begnügt sich Rec. damit, Sprachforscher und Geogra-

---

[1]) Ultra sunt Scytharum populi. Persae illos Sacas in universum appellavere a proxima gente VI. 17.

[2]) Ferhenge Schuuri I. B., Bl. 184. V.

[3]) Ferhenge Schuuri I. B., Bl. 265. V.

phen auf das Daseyn dieses nützlichen Werkes aufmerksam zu machen, und hebt aus dem ersten und zweiten Theile nur ein Paar Stellen heraus, welche neue Belege für die richtige Aussprache der Hauptstadt Steiermarks als Gratz und nicht mit dem Umlaute als Grätz. S. 40. »Die obere Oder ist slavisch, als Gratz, Troppau, Ratibor, Kosel, Oppeln; dagegen sind Jägerndorf, Neiße, Brieg deutsch.« S. 46. »Slavische Namen: Grätz, entstanden aus Gradetz (Städtchen), auch genannt Niemetzki Grad, d. i. deutsche Stadt, im Gegensatz zu Windischgrätz oder Slaven-Gradetz.« Rec. hält es für überflüssig, hier alle die Gründe, womit er für die richtige Aussprache und Schreibweise von Gratz, sowohl in der und vor der Versammlung der Naturforscher zu Gratz i. J. 1843, als seitdem in der Wiener Zeitung (vom 29. und 30. December 1843) und schon viel früher in diesen Jahrbüchern (Bd. XCVIII, S 87) aufgetreten, hier zu wiederholen: aber er ergreift diese Gelegenheit, um neue urkundliche Beweise aus Orts- und Familiennamen darüber vorzubringen: daß erstens das hohe a in dem Fortschritte der Sprache in das einfache e übergegangen; zweitens, daß der einfache und dann doppelte Strich auf dem a in den alten Urkunden und Druckwerken keineswegs die Aussprache als e, sondern nur die des hohen a bezeichnete. Rec. hat nie geläugnet, daß die alte richtige Aussprache von Gratz, welche durch die älteste Urkunde erwiesen ist, in der Folge, als die Sprache ihre hohen a umzulauten anfing, sogar in das einfache e übergegangen ist, und daß man gleichzeitig Gratz und Gretz schrieb; diese Verwandlung des a in e läßt sich nicht nur bei Gratz, sondern auch in anderen eigenen Namen nachweisen; so erscheint in der von Chmel herausgegebenen Sammlung der zur Geschichte Maximilians I. gehörigen Urkunden, Briefe und Aktenstücke*) (S. 297) der Vitzthum von Gretz, auf der vorhergehenden Seite aber auch der Saund Pangretzentag (S. 513) die Stadt Mainz als Mentz (S. 493) Costanz als Costenz. Wie in dem Verlaufe der Zeit die ursprünglich richtige Aussprache von Pankratz und Costanz ihr gutes Recht behauptet hat, so ist es der Fall mit Gretz, welches von Neuerern, welche die Verwandlung des a in e auf eigene Namen übertragen zu dürfen glauben, nicht erst im XVIII., sondern auch im XV. Jahrhunderte beliebt ward. Damals schrieb man Windischgretz (S. 388), Grácz (S. 396), aber auch Pillichgratz (S. 403), Graditsch (S. 332), so, daß die richtige alte Aussprache und Schreibweise von Gratz und die neue unrichtige von Gretz

*) Der X. Bd. der Bibliothek des literarischen Vereins.

und Grâcz zugleich üblich waren. Häufige Belege hiezu finden sich selbst in Muchar's, des eingefleischten Grätzers, Geschichte des Herzogthums Steiermark, wie im dritten so eben erschienenen Bande S. 26 in einer Urkunde 1136 Ulricus Praefectus de Graz; S. 267: »Im Jahr 881 zu Mauthstadt und um Gratz an der mittleren Mur;« eben da im Jahr 1042: »am rechten Murufer bei Graz;« S. 292 i. J. 1239: »St. Maria in Tobl bei Graz;« S. 393 i. J. 1292 steht im Texte Gratz und in der Note dazu i. J. 1254 Graez, was vermuthlich Gracz heißen soll, wie auch S. 38, Note 4: »in placito quod Greeze habuit, vielleicht das c als e gelesen oder vom Setzer damit verwechselt worden ist, indem c und e sehr leicht mit einander im Lesen zu verwechseln sind. Man bemerke die oben (aus den Maximilianischen Urkunden S. 396) angeführte Schreibweise Grâcz mit c und z, welche an die Schreibweise der ältesten Urkunde mit zwei z getreten, und also ein unwiderlegbarer Beweis, daß das Wort geschärft und nicht gedehnt ausgesprochen werden muß, und daß Gratz und nicht das von einigen beliebte Graz die richtige Schreibweise, worauf wir weiter unten zurückkommen werden. Wir gehen nun zum zweiten Punkte, nämlich der Aussprache des geschriebenen â als a über. Außerdem, daß die älteste Urkunde, die schon bald tausend Jahre alt ist, Grazze schreibt und die älteste auf die Abgränzung des Weichbildes der Hauptstadt Steyermarks geschlagene Medaille die Inschrift Graz hat, außer den schon im obigen Artikel der W. Z. aus den Urkunden des Hausarchivs angeführten Urkunden, in welchen der Wascha (Pascha) persuadiren u. dgl. mit dem Striche auf dem a geschrieben werden, (wiewohl man nie Wäscha und persuädirt gesprochen), außer der Rede des Bürgermeisters der Stadt, welcher i. J. 1673 die Kaiserin Claudia Felicitas mit den Worten bewillkommte, daß der Name von Gratz (wiewohl Grâtz geschrieben) schon Gnadenreiches (gratia) bedeute, hat Hr. Mathias Koch noch jüngst (in Schmidls Blättern für Literatur und Kunst) aus Urkunden nachgewiesen, daß die beiden Striche von Abschreibern nur zur Bezeichnung der hohen oder tiefen Aussprache des Vocales aufgesetzt wurden, und nicht den Umlaut bezeichneten, wie denn z. B. Sümma nie anders als Summa ausgesprochen ward. So findet sich in einem dem Archive der Hofkammer angehörigen großen Urkundenbuche der Name der Hauptstadt Steiermarks zwar durchaus als Grätz geschrieben, daß dieses aber nicht als Gretz, sondern als Gratz ausgesprochen ward, beweiset die jeder Urkunde beigesetzte Angabe der Schublade, in der sie sich befindet, als Lädl Nro. Der Oesterreicher hat sein Verkleinerungswort von Lade nie anders

als mit dem hohen a als Ladl ausgesprochen; wer dieses als Ledl aussprechen will, mag das Prädikat in der Bedeutung dieses österreichischen Wortes als Kindskopf für sich nehmen. Wenn also kein Zweifel darüber obwalten kann, daß in österreichischen alten Urkunden der einfache oder doppelte Strich auf dem a nur die hohe Aussprache des Vokals, und nicht den Umlaut desselben bezeichnet habe, so läßt sich eben so wenig bestreiten, daß, als die Sprache im Allgemeinen viele ihrer hohen a in ä umzulauten begann, Neuerer in der Schrift die älteste Schreibweise von Grazz mit Gretz vertauschten, während doch das ganze Land nie anders als Gratz gesprochen. Ein Seitenstück zu dieser von Gratz in Gretz übergegangenen, dann aber wieder zur ursprünglichen richtigen zurückgeführten Aussprache des Namens der Hauptstadt Steiermarks gibt zunächst das zwischen Stainz und Tobelbad gelegene Lanach, welches in den Urkunden Lainach, Länach, Lenach geschrieben gefunden wird, und heute wieder nach der ältesten richtigen Aussprache Lanach lautet; dasselbe gilt von dem südlich von Kindberg gelegenen Stanz, das sich in den Urkunden von 1339, 1403, 1434 als Stewentz, Stenz und Stenz geschrieben findet. Rec. wiederholet hier was er schon im obigen Aufsatze der Jahrbücher der Literatur angedeutet hat, daß bei vielen eigenen Namen der auf das a gesetzte, die hohe Aussprache desselben bezeichnende Strich die Stelle des ausgestoßenen i vertritt, und also eigentlich ein Jota ὑπεργεγραμμενον vorstellt, wie z. B. Gailler, dann Gäller, dann Gäller dann Galler zu finden, aber trotz dieser verschiedenen Schreibweise nie anders als Galler mit dem hohen a ausgesprochen *), so Flaidniz itzt Fladniz das Schloß und die Herrschaft bei Weiz, so in Urkunden von 1446 Laibegker, vom Jahre 1747 Labegker, Besitzer von Labek oder Labegg gegenüber von Leibniz. Eben so Rain, Rän, Rann die Stadt an der Sava; endlich findet sich dieselbe Bezeichnung des ausgestoßenen i und der hohen Aussprache des a mittels eines Striches oder zweier in dem Zahlworte zwanzig, das ursprünglich zwainzig (i. J. 1313) später zwänzig geschrieben, aber doch nie anders als wie heute, nämlich zwanzig mit dem hohen a ausgesprochen ward. Einen auffallenden Be-

*) Der Name derselben Familie findet sich in Urkunden von 1308 und 1312 als Gewler von 1331 als Gaevlaer, von 1335 als Gaeuler, von 1339 Gauler und Gäuler, von 1340 Gäuler, von 1348 Gaewler, von 1356 Geuler, von 1362 Gevler. Diese urkundlichen Nachweisungen dankt Rec. seinem geehrten Freunde Hrn. Joseph Wartinger, Archivar der Stände und des Johanneums zu Gratz.

weis dieses Ueberganges des ai in a und dann in ä in der Schreibweise bei stets unveränderter Aussprache, geben drei Urkunden aus dem alten Archive der Grafen Purgstall zu Hainfeld über den Namen der alten steiermärkischen Familie Hauslaib, welche im redenden Wapen ein Haus und einen Laib Brods führt. Das Indossat einer Prozeßschrift v. J. 1711 lautet: »An die Wohlgebohrne Herrn Herrn Wilhelmb Freyherrn von Prandkh vnd Herrn Franz Ferdinandt Freyherrn von Weberspergk Beede der landt vnd hoff Rechten Beysitzern (p. tit) als in sach verordneten Herrn Commissarien, Dris Jeremiae Georg Haußlaib als Graff Rudolph Purgstall: Curatoris ad lites und N. gesambter Graff Purgstall. Creditorum vntl. vnd respect. diemettl. bitte.« Im vorhergehenden Jahre 1. Jänner 1710 schreibt Johann Georg Mannagetta aus Wien an den Grafen im P. S. »Die Execution oder gerichtliche Attestation wegen der dem Herrn Dri Hauslab intimirten Hofcommission bäte mich sich herauszunehmen.« Zehn Jahre später (am 16 März 1720) verbescheidet derselbe Rechtsfreund ein an den Karl Wenzel Grafen von Purgstall gestelltes Anbringen mit der Unterschrift: Dr. Haußläb. Wie hier derselbe Name Haußlaib, Haußlab und Haußläb geschrieben und doch nie anders als Haußlab gesprochen worden, so ist auch in alten Urkunden der als Grätz oder Grätz geschriebene Name der Hauptstadt Steiermarks doch nie anders, als Gratz ausgesprochen worden. Diejenigen, welche Gratz statt aus dem zusammengezogenen slavischen Gradec aus einem altdeutschen collectiven Ortsnamen herleiten wollen, haben dadurch Nichts für die umlautete Aussprache von Grätz gewonnen. Das vorliegende Werk zählt im V. Absatze des zweiten Kapitels des zweiten Abschnittes des II. Theiles die deutschen Collectivbenennungen menschlicher Wohnplätze auf. Unter diesen ist das einzige Gart (das gothische gards, das angelsächsische geard), wovon hier die Rede seyn könnte, wenn nämlich die Versetzung des Vocales angenommen wird, durch welche im Slavischen gorod, welches dasselbe mit grad, gebildet wird. Hier fehlen aus Unkunde des Persischen die zwei nächsten persischen collectiven Ortsnamen, nämlich: Gird oder Gerd*), welches sich im Namen mehrerer altpersischer Städte, wie z. B. Tigranocerta als κερτα erhalten hat, und mit γαδαι, wie z. B. in Πασαργαδαι nicht zu verwechseln ist; dieses ist das persische Kede und das deutsche Gaden, das bis auf die jüngste Zeit im Schematismus als Hofzehrgadenamt fortgelebt, bis es durch einen Niederländer mit dem

*) Ferhengi Schuuri II. Bd., Bl. 309.

ausländischen Victualienmagazin verwälscht worden ist. Das zweite ist das persische Ghard[1]) (das deutsche Garten), dessen Wurzel dieselbe mit dem slavischen grad oder gorod, welches in so vielen Ortsnamen, wie Belgrad, Bielgorod, Hesargrad, Gradec u. s. w. fortlebt. Aus der Zusammenziehung des letzten in Gradc ist der Name von Gratz entstanden, und diese Zusammenziehung sowohl, als die älteste Schreibweise rechtfertigt die von Gratz und nicht Graz als die wahre und richtige. Das slavische c ist das deutsche z; wird dieses allein geschrieben, so fehlt der Buchstabe d des zusammengezogenen Gradc, welcher in Gratz nur vom weichen in das härtere t verwandelt, vorhanden ist. Alle aus dem Slavischen entstandenen auf Gratz reimenden Ortsnamen in deutschen Ländern sind geschärft, und werden also mit tz und nicht mit einfachem z geschrieben; vor Allem das hieher gehörige Königinngratz[2]) (Kralowe Hradec), dessen richtige Aussprache die Deutschböhmen ebenfalls in Neu-Königinn-Grätz irrig umlautet haben; im selben Kreise Schatzlar[3]) und Satzka[4]); dann Gratzen (Novohradum), im Taborer Kreise, wo auch Patzow[5]); Saatz (Zatec) im Saatzer Kreise; Schwatz, sowohl das dem Erzbischof zu Prag gehörige Schloß als das in Tyrol; eben so in Pommern der Satziger Kreis mit dem Amt Satzig[6]) und Ratz-Kanischa, wo in der Mur Gold gewaschen wird[7]). Da in allen diesen aus dem Slavischen stammenden Ortsnamen die Silbe atz nicht anders als geschärft lautet und ausgesprochen wird, so ist auch kein haltbarer Grund vorhanden, den Namen der steiermärkischen Hauptstadt, deren Namen aus dem windischen Gradec wie der von Königinngratz aus dem böhmischen Hradec entstanden ist, anders als geschärft zu sprechen und zu schreiben. Außer den hier aufgeführten schlagenden Gründen,

---

[1]) Ferhenge Schuuri II. Bd., Bl. 179 mit dem Belege eines Distichons, durch dessen ersten Vers der Ausspruch Leibnitzens: Integri versus persice scribi possunt, quos Germanus intelligat, nämlich: In thak u rewak u ssofa u ghard. Von acht Wörtern, aus denen der Vers besteht, ist ein einziges, nämlich rewak, d. i. die Halle arabisch, alle andern sind zugleich deutsch, nämlich In jener, thak Tag, ssofa Sofa, ghard Garten, u und.

[2]) Büsching, Brünner Ausgabe, XIV. Bd., S. 300.

[3]) Eben da S. 306.

[4]) Eben da S. 307.

[5]) Eben da S. 329 und 326.

[6]) Eben da XX., S. 675 und 677.

[7]) Derselbe VI., S. 165.

erstens der ältesten Schreibweise Grazze mit zwei z und folglich geschärftem a; zweitens der späteren Schreibweise Gracz und Grácz, wie dasselbe in den Urkunden des XV. und XVI Jahrhunderts vorkömmt; drittens der Analogie aller anderen aus dem Slavischen entstandenen oben angeführten deutschen Ortsnamen wird die Schreibweise von Gratz noch durch die Schreibweise aller deutschen Nenn- und Zeitwörter, in welchen die Silbe atz vorkömmt, gerechtfertigt, so, daß selbst jene, welche den slavischen Ursprung des Namens der Hauptstadt Steiermarks nicht anerkennen und demselben einen deutschen Ursprung zumuthen wollen, um als Deutsche folgerecht zu seyn, nicht anders als Gratz schreiben können; es ist aber gar zu lustig, zugestehen zu müssen, daß das mitten im Lande der Wenden gelegene Windischgratz, wohl keinen andern Ursprung haben könne, als einen slavischen, daß aber der Name der zum Unterschiede von Windischgratz Bairisch- oder Deutsch-Gratz genannten Hauptstadt nicht eben so wie die oben angeführten Ortsnamen deutscher Länder aus dem Slavischen herzuleiten sei. Was nun die Analogie gemeiner deutscher Nenn- und Zeitwörter betrifft, so schreibt man nach Adelung, Heinsius und allen andern deutschen Wörterbüchern: Der Platz, die Katz', der Spatz, die Tatz', der Schatz, die Matratz', platzen, kratzen, schwatzen u. s. w., kurz alle deutschen Silben, in welchen auf das a das z folgt, sind geschärft und nicht gedehnt, die einzige Ausnahme ist das Wort Taz oder Daz, welches aber kein deutsches Wort, die Dehnung des Italienischen dazio beibehalten hat. Wenn also auch nicht Etymologie und älteste Schreibweise für Gratz entschieden, so würde schon die Analogie des Deutschen allein, welches alle diese Silben schärft, die Schreibweise von atz erfordern und nicht az. Steiermärker, welche das letzte schreiben, können sich weder auf die slavische Etymologie noch auf die deutsche Analogie berufen, und sollten sie wirklich Graz statt Gratz, d. i. gedehnt statt geschärft sprechen, so ist ihre Aussprache eine unrichtige, wodurch sie nur den ihren Landsleuten insgemein gemachten Vorwurf bequemer Verweichlichung und fauler Dehnung verdienen würden. Nach diesen aus der Natur der Sache hergenommenen Gründen wollen wir aber auch das Zeugniß der Urkunden anrufen, nach welchen im sechzehnten Jahrhundert der Name der Hauptstadt entweder Gracz oder Gratz, also immer geschärft gesprochen und geschrieben ward. Eine dieser zahlreichen, aus dem Archive von Hainfeld genommenen Urkunden setzen wir hieher, weil dieselbe kurz, und weil darinnen auch die alte oberwähnte Schreibart von

zwainzig vorkömmt, das später zwänzig geschrieben, aber doch nie anders als zwanzig ausgesprochen worden ist.

»Edl Gestreng Vnd veßt guet freundt, Was massen Frau Marina Staigerin Vmb schaczung, das Schloß Khüllml sambt desselben Zuegehorigen guettern anruefft Vnd Bitt das Werdet Irr auß dem Einschluß vernemen. Darauff Ist vom Landtsuerwaltung Wegen mein Beuelch an euch Das Irr euch diser Comission sachen Vndterfachet, Zum Khülbml Verfuegt. Als dan die Bereittung Beschreibung Vnd gebürliche Billiche Schaczung Beruerttes schloß Khülbmls der Mayerschaffts Grund, Holczer, Wismäder Vischwaidt Vnd Andere Zuegehorigen Gilt vnd guettern Begertermassen fürnemet Darüber Zway Ordenliche Schaezliebell aufrichtet, das ain der Su PPlicantin Zuegestelt Vnd Das Annder der Lanndts Obrigkhait neben eurer Relation Vberschiekhet. Geben Zu Gracz den Dreyundtczwainczigisten Octobris ao. Im Ainvnd Achtczigisten. Gabriell Freiherr von TeuffenPach zu Maierhof fürstl. Durchl. N. O. Camer Rath vnd Landtsverwalt in Steyr.

Man bemerke hier, daß das Wort Gracz eben so geschrieben ist, wie das Wort Schaczung und das Schaczliebell; in anderen gleichzeitigen Urkunden und einer zwei Jahre früheren vom 13. Dezember 1582 ist das Datum Gratz geschrieben. Weiters bemerke man, daß das a im Worte Wismáder mit demselben einfachen Striche bezeichnet ist, welcher in alten Urkunden die hohe Aussprache des a in Grátz bezeichnet; Wismáder ist hier der Plural von Wismad, dessen a im Singular kein hohes, sondern ein tiefes, wie noch heute das tiefe a in Wagen, Kragen u. s. w.; im Plural aber von dem Volke das hohe als Krágen, Wágen u. s. w. ausgesprochen wird, wofür das Hochdeutsche den Umlaut von Krägen und Wägen angenommen hat. So sagte man die Geschaften (Chmel's Urkundenbuch S. 389) und der österreichische Geschäftsstyl machte daraus sein Gschaftl (Geldanweisung), welches, wenn gleich Gschäftl geschrieben, doch nie anders als mit hohem a als Gscháftl, wie Lädl als Ládl ausgesprochen wird. Die Neuerer wollten den Umlaut auch auf den eigenen Namen von Gratz übertragen, und glaubten sich in der neuesten Zeit hiezu um so mehr berechtigt, als sie nicht wußten, daß in den alten Urkunden österreichischer Archive der einfache und doppelte Strich keineswegs den Umlaut, sondern nur die hohe Aussprache des a ausdrückt. Da die richtige Aussprache von Gratz die der offiziellen Gratzer und Wiener Zeitungen, da das Programm der Universität, ihrer Professoren und Vorlesungen nicht anders als auf Gratz lautet, da die Karten des Generalstabs nie das verkehrte Lurelei der Eelei angenommen, sondern von jeher Gratz geschrieben haben; da die Hofkanzlei, die Postverwaltung und alle Behörden von Gratz nicht anders schreiben, so kann wirklich nur bloße Lust

und Sucht, sich als seltene Ausnahme auszuzeichnen, noch ein Paar Eingeborne oder vielmehr Fremde (vel duo vel nemo) bewegen, noch Greetz zu sprechen und Grätz zu schreiben. Einer von diesen beiden vel duo vel nemo ist der Gratzer Correspondent der A. A. Zeitung, welcher seinen Artikeln den Anfangsbuchstaben seines Namens mit Σ. vorsetzt. Daß die A. A. Z. ihrem Correspondenten als Zugabe des Honorars das philisterhafte Vergnügen gewährt, auf diese Art die Erinnerung an alte Verkehrtheit noch durch das gedruckte Datum seiner Briefe zu erhalten, läßt sich allenfalls begreifen, aber nicht, daß dieselbe ihm zu gefallen sich die Fälschung des Datums offizieller, aus Gratz erlassener Actenstücke erlaubt, wie dieß voriges Jahr mit dem aus Gratz erlassenen Handbillete des Kaisers geschehen, und solche Verfälschung schon in Schmidl's österreichischen Blättern für Literatur und Kunst gerügt worden ist. Trotz jenes Correspondenten der A. A. Z. und des Humoristen wird Gratz für immer seine rechtmäßige Herrschaft behaupten.

Gratia praestat *).

Hammer-Purgstall.

Art. VI. Französische Staatsgeschichte von L. A. Warnkönig. Mit zwei Geschichtskarten. Basel, Schweighauser'sche Buchhandlung. 1846. 653 S. gr. 8.

Wir pflichten dem Verfasser des vorliegenden, durch Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, wie durch Brauchbarkeit gleich bedeutenden Werkes unbedingt darin bei, daß ein solches nicht nur in Frankreich selbst schon längst als ein dringendes Bedürfniß erkannt wurde, sondern daß auch die Höhe der Rechtswissenschaft in Europa es verlangt, daß die Genesis des Rechts eines der ersten Völker des Continents zur klaren Anschauung gebracht werde.

Was die Auffassung und Behandlungsweise des Verfassers betrifft, so ist darüber Folgendes zu bemerken: Er schloß die Geschichte des neuesten französischen Rechts (seit 1789) aus; sein Zweck war lediglich, die Staats- und Rechtsgeschichte des alten französischen Königreichs, welche mit der Revolution zu einem vollständigen Abschluß kam, darzustellen. Mit dieser beginnt eine ganz neue Periode, die zwar ohne die genaue Kenntniß der vorhergehenden Jahrhunderte nicht begriffen werden kann, aber sich zu einem eigenen rechtshistorischen Gemälde eignet, dessen

*) Horat. ep. I. 6. 49.

Ausführung der Verfasser, der jetzt andern Studien hingegeben ist, einem Andern überlassen muß.

In der Auffassung und Behandlung des auf diese Weise begränzten historischen Stoffes wurden berühmte deutsche Werke, namentlich Eichhorn's klassische deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, als Muster befolgt, jedoch so, daß aus dem §. 7—8 angeführten Grunde die Staatsgeschichte nach Perioden abgetheilt, von der nach den Materien zu gliedernden Geschichte der Rechtsinstitute getrennt wurde, und deßhalb auch als ein selbstständiges Werk angesehen werden kann, welches aber als die Grundlage der folgenden Rechtsgeschichte diese erst vollkommen begreiflich macht.

Der die Staatsgeschichte umfassende jetzt erscheinende erste Theil ist ein in der neueren Literatur der französischen Geschichte zum ersten Male gemachter Versuch eines so viel als möglich vollständigen, jedoch gedrängten Gemäldes des Entwicklungsganges der Verfassung und Verwaltung der französischen Monarchie von den ältesten Zeiten an bis zu ihrer gewaltsamen Umgestaltung durch die Revolution. Ein Werk dieser Art fehlte ganz und ist in Frankreich selbst für ein öffentliches Bedürfniß erklärt worden, durch eine dreimal von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zwischen 1840—1846 wiederholte Preisaufgabe, welcher aber keine Lösung zu Theil wurde, aus dem, durch den Inhalt der gegenwärtigen Schrift begreiflichen Grunde, weil der Gegenstand derselben nicht wohl in einer Abhandlung, sondern nur in einem umfassenden Werke gelöst werden kann. Indessen darf man nicht glauben, daß in Frankreich selbst für die Bearbeitung der Staatsgeschichte nichts geschehen wäre. Der Verfasser ward freudig überrascht, als er, nachdem längst sein Plan entworfen und die zu beleuchtenden Kapitel abgegränzt waren, in der Sammlung des Materials vorrückend, eine so reiche ältere Literatur fand, daß sein Haupt-Augenmerk darauf gerichtet werden mußte, das Beste und Gründlichste auszuwählen, und bei der Darstellung der einzelnen Zweige immer die tüchtigsten Schriftsteller zu Führern zu wählen. Ueber mehrere derselben gibt er in der Einleitung S. 8 u. f. die nöthigen Nachweisungen, über die vielen Monographien jedesmal bei den geeigneten Gelegenheiten, vorzüglich in den Anmerkungen. Durch diese zahlreichen literarischen Angaben wünschte der Verfasser den Geschichtsfreunden einen wesentlichen Dienst zu leisten, den nämlich, sie mit einer in Deutschland größtentheils unbekannten Literatur vertraut zu machen, und die Weiterführung der geschichtlichen Untersuchungen zu veranlassen, welchen durch den Charakter des hier erscheinenden Buches eine engere Gränze

gezogen werden mußte. Daß auf diese Weise endlich den Lesern eine wichtige Garantie der Richtigkeit des Inhalts geboten ward, braucht kaum bemerkt zu werden; denn wie sehr auch ein Fremder sich mit der Geschichte eines andern Volkes beschäftigen mag, so wird er doch selten dessen Nationaleinrichtungen so vollständig begreifen, wie der Einheimische, und gewiß verstanden die Zeitgenossen die Einrichtungen, unter welchen sie erzogen worden, oder die vor ihren Augen sich entwickelten, besser, als der viel später Lebende, wenn es auch diesem vergönnt seyn sollte, den historischen Zusammenhang derselben leichter zu durchschauen, als jenen möglich gewesen wäre.

Der Verfasser berücksichtigte also bei seiner gesammten Darstellung die Schriftsteller eben so sehr wie die Quellen, ja in manchen Kapiteln noch mehr als diese selbst, während in andern, z. B. in der Geschichte der Städte während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, eine selbstständige Bearbeitung des Gegenstandes aus den Quellen versucht wurde. Unter den französischen Historikern der Gegenwart begegnete der Verfasser vor Allem den meisterhaften Darstellungen von Guizot, Augustin Thierry und Mignet, deren Ansichten und Ergebnisse er den Quellen fast immer gemäß fand und zu den seinigen machte. Auf diese Weise darf sein Werk auch angesehen werden als ein Spiegel der gegenwärtigen Höhe der französischen Geschichtsforschung rücksichtlich der in demselben behandelten Gegenstände.

In der umfassenden und durch Klarheit der Darstellung ausgezeichneten Einleitung wird zuvörderst der Begriff und Umfang der französischen Staats- und Rechtsgeschichte festgestellt.

Die französische Staats- und Rechtsgeschichte bis zur Umgestaltung Frankreichs durch die Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat vor der mancher anderer Länder den Vorzug der Einheit und eines mit dieser vollendeten Abschlusses voraus. Das in Folge der Zerstückelung der großen Monarchie Carls des Großen seit dem Vertrage von Verdun in eine Menge Feudalstaaten zerfallene westfränkische Reich wurde durch die allmälig entstandene Uebermacht des Königthums wieder zu einem großen politischen Ganzen verbunden, das selbst dem so mannigfaltigen Rechte der vielen, auch nach ihrer Vereinigung mit der Krone noch stets von einander getrennten Provinzen eine gewisse Einheit gab, so daß Staat und Recht in ihrem Entwickelungsgange sich fortwährend nach diesem Ziele bewegten, es jedoch erst durch die Revolution von 1789 erreichten.

Wenn auf diese Weise die französische Staats- und Rechtsgeschichte ein sich organisch gestaltendes Ganzes bildet, so bietet doch deren Darstellung ihre eigenen Schwierigkeiten dar. Schon

die Frage: »Was ist Frankreich?« ist historisch nicht leicht zu beantworten, weil der Umfang des Reichs sehr oft wechselte, und nicht alle französischen Völkerstämme zu Frankreich gehören, während in ihm eine deutsche, flamändische, ja selbst eine spanisch-baskische Bevölkerung gefunden wird.

Die Aufgabe dieses Geschichtswerkes kann daher nur seyn, die Ausführung eines historischen Gemäldes der allmäligen Gestaltung des französischen Staates und der Entwickelung seines Rechts mit vorherrschender Rücksicht auf die Provinzen, welche vorzüglich das Vaterland der französischen Nationalität genannt werden können.

Die französische Staats- und Rechtsgeschichte kann auf verschiedene Weise behandelt werden. In der hier folgenden Darstellung erhielt eine gemischte Bearbeitung vor der rein synchronistischen sowohl, als der chronologischen den Vorzug. Die letztere wurde deßhalb verworfen, weil sie den Verfasser gehindert hätte, ein pragmatisches Gemälde des Entwickelungsganges des Staates und des Rechts überhaupt zu geben; die erste, weil die Darstellung der inneren Rechtsgeschichte und des Rechtssystems zu sehr zerrissen worden wäre.

Nach reiflicher Prüfung des Möglichen theilte der Verfasser sein Werk in zwei Haupttheile: der erste enthält die französische Staatsgeschichte, synchronistisch bearbeitet nach der von Thibaut, Burchardi u. a. für die römische Rechts-, und von Eichhorn für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte befolgten Behandlungsweise.

Die ausschließliche Befolgung der Behandlungsweise Hugo's und Eichhorn's, welche der Verfasser nach Klimrath vorerst beschlossen hatte, wurde ihm von seinen rechtsgelehrten Freunden in Paris, namentlich von dem geistreichen Kenner der französischen Rechtsgeschichte, Herrn Laboulaye, bekämpft, und deßhalb aufgegeben, vorzüglich aus drei Gründen: 1) Weil man den organischen Entwickelungsgang der einzelnen Rechtsinstitute nicht klar genug hätte zeigen können; 2) weil es sich selten mit Sicherheit sagen läßt, auf welcher Entwickelungsstufe ein Rechts-Institut in jeder Periode sich befand; und 3) überhaupt die genannten Perioden für die innere Rechtsgeschichte nicht so maßgebend sind, wie für die Staats- und äußere Rechtsgeschichte. Diese hätte allerdings mit der Staatsgeschichte verbunden bleiben können, zumal weil die Umgestaltung des Staates durch eine der wichtigsten Quellen des französischen Rechts, die königlichen Ordonnanzen, bewerkstelligt wurde. Allein als der Verfasser dieselbe mit der Staatsgeschichte verbinden wollte, überzeugte er sich, daß die Geschichte der Rechtsquellen doch mit der

innern Rechtsgeschichte inniger als mit der Staatsgeschichte verknüpft ist, und so gab er dem im Texte bezeichneten Plane den Vorzug; die äußere Rechtsgeschichte bildet auf diese Weise die Einleitung zur innern.

Deßhalb wurde auch in der in dieser Einleitung gegebenen Uebersicht der Quellen und Literatur der französischen Staats- und Rechtsgeschichte die der ersten mehr berücksichtigt; die der Rechtsgeschichte ist im zweiten Theile vollständig zu beleuchten.

In jeder der oben bezeichneten Perioden wird gegeben:

1) Die allgemeine politische Geschichte des Reichs.
2) Angabe des Umfangs desselben. Dann wird gehandelt:
3) Vom König.
4) Von den Hof- und höchsten Staatsbeamten.
5) Von den Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel, dem dritten Stande.
6) Von der Gerichtsverfassung.
7) Von der Finanzverwaltung.
8) Von dem Kriegswesen.
9) Von der Polizeigesetzgebung.

Der zweite Haupttheil umfaßt die Rechtsgeschichte, und zwar:

1) Die der Rechtsquellen, geordnet nach den oben angegebenen Perioden.
2) Die geschichtliche Darstellung des Privatrechts nach der Ordnung der Materien, der von Mittermaier, Philipps und Kraut befolgten Methode gemäß.
3) Eine Geschichte des französischen Criminal- und des Prozeßrechtes.

Das Werk ist in fünf Bücher getheilt, und jedes wieder in mehrere Kapitel. Von den vorgenannten handelt das erste von der vorfränkischen Zeit, und geht durch die celtische Periode, die römische und die Einführung des Christenthums; das zweite behandelt die erste oder fränkische Periode; das dritte die zweite oder Feudalperiode, von 987 bis 1285; das vierte der dritten Periode zweiten Zeitraum und das fünfte Buch die dritte Periode von 1483 bis 1789.

Den Schluß des Bandes füllt ein höchst merkwürdiges Urkundenbuch zur französischen Staats- und Rechtsgeschichte, Folgendes enthaltend:

I. Neuentdeckte Formulae.
II. Protokolle von Gerichtssitzungen im südwestlichen Königreiche aus dem zehnten Jahrhundert.

Burgundische Urkunden.
Urkunden verschiedenen, meistens lehenrechtlichen Inhalts:

1) Dorfrecht vom Jahre 984.
2) Freilassungsact vom Jahre 1077 aus der Grafschaft Poitou.
3) Affranchissement d'un serf noble vom Jahre 1299.
4) Glaubensartikel der Albigenser.
5) Lehensreverse aus dem südlichen Frankreich.
6) Lehensreverse aus dem nördlichen Frankreich.
7) Belehnungsförmlichkeiten.
8) Die Assise des Grafen Geoffroi von der Bretagne von 1187.
9) Assises de la Sénéchaussée de Carcassonne im J. 1270.
10) Die Rechte und Verpflichtungen des erblichen Seneschalls von Frankreich im zwölften Jahrhundert.

Französische Staatsrechte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts:

1) Lettres de Louis VI. par lesquelles il accorde une Commune aux habitans de la Ville de Laon.
2) Lettres de Louis VII. par lesquelles il accorde des Coutumes aux habitans de Lorris en Gatinois.
3) Lettres de Philippe Auguste, par lesquelles il confirme les droits de Commune accordés à la Ville de Soissons par Louis VI. et confirmés par Louis VII. (1181).
4) Libertates et Consuetudines Villae Riomo concessae ab Alphonso Comite Pictaviensi 1270 seu Ordinatio quae Alphonsina dicitur.
5) Lettres de Philippe IV. par lesquelles il confirme les coutumes et priviléges accordés à la Ville de Marziac 1298 — 1300.
6) Verkauf der königlichen Prévôté von Amiens an die Stadt gegen eine Jahresrente von 690 Livres. 1292.
7) Verfügung Philipps des Schönen über die Rechte der Bürger von Toulouse, vom 13. Juli 1293.
8) Verordnungen für die Stadt Toulouse, vom J. 1305.
9) Zahl der Mitglieder der drei Stände auf dem Reichstage von 1614.
10) Auszug aus Gaillard, Hist. du Conseil du Roi. Paris, 1728. 4°.

Noch sind beigegeben zwei Karten, die eine von den Niederlassungen der Franken, Ost- und Westgothen, der Alemanen und der Burgunder in dem römischen Gallien; die andere darstellend die zwölf ältesten Provinzen Frankreichs, nebst der Angabe der Eroberungen Ludwig XIV. Beide sind durch Anschaulichkeit und Genauigkeit ausgezeichnet.

Art. VII. 1) ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΟΡΕΣΤΕΙΑ. Aeschyli Orestea. Agamemnon. Choephori. Eumenides. Recensuit, emendavit, exploravit *Fridericus A. Paley*, M. A. Coll. Div. Ioh. Cant. Cantabrigiae apud J. et F. F. Deighton, typis Academicis. 1845. XIV und 282 S. 8.

2) Des Aeschylos Oresteia, Griechisch und Deutsch herausgegeben von *Johannes Franz*. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung, 1846. XXI und 428 S. 8.

3) ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΕΥΜΕΝΙΔΕΣ. Aeschyli Eumenides ad codicum manuscriptorum fidem recognovit et notis maximam partem criticis instruxit *Gulielmus Linwood*, M. A. aedis Christi alumnus et reg. societ. Asiat. soc. Accedunt viri summe reverendi *C. J. Blomfieldii*, S. T. P. notae mstae et aliorum selectae. Oxonii excudebat Gul. Parker. Veneunt apud B. Fellowes, Londini: et F. et J. Deighton, Cantabrigiae 1844. VIII und 200 S. 8.

Der anmaßende Titel des erſten dieſer Bücher ſticht ſehr gegen den beſcheidenen des zweyten ab. Die Vorrede des Herrn Paley gibt dem Leſer das Bild eines jungen rüſtigen Mannes, der, nicht wie ſonſt ſeine Landsleute zu thun pflegten, ſich bloß mit grammatiſchen und metriſchen Bemerkungen abgibt, ſondern auch die mythologiſchen, religiöſen, politiſchen Beziehungen, den Zuſammenhang der Gedanken, die Beurtheilung des poetiſchen Werthes in das Gebiet ſeiner Betrachtung zieht. Ein gewiſſes Selbſtvertrauen iſt darin unverkennbar. Ueber das, was Peile geleiſtet hat, deſſen Arbeit ich nicht kenne, wird ein ſehr ungünſtiges Urtheil ausgeſprochen, was allerdings, nach einigen Andeutungen zu urtheilen, nicht ungerecht zu ſeyn ſcheint. Die Erwartungen, welche die Vorrede erregt, findet man keineswegs erfüllt. Die Arbeit iſt äußerſt flüchtig; die Bemerkungen betreffen immer nur das Einzelne, über das viel Ueberflüſſiges, Unrichtiges, nichts Bedeutendes geſagt wird. Mit den Arbeiten Anderer zeigt ſich keine große Bekanntſchaft; die Varianten ſind nicht alle angegeben, ſondern nur, wie es dem Herausgeber nöthig ſchien; was an ſich nicht zu tadeln wäre, wenn man darin ein Prinzip und ein richtiges Urtheil bemerkte. Aber die Kritik iſt vielmehr ganz unſicher, und es zeigt ſich weder eine gehörige Bekanntſchaft mit der Sprache, noch mit dem Versmaße, und ſelbſt proſodiſche Verſtöße kommen vor. Ueberhaupt aber iſt Paley mit dem Dichter und ſeinen Eigenheiten, ſo wie ſeinem Geiſte, ja überhaupt mit den griechiſchen Tragikern nicht ſo vertraut, wie es der ſeyn muß, der ſich an die Bearbeitung des Aeſchylus wagt, und er würde beſſer gethan haben, wenn er ſich erſt in dieſen Dingen feſtgeſetzt hätte, ehe er ſich an ein Geſchäft machte, dem er nicht gewachſen war.

Herr Professor Franz in Berlin war durch die an ihn ergangene königliche Aufforderung veranlaßt worden, die einzige uns erhaltene Trilogie der griechischen Tragödie zum Behufe einer theatralischen Aufführung deutsch zu bearbeiten. Diesem Umstande verdanken wir nicht bloß die Uebersetzung dieser drei Tragödien, sondern auch die genaue Vergleichung der Handschriften, besonders der Mediceischen, bekanntlich der ältesten, so daß diese Ausgabe zugleich durch die ihr beigegebenen Anmerkungen die wichtigste Quelle für eine kritische Bearbeitung des Textes ist. In der Vorrede spricht der Herausgeber sehr überlegt und richtig von dem Geschäfte des Uebersetzers überhaupt, und von den Grundsätzen, die er selber befolgt habe. Da Uebersetzungen nur für die gemacht werden, die nicht selbst die Originale ohne Schwierigkeit zu lesen im Stande sind, so genügt es, wenn sie im Ganzen dem Leser in verständlicher Sprache, in angemessenem Tone, in harmonischer Färbung ein nicht unähnliches Bild des Originals geben. Denn eine Uebersetzung, die, besonders in Dichterwerken, bei der größten Treue im Einzelnen auch im Ganzen für den Kenner des Originals denselben Eindruck macht wie die Urschrift, ist kaum möglich, und würde eine bei weitem schwieriger zu lösende Aufgabe seyn, als die glauben, die sich an die Lösung wagen. Da es meine Absicht nicht ist, über die vorliegende Uebersetzung zu sprechen, deren Beurtheilung ich Andern überlasse, will ich mir nur einige wenige Bemerkungen erlauben. Daß für die Darstellung mancher griechischer Rhythmen die deutsche Sprache wenig geeignet ist, muß man zugeben, und daher auch dem Uebersetzer gestatten, solche mit andern Rhythmen, welche eine ähnliche Wirkung hervorbringen, zu vertauschen. Wenn aber Franz in der Vorrede S. XIV sagt, in der Nachbildung der Metra habe er bei aller Strenge, die er zu beobachten suchte, sich doch bisweilen eine Freiheit erlaubt, welche besonders bei der sogenannten Parakataloge (Agam. 1381. 1401 nach den am Rande des griechischen Textes bemerkten Zahlen der Wellauer'schen Verszahlen, deren ich mich überall bedienen werde), bei den Päonen (Eum. 324. 346) und bei der Responsion der Dochmien (Choeph. 923) hervortrete; so läßt sich dagegen einwenden, daß in den Versen aus dem Agamemnon gar keine Parakataloge Statt findet, sondern diese ganz gewöhnliche iambische Dimeter sind:

χθονοτρεφὲς ἐδανὸν ἢ ποτὸν,
περίφρονα δ' ἔλαχες, ὥσπερ οὖν,

und daher auch leicht in diesem Versmaße wiedergegeben werden konnten. Die Päonen aber in den Eumeniden:

τιθασὸς ὢν φίλου ἕλῃ,
ἀνέκαθεν βαρυπεσῆ,

»einer den Theuersten erschlug,
»auf ihn herab setz' ich den Fuß,

erhalten einen widersprechenden Charakter, wenn, wie es scheint, der erste Fuß dieser Verse ein Daktylos seyn soll. Die Dochmien in den Choephoren:

ἔμολε μὲν δίκα Πριαμίδαις χρόνῳ,

konnten leicht ganz treu übersetzt werden, da der Charakter des Rhythmus bleibt, wenn statt des Tribrachys der Jambe gesetzt wird; und so ist wohl auch die Uebersetzung dieses Verses gemeint:

»es kam Dike spät dem Priamidenstamm;«

aber in dem antistrophischen Verse:

ἔμολε δ' ᾧ μέλει κρυπταδίου μάχας,

ist es im Deutschen hart, die vierte Sylbe kurz auszusprechen:

»es kam der auch, den heimlicher Kampf erfreut«

Im Agamemnon V. 1532:

κάππεσε, κάτθανε, καὶ καταθάψομεν,

der ein anapästischer Vers ist, und in der Recitation so betont werden muß:

καππέσε, κατθάνε, καὶ κάταθαψόμεν,

hat die Uebersetzung den entgegengesetzten daktylischen Rhythmus gegeben, wodurch das System auffallend gestört wird:

»sank er und starb er, ich will ihn beerdigen.«

Manchmal leidet die Uebersetzung an Dunkelheit, die freilich zum Theil wohl auch dem Originale beizumessen ist, wie in den wohl noch einer Verbesserung bedürftigen Versen des Agamemnon 104 ff., deren Sinn übrigens in der Anmerkung richtig angegeben ist:

»wohl vermag ich zu singen der griechenbegünstigten Männer
»glückliche Fahrt — doch leicht mit Vertrau'n zum Gesange,
»Götterhuld ist's!
»Die kraftübende Kampfzeit.«

V. 138 ist ἁ καλὰ durch »die Holde« wiedergegeben: aber καλή, καλλίστη ist ein so stehendes Beiwort der Artemis, daß sie nothwendig auch im Deutschen die Schöne heißen muß. Noch auffallender ist das Jauchzen in der Freude ἰού ἰού im Deutschen durch »iu iu« beibehalten worden.

Die Einleitung enthält eine ausführliche, mit den Beweisstellen belegte Darstellung der Sagen von den Pelopiden, nebst

einer kurzen Angabe des Inhalts der drei Tragödien. Den einzelnen Scenen ſind in der Ueberſetzung Angaben über das Sceniſche (παρεπιγραφαί) beigegeben, wie ſich der Ueberſetzer dasſelbe nach dem Vorgange von O. Müller und Droyſen dachte. Daß dieſe Gelehrten ganz moderne Vorſtellungen dem Dichter angeſonnen haben, und an die von ihnen erfundenen Schau- und Prachtſtücke nicht zu denken iſt, habe ich in einem beſonderen Programme de re scenica in Aeschyli Orestea gezeigt.

Den Anmerkungen iſt eine Vorerinnerung von den Handſchriften des Aeſchylus, beſonders von denen, welche die Trilogie ganz oder zum Theil enthalten, vorausgeſchickt. Von dieſen hat Herr Franz die meiſten ſelbſt verglichen, was um ſo dankbarer zu erkennen iſt, als die bisherigen Collationen, vorzüglich die der Mediceiſchen, nicht überall genau waren. Dieſe Handſchriften ſind folgende: 1) Codex Mediceus, in welchem mehrere Blätter fehlen, namentlich die mit arabiſchen Ziffern in dem Codex bezeichneten Blätter 17 — 24. 26 — 31. Mit andern Worten (denn auf die oben auf der erſten Seite der Quaternionen mit griechiſchen Zahlzeichen angegebene Zahl ſcheint Herr Franz nicht geachtet zu haben), der Quaternio νή fehlt ganz, von dem Quaternio ιϛ´ aber iſt nur das äußerſte Doppelblatt erhalten. 2) Codex Guelferbytanus, der von verſchiedenen Händen geſchrieben den ganzen Aeſchylus enthält, und, was die vier letzten Tragödien anlangt, aus dem Mediceiſchen abgeſchrieben zu ſeyn ſcheint. 3) Codex Florentinus in der Laurentiana plut. XXX. 8. Ferner 4) Codex Farnesianus im königlichen Muſeum zu Neapel, von Triklinius nach ſeiner Recenſion geſchrieben. 5) Regius Parisinus, n. 2886 (3511) von Janus Laſkaris geſchrieben. 6) Venetus 616 (XCI. 5) auf Pergament. 7) Venetus 468 (XCI. 4), außer den drei erſten Tragödien nur vom Agamemnon V. 1 — 329 enthaltend. Endlich 8) Augustanus, der einen Theil der Eumeniden enthält, auf Papier geſchrieben. Mit Recht ſind der liber Bigoli und der Vossianus Leidensis nicht als Handſchriften, ſondern als Conjecturen erkannt. Sodann wird über die Scholien geſprochen, und bemerkt, daß die von Robertellus herausgegebenen aus dem Codex Mediceus hervorgegangen zu ſeyn ſcheinen, wie ſich denn die zur Oreſtia mit geringer Ausnahme in jener Handſchrift befinden, aus der nur etwa 240 Gloſſen und kleinere Anmerkungen von Robertellus nicht aufgenommen ſeien. Victorius habe dieſelbe Handſchrift ausgebeutet und nur wenige Randgloſſen unbeachtet gelaſſen, die S. 313 angeführt ſind. Auffallend ſei des Victorius oder Stephanus Uebereinſtimmung mit Robertellus in Angabe der von dieſem zuerſt bekannt gemachten Scholien; ſeltener habe

sich Victorius mehr an die Lesarten des Mediceus als an Robertellus gehalten, wovon in den Anmerkungen Beispiele gegeben werden. Die Scholien zur Orestia habe er nur wenig berührt, theils aus Robertellus, theils aus dem Florentinus, mehrmals, besonders bei den im Mediceus fehlenden Theilen des Agamemnon, aus dem Farnesianus, wie es scheine. Die im Mediceus fehlenden und von Victorius anderswoher genommenen Randglossen und Scholien zur Orestia sind S. 314 f. verzeichnet. Noch wird gezeigt, daß die in den metrischen Scholien zu den Eumeniden befindlichen Verszählungen auf Irrthum und Ignoranz des Scholiasten, der wohl Triklinius sei, beruhen, und folglich keine Beachtung verdienen. Von besonderer Wichtigkeit ist noch die Bemerkung, daß der Mediceus, wie aus vielen Spuren erkannt werde, die Copie eines mit Uncialbuchstaben geschriebenen Codex sei. Indem diese Spuren nachgewiesen werden, erhält dieser Codex die Empfehlung, aus einer Quelle von bedeutendem Alter geflossen zu seyn, was jedoch noch nicht sofort für den Werth dieser von einigen Kritikern etwas abergläubig verehrten Handschrift bürgt. Schließlich spricht Herr Franz seine dankbare Gesinnung gegen seinen Freund H. C. Ahrens aus, von dem er durch freundliche Mittheilungen in seinem Unternehmen unterstützt worden sei. Und allerdings findet man nicht nur in dem Texte manche von den Ahrensischen Conjecturen aufgenommen, sondern auch noch mehrere derselben in den Anmerkungen angeführt. Herrn Franz ist das nicht zu verargen. Er hatte nicht die Absicht, einen kritisch berichtigten Text, sondern nur einen Text zum Behufe der Uebersetzung zu geben, und war in ein Fach geworfen worden, zu dem er sich nicht hatte gehörig vorbereiten können. Sonst würde er wohl von den Ahrensischen Conjecturen ganz anders geurtheilt haben. Die dialektischen Untersuchungen des Herrn Ahrens scheinen Ursache gewesen zu seyn, daß er die griechischen Schriftsteller mehr um der Wortformen und Redensarten, als um ihres Inhalts willen gelesen hat. Daher denn in der Regel seine Conjecturen da, wo sie angebracht werden, nicht zu dem Gedanken oder dem Tone oder der Gewohnheit des Schriftstellers passen. Ueberhaupt fehlt es ihm gänzlich an kritischer Disciplin, und seine Conjecturen sind gewöhnlich ein vages Herumrathen ohne irgend einen sichern Anhalt. Es kommt ihm nur darauf an, irgend etwas anderes zu setzen, als was geschrieben steht; ob es möglich ist, ob es paßt, gilt ihm gleich.

Die Franzischen Anmerkungen enthalten unter dem angemessenen Titel »Lesarten und Kritik« genaue Angaben dessen, was die verglichenen Handschriften und die vier ältesten Ausgaben

darbieten, nebst Anzeige der dem Herausgeber bekannt gewordenen und bemerkenswerth geschienenen Conjecturen der Kritiker, oft mit einem kurzen Urtheile begleitet. Diese sehr zweckmäßige Einrichtung gewährt einen schnellen Ueberblick und genügt für eine Ausgabe, die der Uebersetzung wegen gemacht ist. Daher spricht auch Herr Franz mit großer Bescheidenheit von den Veränderungen, die er sich, um den erforderlichen Sinn herzustellen, erlaubt habe; und allerdings wird in dem Aeschylus auch bei den angestrengtesten Bemühungen der Gelehrten, wenn nicht ein außerordentlicher Zufall einen besseren Codex, als die bis jetzt bekannten, oder ältere und gehaltvollere Scholien, als die herausgegebenen, an das Licht bringt, vieles dunkel, verdorben und lückenhaft bleiben. Da es meine Absicht nicht ist, Beiträge zur Verbesserung des Textes zu geben, so werde ich mich darauf beschränken, daß ich mit Uebergehung vieler wenig bedeutender Erklärungen und Vermuthungen zeige, was in den vorliegenden Büchern geleistet oder nicht geleistet worden ist.

Paley fängt seine Anmerkungen nicht mit einer guten Vorbedeutung an, indem er zu den ersten Worten des Agamemnon:

> Θεούς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων
> φρουρᾶς ἐτείας μῆκος,

die er, was wohl richtig ist, ohne Interpunction in eine Construction verbindet, schreibt: verte cum K. (Klausen) per longitudinem annuae vigiliae posco liberationem horum malorum. Noch weniger findet Statt, was er weiter unten in nicht eben schönem Latein sagt (in den Addendis bedeutet ihm sogar portitor den Portier, Thürsteher): Videndum tamen, annon αἰτεῖν μῆκος hoc loco valeat poscere finem, ut proprie significet sciscitari quamdiu duratura sit vigilia. Sic Prom. 641 τέρμα τῆς ἐμῆς πλάνης. Wie paßt diese Stelle hier? — Von derselben Art ist die Anmerkung zu V 11. κρατεῖ ἐλπίζον, in sperando superius est, maius aliquid sperat quam alii, ut κρατεῖν τρέχοντα, cet. Sic bene K. Klausen ist ein trauriger Führer, von dem es besser war, gar keine Notiz zu nehmen.

Bei Franz ist zu V. 12 das im Florentinus über dem δὲ als Variante geschriebene γε aus Versehen weggelassen, und als zu dem V. 16 befindlichen δὲ gehörig angemerkt worden, so wie Bentley's Conjectur κοίτην δὲ, wofür nicht Blomfield, sondern dessen Leipziger Herausgeber ταύτην δὲ schreiben wollte, unbeachtet geblieben. Wie der Fehler, mit dem der Text behaftet ist, zu beseitigen sei, hatte ich in der lateinischen Uebersetzung im fünften Bande von meinen Opusculis angedeutet. Paley sagt: Nihil equidem video in collocatione pronominis ἐμὴν, praeter

metricam necessitatem. Das wäre doch ein sehr schlechter Dichter, der sich durch das Metrum genöthigt sähe, ein ganz überflüssiges Wort zu setzen, und zwar an eine Stelle zu setzen, wo das Metrum es nicht nur nicht fordert, sondern vielmehr es nicht zu setzen verlangt. Eben so zeigt Paley durch die Worte zu V. 17: Durum est, quod ter tantillo intervallo repetitur vox ὕπνος, daß er weder die griechischen Dichter viel gelesen haben kann, noch bedacht hat, welche Wörter eine mehrmalige Wiederholung gestatten. — Noch unbegreiflicher ist die Anmerkung zu den Worten V. 49: *τρόπον αἰγυπιῶν, οἵτ' ἐκπατίοις ἄλγεσι παίδων ὕπατοι λεχέων στροφοδινοῦνται; ἐκπατίοις.* Mihi quidem omnium optima videtur Elmsleii interpretatio, solitario luctu, i. e. luctu ob amissos pullos (παίδων) qui iis suadet in remota sylva plorare, et quasi πάτον ἀνθρώπων ἀλεείνειν. Aeschylei moris non est ἐκπατίοις scribere pro ἐκπατίων per figuram hypallagen. Was soll man von dem Erklärer eines Dichters denken, der nicht nur ganz der Natur zuwider die Geier, denen die Jungen aus dem Neste geraubt sind, sich aus Trauer in den fernen Wald zurückziehen, und, wie Bellerophontos bei dem Homer, die Wege der Menschen vermeiden läßt, sondern diese Deutung auch sogar da anbringt, wo ausdrücklich gesagt ist, daß die Geier über dem Neste kreisen? Wollte er seine Belesenheit im Homer zeigen, so mußte ihm doch vielmehr einfallen, daß auch dort gesagt wird:

μήτηρ δ' ἀμφεποτᾶτο ὀδυρομένη φίλα τέκνα.

Es folgt sogleich eine eben so verunglückte Erklärung zu V. 54: *δεμνιοτήρη πόνον ὀρταλίχων* ponitur pro *ὀρταλίχους τοὺς τὰ δέμνια τηροῦντας*, utpote implumes, curam ac solicitudinem parentum. Angl. their unfledged young, the objects of their care. Cf. v. 1424. (Dort steht *δεμνιοτήρης* in der Bedeutung von stillsitzend, dem *ἐν τάχει* entgegengesetzt.) Sic fere Hesych. in *δεμνιοτήρη πόνον*. (Hesychius sagt: *καθύσον οἱ νεοσσοὶ ἔτι τοιοῦτοί εἰσιν, ὡς τὰ δέμνια τηρεῖν καὶ κατέχειν, μηδέπω πέτεσθαι δυνάμενοι· πόνον δὲ τὰ περὶ τὴν τροφὴν αὐτῶν·*, wo wenigstens die letzten Worte auf die richtige Erklärung hinweisen.) Alii malunt: perdito labore quem servando nido insumpserunt. Und wer wird wohl die Worte anders verstehen? — Noch wunderbarer ist folgende Note zu *γόον ὀξυβόαν τῶν δε μετοίκων* V. 57: *μέτοικοι* vocantur vultures (non pulli), quia in mente habuit poeta notum illud Atheniensium institutum, quo laesi *μέτοικοι* per *προστάτας* suos ius repetere solebant. Hoc igitur loco dii sunt patroni orbatis vulturibus. Der Scholiast war verständiger, da er,

anſtatt am unrechten Orte die atheniſchen Metöken anzubringen, ſchrieb: ἐπὶ τῶν μετοικισθέντων νεοσσῶν. — Doch bei Paley kommt man aus dem Staunen nicht heraus. V. 70 hat er die Worte οὔτε δακρύων als aus Erklärung in den Text gekommen eingeklammert, quod vel metrum docet. Alſo hielt er wohl das υ in δακρύειν für kurz. Die gleich folgenden Worte: ἀπύρων ἱερῶν ὀργὰς ἀτενεῖς παραθέλξει, erklärt er ſo: Nullis lacrymis nec libationibus placabit ille (sc. Paris) vehementem iram (Διὸς ξενίου v. 61) propter neglectos ritus conceptam. Quaeris quae sint τὰ ἱερὰ Διὸς ξενίου. Nempe leges hospitalitatis recte servatae. Hos vero plane violaverat Doris, abripienda hospitis sui coniuge. Confer v. 392. Sunt autem ἄπυρα ἱερὰ sacrificia non oblata. Kann man denn von einem, der das Gaſtrecht verletzt oder der eine Frau raubt, ſagen, er habe vergeſſen Opfer zu bringen? Wenn die Participia vom Paris zu verſtehen wären, würde die Rede ganz widerſinnig ſeyn, und es müßte vielmehr geſagt werden, daß die Götter auch durch noch ſo viel dargebrachte Opfer nicht würden verſöhnt werden können. Auf keine Weiſe können ἄπυρα ἱερὰ neglectos ritus, und neglecti ritus Verletzung der Gaſtfreundſchaft bedeuten. Der Scholiaſt ſupplirt richtig τὶς, und ἄπυρα ἱερὰ ſind, was Paley verwirft, das Opfer der Iphigenia, das nicht hätte gebracht werden ſollen. Auch Franz hat die Stelle nicht richtig ſo ausgedrückt:

»Brandopfer verſöhnt nicht, Weihguß nicht,
»nicht Jammern den nie auslöſchenden Zorn
»ob heiliger Opfer Verſäumniß.«

Wie er dieſe Verſäumniß verſtanden wiſſen wolle, hat er nicht angegeben. Für ὑποκλαίων möchte er lieber ὑποδαίων, alſo mit Caſaubonus ὑποκαίων ſchreiben. Aber wenn vom Verbrennen der Opfer die Rede ſeyn ſoll, würde das nicht vorzuziehen ſeyn, da καίειν verbrennen, δαίειν aber nur in Flammen ſetzen bedeutet. — V. 78 gibt die erſte Probe der verunglückten Ahrenſiſchen Conjecturen: ὅ τε γὰρ νεαρὸς μυελὸς στέρνων ἐντὸς ἀνάσσων ἰσόπρεσβυς, Ἄρης δ' οὐκ ἔνι, χωρεῖ. Noch ſchlimmer iſt es dieſer Stelle bei Paley gegangen, der ſeinem blinden Führer Klauſen vertrauend ſchrieb:

ὅ τε γὰρ νεαρὸς μυελὸς στέρνων
ἐντοὶ ἀνάσσων
ἰσόπρεσβυς, Ἄρης δ' οὐκ ἔνι χώρᾳ,
τὸ δ' ὑπέργηρως, φυλλάδος πόδη
κατακαρφομένης, τρίποδας μὲ ὁδοὺς
στείχει, παιδὸς δ' οὐδὲν ἀρείων
ὄναρ ἡμερόφαντον ἀλαίνει.

»Quando enim medulla pectoris e iuvenili senilis facta et robore destituta est, tum senex decrepitus tribus pedibus puero non robustior, somnii instar ingreditur.« K. Wenn ein Junger alt worden iſt, iſt er freilich alt: aber alt kann doch niemand werden, der nicht einſt jung geweſen iſt. Franz hält ὅ σ' ὑπέργηρως für die richtige Lesart, indem das τ aus dem Spirituszeichen entſtanden ſei; der Hiatus werde durch Stellen wie V. 768 f. und Eumen. 304 ff. vertheidigt. Allein bei ſchärferer Prüfung dürften dieſe Stellen nichts beweiſen. — V. 90 geben die Bücher eine logiſch richtige Beurtheilung, πάντων δὲ θεῶν τῶν ἀστυνόμων, ὑπάτων, χθονίων, τῶν τ' οὐρανίων, τῶν τ' ἀγοραίων. Ahrens will τῶν οὐρανίων als Erklärung von ὑπάτων ausſcheiden, und ſchreiben:

πάντων δὲ θεῶν ὑπάτων χθονίων
τῶν τ' ἀστυνόμων τῶν τ' ἀγοραίων.

Dem ſteht nicht nur in den Sieben gegen Theben V. 253 χώρας τοῖς πολισσούχοις θεοῖς, πεδιονόμοις τε καγορᾶς ἐπισκόποις entgegen, ſondern es mußte auch ἀστυνόμων in der Bedeutung von τῶν ἐν ἀγυιαῖς bewieſen werden. — V. 99 gibt Franz im Texte:

παίων τε γενοῦ τῆσδε μερίμνης,
ἢ νῦν ὅτε μὲν κακόφρων τελέθει,
τοτὲ δ' ἐκ θυσιῶν, ἃς ἀναφαίνεις,
ἐλπὶς ἀμύνει φροντιδ' ἄπλητον
λύπης, θυμοφθόρον ἄτην.

Im erſten dieſer Verſe hat er mit Recht das ganz unſtatthafte Ahrenſiſche παίων γε γενοῦ verworfen. Wenn im zweiten ὅτε ſtatt des überlieferten τοτὲ geſetzt wurde, ſo ſollte im dritten τότε ſtehen. Auf das ganz matte ἃς ἀναφαίνεις war er zugleich mit Ahrens gefallen. Die Bücher geben ἀγανὰ φαίνεις, φαιεῖσ', φαίνουσ', und ein Codex φαίνει. Weit beſſer war Butlers Conjectur ἀγανὰ σαίνους. Der letzte Vers enthält wieder eine unglückliche Conjectur von Ahrens. Die Bücher geben τὴν θυμοφθόρον λύπης φρένα, was in dem Farneſiſchen Codex in θυμοβόρον λυπόφρενα verändert iſt. Paley ſchrieb τὴν θυμοβόρον φρένα λύπης, ſo daß φρένα von θυμοβόρον regiert würde. So hat Aeſchylus nicht geſchrieben. — Die dunkeln Verſe, mit denen der Chorgeſang beginnt, ſind von beyden Herausgebern ſo geſchrieben worden:

κύριός εἰμι θροεῖν ὄδιον κράτος αἴσιον ἀνδρῶν
ἐκτελέων (ἔτι γὰρ θεόθεν καταπνείει
πειθὼ μολπᾶν
ἀλκᾷ σύμφυτος αἰών.)

Den Sinn hat Franz in der Anmerkung richtig angegeben, obwohl μολπᾶν dazu nicht paſſen will. Unbegreiflich aber iſt

Paley's Gedanke, daß ἐκτελέων das Participium sei, obgleich er von ἀνδρῶν ἐντελέων, das Blomfield aufgenommen hat, sagt valde probabiliter. Die Parenthese versteht er so: »obgleich alt, doch noch nicht so schwach, daß ich nicht Lust zum singen hätte.« Einen so erbärmlichen Gedanken hat Aeschylus nicht gehabt. — Dem 111. Verse:

πέμπει σὺν δορὶ καὶ χερὶ πράκτορι,

der so aus dem Aristophanes hergestellt worden ist, respondirt nicht genau der antistrophische 128ste:

κτήνη πρόσθε τὰ δημιοπλῆθῆ.

O. Müllers δημιοπληθέα ist nicht zulässig, absurd aber der Ahrensische Einfall, πρὸς δὲ τὰ δημιοπληθῆ, durch den übrigens die metrische Ungleichheit auch nicht beseitigt wird. — V. 119 hat Paley die Lesart des Mediceus aufgenommen:

βοσκόμενοι λαγίναν, ἐρικύματα φέρματα, γέννας,
βλαβέντα λυισθίων δρόμων.

Er sagt: ἐρικύματα φέρματα Med. rectissime. Alii ἐρικύμονα φέρματι. λαγίνα γέννα est leporis fetus, cui ἐπεξηγητικεῶς adiungitur ἐρικύματα φέρματα, numerosa proles. Ita recte se habet βλαβέντα, quod debebat esse βλαβεῖσαν, si γέννα de ipso lepore intelligamus. Das folgt nicht. Apparet autem e v. 135 matrem simul cum fetu nondum edito, πρὸ λύχου, ab aquila fuisse devoratam. Formatur vox ἐρικύματος (a κῦμα fetus) ut τρισώματος inf. v. 843. De sensu verbi βλάπτειν, cursu impedire, vide New Cratylus p. 549. Nach dieser Erklärung laufen also die noch ungeborenen Jungen schon im Mutterleibe. Sollte die Lesart des Mediceus aufgenommen werden, so war wenigstens λυισθίῳ δρόμῳ zu schreiben. — Wie wenig Paley geeignet ist, den Aeschylus zu erklären, zeigt sich auch in folgender Stelle V. 125:

χρόνῳ μὲν ἀγρεῖ Πριάμου πόλιν ἅδε κέλευθος,
πάντα δὲ πύργων
κτήνη πρόσθε τὰ δημιοπλῆθῆ
μοῖρ' ἁλαπάξει πρὸς τὸ βίαιον.

Sed omnes pecudes, quae ante urbem pascuntur, sortitione violenter diripientur. Ohne an den Widerspruch, in dem violenter mit sortitione steht, zu denken, will er die vom Scholiasten und dem Hesychius angegebene Bedeutung, κτήνη, χρήματα, nicht gelten lassen. Durius dictum esset πύργων κτήνη. turrium opes; et iciuna est sententia: capietur quidem Troias sed prius omnes opes eius fatum diripiet; quae est vulgaris interpretatio. Von dieser Interpretation ist mir wenigstens nichts bekannt. Stanley

und selbst Sanravius haben nicht so übersetzt, sondern πρόσθε zu δεμιοπλησθῆ gezogen. Absurdum praeterea, prius deripi opes quam expugnata sit urbs. Diese Absurdität trifft ja aber nicht den Dichter, sondern den, der πρόσθε mit ἁλαπάξει verbindet. Qui vertunt: et opes ante moenia distribuentur, parum attendunt ad μὲν et δέ. Wer so übersetzt habe, weiß ich ebenfalls nicht: aber Paley zeigt, daß er selbst das μὲν und δὲ nicht verstand, wenn er glaubte, diese Partikeln respondirten hier einander, und nicht begriff, daß das δὲ, welches dem μὲν respondiren sollte, mit einer andern Wendung durch die Worte οἷον μή τις ἄγα u. s. w. vertauscht ist.— Wenn er V. 138 gibt:

τόσσον περ εὔφρων [ἁ] καλὰ
δρόσοισι λεπτοῖς μαλερῶν λεόντων,

so kann der Artikel nicht wegfallen, und λεπτοῖς ist eine schlechte Conjectur Wellauers statt des richtigen ἀέπτοις, wofür Franz ἀέλπτοις in der Bedeutung von δεινοῖς schreiben möchte, indem dafür der Homerische Hymnus auf den Apollo V. 91 zu sprechen scheine. Aber dort sind ἄελπτοι ὠδῖνες verzweifelte Geburtsschmerzen.— V. 143:

δεξιὰ μὲν, κατάμομφα δὲ φάσματα στρουθῶν.

Franz hat aus eigener Conjectur ἀητῶν gesetzt, weil Pindar αἰητὸς statt αἰετὸς gesagt habe. Paley hat στρούθων (so accentuirt) eingeklammert: Spurium esse στρούθων ex Hom. Il. II. 311 contra metrum invectum, dudum vidit Pors. Porson sah nicht, daß auch die Auslassung des Wortes gegen das Metrum ist, das eine Katalexis verlangt. Das Wort kann also nicht wegfallen, aber auch nicht als γενικὴ λέξις (Eustath. S. 228, 38) die Adler bedeuten, sondern bezieht sich wirklich auf die vom Homer erwähnten Sperlinge. Beide Vorbedeutungen, die Sperlinge, denen die Schlange nachstellt, und die Häsin, die von einem Adler zerfleischt wird, finden sich zusammen, wie hier, auf dem Relief dargestellt, das Böttiger dem ersten Bande der Amalthea als Titelkupfer vorgesetzt hat. Der Sinn kann nicht so gefaßt werden, wie ihn Franz ausgedrückt hat:

»Die Holde, so liebreichen Sinns
»für die zarten Sprößlinge der wilden Löwen
»und für jeglicher Thiere des Bergwalds
»noch brustliebende Jungen,
»wünscht erfüllt ihr froh Wahrzeichen zu sehen im
»glücklichen, aber bedenklichen Fluge der Adler.«

Wie das Wahrzeichen »froh« (τερπνὰ) genannt werden könne, ist nicht wohl einzusehen.— V. 164 vermuthet Franz οὐ λελέξεται.. Dieß geht an, wenn man οὐδὲ οὐ λελέξεται πρὶν ὧν

verbindet, so daß die Negationen einander aufheben: »man wird sagen, daß er geweſen iſt.« Das von Paley aufgenommene Ahrenſiſche οὐδὲ λέξεται, πρὶν ὤν iſt unſtatthaft. — V. 184 ſind παλιρρόχθοις und παλυρροίβδοις unnütze Conjecturen, da ſchon Bothe im ſtrophiſchen Verſe richtig βίαια geſetzt hatte, wie in den Suppl. 461, und auch das Versmaß eine kurze Sylbe verlangt. Paley hat unverſtändig die Lesart des Turnebus βίαιος aufgenommen, und ſchreibt ſogar mit Erfindung eines Wortes von eigenem Gepräge: Num βιαιοῖ, cogit eos sapere? — Zu V. 215:

βροτοῖς θρασύνει γὰρ αἰσχρόμητις
τάλαινα παρακοπὰ πρωτοπήμων,

ſagt er: βροτοῖς, mortalibus. Ad θρασύνει supplendum αὐτούς. So unverſtändig hat kein Grieche geſchrieben. Auch Franz meint, der Dativ laſſe ſich vertheidigen. Bernhardy, auf deſſen Syntax S. 93 er ſich bezieht, wird jetzt wohl anderer Meinung ſeyn. — Zu V. 226. στόματός τε καλλιπρῴρου φυλακὰν κατασχεῖν φθόγγον ἀραῖον οἴκοις, ſchreibt Paley: Pro φυλακὰν libenter legerem φυλακᾶ. Sed verte: et ut pulchrioris constrictio cohiberet imprecationes. Weder iſt das der Sinn der leicht zu verſtehenden Worte, noch hat der Dichter φυλακᾷ geſchrieben. — Zu ἔμελψεν V. 236 iſt nichts bemerkt: folglich fand Paley es nicht anſtößig, daß die Königstochter in der Männerverſammlung oft geſungen habe. Ahrens vermuthet ἔβλεψεν. Freilich ſteht in den Wörterbüchern, daß βλέπειν ſehen bedeute. In den gleich folgenden Worten, ἁγνὰ δ' ἀταύρωτος αὐδᾷ πατρὸς φίλου τριτόσπονδον εὔποτμον αἰῶνα φίλως ἐτίμα, hat Franz αὐδὰν geſchrieben und mit τριτόσπονδον verbunden; aber das kann nicht »den Aufruf zur Opferung« bedeuten, ſo wie auch ἀταύρωτος nicht »geſinnt liebevoll« iſt. Entſetzen erregt die Ahrenſiſche Conjectur: ἁγνὰ δ' ἀταύρωτος αὐδᾷ πατρὸς φίλου τριτόσπονδον Ἄϊδωνα φίλως ἐτίμα: »die Jungfrau« (das ſoll doch nicht Ueberſetzung von ἀταύρωτος ſeyn?) »ehrte auf Befehl des Vaters (αὐδᾷ πατρὸς) den Hades zu ſeiner Freude (φίλως) durch das Trankopfer ihres Blutes.« Εὔποτμον wirft er als Gloſſem weg. — V. 242 hatte ich geſetzt was vor Augen liegt, τὸ προκλύειν δ' ἤλυσιν προχαιρέτω. Franz, davon nicht überzeugt, hat das den vorhergehenden Satz ſchließende τὸ μέλλον hierher gezogen, und geſchrieben: τὸ μέλλον δ' ὅπα γένοιτ' ἄν, κλύειν προχαιρέτω. Paley hat gar gegeben: τὸ μέλλον δ' ἐπεὶ οὐ γένοιτ' ἄν λύσις, προχαιρέτω. So matt endet Aeſchylus nicht. — V. 245 hat Franz Schützens Conjectur aufgenommen: τορὸν γὰρ ἥξει ξύναρθρον ἄταις. Die Bücher haben αὐταῖς, das offenbar αὐγαῖς iſt, von Triklinius aber für aus ἀϋταῖς zuſammengezogen

gehalten wurde. Paley hat αὐταῖς beibehalten, und überſetzt dieß: veniet iis (τέχναις V. 240) manifestus nexus. Solches Griechiſch und ſolches Latein ſchreibt er. — V. 246 will Ahrens εὔπραξις auswerfen und ſchreiben: ὡς ἀπίας θέλει τόδ' ἄγχιστα γαίας μονόφρουρον ἔρκος. Ich glaube, die Leſer werden an den bisher gegebenen Proben der Ahrenſiſchen Kritik genug haben, daher ich ferner ihn gar nicht erwähnen werde, außer wo er zufällig etwas Richtiges oder wenigſtens Erträgliches gefunden hat. Paley verſteht γαίας μονόφρουρον ἔρκος mit dem Scholiaſten und Klauſen vom Chore. Schütz hatte es richtig auf die Klytämneſtra bezogen. — V. 267:

ἀλλ' ἦ σ' ἐπίανέν τις ἄπτερος φάτις;

Dubitari vix poterit quin voluerit poeta praesagitio non ab avibus profecta. Das iſt unmöglich. Klauſen war auf dem rechten Wege, indem er ἄπτερος für »noch unbefiedert« annahm, aber er deutete das ungeſchickt, und Paley, der ihn tadelt, war zu kurzſichtig, um die richtige Spur zu verfolgen. Eben ſo wenig kann V. 298 der κάτοπτος πρὼν das Vorgebirge Sunium ſeyn, das ganz aus dem Wege liegt, und, wenn es als eine, jedoch hier ganz ungeſchickte Bezeichnung der Höhe der Flamme auf dem Aegiplanktos dienen ſollte, mit ſeinem Namen genannt ſeyn mußte. — V. 317:

οἱ μὲν γὰρ ἀμφὶ σώμασιν πεπτωκότες
ἀνδρῶν κασιγνήτων τε καὶ φυταλμίων
παῖδες γερόντων οὐκέτ' ἐξ ἐλευθέρου
δέρης ἀποιμώζουσι φιλτάτων μόρον.

Tutissimum videtur interpretari φυτάλμίους γέροντας senes parentes. Das bedeuten freilich die Worte, aber abſurd iſt es, die im Kampfe gefallenen Männer Greiſe zu nennen. Man ſollte denken, es läge vor Augen, daß es der Aenderung eigentlich nur eines einzigen Buchſtabens bedurfte, um τεκόντων herzuſtellen. — V. 325 heißt es von den Siegern nach Eroberung der Stadt:

ἐν αἰχμαλώτοις Τρωϊκοῖς οἰκήμασιν
ναίουσιν, ἤδη τῶν ὑπαιθρίων πάγων
δρόσων τ' ἀπαλλαγέντες, ὡς δυσδαίμονες
ἀφύλακτον εὕδήσουσι πᾶσαν εὐφρόνην.

So hat Paley interpungirt, und ſchreibt: Libri ὡς, quod cum ἤδη ἀπαλλαγέντες arcte coniunctum significat nunc tandem, quum iam sine excubiis totam noctem dormituri sunt. Das iſt ganz unmöglich. Aperte hic alluditur ad νυκτίπλαγκτον ἔνδροσόν τ' εὐνὴν v. 12. Dieß iſt unſinnig. — δυσδαίμονες dicuntur victores propter mala quae

perpessi sunt, famem, frigora, et rores, nunc tandem felices quia securi et tecti dormire possunt. Das iſt aber kein Griechiſch, und wenn es Griechiſch wäre, würde es ja nunc tandem infelices bedeuten. Gegen ſolche Beweiſe gänzlicher Unfähigkeit, den Dichter zu verſtehen, kommen kleinere Verkehrtheiten nicht in Anſchlag, wie zu V. 334 *δεῖ σωτηρίας, ὥστε κάμψαι*, zu V. 341 multorum enim honorum fructum nacta sum, wo an dem Artikel *τὴν* kein Anſtoß genommen iſt; zu V. 342 *εὐφρόνως* (obligingly) quia petentibus v. 310 comites obsecuta es. Franz hat dieſe Stelle ſo gegeben, wie ſie von Ahrens nach Umſtellung einiger Verſe, auf den erſten Anblick ziemlich wahrſcheinlich, verändert worden iſt:

δεῖ γὰρ πρὸς οἴκους νοστίμου σωτηρίας.
θεοῖς δ' ἀναμπλάκητος εἰ μόλοι στρατός,
κάμψαι διαύλου θάτερον κῶλον πάλιν
γένοιτ' ἄν, εἰ πρόσπαια μὴ τεύχοι κακά,
ἐγρηγορὸς τὸ πῆμα τῶν ἑλωλότων.

Nur iſt dabei nicht bedacht, daß das *εἰ δ' εὐσεβοῦσι* V. 329 einen Gegenſatz und nicht die Wiederholung deſſelben Gedankens verlangt, und daß *μόλοι* nicht zu dem Folgenden paßt, weßhalb es mit *πέλοι* hätte vertauſcht werden müſſen. — S. 345 will Paley wegen *αὖθις* V. 308 *αὖ* ſtatt *εὖ* ſchreiben in den Worten *θεοὺς προσειπεῖν εὖ παρασκευάζομαι*. Das iſt ein unrichtiges Argument. — V. 392 hat Franz die ungeſchickte Ahrenſiſche Umſtellung der Worte aufgenommen, die des Versmaßes wegen gemacht, den Rhythmus verdirbt:

λιποῦσα δ' ἀστοῖσιν ἀσπίστορας
κλόνους τε καὶ λογχίμους ναυβάτας θ' ὁπλισμούς.

Die Worte V. 440 *οἱ δ' αὐτοῦ περὶ τεῖχος θήκας Ἰλιάδος γᾶς εὔμορφοι κατέχουσιν* hat Franz ſo überſetzt: »andre, herrlich an Kraft einſt, ruh'n um Ilions Mauern, ruh'n in troiſchen Gräbern.« Wenn dieß der Sinn wäre, müßte es *εὔμορφοι πρὶν* oder *ποτὲ* heißen. Paley erklärt *εὔμορφοι* durch non combusti, sed integro corpore, im Gegenſatz zu den vorher erwähnten verbrannten Todten. Dann hätte er *ἔμμορφοι* ſchreiben ſollen. — Ich übergehe manches, worüber etwas zu bemerken wäre, und erwähne nur der Ergötzlichkeit wegen einen lächerlichen Gedanken von Paley zu V. 506, wo der Herold zu den Standbildern der Götter ſagt: *φαιδροῖσι τοισίδ' ὄμμασι δέξασθε κύσμῳ βασιλέα*: Suspicor vocem *φαιδροῖς* ad statuas adverso solis lumine radiantes referendum esse. Hinc etiam magis poeticum est *φῶς ἐν εὐφρόνῃ φέρων*. Meminerit lector Graecas tragoedias interdiu et sub aperto sole actas esse. Das iſt

ein Beispiel ästhetischer Erklärung. — Das V. 525 von Paley unberührte τεθναναῖ, das einige ungründliche alte Grammatiker anerkennen, glaubt Franz lasse sich als aus τεθναέναι contrahirt denken; wer das nicht gelten lasse, müsse etwa θανεῖν γὰρ für τεθνᾶναι δ' schreiben. Beides ist wohl irrig. — V. 543: τί δ' οὖ στένοντες οὐ λαχόντες, ἥματος μέρος, übersetzt Paley: Quid est quod non quereremur, quid quod non experti simus diei sortem. Da man dieses Latein eben so wenig als die griechischen Worte verstehen kann, wäre es gut, daß er hinzusetzt: Angl. as our day's portion, wenn man nur das wenigstens mit dem Griechischen vereinbaren könnte. Franz hat aus eigener Conjectur οὐ λάσκοντες geschrieben, was er »unangefochten« übersetzt. Aber das sagen die griechischen Worte nicht. — V. 558 übersetzt Franz richtig:

καὶ πολλὰ χαίρειν ξυμφοραῖς καταξιῶ.
»so lieber sag' ich allem Uebel Lebewohl.«

Paley: Sententia: ego arbitror non modo non dolendum esse, verum etiam magnopere gaudendum propter res gestas (ξυμφοραῖς). Vulgo hunc versum falsissime interpretantur. Seine Erklärung konnte er schon bei dem Scholiasten finden, aber sie paßt nicht zu dem, was folgt. — V. 681. Weil der Vers dem antistrophischen nicht gehörig respondirt, hat Franz einstweilen ἐπ' ἀρκεσιφύλλους geschrieben, was evident nicht das rechte ist. Paley [ἐπ'] ἀεξιφύλλους, in der Antistrophe aber ἀμφὶ πτολιτᾶν mit Butler, wo Franz die ganz abscheuliche Conjectur von Ahrens, λαμπρῶς δὴ πολύθρηνον, αἰαῖ, ὧν ἀμφὶ πολιτᾶν in den Text aufgenommen hat. Die Bücher geben παμπρόσθη πολύθρηνον αἰῶν'. Paley hat πάμπροσθ' ἢ geschrieben, was völlig prosaisch ist. Von dieser Stelle habe ich in den Opusc. IV. p. 337 gesprochen. — Die ganz verdorbene Stelle V. 741 hat Franz so gegeben:

φιλεῖ δὲ τίκτειν ὕβρις μὲν παλαιὰ νεά-
ζουσαν ἐν κακοῖς βροτῶν
ὕβριν, τότ', ἢ τοΐδ', ὅτε τὸ κύριον μόλῃ
φαος τόκου,

wo ὅτε von Klausen, φάος τόκου für νεαρὰ φάους κότον von Ahrens ist. Abgesehen von dem ganz matten Gedanken und der Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung kann das nicht das Wahre seyn, erstens, weil ὕβριν dadurch dem vorhergehenden Verse entzogen, und zur Ergänzung des Trimeters gebraucht worden ist, und zweitens, weil in dem antistrophischen Verse:

τὸν δ' ἐναίσιμον τίει βίον,

mit Ahrens βίον herausgeworfen worden, was auch Paley gethan

hat. Man hat nicht bedacht, daß dann Aeſchylus nicht τὸν δ' ἐναίσιμον, ſondern τὸ δ' ἐναίσιμον würde geſchrieben haben. Ferner kommt ὅτε bei den Tragikern nicht mit dem Conjunctiv vor. Paley hat die drei erſten Verſe eben ſo geſchrieben, das Folgende aber ſo verunſtaltet:

νεαρὰ δὲ φύουσα Κόρον
δαίμονά τε τὸν ἄμαχον [ἀπόλεμον]
ἀνίερον Θράσος, μελαί-
να μελάθροισιν Ἄτα,
εἰδομένα τοκεῦσιν.

Non prorsus abhorret a librorum scriptura νεαρὰ δὲ (melius ad metrum νέα δὲ) φύει Κόρον: vide Herod. VIII. 77 κόρον ὕβριος υἱόν: sed veri etiam similius φύουσα, quoniam hoc multo facilius in φάους corrumpi potuit quam in φύει. In antistrophico versu scripsi ob metrum λειπους' pro λιπους'. Structura est: νεαρὰ δὲ ὕβρις φιλεῖ τίκτειν, Φύουσα Κόρον. Haec dea, ὕβρις, parit geminam prolem, Κόρον et Θράσος, qui sunt δύο Ἄτα, (confer Antig. 538) similes parentibus. Ceterum verba ἀπόλεμον v. 742 et βίον v. 749 ut interpolata uncis inclusi praeter metrum. Der Sinn ſoll alſo ſeyn: »Der alte Uebermuth pflegt ſpäter einmal, wenn die Zeit gekommen iſt, jungen Uebermuth zu gebären, der junge aber (pflegt zu gebären), hervorbringend Hoffart und Verwegenheit.« Dieſe ſehr gründliche, aber nicht ſehr poetiſche Genealogie, in einer Structur ausgedrückt, die auch für die ſchlechteſte Proſa zu unbeholfen iſt, macht der Interpretation eben ſo wenig Ehre, als der Kritik die unüberlegte Wegwerfung tadelloſer und unentbehrlicher Wörter. — V. 752 hat Paley ſtillſchweigend χρυσόπαστα δ' ἑσθλὰ beibehalten, Franz aber ſtatt ἕδεθλα, das Stanley oder vielmehr Auratus vorgeſchlagen hatte, ἕδρανα angemeſſener gefunden, weil Aeſchylus dieſes Wort an andern Stellen gebraucht hat; ein ſeltſamer Grund, eine evidente Verbeſſerung zu verwerfen. — V. 773:

σὺ δέ μοι τότε μὲν στέλλων στρατιὰν
Ἑλένης ἕνεχ', οὐ γάρ σ' ἐπικεύσω,
κάρτ' ἀπομούσως ἦσθα γεγραμμένος,
οὐδ' εὖ πραπίδων οἴακα νέμων,
Θράσος ἀκούσιον
ἀνδράσι θνήσκουσι κομίζων.

Ἀκούσιον iſt Canters von den Nachfolgern aufgenommene Emendation ſtatt ἑκουσιον. Franz ſagt: »Aeſchylos ſchrieb ΕΚΘΥΣΙΟΝ, was nachher ΕΚΟΥΣΙΟΝ geleſen wurde, während es in ΕΚ ΘΥΣΙΩΝ umzuſetzen war. Dieß ſah auch H. L. Ahrens.« Beide würden beſſer gethan haben, dieſes nicht zu ſehen, wozu ſie vermuthlich durch die ἐλπὶς ἐκ θυσιῶν V. 101

veranlaßt worden sind, sondern für's Erste zu fragen, ob, wie φέρειον, so auch κομίζειν τινὶ θάρσος Griechisch sei. Und wie soll man die Uebersetzung verstehen:

»Da mit Opfern du Muth
»Hinschmachtender Seelen entflammtest.«

Der Chor tadelt den Agamemnon überhaupt wegen des unternommenen Zugs nach Troia. Unter den Opfern könnte also nur entweder das Opfer der Iphigenia gemeint seyn, in welchem Falle der Dichter wohl ἐκ θυσίας geschrieben hätte, oder das in der Ilias II. 305 ff. beschriebene Opfer in Aulis, wo Kalchas die Eroberung im zehnten Jahre, eine nicht eben ermuthigende Sache, geweissagt hatte. Da wäre doch θράσος ἀκούσιον in Bezug auf die, welche sich dem Zuge entziehen wollten, wie Ulysses und der zum Tode bestimmte Achilles, immer noch besser. Aber bei genauerer Prüfung dürfte sich ergeben, daß die Farnesische Lesart θάρσος ἑκούσιον die richtige ist, denn θνήσκουσι kann nur die sterben wollenden bezeichnen. — V. 953 gibt Paley:

οὐδ' ἀποπτύσαι, δίκαν
δυσκρίτων ὀνειράτων,
θάρσος εὐπιθὲς ἵζει
φρενὸς φίλον θρόνον;

Et cur non ea fiducia animi mei sedem occupat, ut vanos hos terrores tanquam mera somnia aspernari possit? Solches Griechisch versteht niemand. — V. 973 liest man bei Franz:

μάλα γὰρ ἴσθ' ὅτι τὸ τᾶς
ὑγιείας ἀκόρεστον
τέρμα νόσος στυγερὰ γειτων ὁμότοιχος ἐρείδει.

Στυγερὰ ist ein unnützes Supplement von Ahrens, und vorher geben die Bücher μάλα γάρ τοι τᾶς πολλᾶς ὑγιείας. Allein kann ὑγιείας hier nicht stehen, und überhaupt konnte Aeschylus den Gedanken nicht so ausdrücken, wie er hier gegeben ist. — V. 977 ff. ist die Lücke beispielsweise nach Ahrens so ausgefüllt:

καὶ πότμος εὐθυπορῶν
ἀνδρὸς ἐπαισιν [ἄφνω
πολλάκι δὴ πρὸς] ἄφαντον ἔρμα.

Etwas so mattes wird Aeschylus nicht gesetzt haben. — V. 993:

οὐδὲ τὸν ὀρθοδαῆ
τῶν ῥιζωθέντων ἀνάγειν
Ζεὺς ἀνέπαυσεν ἐπ' εὐλαβείᾳ;

Das Fragzeichen ist von Ahrens, wodurch allerdings der Satz in einen negativen verwandelt wird: aber wer wird glauben, daß der Dichter so ungeschickt geschrieben habe? Etwas

beſſer ſchrieb Paley: *Ζεὺς ἂν αὖτ' ἔπαυσεν ἐπ' εὐλαβείᾳ.* Aber dieſes *ἐπ' εὐλαβείᾳ* hatte ſchon längſt Canter für eine Gloſſe erkannt, und wenn man ſich die Mühe genommen hätte, auf die Scholien zu achten, würde man das auf das unzweideutigſte beſtätigt gefunden haben. — V. 1017 ff. will Franz, daß den erſten Vers der Chorführer, die zwei andern ein anderer aus dem Chore ſpreche. Eben ſo V. 1039—1041. Dazu iſt kein Grund vorhanden, und V. 1018 widerſpricht das *δέ*. — V. 1058 hat Paley:

μισόθεον μὲν οὖν· πολλὰ συνίστορα
αὐτοφόνα κακὰ καὶ ἀρτάναι·
ἀνδροσφαγεῖον καὶ πέδον ῥαντήριον —

συνίστορα, conscia sunt, sc. hanc domum esse *μεσόθεον*. Wem das behagt, mag es billigen. *ἀνδροσφαγεῖον* iſt von Dobree. *πέδον ῥαντήριον* male vertunt solum conspersum, contra sensum verbalium in *τήριον*, ut ipsi fatentur. Est pro *ἀποῤῥαντήριον*, locus ubi servabatur aqua ad conspergendam victimam vel ad lustrationem adhibita. Eur. Ion. 435. *ἐλθὼν εἰς ἀποῤῥαντήρια δρόσον καθήσω.* Dieſe Erklärung iſt abenteuerlich. Soll übrigens der Gedankenſtrich eine Aposiopeſe anzeigen, ſo iſt auch das etwas ganz verkehrtes. — V. 1108 hat Paley die hergebrachte fehlerhafte Lesart beibehalten. Franz ſchrieb:

τὸ γὰρ ἐμὸν θροεῖ πάθος ἐπεγχέας,

und ſagt: »Kaſſandra ſpricht vom Chor.« Allerdings: aber in der dritten Perſon? — V. 1116 gibt Paley, ohne den metriſchen Fehler wahrzunehmen:

πτεροφόρον γάρ οἱ δέμας περιβάλοντο,

indem er doch des Metrums wegen ſo änderte. — Zu V. 1133 *νεογνὸς ἀνθρώπων μάθοι: ἂν* post *νεογνὸς* inserciunt quidam editores. Vide ad v. 342 (dort ſteht nichts, gemeint iſt aber V. 339) 535. Daß das Metrum dennoch nicht richtig iſt, begriff er nicht, und daß *ἂν* wegbleibe, iſt in ſeiner Grăcität erlaubt. — V. 1146 lieſt Franz:

ἑπόμενα προτέροις τάδε γ' ἐφημίσω

mit Ahrens ſtatt *προτέροισι τάδ'*, »der damit die Cäſur des Dochmius wie in der Strophe herſtellt.« Wenn er hier ſo ſtreng auf die Cäſur achtete, warum hob er ſie denn V. 1093 gefliſſentlich auf? Eben ſo haben beide den 1148. Vers durch offenbar unzuläßige Conjecturen verunſtaltet, wo nichts zu ändern war. — V. 1143:

ἐγὼ δὲ θερμόνους τάχ' ἐν πέδῳ βαλῶ.

Supple ἐμαυτὴν. Fallitur K qui non meminerat Cho. 565. Arist. Vesp. 227. Eur. Cycl. 574 in quibus locis βάλλειν eodem modo usurpatur. Diese Stellen hat Paley gänzlich mißverstanden. So hat niemand geredet. — V. 1240 schrieb Franz nach eigener Conjectur, matt:

ἴτ' ἐς φθόρον· πεσόντα δ' ὧδ' ἀμείψομαι·

Ganz schlecht Paley:

ἴτ' ἐς φθόρον πεσόντ' ἄγ' ὧδ' ἀμ' ἕψομαι.

Es liegt vor Augen, daß, wie ich vor vielen Jahren in meinen akademischen Vorlesungen erinnerte, zu schreiben ist:

ἴτ' ἐς φθόρον πεσόντ'· ἐγὼ δ' ἅμ' ἕψομαι.

Diese Emendation hat Scholefield aufgenommen, dem sie anonym bekannt worden war. — V. 1241 hat Aeschylus nicht geschrieben, wie Paley:

ἄλλην τιν', ἄλλην ἀντ' ἐμοῦ πλουτίζετε

V. 1259. Hier hat Ahrens richtig gesehen, daß μέτοικος zu schreiben ist: aber dieß ist auch die einzige Conjectur von ihm im Agamemnon, die gebilligt werden kann. — V. 1301 schrieb Paley ohne Grund εἰ δὲ δυστυχῆ statt δυστυχῆ. — V. 1313 kann ἐπικρανεῖ nicht, wie Franz will, ein langes α haben. — V. 1314 ist, was Franz von Ahrens aufgenommen hat, τίς ἂν εὔξαιτο βροτὸς ὤν, gegen die tragische Prosodie. Der gleichnamige E. A. Ahrens in Coburg hat in der bei Didot von ihm besorgten Ausgabe des Aeschylus richtig τίς ποτ' ἂν εὔξαιτο βροτῶν geschrieben. Die von Paley aufgenommene Conjectur Blomfields, τίς ἂν οὐκ εὔξαιτο βροτῶν ἀσινεῖ δαίμονι φῦναι τάδ' ἀκούων gibt hier einen ganz unpassenden Gedanken. — V. 1341 hat Franz richtig mit E. A. Ahrens θυμοῦσθαι geschrieben. Paley ließ das ungriechische μυθοῦσθαι stehen. — V. 1474 und 1500 gibt Paley mit Dobree δουλίῳ μόρῳ δαμείς. Libri δολίῳ, quod metrum pessumdat, nämlich sein eingebildetes Metrum. Den Sinn vertheidigt er zu V. 1500 (bei ihm 1497) mit Gründen, deren Unstatthaftigkeit am Tage liegt. Und eben so verkehrt gibt er V. 1504 δούλιον ἄτην statt δολίαν ἄτην. Wo dagegen wirkliche Schwierigkeiten sind, sieht er sie gar nicht bei dem Leichtsinne, mit dem er verfahren ist. So merkt er nicht, daß bei V. 1576 eine Lücke ist, sondern begnügt sich anzugeben, an welchem Platze Atreus bei Tische gesessen habe, indem er hinzusetzt: ἀνδρακὰς est χωρὶς, interprete Suida. Wer den Suidas nachschlägt und mit andern Grammatikern vergleicht, wird sehen, mit welcher Flüchtigkeit dieses Citat benützt ist. Ganz gedankenlos schweigt er zu V. 1587, wo Aegisthus von sich sagt:

τρίτον γὰρ ὄντα μ' ἐπὶ δεκ' ἀθλίῳ πατρὶ
συνεξελαύνει τυτθὸν ὄντ' ἐν σπαργάνοις,

und denkt nicht daran, daß dieß nicht nur der Sage widerspricht, sondern auch, wenn Thyestes dreizehn Söhne gehabt hätte, entweder Atreus ein ganzes Dutzend mußte geschlachtet haben, oder der Dichter hätte angeben müssen, warum keiner der übrigen Brüder an der Rache Theil genommen habe. F. A. J. Ahrens vermuthete ἐπὶ δύ', aber das ist nicht hinreichend. Besser H. C. Ahrens τρίτον γὰρ ὄντα μ' ἐπὶ δύ' ἀθλίοιν, was allerdings den passenden Sinn gibt, aber keine Wahrscheinlichkeit für sich hat, zumal da man den Artikel oder ein Pronomen vermißt, z. B. τρίτον γὰρ ὄντα μ' ἐπὶ δυοῖν τοῖνδ' ἀθλίοιν. — V. 1596 hat Franz, dafern nicht vor diesem Verse ein Wort ausgefallen sei, einstweilen σὺ in εἰ verändert und geschrieben:

εἰ δ' ἄνδρα τόνδε φῂς ἑκὼν κατακτανεῖν.

Dieß würde allerdings genügen: doch konnte, da einige Bücher τόνδ' ἔφης haben, auch σὺ δ' ἄνδρα τόνδ' εἰ φῂς geschrieben werden. Ist aber ein Vers ausgefallen, was nach der von Wellauer angegebenen antistrophischen Einrichtung ziemlich wahrscheinlich ist, so ist die Lücke nicht vor V. 1596, sondern vor V. 1598 anzunehmen. Paley hat mit gewohntem Leichtsinn an nichts Anstoß genommen. Bloß weiter unten in den schwierigen Versen 1608 — 1610 hat er, ohne auf die Bedenklichkeit der ganzen Rede zu achten, nach V. 1608 eine Lücke bemerklich gemacht, wo doch nach Wellauers Andeutung erst zu fragen war, ob auch wirklich etwas fehle. Franz nimmt mit Wellauer an, daß in den Worten:

γύναι, σὺ τοὺς ἥκοντας ἐκ μάχης νέου
οἰκουρός,

τοὺς ἥκοντας von οἰκουρὸς regiert werde, was nicht angeht. — V. 1563 hat Franz ἠπίοις, was von Jacob richtig in νηπίοις verändert worden war, mit der unglücklichen Ahrensischen Conjectur ὕπτίοις vertauscht. Paley aber nimmt ἠπίοις mit seinem ungeschickten Führer Klausen ironisch. — Eben so hat Franz V. 1628 ἀλλὰ σὺν γυνῇ — ἔκτεινε nach der ganz unstatthaften Conjectur von Ahrens in ἀλλά σοι γυνὴ verändert, da doch schon andere νιν geschrieben hatten. Paley denkt gar nicht daran, daß Klytämnestra allein den Agamemnon getödtet hat. Die trochäischen Verse, mit denen der Agamemnon schließt, bedürfen noch einer kräftigeren Kritik, als sie auch von diesen Herausgebern erfahren haben. Zum Schlusse möge aber noch V. 1643 eine Conjectur von Ahrens erwähnt werden, deren Sinn zu errathen ich anderen überlassen muß, πρὶν παθεῖν ἔρξαντα καιρούν. Faßt

man, was Paley geleistet hat, zusammen, so ist das Ergebniß, daß das, was in seiner Ausgabe gut ist, von Andern herrührt, er selbst aber nur Verkehrtes und Irriges vorgebracht, und überhaupt den Dichter gar nicht verstanden hat. Ich werde daher in den folgenden Stücken wenig Notiz von ihm nehmen.

Im Prolog der Choephoren hat Franz nach V. 7 die aus dem Scholion des Cod. Vat. 909 zur Alcestis des Euripides, das er hier mittheilt, schon vorher von Dindorf geheimnißvoll bekannt gemachten zwei Verse eingerückt. Paley, der sich überhaupt um das, was nicht in den wenigen Büchern, die er gebraucht zu haben scheint, zu finden war, nicht bekümmert, kennt sie nicht. Dafür gibt er im ersten Chorgesange V. 62 im Texte etwas von seiner Erfindung, χρονίζοις' ἀσυχᾶ. In den ganzen Choephoren ist, wie im Agamemnon, alles, was gut ist, das Eigenthum anderer Gelehrten; er selbst hat nichts gebessert, viele Stellen aber verdorben; viele Schwierigkeiten gar nicht bemerkt, und von Neuem gezeigt, daß er mit den Gesetzen der tragischen Poesie ganz unbekannt ist. — Franz hat auch in dieser Tragödie Vieles von H. C. Ahrens aufgenommen. Um den Leser nicht zu ermüden, begnüge ich mich mit dem Ausspruche, daß alles, was Franz von H. C. Ahrens entweder in seinen Text aufgenommen oder in den Anmerkungen angeführt hat, außer wo ich es ausdrücklich ausnehme, unstatthaft und verwerflich ist. Widerlegung ist nicht nöthig, da für jeden, der die nöthigen Kenntnisse, die erforderliche Bekanntschaft mit den Tragikern und ein unbefangenes Urtheil besitzt, diese Einfälle sich selbst widerlegen. Eine Ausnahme macht V. 124, wo Franz von ihm πατρῴων αἱμάτων ἐπισκόπους aufgenommen hat, was allerdings hier passender scheint als δωμάτων. Aber die richtige Umstellung der Verse 225 — 228, die ihm Franz zuschreibt, ist wohl nicht von ihm, sondern er hat sie wohl von Bothe genommen, und nur ξυμμέτρου τῷ σῷ κάρᾳ in ξύμμετρον (was schon Pauw vorgeschlagen hatte) τῷμῷ κάρᾳ verändert. In dieser Stelle hat Franz V. 223 aus eigener Conjectur gesetzt:

αὐτόν με νῦν ὁρῶσα δυσμαθῶς ἔχεις,

wie allerdings Aeschylus geschrieben haben könnte, aber sehr unglaublich ist es, daß dieß die Abschreiber würden in δυρμαθεῖς ἐμὲ abgeändert haben. — V. 274 sagt Orestes von Apollo:

αὐτὸν δ' ἔφασκε τῇ φίλῃ ψυχῇ τάδε
τίσειν μ' ἔχοντα πολλὰ δυστερπῆ κακά.
τὰ μὲν γὰρ ἐκ γῆς δυσφρόνων μειλίγματα
βροτοῖς πιφαύσκων εἶπε.

Anſtatt, wie Lobeck gethan hatte, μηνίματα zu ſchreiben, hat Franz mit Ahrens zwei Halbverſe umgeſtellt:

τίσειν μ' ἔχοντα δυσφρόνων μειλίγματα,
τὰ μὲν γὰρ ἐκ γῆς πολλὰ δυστερπῆ κακὰ
βροτοῖς πιφαύσκων εἶπε,

gut, daß er nicht auch noch ἀρότοις mit Ahrens ſchrieb. Dieß kann man aber durchaus nicht verſtehen, denn auch die Ueberſetzung zeigt nicht, welche Beſänftigung der Todten Oreſtes büßen ſollte, da ja die ihm gebotene Tödtung der Klytämneſtra und des Aegiſthus das iſt, wodurch er der Büßung für die Unterlaſſung dieſer That entgehen kann. Man würde das gar nicht begreifen können, wenn nicht der dieſer Stelle vorhergehende Vers:

ἀποχρημάτοισι ζημίαις ταυρούμενον,

gänzlich mißverſtanden, und die ganze Stelle ſo überſetzt worden wäre:

»wenn nicht des Vaters Mörder ich verfolgete,
»die ich auf gleiche Weiſe wieder morden ſoll,
»mit Stolz entrüſtet, böte man Geldbußen mir;
»und ſelbſt an meiner Seele, ſagt er, würd' ich dann
»beſtraft für ſolche Sänftigung von Feindes Hand.
»Erſt all das Unheil, wie es aus der Erde Schoos
»Dem Volk ſich aufdrängt, zeigt' er.«

V. 315 hat Franz ἂν ἔκαθεν in ἀγχόθεν verwandelt des Versmaßes wegen; aber ἄν kann nicht fehlen, und der antiſtrophiſche Vers war vielmehr zu corrigiren. — V. 340 hat er ganz willkürlich ſtatt νεοκρᾶτα φίλον κομίζοι, wo man κομίσειεν geſchrieben hatte, ἀρθμὸν νεοκρᾶτα κομίζοι geſetzt. Eben ſo iſt auch V. 345 ein ἄν eingeſchoben worden, wo nicht mehr die Antiſtrophe corrupt iſt, die durch das mit Ahrens eingeſetzte καὶ σὰν nur noch mehr verdorben wird. Noch Mehreres iſt in dieſem vielfach corrupten Klaggeſange zum Theil aus eigener Conjectur, zum Theil mit andern höchſt frei und verwegen geändert. Nur eins davon möge bemerkt werden. V. 395 κλῦτε δὲ Γᾶ χθονίων τε τιμαί, das Franz, der mit Ahrens zugleich darauf verfallen iſt, durch die Lesart des Mediceus, ταχθονίων τετιμαι, wo ἐν über μαι geſchrieben iſt, außer Zweifel geſetzt glaubt. Im ſtrophiſchen Verſe iſt nicht unmöglich, was Franz geſchrieben hat, τοκεῦσι δ' ὁμῶς τελευτᾶν, wo die Bücher τελεῖται geben: doch dürfte es nicht das Wahre ſeyn. — Sehr ſeltſam und gewiſſermaßen ſich ſelbſt widerſprechend iſt, was Franz aus eigener Vermuthung V. 475 geſetzt hat:

τυχεῖν με λαμπρὰς ἰδίσαν Αἰγίσθῳ [πάγας].

Die Vulgata ist:

φυγεῖν μέγαν πρόσθεῖσαν Αἰγίσθῳ μόρον.

Das letzte Wort, das in den älteren Büchern fehlt, ist von Turnebus hinzugesetzt worden. — Nicht minder wunderbar ist, was man V. 537 liest:

οὔφις ἐπ' ἀμὰ σπάργαν' ἡρπαλίζετο,
Der Drach' auf meine Windeln hurtig ward gelegt.

Franz gesteht selbst, daß damit der Vers noch nicht constituirt sei. Er hat auf diese Lesart aus dem, was der Mediceus gibt, geschlossen: οὔφεισεπασασπαργανηπλείζετο. Daß ἁρπαλίζειν ein verbum Aeschyleum ist, kann zu einer solchen Vermuthung nicht berechtigen. Von den übrigen Conjecturen, die er anführt, ist, die Porsonische ausgenommen, οὔφις ἐμοῖσι σπαργάνοις ὡπλίζετο, immer eine absurder als die andere. — Merkwürdig ist auch V. 584 Folgendes, was nach seiner Vermuthung Franz in den Text gesetzt hat:

πτανά τε καὶ πεδοβάμον' ἄν ἀνεμόεντων
αἰγίδων φράσαι κότον.

Nicht leicht wird man errathen, daß dieß bedeuten soll:

»und das Geflügel der Lüfte, das Wild auf der Erde
»kennt der Windesbraut schweren Groll.«

Ich übergehe Anderes, wodurch dieser Chorgesang mehr gelitten als gewonnen hat. — Irrig ist V. 590 χρυσοδμήτοισιν als von mir vorgeschlagen in den Text gesetzt. Nicht so gegen die Prosodie, sondern χρυσοκμήτοισιν hatte ich angegeben. — Von V. 701 — 703 ist bemerkt, daß sie im Texte des Mediceus fehlen, nachher aber von dem Abschreiber am Rande geschrieben sind; und daß sie ebenfalls im Wolfenbüttler Coder und in den drei ersten Ausgaben fehlen. Von dem Wolfenbüttler Coder ist diese Angabe irrig. Allerdings fehlen sie in dessen Texte, sind aber zwischen den Scholien nachgetragen, und geben daher einen starken Beweis, daß dieser Coder aus dem Mediceus abgeschrieben ist. — Der sehr corrupte Chorgesang V. 773 ff. ist nicht nur nicht verbessert, sondern zum Theil, wie gewöhnlich, mit Ahrensischen Conjecturen noch weit mehr verdorben worden. Als einen Beweis, wie groß die Autorität ist, in der Ahrens bei Franz steht, will ich aus dem folgenden Chorgesange nur das anführen, daß er, anstatt seine richtige Conjectur ψάλιον οἰκετῶν in den Text zu setzen, das ganz barbarische ψάλιον οἰκίων, und zwar auch so accentuirt, aufgenommen hat. — V. 977 hätte er die von Meineke in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1843. S. 183 bemerkte nothwendige Versetzung der Verse

991 — 998 nach V. 976, die er billigt, in den Text aufnehmen sollen. — Die wenigen Anapästen V. 1013 — 1015 sind noch mehr verdorben worden, als sie es schon waren. So auch die Verse 1017 — 1021. — Auch in dieser Tragödie hat Ahrens, außer der zu V. 124 bemerkten, nur noch eine einzige gute Conjectur gemacht, εἰς σοι καθαρμός, V. 1055. Das hatte schon der längst verstorbene Erfurdt vorgeschlagen.

In den Eumeniden wird mein Geschäft etwas erfreulicher, da theils diese Tragödie im Ganzen weniger verdorben ist, als die beiden vorhergehenden, theils die Arbeit des Herrn Linwood, von der ich nun zu sprechen habe, sich sehr zu ihrem Vortheile gegen die Paley'sche auszeichnet. Seine Ausgabe der Eumeniden enthält den Text mit kritischen und grammatischen Anmerkungen, in denen die Varianten, selbst wo sie in offenbaren Schreib- oder Druckfehlern bestehen, aufgeführt sind, was bloß bei sehr bedenklichen Stellen von Nutzen seyn kann; sodann kommen die Scholien, mit Angabe sowohl eigener, als von Andern gemachter Verbesserungen; endlich folgen Notae variorum selectae. In der Vorrede rühmt er zuvörderst die Gefälligkeit des Bischofs von London, Blomfield, der ihm das, was er zu dieser Tragödie niedergeschrieben hatte, überließ. Sodann spricht er von den oben genannten Handschriften, und zeigt namentlich an, daß die in der Weigel'schen Ausgabe befindliche Vergleichung des Mediceus nicht von de Furia, sondern von Gaspar Bencini gemacht ist. De Furia hielt sie für sehr genau, hat aber, wo Herr Linwood Zweifel hatte, noch selbst den Codex nachgesehen. Ausführlich handelt er ferner von den Pearson zugeschriebenen Conjecturen, und zeigt, daß mit wenigen sichern Ausnahmen, die er angibt, die meisten wohl von Pontus herrühren mögen. Seine Noten zeigen Bekanntschaft auch mit deutscher Literatur, und überhaupt beweisen sie viel Sorgfalt und Genauigkeit, wenn man auch oft gegen seine Kritik und Erklärungen Einwürfe zu machen Veranlassung findet. Im Prolog der Eumeniden fällt auf, daß Linwood V. 11 Παρνασσοῦ nicht bloß mit einem σ auf Schäfers Auctorität in den Melet. crit. gleich zu Anfang, sondern auch mit α gesetzt hat. Schäfers zufällig zusammengelesene Citate haben keine Geltung, und Aeschylus hat die poetische jonische Form gebraucht. Eustathius S. 1850, 50 ὁ δὲ Παρνησὸς, ὃν ἡ κοινὴ χρῆσις διὰ τοῦ α λέγει Παρνασόν, und wenige Zeilen weiter unten: ἡ δὲ διὰ τῶν δύο σσ γραφὴ τοῦ Παρνησσοῦ κατήργηται παρὰ τοῖς ὕστερον. Dafür lassen sich noch viele andere Beispiele und Analogien anführen. — Die offenbare Lücke nimmt Linwood nicht, wie Franz mit andern gethan hat, vor

V. 50, sondern in diesem Verse nach den Worten εἶδόν ποτ' ἤδη an. Welches das Richtige sei, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Ungebührlich aber fertigt Paley die Sache mit den Worten ab: Assentiri nequeo viro doctissimo Gulielmo Linwood, qui in editione sua lacunae notam hoc loco exprimendam curavit. Das heißt: »Ich, Paley, kann das nicht glauben.« Das verlangt Niemand zu wissen. — V. 65 haben alle drei Herausgeber die hergebrachte Lesart beibehalten:

ἐγγὺς παριστὼς, καὶ πρόσω δ' ἀπεστατῶν.

Franz sagt jedoch: »πρόσω γ' vermuthet Blomfield, vielleicht mit Recht.« Die beiden andern vertheidigen sogar das καὶ — δέ. Alle drei hatten also bloß an die Verbindung dieser beiden Conjunctionen, nicht aber daran gedacht, daß es doch wenigstens seltsam sei, zu sagen: »ich werde dich nahe stehend, aber auch fern stehend beschützen,« anstatt: »ich werde dich nahe stehend, wenn auch mich fern befindend, schützen.« — Viel ist gestritten worden über V. 103 ff.:

ὅρα δὲ πληγὰς τάσδε καρδίᾳ σέθεν.
εὖδουσα γὰρ φρὴν ὄμμασιν λαμπρύνεται,
ἐν ἡμέρᾳ δὲ μοῖρ' ἀπρόσκοπος βροτῶν.

Mehrere haben καρδίᾳ σέθεν vertheidigt, weil auch das Herz als Sitz der Gedanken vorkomme. Doch sah Schömann, der dieß S. 198 mit einem Zeugnisse des Galen belegt, daß dabei immer an eine Erregung des Gemüths gedacht werde. Diese Worte, καρδίᾳ σέθεν, würden ein ganz müßiger Zusatz seyn, um so mehr, da auch σέθεν völlig überflüssig ist. Linwood schrieb καρδίας σέθεν: πληγὰς καρδίας metaphorice sumendum puto, et ad convicia a Clytaemnestra choro iniecta referendum. Das würde kein Grieche verstanden haben. Was ich gesetzt habe, καρδίας ὅθεν, »von wem diese Wunden des Herzens geschlagen sind,« meint er mit O. Müller, könne nicht Statt haben, da V. 541 gesagt werde, Orestes habe die Mutter getödtet: ξιφουλκῷ χειρὶ πρὸς δέρην τεμών. Doch kann man ja wohl, wenn man einem von oben am Halse das Schwert in die Brust stößt, das Herz durchbohren. Wer das nicht gelten lassen will, kann ja leicht καιρίας schreiben. Herr Professor Schneidewin hat in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1845. Nr. 195. S. 1948 ff. bei Beurtheilung der Linwood'schen Ausgabe weitläuftig über diese Verse gesprochen: aber die Erklärung, die er aufstellt, ist so gekünstelt und verwickelt, daß sie auf keine Weise gebilligt werden kann, eben so wenig als seine Conjectur ἀκρόσκοπος βροτῶν. Statt des letzten Wortes hatte ich φρενῶν gesetzt, was offenbar von dem Scholiasten vorgefunden wurde, dessen Erklärung fol-

gende iſt: ἡ τῆς φρενὸς μοῖρα οὐ προορᾷ ἐν ἡμέρᾳ. Auch hat der Scholiaſt richtig zu dem vorhergehenden Verſe bemerkt, daß der Schatten der Klytämneſtra noch die Wunde zeigt: τραγικώτερον δὲ τὸ εἴδωλον Κλυταιμνήστρας σώζει τὴν σφαγήν. Die Rede iſt mit den von mir angegebenen Veränderungen ganz einfach und klar. Klytämneſtra will die ſchlafenden Eumeniden zur Rache des Muttermordes auffordern: »ſieh die Wunden, von wem ſie geſchlagen ſind: denn im Schlafe ſieht die Seele mit helleren Augen; im Tageslichte hingegen iſt das Loos des Geiſtes nicht weitſehend.« Dieſen nicht ſelten bei den Alten vorkommenden Gedanken, daß im Traume hell erſcheint, was in wachendem Zuſtande verborgen bleibt, hat Stanley hinlänglich erläutert. Daher Linwood ſehr irrt, wenn er dieſe beiden Verſe für untergeſchoben hält. — Ich übergehe Mehreres, da man bei ihm ein ſicheres Urtheil und eine genauere Beachtung der Sprachgeſetze vermißt. Nur Einiges möge bemerkt werden. V. 184:

λέοντος ἄντρον αἱματορρόφου
οἰκεῖν τοιαύτας εἰκός, οὐ χρηστηρίοις
ἐν τοῖσδε πλησίοισι τρίβεσθαι μύσος.

An dem überflüſſigen πλησίοισι haben die Kritiker nicht mit Unrecht Anſtoß genommen. Pauws Conjectur πλουσίοισι iſt auch von Linwood in den Text geſetzt. Aber das iſt hier ein falſcher Begriff, indem der Höhle des Löwen etwas paſſenderes entgegengeſetzt werden muß, als ein reicher Tempel. — V. 208:

εὐνὴ γὰρ ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ μορσίμη
ὄρκου 'στὶ μεῖζων τῇ δίκῃ φρουρουμένη.

Hier ſagt Linwood: φρουρουμένῃ pro vulgato φρουρουμένη habet Ald. (dieß iſt nur ein Druckfehler) et recte mea sententia; nam Clytaemnestra innuitur: vereor etiam ut τῇ δίκῃ addito articulo adverbialiter pro δικαίως stare possit. Wäre Klytämneſtra gemeint, ſo müßte es φρουρούσῃ heißen, und τῇ δίκῃ ſteht, weil nicht unbeſtimmt »mit Recht,« ſondern »mit dem gebührenden Rechte« ausgedrückt werden ſoll. Auch würden ſchon die auf zwei verſchiedene Subjecte gehenden Dative anſtößig ſeyn. — Ungriechiſche Formen ſind V. 222 κακκυνηγέτις, 258 ματροφόνας, 333 ἄμμοιρος. — Gut iſt, obwohl an der Richtigkeit noch gezweifelt werden kann, was Linwood und Franz V. 452 geſetzt haben:

ἱκέτης προσῆλθες καθαρὸς ἀβλαβὴς δόμοις
ἐμοῖς ἄμομφον δ' ὄντα σ' αἱροῦμαι πόλει.

Ganz irrig aber hat Linwood V. 558 μ' ἐλεῖν ſtatt μένειν geſchrieben. Eben ſo wenig wird man V. 461 beiſtimmen können, wo er, anſtatt die von Pearſon oder wem ſonſt herrührende Verbeſſerung aufzunehmen:

φόνων δικαστὰς ὀρκίους αἱρουμένη,

die überlieferte Lesart φόνων δικαστὰς ὁρκίων αἱρουμένους so beibehält, daß er nach δικαστὰς eine Lücke annimmt. — V. 466 wollte Herr Schneidewin in der oben angeführten Recension τάξω für ἥξω schreiben, was allerdings Aeschylus gesetzt haben könnte. Daß aber eine Aenderung gar nicht nöthig ist, hatte ich schon in diesen Jahrbüchern im CXI. Bande S. 251 gezeigt. — V. 494 hatte vor mir schon ein anderer bey Dobree δεῖ μένειν statt δειμαίνει vorgeschlagen, was Franz übersehen hat. Δειμανεῖ, das Linwood mit andern in der Bedeutung von absterrebit aufgenommen hat, kann nicht gerechtfertigt werden, dafern man nicht die ganz unnützen Worte εὖ καὶ so ändert, daß δειμανεῖ seine feststehende Bedeutung behalten kann. — V. 496:

τίς δὲ μηδὲν ἐν φάει
καρδίας ἀνατρέφων,

so Linwood. Richtig hatte Auratus ἐν δέει geschrieben: sed illud, sagt Linwood, habent libri et schol. qui bene per λαμπρότητι καὶ ὀρθότητι φρενῶν explicat. Dieß würde in Athen Niemand verstanden haben. Auch geben die Bücher den Accusativ καρδίαν, und in dem zweiten Verse fehlt noch eine kurze Sylbe, die jedoch nicht, wie Franz gethan hat, durch ein Ahrensisches ἄνια τρέφων herzustellen ist. — V. 603 nimmt Linwood die Lücke mitten in dem Verse:

δρόιτης περῶντι λουτρὰ, κἀπὶ τέρματι

nach λουτρὰ an. Wenn es schon an sich weit wahrscheinlicher ist, daß ein ganzer Vers ausfalle, als daß mitten in den Versen etwas übersehen werde, so durfte er hier um so weniger dieser Vermuthung Raum geben, da der vorhergehende Vers:

τὰ πλεῖστ' ἀμείνων εὔφροσιν δεδεγμένη,

den er selbst für corrupt hält, vielmehr auf ein zu εὔφροσιν gehörendes Substantiv hinweisen würde. — V. 769 hatte man mit Recht Anstoß genommen an ἀφεῖσαι δαιμόνων σταλάγματα, was auch Linwood, da die Eumeniden selbst sprechen, hart fand. Dennoch sagt er: sed optime vulgatum servat Dobraeus coll. v. 282 βόσκημα δαιμόνων: aber diese Stelle beweist nichts, da jener Vers, der an demselben Fehler leidet, so zu schreiben ist:

ἀναίματον βόσκημα τῶνδε δαιμόνων,

was ich in diesen Jahrbüchern CXI. S. 250 gezeigt habe. — V. 801. 833 hatte ich κατὰ γᾶς für κατὰ γᾶν gesetzt. Alle drei Herausgeber behalten κατὰ γᾶν, vermuthlich durch die von Herrn Wieseler in seinen Coniectaneis in Aeschyli Eumenides S. 160 angeführten Stellen bewogen, die jedoch, unbefangen betrachtet,

vielmehr das Gegentheil beweiſen, indem ſie zeigen, daß jetzt die Eumeniden noch nicht geſonnen ſind dazubleiben, und auch Athene ihnen jetzt noch die Wahl läßt zu bleiben oder zu gehen. Sie würden alſo hier wohl κατὰ γᾶν ἀτίετοι εἶναι, aber nicht οἰκεῖν ſagen können. — V. 819 würde die Conjectur von Ahrens ὅσ' ἂν zuläſſig ſeyn, wenn es nicht wahrſcheinlicher wäre, daß die Lesart der Bücher ὅσην auf einen ausgefallenen Vers hinwieſe. — Die von mir nachgewieſene Lücke nach V. 982 iſt von Linwood und Franz anerkannt. Paley, der ſich überall keine Mühe gegeben hat, ſchwankt, ob er mir oder O. Müllern beitreten ſoll, dem es überall nur darauf ankam, mir zu widerſprechen. Ganz unüberlegt aber und unſtatthaft iſt der Gedanke, mit dem Paley den Einwurf, daß Aeſchylus die Einführung der Benennung Εὐμενίδες nicht unerwähnt laſſen konnte, zu entkräften ſucht: Nam quod ad ipsum nomen Εὐμενίδας, Aeschyleo metro non admodum accommodatum, fieri potest ut idem expresserit poeta in v. εὔφρονες v. 946. 984, als ob Aeſchylus nicht eben ſo gut wie Sophokles:

τὰς πάνθ' ὁρώσας Εὐμενίδας

im Trimeter geſagt haben könnte. Aber ſein unbegränzter Leichtſinn zeigt ſich auch noch in dem letzten kurzen Geſange, den die προπομποὶ ſingen, wo er das zweite Strophenpaar zu einer Exode gemacht, den ganzen Geſang aber mit βᾶτε δ' ὁμῶς, alſo mit einer Copula, angefangen hat, mit der ganz neue Perſonen ihre Rede beginnen ſollen. Linwood hat den zweiten Vers des erſten Strophenpaars in der Strophe richtig geſchrieben:

Νυκτὸς παῖδες, ἄπαιδες, ὑπ' εὔφρονι πομπᾷ,

in der Antiſtrophe aber:

τιμαῖς καὶ θυσίαισι τύχαις τ' ἐρίσεπται.

Aber τύχαις würde nothwendig ein Epitheton verlangen, und Aeſchylus auch ἐρίσεπτοι geſchrieben haben. Die natürlichſte und der handſchriftlichen Lesart näher liegende Veränderung iſt die von Musgrave:

τιμαῖς καὶ θυσίαις περίσεπτα τυχοῦσαι.

Die beiden letzten Strophen dieſes Geſanges lauten bei Linwood ſo:

ἵλαοι δὲ καὶ εὔφρονες ἀεὶ στρ-
δεῦρ' ἴτε σεμναί, σὺν πυριδάπτῳ
λαμπάδι τερπόμεναι καθ' ὁδόν.
ὀλολύξατε νῦν ἐπὶ μολπαῖς.
σπονδαὶ δ' εἰσόπιν ἐνδᾶδες ἴτων ἀντ.
Παλλάδος ἀστοῖς· Ζεὺς ὁ πανόπτας
οὕτω Μοῖρά τε συγκατέβα.
ὀλολύξατε νῦν ἐπὶ μολπαῖς.

Was hilft es aber, weit von der überlieferten Schrift abweichende Conjecturen in den Text zu setzen, die sich gleich selbst dadurch widerlegen, daß die Metra einander nicht respondiren? Aber es ist jetzt ein unseliger Hang vieler, die sich mit den alten Schriftstellern beschäftigen, nur immer emendiren zu wollen, ohne zu bedenken, daß man zuerst verstanden haben muß, was man emendiren will, und daß ohne Interpretation die Kritik nichts als ein leeres Spielwerk ist. Hätte man erst den Sinn dieser Strophen erforscht, so würde man leicht auf einem sichern Wege das Wahre gefunden haben. Das ist nun aber das, woran alle drei hier beurtheilten Ausgaben leiden, daß ihnen eine wohlerwogene Interpretation nicht zum Grunde liegt. Daher auch in allen drei Tragödien keine nicht schon von andern gehobene Schwierigkeit gefunden wird, die durch einen treffenden Gedanken oder eine schlagende Emendation beseitigt worden wäre. In den Eumeniden sind bloß zwei Stellen, an deren einer Paley wenigstens ein an sich passendes Wort, ἀνατὶ, in den Text gesetzt hat, V. 76:

βεβῶντ' ἀνατὶ τὴν πλανοστιβῆ χθόνα,

obgleich ἀν' αἰεὶ das unstreitig Richtige ist, während Ahrens ein ganz unerhörtes ἀνανεῖ aus eigener Erfindung, und noch dazu mit falscher Prosodie vorbrachte; an der andern Stelle aber hat Paley richtig gesehen, daß der 811. Vers:

καίτοι γε μὴν σὺ κάρτ' ἐμοῦ σοφωτέρα,

nicht von Aeschylus ist. Doch hatte denselben, was ihm wohl unbekannt war, schon Bothe in seiner ersten Ausgabe weggelassen. Aber wenn jemand, der mit so oberflächlicher Flüchtigkeit, wie Paley, arbeitet, einmal einen guten Gedanken hat, so muß man vielmehr das für einen Zufall rechnen, als für ein Verdienst. Ueber Linwoods Ausgabe, dessen Fleiß übrigens zu loben ist, hat bereits Herr Schneidewin in der oben erwähnten Recension gesprochen. Auch Linwood ist nicht mit kräftiger Hand an den Aeschylus gegangen, und würde, wenn er sorgfältiger interpretirt hätte, vieles nicht oder anders gesagt haben, z. B. V. 742:

ὀρθουμένων δὲ καὶ πόλιν τὴν Παλλάδος
τιμῶσιν αἰεὶ τήνδε συμμάχῳ δορὶ
αὐτοῖσιν ἡμεῖς ἐσμὲν εὐμενέστεροι,

wo er für ὀρθουμένων, quod frustra quidam explicare volunt, ὀρθούμενοις schrieb mit einem schlechten Coder. Diese Lesart, die auch Herr Schneidewin für wahrscheinlich richtig hält, ist nicht die richtige, sondern der Dichter würde ὀρθώσασι gesagt haben. Der Dativ ist von Triklinius wegen der folgenden Da-

tive gesetzt worden, und ὀρθουμένων, das ist ὀρθουμένων τῶν πραγμάτων, hat gar keine Schwierigkeit. Eben so V. 791:

καὶ κληῖδας οἶδα δωμάτων μόνη θεῶν,
ἐν ᾧ κεραυνὸς ἐστιν ἐσφραγισμένος.

Hier hat Linwood aus dem Codex des Triklinius das von diesem gesetzte ἐν οἷς aufgenommen. Auch hier muß ich Herrn Schneidewin widersprechen, der ἐν ᾧ thöricht nennt. Vielmehr war in dem vorhergehenden Verse δώματος zu schreiben, da ja doch der Blitz nicht wird in mehreren Gemächern, sondern in einem verschlossen gewesen seyn. Wer am unrechten Orte Gelehrsamkeit anbringen wollte, könnte sich, um δωμάτων, ἐν ᾧ zu rechtfertigen, auf den Apollonius de Syntaxi III. 4. p. 200 beziehen. Auch mit den Versmaßen des Aeschylus hat Linwood nicht die erforderliche Vertrautheit. — Franz würde unstreitig nicht auf den Abweg gerathen seyn, auf dem wir ihn gefunden haben, sondern er hätte gewiß manches besser gemacht, wenn er nicht unbegreiflicher Weise eine so hohe Meinung von seinem Freunde H. C. Ahrens gehegt hätte. Möchte doch Herr Ahrens, dessen fleißiges Sammeln immer verdienstlich bleiben wird, einsehen lernen, was Kritik ist, und nicht die griechischen Dichter mit unnöthigen, unhaltbaren, unstatthaften, absurden Conjecturen verderben, vorzüglich aber sich enthalten, neue, unerhörte, völlig ungriechische Wörter zu erfinden. Leider ist von den zahllosen Conjecturen, die er in diesen drei Tragödien gemacht hat, nichts als das Wenige brauchbar, was ich angeführt habe; alles andere aber unbedingt verwerflich.

Gottfried Hermann.

Art. VIII. Anfangsgründe der chinesischen Grammatik, von Stephan Endlicher. 1. Abtheilung. S. VIII und 280. Octav. Wien 1845.

Das Werk, welches wir hier zu besprechen unternehmen, ist zwar noch nicht vollendet, aber wir können uns doch nicht enthalten, unsere Freude über dessen Erscheinen schon jetzt auszusprechen. Denn wenn sich schon auch mehrere Deutsche und zwar schon seit geraumer Zeit mit dem Studium der chinesischen Sprache beschäftigt haben, so ist im Ganzen doch nur wenig Erquickliches oder Bleibendes hervorgebracht worden. Während im Gebiete der übrigen orientalischen Sprachen jeder Tag neue tüchtige Arbeiten bringt, und sich die Deutschen mit den Engländern und Franzosen wenigstens auf gleiche Stufe erhoben haben — während die Meister in Berlin und Bonn ihre segensreiche Wirksam-

keit auch darin beurkunden, daß ſie viele ihrer würdige Schüler heranbildeten — blieb die Kenntniß des Chineſiſchen ſtehen, auf einige wenige Männer beſchränkt. Paris war und iſt für den Sinologen der einzige und zugleich unerläßliche Wallfahrtsort, ſo wie er nur mit franzöſiſchen Hülfsmitteln vorwärts kommen konnte. Allerdings beſitzt Berlin, beſitzt München koſtbare Schätze im Gebiete der chineſiſchen Literatur, aber ſie waren todte Schätze, deren Exiſtenz kaum bekannt wurde. Um ſo erfreulicher iſt es daher, daß endlich ein deutſcher Gelehrter, von dem man ſchon ſo manches Vortreffliche in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft beſitzt, ſich entſchloſſen hat, mit den Franzoſen und Engländern in die Schranken zu treten. Wir hoffen, daß dieſes gute Beiſpiel reichliche Früchte tragen, und die chineſiſche Sprache und Literatur, die ſo große Ausbeute darbietet, in Deutſchland immer heimiſcher werde.

Herr Endlicher, deſſen Vorrede ſchon durch die liebenswürdige Beſcheidenheit des wahren Gelehrten anzieht, ſpricht in derſelben offen aus, was er ſeinen Vorgängern verdankt, und mit Recht nennt er als die Quelle aller Kenntniß des Chineſiſchen in unſern Tagen den unvergeßlichen Abel Rémuſat, deſſen vielſeitige Verdienſte er lebhaft anerkennt.

Wenn wir aber auch in dieſer Anerkennung vollkommen mit ihm übereinſtimmen, ſo müſſen wir dagegen hinſichtlich des Herrn Stanislaus Julien von ſeiner Meinung abweichen. Ohne dieſem zu nahe treten oder ihm genaue Kenntniß des Chineſiſchen ſtreitig machen zu wollen, können wir doch unmöglich mit Herrn Endlicher in ihm einen dem großen Meiſter vollkommen ebenbürtigen Schüler finden. Dazu fehlt ihm der philoſophiſche Sinn, der ſeinen Lehrer vor vielen andern franzöſiſchen Gelehrten auszeichnete. Dazu fehlt ihm der umfaſſende Geiſt Abel Rémuſats, dem keine Seite der Literatur verborgen blieb, der vielmehr mit ſeltener Gabe auf Alles aufmerkſam war und aufmerkſam machte, was der näheren Betrachtung werth war. So bedeutend auch Abel Rémuſats Verdienſt als Grammatiker iſt, ſo iſt es doch nicht ſein höchſtes; er hat vielmehr die große Kenntniß der Sprache, die er ſich durch jahrelanges und mühſeliges Studium verſchafft hatte, und worin ihm wohl nur der Verfaſſer der vorliegenden Grammatik zu vergleichen iſt, im höchſten Sinne des Worts zu befruchten gewußt.

Abel Rémuſat hatte Sinn für Alles, er war einer jener wenigen Männer, denen Alles bedeutend iſt, weil ſie Alles bedeutend zu machen wiſſen, und ſo hat er, um nur ſeine Thätigkeit als Sinolog anzuführen, nicht allein die Grammatik der chineſiſchen Sprache für Europa geſchaffen; er hat auch die ſchöne

Literatur des chinesischen Volks aufgeschlossen, er hat dessen Geschichte erhellt, wichtige Punkte der Geographie wissenschaftlich untersucht, die chinesische Philosophie zu ergründen unternommen, ja sogar der Naturgeschichte, insbesondere der Botanik, gründliche Aufmerksamkeit gewidmet. Mit einem Worte, Abel Rémusat hat das Chinesische nicht als Curiosität behandelt, er hat vielmehr durch Wort und That gezeigt, welch eine reiche Quelle die chinesische Literatur seyn und werden kann, wenn man sie zu benutzen versteht.

Wie weit steht Julien unter seinem großen Meister! Nicht zu gedenken, daß er als Lehrer den lebendigen, geistreichen, erregenden und durch seltenen Scharfsinn überraschenden Vortrag Abel Rémusats nicht kann vergessen machen, nicht zu gedenken, daß seine Darstellung, stets auf das Materielle gerichtet, selten in die Tiefe dringt — wie beschränkt ist seine Auffassung des chinesischen Lebens! wie eng sein Gesichtskreis! Abgesehen von seinen grammatischen Untersuchungen, auf die wir zurückkommen werden, was hat er gethan? was geleistet? Er hat manches übersetzt, und zwar sehr gut übersetzt, denn, wir wiederholen es, Julien versteht die Sprache so gut, als man sie in Europa überhaupt nur erlernen kann. Aber wir hatten der Romane, Novellen, Dramen schon genug, durch die Uebersetzung solcher Werke sind wir in Nichts gefördert worden. Alle diese Erzeugnisse sind einander so ähnlich, sie haben so wenig poetisches Leben, ihre Form ist noch so kindisch unbeholfen, daß es vollkommen hinreicht, ein oder zwei Beispiele zu besitzen, um diese Seite chinesischer Geistesbildung hinlänglich zu erfassen. Was uns die chinesische Literatur darbietet, das, was sie reger Theilnahme werth macht, das ist in einem ganz andern Felde zu suchen, das sind ihre alten Büchter, nicht bloß die Confucianischen King und die Bücher, welche aus der Schule des Confucius hervorgingen, das sind überhaupt die älteren Bücher, auf die schon die Einleitung zum französischen Chou-king des P. Gaubil so vielfältig aufmerksam macht, der Chan hai king, Choui-king, San-hoang-king etc. etc.; das sind die Philosophen aus der Laotseschen Schule, der Chang-tseu, Chin-tseu, Hanf-eitseu, Hai nan tseu, Kingtseu, Lie tseu, Liutseus, Tchouangtseu etc. Das sind ihre Mythographen mit Lopi oder Loussi an der Spitze, und die mythologische Encyklopädie thou kin thou chou: das sind endlich ihre Hunderte von Historikern, Chronologen, Geographen und die Sammlungen von alten Inschriften, welche genau studirt und mit den besten Commentatoren verglichen werden sollten, weil sich daraus die wichtigsten Resultate für Geschichte und Völkerkunde gewinnen, gar manche Punkte, namentlich aus dem Al-

terthum und Mittelalter, erhellen ließen. Zwar haben in dieſer Hinſicht Klaproth und Abel Rémuſat ſchon viel geleiſtet; aber wie viel bleibt noch zu thun übrig!

Alle dieſe wichtigen Seiten der chineſiſchen Literatur ſind Julien geradezu verſchloſſen, es ſcheint, als ob er keinen Sinn dafür habe; aber eben deßwegen kann er auch mit Abel Rémuſat, ohne gegen dieſen unbillig zu ſeyn, nicht zuſammengeſtellt werden.

Ein großes Verdienſt hat ſich Julien unter anderm durch ſeine Ausgabe des Mengtseu erworben; aber trotz dem können wir ſie nicht für eine gelungene Arbeit anſehen, weil ihm das Wichtigſte fehlt. Wenn ſchon die Chineſen ihre alten Bücher kaum herausgeben, ohne ſie mit einem ſprachlichen und ſachlichen Commentar zu begleiten, ſo iſt ein ſolcher für Europäer natürlich noch viel unentbehrlicher. Zwar hat Julien ſeiner Ueberſetzung des Meng tseu einen ſolchen Commentar beigefügt, das heißt, die wichtigſten Bemerkungen der chineſiſchen Scholiaſten in lateiniſcher Ueberſetzung mitgetheilt, aber das iſt lange nicht genügend. Es hätte bei dem chineſiſchen Texte eine ſchickliche und dem Bedürfniſſe der Lernenden angemeſſene Auswahl aus den Bemerkungen der chineſiſchen Commentatoren gegeben, und insbeſondere die lexikographiſche Seite derſelben erfaßt werden ſollen. Dadurch wären die größten Schwierigkeiten der Sprache auf eine leichte und zweckmäßige Weiſe beſeitigt worden, und die Anfänger hätten ſich ſogleich daran gewöhnt, die chineſiſchen Originalausgaben ſelbſtſtändig und mit Nutzen zu gebrauchen, vieler anderer Vortheile nicht zu gedenken, die nothwendig daraus erwachſen wären.

Möchten dieſe Bemerkungen in dem Sinne aufgefaßt werden, in welchem ſie gegeben wurden. Weit entfernt, wir wiederholen es, die mannigfaltigen Verdienſte Julien's ſchmälern zu wollen — wer ſich auch nur vorübergehend mit chineſiſcher Sprache und Literatur beſchäftigt hat, muß dieſelben in ihrem ganzen Umfang anerkennen, insbeſondere deſſen ſichere Kenntniß der Sprache bewundern — haben wir nur die Gelegenheit ergriffen, einerſeits die hohe Bedeutung Abel Rémuſats auszuſprechen und durch den Gegenſatz mit ſeinem beſten Schüler lebendig darzuſtellen, andrerſeits aber auf das hinzuweiſen, was nach unſerer Anſicht bei den chineſiſchen Studien vorzugsweiſe zu beherzigen iſt; und wir wünſchen nur, daß ſich in Deutſchland, ſei es unter der unmittelbaren Leitung des trefflichen Verfaſſers vorliegender Grammatik, ſei es durch ihn und ſein Werk angeregt, Männer finden möchten, welche das Chineſiſche nicht bloß der Seltſamkeit wegen, und aus einer wohl erklärbaren, aber im-

merhin nicht rühmenswerthen Neugierde, sondern in einer wissenschaftlichen Absicht und zu umfassenderem Zwecke studiren möchten.

Wir gehen nun zur Betrachtung der chinesischen Grammatik des Herrn Endlicher über.

Schon der erste Ueberblick zeigt, daß er, wenn auch, wie billig, auf den Forschungen seiner großen Vorgänger Prémare und Rémusat fußend, doch selbstständig und frei schaffend gearbeitet hat. Hr. Endlicher ist mit den großen deutschen Sprachforschern vertraut, und schon dieß mußte auf Methode und Ausführung von heilsamem Einfluß seyn. Deßwegen sind manche Punkte, welche bei den früheren Grammatikern nur vorübergehend angedeutet waren, in größerer, ja erschöpfender Ausführlichkeit behandelt, und zugleich, wie überhaupt alles, in einer höchst erfreulichen Klarheit und Präcision der Sprache. Wir heben namentlich in dieser Hinsicht den Abschnitt über die phonetischen Elemente der Charaktere hervor, welcher voll neuer Forschungen und richtiger Bemerkungen ist.

Wir wollen versuchen, den einleitenden Abschnitt über die Schriftzeichen der Chinesen in gedrängter Uebersicht mitzutheilen, überzeugt, daß es auch für diejenigen Leser, denen das Chinesische weit abliegt, von einigem Interesse seyn wird. Hoffentlich wird es uns gelingen, auch ohne Anwendung von chinesischen Schriftzeichen deutlich zu seyn; denn wir können es weder der Verlagshandlung zumuthen, solche Charaktere bloß für vorliegende Anzeige stechen zu lassen, noch den Lesern, sich mit solchen, dem ersten Anblick immerhin seltsamen Strichverbindungen zu befassen.

Die ersten Elemente der chinesischen Schrift sind reine Bilder äußerer Erscheinungen. Zwar waren diese Bilder roh und mehr andeutend, als wirklich zeichnend, aber in ihrer Einfachheit doch erkennbar, vorzüglich wenn sie das bedeutendste Merkmal des zu zeichnenden Objectes richtig und scharf auffaßten. Freilich konnte dieß nur bei einer verhältnißmäßig sehr kleinen Zahl von Gegenständen erreicht werden, indem nur die wenigsten so abgeschlossene Formen haben, daß sie in einigen rohen Strichen allgemein erkennbar gezeichnet werden konnten. Aber trotz dieses Uebelstandes wurden doch mehr Bilder gezeichnet, als man es nach den oben gemachten Bemerkungen erwarten sollte, indem die allgemeine Bekanntschaft mit denselben zu Hülfe kam. So hätte z. B. das Bild, welches gebraucht wurde, um einen Hund zu bezeichnen, eben so leicht für ein anderes vierfüßiges Thier gebraucht werden können; aber da man in Folge allgemeiner Uebereinkunft es eben nur zur Bezeichnung des

Hundes gebrauchte, so war es für den Leser eben so bestimmt, als z. B. das Bild des Fisches, welches auch ohne Uebereinkunft von jedem verstanden werden konnte. Man sieht übrigens, daß schon in den ersten Graden der Entwicklung der chinesischen Schrift der Keim zu einer weitern gelegt war; man war dadurch schon auf dem Wege, von der reinen Bilderschrift zur Zeichenschrift überzugehen. Solcher ursprünglicher Bilder lassen sich noch ungefähr 200 nachweisen; es hat deren aber gewiß mehr gegeben, denn es ist nicht anzunehmen, daß die weitere Ausbildung der Schrift schon nach den ersten Versuchen, die Objecte bildlich darzustellen, Statt gefunden habe, oder daß die Chinesen lange Zeit sich mit einer so beschränkten Anzahl von Gedankenzeichen begnügt hätten. Wahrscheinlich hat es eine vielleicht nicht unbedeutende Menge von Bildern gegeben, die, wie oben gesagt, nur in Folge allgemeiner Uebereinkunft verstanden werden konnten, und die dann, als die Schrift sich weiter entwickelte, als unbrauchbar wieder abgeschafft und späterhin ganz vergessen wurden. Dann kommt noch hinzu, daß es in China der Schriftsysteme gar manche gegeben, daß die einzelnen Theile des Reichs oft getrennt waren, und daß sich in den verschiedenen Fürstenthümern gewiß auch verschiedene Bilder festgesetzt hatten, die sich später nicht alle erhalten haben, oder die so ganz geändert in die neuen Schriftformen übergegangen seyn mögen, daß ihre frühere Gestaltung schwer oder gar nicht zu erkennen ist. Dieß sind allerdings zum Theil nur Vermuthungen, aber es scheint uns, daß es nicht ohne Interesse, wie vielleicht auch nicht ohne praktischen Nutzen wäre, diese Vermuthungen weiter zu verfolgen. Jedenfalls kann man aus der Kenntniß der ursprünglichen Bilder allerlei Resultate über die Sitten, Gebräuche, Anschauungen, ja sogar über die geistige Regsamkeit und Richtung der alten Chinesen ziehen Dieselbe Bemerkung gilt überhaupt auch von den nachfolgenden Arten der chinesischen Schriftzeichen.

Es mußte sich bald das Bedürfniß zeigen, auch abstracte Begriffe darzustellen, insbesondere Thätigkeiten und Eigenschaften der Dinge. Obgleich diese nicht gezeichnet werden können, verließen die Chinesen deßhalb den einmal betretenen Weg schriftlicher Gedankenmittheilung nicht, sondern sie wußten sich vielmehr auf eine geist- und erfindungsreiche Weise zu helfen, indem sie mehrere, schon vorhandene Bilder vereinigten, und dadurch eine diesen zusammengestellten Bildern gemeinschaftliche Thätigkeit oder Eigenschaft bezeichneten. So bestanden diese Compositionen allerdings auch aus Zeichnungen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände; aber sie waren in ihrer Vereinigung nicht mehr reine Abbildungen der Gegenstände, sondern eine Art symbolischer Bezeichnung von abstracten Begriffen.

Solcher Bilder konnte es aber nur eine beſchränkte Anzahl geben, weil bei weitem nicht alle urſprünglichen Bilder zu dieſem Behufe dienen konnten. Die wichtigſten derſelben ſind folgende: Sonne und Mond bedeuten Glanz, Licht; ein Mann auf einem Weg bezeichnet einen Einſiedler; Vögel und Mund = Geſang; eine Frau mit einem Beſen in der Hand = Hausfrau; Waſſer und Auge = Thräne; die Sonne hinter einem Baum = Morgen; eine Hand mit einem Beil = hauen, brechen; eine Mutter mit einem Kind = lieben; eine Frau mit einem Stock = nein; zwei Weiber = zanken; drei Weiber = Unzucht; zwei Kinder = Zwillinge; zwei Meſſer = ſchneiden; zwei Berge = Gebirg; zwei Männer, die ſich einander das Geſicht zukehren = begegnen; drei Männer hinter einander = folgen; zwei gegen einander gerichtete Hände = kämpfen; ein Mann mit einem Bogen = Barbar, Ausländer; ein auf einem Bogen liegender Pfeil = ſchießen; Männer auf der Erde = ſitzen; ein Mann vor einer Thüre = warten; ein Baum vor einer Thüre = zumachen; ein Ohr vor einer Thüre = horchen; ein Mund vor einer Thüre = fragen ꝛc.

Bloße Verhältnißbegriffe konnten natürlich weder durch Bilder, noch durch Zuſammenſetzung ſchon vorhandener Zeichen ausgedrückt werden, man mußte ſich alſo zu ihrer Darſtellung bloßer willkürlicher Zeichen bedienen, und ſo entſtand eine dritte Art von Charakteren, welche die Chineſen ſelbſt andeutende nennen. Z. B. ein Punkt oberhalb eines Striches bezeichnet oben, ein Punkt unterhalb eines Striches unten, eine von einem Striche getheilte Kreislinie ſo viel als Mitte ꝛc. Hieher gehören auch die Zahlzeichen, welche aus bloßen Strichen beſtanden.

Auch die urſprünglichen Bilder wurden gleichſam bedeutend gebraucht, indem man ihnen eine der gewöhnlichen entgegengeſetzte Stellung gab, und damit den Gegenſatz des gewöhnlichen Begriffs anzeigte. So unterſchied man rechte und linke Hand, aufrecht und liegend, lebendiger Menſch und Leiche. Es iſt einleuchtend, daß auch dieſe Art der Bezeichnung ſehr beſchränkt bleiben mußte. Endlich gab man den Bildern ſinnlicher Gegenſtände eine abſtracte Bedeutung, theils dadurch, daß man das Bild nicht als Zeichen des äußern Objektes, ſondern als Zeichen der dieſen eigenthümlichen Thätigkeit gebraucht, alſo aus dem Subſtantivum ein Verbum machte, theils dadurch, daß man die Bilder nicht in ihrem urſprünglichen, ſondern in einem nahe liegenden metaphoriſchen Sinne gebrauchte. So war dem Zeichen der brennenden Pflanze die Bedeutung keimen, wachſen gegeben; das Bild, welches groß bedeutete, bezeichnet auch Größe und groß machen ꝛc. Oder man gebrauchte das Bild des Gemachs

für die Bewohnerin desselben, die Hausfrau; das Bild der Muschel mit ihren zwei an einander gewachsenen Klappen für Freunde ꝛc.

Hätten die Chinesen auf dem einmal betretenen Wege fortfahren wollen, so hätten sie sich offenbar eine rein hieroglyphische Schrift gebildet, das heißt eine Schrift, die bei aller sinnreichen Erfindung und Ausführung der allgemeinen Verbreitung in keinem Falle fähig gewesen wäre. Wahrscheinlich wäre dieser Weg auch verfolgt worden, wenn sich in China eine Priesterkaste hätte festsetzen können, welche sich, wie in andern Ländern, um ihre Bedeutsamkeit und ihren Einfluß sicherer zu gründen, die Pflege der Kenntnisse und Wissenschaften ganz allein vorbehalten hätte. Aber der Kampf zwischen Hierarchie und Monarchie war in China schon in den frühesten Zeiten zu Gunsten der letztern entschieden, und die Chinesen entgingen auch der oben angedeuteten Folge hierarchischer Uebergriffe und hierarchischer Gewalt. Die Kenntnisse blieben nicht Eigenthum einer bevorrechteten Klasse, sondern drangen in die Masse des Volkes, woraus dann auch folgte, daß die schriftliche Gedankenmittheilung den Bedürfnissen der Masse angeeignet, die Kunst der Schrift allgemein zugänglich gemacht werden mußte.

Man verließ daher den bis jetzt befolgten Gang in der Entwicklung der Schrift, oder vielmehr man verband das bisherige System mit einem neuen, das System der Bilder mit dem phonetischen. Die Bilder, welche bis dahin erfunden und gebraucht worden waren, erweckten in dem Leser nicht bloß den dargestellten Begriff, sondern er verband damit zugleich das damit in der Sprache vorhandene Wort. Wenn der Leser z. B. das Bild eines Nagels sah, so tauchte nicht bloß die Vorstellung eines Nagels in ihm auf, sondern er sprach zugleich das Wort ting aus, welches im Chinesischen einen Nagel bedeutet. Und so war das Bild nicht bloß sinnliche Darstellung eines Gegenstandes, sondern zugleich, wenn auch nur mittelbar, die Bezeichnung eines Lauts. Als man einmal darauf aufmerksam geworden war, blieb nur ein kleiner Schritt zu thun übrig, um diesen Umstand zu benutzen. Die Sylbe ting erschien in der Sprache noch öfters; ting heißt auch noch Fichte, Pfad, Trunkenheit, urtheilen, ist der Name eines Flusses u. s. w. Alle diese Wörter konnte man daher mit dem Bilde des Nagels schreiben, welches Bild ja nicht bloß eine bestimmte Vorstellung, sondern auch einen bestimmten Laut bei dem Leser erweckt. Da jedoch, wenn man das bloße Bild des Nagels geschrieben hätte, offenbar auch vor Allem die Vorstellung des Nagels erweckt worden wäre, so mußte diesem Uebelstande abgeholfen werden. Man

schrieb daher nicht bloß das Bild des Nagels, sondern dazu auch noch ein anderes Bild, welches die Vorstellung von dem zu bezeichnenden Gegenstande erwecken konnte, nicht zwar das Bild des Gegenstandes selber — denn dieses sollte ja vermieden werden — sondern ein anderes, das nur im Allgemeinen angab, zu welcher Gattung von Vorstellungen und Begriffen das zu schreibende Wort gehöre. So erhielt man Zeichen, Charaktere, die aus zwei wohl zu unterscheidenden Theilen bestanden, nämlich aus einem Theile, welcher die sinnliche Darstellung des Gegenstandes gab, welcher im Geiste des Lesers die anschauliche Vorstellung des Gegenstandes erweckte, und aus einem zweiten, welcher bloß den Laut bezeichnete, mit welchem der Gegenstand in der Sprache ausgedrückt wurde. Wollte man z. B. Fichte schreiben, so schrieb man das Bild eines Baums und nebenhin das Bild des Nagels, welches dann zusammen die Fichte bezeichnet, da der Baum, welcher ting hieß, wie jeder Chinese wußte, eben kein anderer seyn konnte, als die Fichte. Das Bild eines Feldes, mit dem des Nagels verbunden, bedeutete Pfad, des Weines und des Nagels=Trunkenheit, der Zunge und des Nagels=beurtheilen, des Wassers und des Nagels den Fluß Ting u. s. w. Kam aber ein Wort vor, welches man seinem Begriffe nach nicht leicht unter ein schon vorhandenes Bild subsumiren, daher nicht auf die oben erklärte Art schreiben konnte, so begnügte man sich, den Laut darzustellen; das heißt, man schrieb ein Bild, welches dem Laute des zu schreibenden Wortes entsprach. Damit man aber nicht irre geführt würde, das Zeichen für ein wirkliches Bild zu halten, schrieb man an die Seite das Bild des Mundes, um damit anzudeuten, daß nur der Laut auszusprechen sei, nicht aber die Vorstellung, die im Bilde liege, gedacht werden solle.

Dieß ist das letzte Stadium in der Entwicklung der chinesischen Schrift, hier blieb sie stehen, indem sie die Zahl der Charaktere auf die angegebene Weise nach Bedürfniß vermehrte. Freilich blieb die Schrift immer noch unbequem, unbeholfen und keineswegs geeignet, auch die innern Lautveränderungen zu bezeichnen, welche im Satze, in der Rede, mit den Wörtern vorgenommen wurden. Allein wir werden sehen, daß die Chinesen auch diesem Uebelstande auf eine eigenthümliche und geistreiche Weise abgeholfen, und das angedeutete Bedürfniß bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht ganz befriedigt haben. Wir enthalten uns übrigens, von dieser phonetischen Seite der chinesischen Schrift ausführlicher zu sprechen, da die Darstellung des Herrn Endlicher vollkommen gründlich und erschöpfend ist, die Sache sich auch ohne Zuziehung von chinesischen Schriftzeichen

kaum deutlich berichten ließe. Wir machen vorzüglich auf die interessante Stelle aufmerksam, in welcher der Verf. mit eben so viel Klarheit als Gründlichkeit entwickelt, auf welche Weise andere Völker sich die chinesische Schrift angeeignet haben, selbst solche, welche mit den Chinesen nicht stamm- und sprachverwandt sind.

Wir übergehen gleicherweise die nachfolgenden Kapitel von der lexikalischen Anordnung der Schriftzeichen, von den verschiedenen Schriftarten und von der Rechtschreibung, in welchen allen sich ein gesunder praktischer Sinn beurkundet. Auch den höchst interessanten Abschnitt von der Lautlehre können wir hier nicht in nähere Beobachtung ziehen, müssen jedoch unsere Ueberzeugung aussprechen, daß Hr. Endlicher alles geleistet hat, was er unter gegebenen Umständen leisten konnte. So lange wir unsere Kenntniß des Chinesischen nur aus Büchern besitzen, wird es bei der Eigenthümlichkeit der Schrift immer unmöglich bleiben, die Lautlehre der chinesischen Sprache mit der wünschenswerthen Genauigkeit und erschöpfend darzustellen. Auch hat es dem Hrn. Verf. an mehreren bedeutenden Hülfsmitteln gefehlt, von denen er das wichtigste: Tseu hio tsian, anführt. So hätten ihm auch die Vorreden der Wörterbücher Phin tseu thsian und Thoung wen to vielleicht über Manches Auskunft geben können, dann auch das, so viel wir wissen nur handschriftlich (in Paris) vorhandene Werk des Jesuiten Trigault.

Nur Eines möchten wir bedauern, daß Hr. Endlicher die Bedeutung des Tones nicht einer ausführlicheren Untersuchung unterworfen hat, weil er gewiß höchst wichtige und ersprießliche Resultate daraus gezogen hätte. Er hat den Ton nur von seiner musikalischen Seite aufgefaßt, während derselbe offenbar auch eine sprachliche, grammatische besitzt.

Dieß kann man sogar bei unserer mangelhaften Kenntniß des Chinesischen nachweisen, und ist auch schon seit Langem bemerkt worden, wie denn auch Hr. Endlicher im Vorübergehen darauf hinzuweisen scheint. Aber diese Bemerkung hätte zu weiterer Forschung Anlaß geben sollen. Schon W. v. Humboldt und Morrison haben bemerkt, daß der Uebergang aus der zweiten in die dritte Tonart zugleich den Uebergang der neutralen oder substantivischen Bedeutung in die active mit sich bringe. So heißt haò gut, dagegen haó lieben, cheoù Hand und cheoú geben ꝛc. Doch findet man auch die entgegengesetzte Erscheinung: schàng oben und schàng besteigen, hiá unten und hià heruntersteigen ꝛc. Außerdem kommen noch andere Wechsel des Tones vor, z. B. schén Fächer und schèn fächeln; schĭn tief, schín messen; thiên Acker, thién ackern. Da diesen Beispielen noch

viele ähnliche beigefügt werden könnten, ist es offenbar, daß die Betonung nicht bloß musikalischer Natur ist, daß sie vielmehr dem Umlaut anderer Sprachen entspreche, daß also die verschieden betonten Vokale auch andere, wenn gleich verwandte Vokale sind. Ein tiefes Eindringen in diese Erscheinung, das Aufsuchen von Gesetzen, die bei dieser Veränderung vorwalten, würde also ohne Zweifel Manches in der chinesischen Sprache und Grammatik aufhellen, und uns dieselbe gewiß auch näher bringen, weil sich ja darin zeigen würde, daß das Chinesische in seiner Formation nicht so ganz allen übrigen Sprachen entgegengestellt ist. Dabei müßte man sich aber wohl hüten, den Schriftzeichen zu viel Gewicht beizulegen, weil man unfehlbar irre gehen müßte. So bezeichnet ein und derselbe Charakter die Begriffe frisch und wenig, welche beide in der gesprochenen Sprache sian heißen, nur mit verschiedener Betonung (siàn, sián). Trotz dem sind sie aber doch ganz verschiedene Wörter. Umgekehrt sind viele offenbar verwandte Wörter mit verschiedenen Charakteren geschrieben.

Ueberhaupt hat die Schrift der Chinesen nicht bloß Einfluß auf die Sprache ausgeübt, sondern auch auf die wissenschaftliche Behandlung derselben durch europäische Gelehrte. Wir werden uns sogleich davon noch mehr überzeugen.

Erinnern wir uns an den Ursprung der chinesischen Schrift und an die dadurch bedingte Natur derselben, die auch selbst dann nicht aufgegeben wurde, als die Schrift das letzte Stadium ihrer Entwicklung zurückgelegt hatte, so können wir über die frühesten Versuche, diese Schrift als Gedankenmittheilung zu gebrauchen, keinen Augenblick zweifelhaft seyn.

Die Schrift war eine Bilderschrift, die ihren ursprünglichen Charakter als solche auch dann nicht verlor, als sie das phonetische Element in sich aufnahm. Es wurden daher nicht die Wörter der gesprochenen Sprache geschrieben, sondern Bilder gezeichnet, welche die Vorstellung des Gegenstandes in der Seele des Lesers erregten. Die grammatikalischen Veränderungen, welche das Wort in seinen Beziehungen zu andern Wörtern im Satze erlitt, konnten natürlich durch die Schrift nicht bezeichnet werden, da diese es nur mit dem bloßen Begriffe zu thun hatte. Sie vergegenwärtigte diesen in seiner neuesten und allgemeinsten Form, sie gab gleichsam die Wurzel des gesprochenen Wortes, unbekümmert um dessen weitere Formation im Zusammenhange mit andern Wörtern, unbekümmert um seine Flexion, ja selbst um die lexikalische Entwicklung des Worts. Man schrieb z. B. die Bilder Vater und komm(en), ob der Satz heißen sollte der Vater kommt oder der Vater kam, der Vater wird kommen,

Vater komme, die Väter kommen ꝛc., denn die im gesprochenen Worte ausgedrückten Beziehungen konnten unmöglich auch am Bilde bezeichnet werden. Es scheint für den ersten Anblick, als ob eine solche Bilderschrift ganz unverständlich seyn müßte; allein man muß bedenken, daß die chinesische Sprache ihre allerdings nicht unbedeutende Armuth an grammatischen Formen durch eine unwandelbare und klare Wortfolge ersetzte, daß daher die genannten Beziehungen schon aus der Ordnung, in welcher die Wörter auf einander folgten, erkannt werden konnten, und daß endlich auch die Bilder in der nothwendigen Reihefolge mit einander verbunden wurden, weil die Schreibenden natürlich auch unbewußt den logischen Gesetzen der von ihnen gesprochenen Sprache folgten.

Doch war trotz dieses glücklichen Umstandes, eines Umstandes, aus dem allein das Beharren bei der Bilderschrift zu erklären ist, ein sicheres Verständniß alles schriftlich Mitgetheilten noch nicht möglich. Die chinesische Sprache ist und war nicht von allen Formen entblößt, und sie hatte insbesondere gar manche Partikeln, welche zur Darstellung der genannten Beziehungen dienten. Um ein vollkommenes Verständniß der Schrift zu erzielen, mußte man also daran denken, diese Formen oder Partikeln auch in der Schrift auszudrücken. Es waren zwei Wege vorhanden, die zu diesem Ziele führen konnten. Der eine bestand darin, daß man, die phonetische Entwicklung der Schrift benutzend, den Laut der zu schreibenden Partikel durch ein schon vorhandenes Bild, welches den nämlichen Laut erweckt, bezeichnete, und dann durch ein anderes Bild, z. B. das des Mundes oder der Zunge anzeigte, daß nur der Laut, nicht aber auch die Bedeutung des Bildes zu verstehen sei. So einfach und nahe liegend dieser Weg scheint, so haben ihn die Chinesen doch nicht betreten; wir finden keine einzige auf diese Weise ausgedrückte Partikel, wahrscheinlich deßwegen, weil die Nothwendigkeit, die Partikeln in die Schrift aufzunehmen, sich schon frühe geltend machte, als sich das phonetische Element der Schrift noch nicht vollständig entwickelt hatte, noch nicht zum klaren Bewußtseyn gedrungen war. Der zweite Weg, und dieser ist es auch, den die Chinesen einschlugen, bestand darin, daß sie die Partikel in ihrer Bedeutung zu erfassen, diese Bedeutung zu einem Begriffe, einer mehr oder weniger sinnlichen Vorstellung zu erheben, und diese Vorstellung dann durch ein Bild darzustellen suchten. Auf diese Weise ward z. B. die Partikel tschi eingeführt, deren Bild zunächst eine hervorkeimende Pflanze, dann das Keimen, Wachsen, Werden, Entstehen ꝛc. bezeichnet. Da nun der Genitiv mit diesen Vorstellungen im innigsten

Zusammenhange steht (der Sohn des Vaters = der aus dem Vater entstandene, gewordene Sohn), so wurde die Beziehung des Genitivs durch das Bild des Keimens (tschi) bezeichnet. Und so geschah es mit andern Partikeln oder Flexionsformen. Offenbar waren diese Partikeln dem Laute nach nicht in der gesprochenen Sprache, und man verstand sie auch nur in der Schrift [1]).

Offenbar konnte man also auch das Geschriebene, wenn man es mit den den Bildern entsprechenden Lauten reden hörte, nicht verstehen, denn die Schrift entsprach ja nicht den Lauten, sondern nur den Vorstellungen. Wenn daher die Missionäre berichten (Endlicher S. 165), daß kein christlicher Gelehrter im Stande sei, die alte Sprache zu verstehen, wenn er sie bloß lesen höre, so ist dieß leicht begreiflich; es muß dieß aber auch auf die Chinesen der ältesten Zeit bezogen werden, weil ja die Schriftsprache nicht zugleich die gesprochene Sprache war, wenn sie auch auf derselben fußte. Nur dann, wenn man auch das letztere annimmt, kann man sich die von den Missionären angegebene Thatsache erklären und sie verstehen. Denn selbst angenommen, daß die gesprochene Sprache sich verändert und seit den früheren Zeiten des chinesischen Reichs ganz umgestaltet habe, so setzt dieß noch nicht voraus, daß die alte Form auch den Gelehrten, auch dem, der seine schönste Lebenszeit auf deren Studium verwendet, unverständlich seyn müsse, eben so wenig, als es einem jetzigen Römer unmöglich ist, sich die Sprache der alten Römer so zu eigen zu machen, daß er dieselbe versteht, auch wenn er sie bloß sprechen hört und nicht zugleich die geschriebenen Worte sieht. Könnte die alte Sprache der Chinesen, wie sie sich in der Schrift darbietet, jemals von dem Hörer verstanden werden, so müßte sie auch jetzt noch auf eben diese Weise verständlich seyn; ist es aber jetzt durchaus unmöglich, sie ohne Hilfe der Schrift zu verstehen, so muß es auch in den frühesten Zeiten der Fall gewesen seyn, man müßte denn annehmen, was doch gar unsinnig wäre, daß die alten Chinesen sich überhaupt nur mit Hilfe der Schrift einander hätten verständlich machen können [2]).

---

[1]) Alle Partikeln der alten Schriftsprache erscheinen in der That in der modernen Sprache nicht wieder, es sind überall andere an ihre Stelle getreten, welche sich an den Laut anlehnen, so wie auch ihre Anzahl sich sehr bedeutend vermehrt hat. Die Zeichen für die alten Partikeln sind insgesammt reine Bilder, für die neueren hingegen nur phonetische Charaktere.

[2]) Das scheint wenigstens nicht die Meinung des alten Tschaŭ hi gewesen zu seyn, der in seinem Commentar zum Chi king sagt:

Dieß müßte alſo ſchon von vorne herein angenommen werden, ſelbſt wenn man ſich dieſe in ihrer Art einzige Erſcheinung nicht erklären könnte; allein wir haben ſchon gezeigt, daß ſie eine ganz natürliche Folge der Schriftentwicklung war, und wir fügen nur noch hinzu, daß ſchon in dem Namen, welchen die Chineſen der alten Schriftſprache geben, ausgeſprochen iſt, daß ſelbſt dieſe unſere Anſicht theilen, denn ſie nennen die alte Schriftſprache ku wen, d. h. alte Schrift, im Gegenſatze zur neuen Sprache, welche ſie kouan hoa, d. h. geſprochene Sprache der Beamten (der Gebildeten) nennen.

Offenbar könnte man die eine eben ſo gut kou hoa, alte Sprache, die andere kowan wen, Schrift der Beamten nennen, wenn der Ausdruck der Sache nur einigermaßen entſpräche. Wen heißt aber nach dem Wörterbuche Choue wen, d. h. Erklärung der wen, Schriftzeichen, nichts anders, als thsŏ hoă, d. h. auf Stein Linien, Züge graben, erinnert an das älteſte Material, das zum Schreiben benützt wurde, und kann daher nur auf die Schrift, nicht aber auch auf die geſprochene Sprache bezogen werden. Selbſt die Titel der Wörterbücher weiſen auf dieſen Unterſchied hin. Haben ſie zum Zwecke, die Schriftzeichen als ſolche zu erklären, ſo handeln ſie von den Wen, z. B. das oben angeführte Choue wen von Hiuchin, das Thoung wento ꝛc.; dagegen, wenn ihre Abſicht iſt, die Wörter ihrem Begriffe nach zu erklären, ihre verſchiedenen Bedeutungen anzugeben, ſo ſprechen ſie von den Tseu, Wörtern, z. B. der Khang hi tseu tian des Tseu'wei, Tching tseu toung, Tseu hio tian, Phin tseu tsian etc.

Iſt aber dieſer Unterſchied begründet, woran wir nicht zweifeln und wie wir bewieſen zu haben hoffen, ſo kann es nicht gebilligt werden, daß Hr. Endlicher die Grammatik beider Sprachen — wenn man ſich ſo ausſprechen darf — vereinigt behandelt hat. Zwar hat die klare und erſchöpfende Darſtellung dieſen Uebelſtand weniger fühlbar gemacht, aber es iſt doch immer ein Uebelſtand, der manche Ausführung verhindert hat. Insbeſondere hätten die ſogenannten Partikeln der alten Schriftſprache nach ihrem Urſprunge und ihren verſchiedenen Bedeutungen erklärt, und ihr Gebrauch, wie er ſich allmälich feſtſetzte, entwickelt werden ſollen.

Wenn aber bei der alten Schriftſprache die Schriftzeichen nicht genug in's Auge gefaßt werden können, ſo muß man ſich

---

sin-tchî sŏ tchi, weî tchî tchi; sin yeoù so tchî, pï hing iù yân, d. h. das, wohin die Seele ſtrebt, nennt man Gedanken; wenn aber die Seele etwas hat, wohin ſie ſtrebt, ſo wird es gewiß in Worten abgebildet.

dagegen hüten, ihnen in der gesprochenen oder neuen Sprache zu großes Gewicht beizulegen, weil sie gerade bei dem Ausdrucke grammatischer Beziehungen nur als Lautzeichen aufgefaßt werden müssen, und wenn man sie von Seiten ihres Ursprungs betrachten, von dem ihnen zu Grund liegenden Begriff ausgehen wollte, man sich unfehlbar der Gefahr aussetzen würde, in ihnen eine Bedeutung zu suchen, die sie ganz gewiß nicht haben. Und das ist auch bei denjenigen Zeichen und Sylben der Fall, welche bei der Bildung der Wörter gebraucht werden. Wie in allen Sprachen, so haben die Ableitungs- und Bildungssylben auch im Chinesischen Bedeutung; bei manchen ist diese Bedeutung auch leicht zu finden und durch die Schriftzeichen ausgedrückt, wie bei fou, jin, eul etc, bei andern dagegen ist die ursprüngliche Bedeutung durch das Schriftzeichen ohne allen Zweifel schief, ganz falsch oder gar nicht gegeben, wie bei tseu, welches eine reine Ableitungsendung, gleich unserem er, schaft, ung ꝛc. ist, denen es auch oft entspricht.

Die chinesische Sprache wird ohne Zweifel von den Chinesen auch ohne das Medium der Schrift verstanden; daher könnte das Chinesische mit unserem, freilich nach Bedürfniß vermehrten Alphabet geschrieben, und, also geschrieben, von dem Leser verstanden werden. Hätten uns die Missionäre oder die Engländer irgend ein in der Umgangssprache geschriebenes Buch in einer solchen alphabetischen Uebertragung mitgetheilt und sich bemüht, alle Eigenthümlichkeiten und Nuancen der Aussprache genau zu bezeichnen, dabei die Wörter nicht in ihre Sylben aufgelöst, wie es bei der chinesischen Schrift nicht vermieden werden kann, sondern auch in ihrer Vielsylbigkeit als Ganzes aufgefaßt; so würden wir in mancher Beziehung andere Ansichten von der chinesischen Sprache erhalten haben, und insbesondere würde sich die Meinung bald verlieren, daß das Chinesische durchaus einsylbig sei. Es ist zwar diese Meinung von Abel Rémusat schon sehr erschüttert worden, doch konnte es ihm nicht gelingen, einen ganz entschiedenen Beweis zu liefern, weil auch er immer von der Schrift ausging.

Wir nehmen billig Anstand, in das Einzelne einzugehen, und dem Herrn Verfasser in seinen Entwicklungen des chinesischen Satzbaues zu folgen, weil es ohne Anwendung von Charakteren unmöglich wäre, und weil wir am Ende auch nur in wenigen Punkten anderer Meinung seyn könnten, als Herr Endlicher, z. B. in den Abschnitten von den Casus, in welchen er nur zu sehr den Ansichten des Herrn Julien beigetreten ist, denen wir keineswegs beistimmen können.

Uebrigens müssen wir zum Schlusse noch die Anmerkung

hinzufügen, daß die vorliegende Grammatik nicht bloß aus den schon entwickelten Gründen höchst empfehlungswerth ist, sondern auch vorzugsweise deßhalb, weil sie an Beispielen aller Art ausgezeichnet reichhaltig ist, in welchen Herr Endlicher eine eben so ausgebreitete als gründliche Lectüre der chinesischen Literatur beurkundet hat. Möge seine ausgezeichnete Arbeit die verdiente Anerkennung finden und insbesondere — wir wiederholen es — zum lebendigeren Studium chinesischer Sprache und Literatur anregen. K. E. S.

Art. IX. Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum, Dr., öffentlichem ordentl. Professor, Staatsrath und Ritter. Berlin, bei Dunker und Humblot, 1846. 131 S. kl. 8.

Wir haben dem Herausgeber dieses, dem Präsidenten der liefländischen ökonomischen Societät, Baron von Bruiningk, zugeeigneten Werkes die nähere Bekanntschaft einer ausgezeichneten und liebenswürdigen künstlerischen Natur zu danken, die er nach ihrem Entwicklungsgange, ihren Bestrebungen und ihren Eigenheiten schmucklos und anschaulich schildert.

Andreas von Löwis of Menar schien durch seine Geburt zum Kriegsleben bestimmt. Zu Wannamois in Esthland, wo sein Vater, der Generalmajor Reinhold Friedrich von Löwis, mit einem Cavallerieregimente im Winterquartiere stand, brachte die Mutter, Dorothea Elisabeth, ihn am 27. Dezember 1777 zur Welt, und der Obrist des Wologda'schen Regiments, Andreas Wiäsemsky, gab dem Ankömmling in der Taufe den Namen, den seitdem dieser trug. Der Vater war Soldat mit Leib und Seele. Er hatte den siebenjährigen Krieg und auch mehrere Feldzüge gegen die Türken mitgemacht, und sich allenthalben als tapferer Rittersmann bewährt. In den Türkenkriegen war er oft als junger Offizier, beim Beginne einer Schlacht, wenn einzelne Türken, opiumberauscht, sich mit ihren Rossen auf die russische Fronte stürzten, diesen zum Zweikampfe entgegengesprengt. Seine Geschicklichkeit in Führung der Waffen, seine Besonnenheit und Geistesgegenwart trugen größtentheils den Sieg und vortreffliche Pferde und Waffen als Siegesbeute davon. Außerdem wird er als wahrer Biedermann geschildert, mit offenem, freimüthigem Charakter eine für seine Zeit seltene Bildung verbindend. Gewandtheit und große Kenntniß in militärischen Gegenständen, besonders im Cavalleriedienste, werden ihm ebenfalls nicht minder nachgerühmt, als seine Herrschaft über die Muttersprache, so wie seine Ausdrucksweise im Fran-

zösischen, Polnischen und Russischen. Ein solcher Mann mochte seine Söhne wohl kaum zu einer andern Laufbahn bestimmen, als in der er selbst Ehre und Lebensgenuß gefunden hatte. Auch war die Ritterschaft, der er angehörte, berühmt, daß sie seit Jahrhunderten früher den Schweden, später dem russischen Heere, die besten Offiziere geliefert habe, und das Kriegsglück führte seinen Ahnherrn in diese Ritterschaft. Dieß war William Löwis of Menar, ein Schotte von Geburt. Wahrscheinlich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nach Schweden gekommen, hatte er unter Gustav Adolph gedient. Seine treuen Dienste wurden ihm, der damals Major war, am 14. Mai 1630 mit den Gütern Nurmis im Rujen'schen und Panten im Salisburg'schen Kirchspiele belohnt. Er erhielt sie als Lehen nach Nörköpings Beschluß-Rechts-Conditionen. Vermählt mit Sophie von Nieroth aus dem Hause Weetz in Ehstland, starb er als schwedischer Obristlieutenant im Jahre 1645 auf Panten, mit Hinterlassung von fünf Söhnen und drei Töchtern, und wurde im Erbbegräbnisse der Familie in der salisburgischen Kirche beigesetzt. Jene Güter sind noch jetzt in den Händen seiner Nachkommen.

Die Verhältnisse des Aufenthaltes, eigenthümliche Erlebnisse, wie eine innere Richtung zogen Andreas von Löwis von Jugend auf zu Naturbetrachtungen, besonders denen der Thiere hin, wie solches vom Herausgeber umständlich geschildert wird. Was den Forschungstrieb Löwis' vorzüglich in Anspruch nahm, war der Winterschlaf der Thiere.

Obgleich er sich nun in früherer Zeit dem Soldatenstande gewidmet hatte, zog ihn seine Neigung immer mehr und mehr, und zuletzt ausschließend den Naturwissenschaften zu. Es war ein Bedürfniß seiner gründlichen Natur, sich auf einem begränzten Gebiete anzusiedeln, da heimisch zu werden und sich alles dessen, was es böte, zu bemächtigen. Dieß geschah mit der Botanik und der Forstkunde. Doch fühlte Löwis sich durch die viele Arbeit, die ihm jene Studien auferlegten, nicht an seiner Liebhaberei gehindert, Ausflüge nach andern Feldern des Wissens und der Kunst zu machen. In Jena schon hatte er Vorlesungen über das Recht gehört und Theorie der Musik getrieben. Hier setzte er letztere voll Emsigkeit fort, wandte besonderen Fleiß auf das Lateinlesen, das er früher vernachläßigt, und trieb mit vieler Liebe Mathematik und Geschichte.

Allem diesem genügen zu können, saß er oft wochenlang an seinem Studiertische und an seine Bücher wie angekettet, und ein ihm sehr lieber Freund, welcher zwei Sommer hinter einander jedesmal sechs Wochen bei ihm zubrachte, erzählt noch jetzt, wie er den Arbeitsamen nur selten zu einem Spaziergange habe

bewegen können. Ihn stärkten dann wieder forstbotanische und Jagdstreifereien, die er mit seinen Freunden nach dem benachbarten Odenwalde oder dem entfernteren Schwarzwalde unternahm. Noch im Alter schwärmte er in Gedanken und Sehnsucht nach den prachtvollen Eichen- und Buchenpartien, die er dort getroffen habe.

Indem Löwis nun immer eifriger sich dem Studium der Forstbotanik ergab, entstand das Bedürfniß, Pflanzen und Blüthen, wie sie die Natur nur flüchtig bietet, auf dem Papiere festzuhalten, sie zu zeichnen und in Farben auszuführen. Obgleich ihm dazu nur unbedeutende Anleitung zu Theil ward, beweisen die noch vorhandenen Sammlungen, wie gut sein Streben gelang. Er hatte zu diesem Behufe die Bekanntschaft eines Malers gemacht, an dessen Arbeiten ihm freilich die Art, wie er gelegentlich Stoff zum Zeichnen sammelte, besser gefiel, als die Zeichnungen selbst. Besonders freute es Löwis, daß der Mann im Revolutionskriege bei einem Gefechte, welches sich an der Neckarbrücke entsponnen, aus Neugierde in die nächste Straße lief, sich an die Häuser drückend, die von der Brücke herpfeifenden Kugeln nach Möglichkeit mied, und so den ganzen Vorgang mit ansah. Ein Blatt, das derselbe darnach zeichnete und flüchtig in Kupfer stach, machte, bunt illuminirt, ein einträgliches Geschäft.

Seine erste Schrift: »Vom Leben der Erde,« erregte, obgleich ihr Erscheinen in das Gelärm des Krieges fiel, auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit. Es ist die Weltschöpfung, die hier an der Entstehung der Erde, als eines Theiles des Weltganzen, zur Anschauung gebracht werden soll. Dabei geht der Verfasser mit einem Scharfsinne, einer lebhaften Phantasie und solchen trefflichen Kenntnissen in allen Theilen der Naturkunde zu Werke, daß er volle Anerkennung selbst in den Beurtheilungen fand, die bald nach Herausgabe der Schrift alle, so weit sie uns vorliegen, gegen sein Grundprinzip auftreten. Uns erfreut nach mehr als anderthalb Menschenaltern noch die Frische des Gemüths, die das Ganze durchdringt, ja die Gluth, welche die Darstellung oft bis zum Dithyrambenartigen steigert, ohne daß irgendwo etwas Blumenreiches oder ein Gefallen an Phrasen stört.

Die Beurtheilung, welche gleich der erste Jahrgang der Heidelberger Jahrbücher der Literatur brachte, nennt den Verfasser E. M. Meiners, da er selbst doch sich mit der Chiffre E. M. bezeichnet hatte. Dahinter steckt jedoch offenbar eine Schalkheit des Verfassers, wie er sie auch später mit Anonymität sich gern erlaubte. Er wollte unerkannt bleiben, und bewirkte wahr-

ſcheinlich durch die zweite oder dritte Hand, daß der Beurtheiler ſich irre führen ließ.

Zogen ihn jene Beſtrebungen und Arbeiten in's Allgemeine, ja man kann ſagen in's Unermeßliche hinaus, ſo kehrte er immer wieder auf ſein Hauptſtudium zurück. Dieß trieb er mit ſolchem Ernſt, daß er es nicht verſchmähte, als Zögling in das Forſt-Inſtitut zu Schwetzingen einzutreten. Was auf der Univerſität ſein Fach Betreffendes zu hören war, hatte er gehört, und fand jetzt gute Gelegenheit, es praktiſch anzuwenden und weiter auszubilden. Auch wurde fortwährend viel nach Blumen und Pflanzen gezeichnet und gemalt, und da Zeyher, der bekannte Hofgärtner daſelbſt, ſich durch Kenntniſſe und Thätigkeit hervorthat, gewann Löwis an ihm einen ungemein belehrenden Umgang, deſſen er auch immer mit wahrer Dankbarkeit gedachte.

Ihn mochten zum Eifer in ſeinem Fache noch beſonders die reizenden Ausſichten anſpornen, die ſich ihm für die Zukunft allmälig eröffneten. Mehrjähriger Aufenthalt hatte ihn in den ſchönen Gegenden eingebürgert; das Volk war ihm lieb geworden, ſeine Geſundheit befeſtigt, wie nie zuvor, und er fand die Urſache davon in dem mildern Klima und in den leichten Speiſen, welche die dortige Landesart ihm bot. Seine umfaſſenden Kenntniſſe hatten ihm die Achtung der Männer vom Fach, ſein edles Weſen, die Liebe Aller erworben, zu denen er in Beziehungen kam, wie beſonders auch die Freundſchaft des Forſtmeiſters von Drais, deſſen Sohn den nach ihm benannten Laufwagen erfand. Man zeigte den Wunſch, Löwis im Lande feſtzuhalten, und dieſer ging voll Freude darauf ein. So ward er als Forſtjunker angeſtellt, und betrat nun eine Laufbahn, welche, weiter verfolgt, ihn leicht an die Spitze der deutſchen gelehrten Forſtmänner führen konnte.

Gerade damals reiſte aber ein Graf Platen in Deutſchland, wohin er vom Kaiſer geſchickt worden war, um ſeine forſtwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu erweitern, und Einrichtungen kennen zu lernen, deren Verpflanzung nach Rußland wünſchenswerth ſchien. Der Reiſende kam auch in die Neckargegenden und machte die Bekanntſchaft von Löwis, den er in Kurzem ſehr lieb gewann. Platen ſuchte ihn durch die glänzendſten Verſprechungen zur Rückkehr zu bewegen, indem er ihm aus einander ſetzte, wie man in Rußland eben damit umgehe, die Verwaltungsverhältniſſe des Innern durchaus zu ändern, und ſie auf breiteren Grundlagen als bisher auszubilden, und man alſo darauf rechnen könnte, ſchnell einen umfaſſenden Wirkungskreis für ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen zu finden. Alle Ausſichten wurden mit ſo reizenden Farben, und die Anſprüche, welche das Vater-

land an ihn machen dürfte, so nachdrücklich hervorgehoben, daß Löwis sein persönliches Gefallen einem höheren Berufe aufopfern zu müssen glaubte. Er entschloß sich zur Heimkehr, und verließ schweren Herzens im Herbste des Jahres 1808 die Gegenden, die ihm während seines längeren Aufenthaltes zur andern Heimat geworden waren.

Erst nach sieben Jahren kehrte er zurück. Verfolgungen mancher Art verleideten ihm seinen früheren Aufenthalt, und er ließ sich bei seinem Bruder in Nurmis nieder. Hier war er unausgesetzt beschäftigt, die Vegetation in den Wäldern zu beobachten. Diese Beobachtungen steigerten das Bedürfniß, von dem Standpunkte aus, den er im Auslande errungen, sich in der nächsten Umgebung eine Wirksamkeit zu schaffen. Mitten aus einem Kreise von Männern herausgerissen, deren besondere Theilnahme sich den forstwissenschaftlichen Bestrebungen anschloß, die damals schon seit einiger Zeit durch Deutschland gingen, sah er sich plötzlich wieder in Wälder versetzt, die keine Spur forstwissenschaftlicher Behandlung an sich trugen. Wie sollte es auch hier dazu kommen, wo Vorrath und Verbrauch des Holzes scheinbar im besten Verhältnisse stand? Holzmangel kannte man noch nicht; auch wußte man weder im Allgemeinen, wie groß die Wälder seien, noch dachte man an die Möglichkeit, daß bei der sich stets gleich bleibenden Fläche des Waldes das Holz darauf abnehmen könnte, oder wer daran dachte, gab höchstens Andeutungen, die auf Holzersparniß zielten.

Löwis erkannte allein, wie es um die Wälder stände, welche Bedeutung sie für das Wohl der gesammten Bevölkerung hätten und welche Beachtung sie forderten, wenn sie in Zukunft dem jedesmaligen Bedürfnisse entsprechen sollten. Alle seine Bemühungen gingen darauf aus, seine unter andern Verhältnissen gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen mit den hiesigen Erscheinungen zu vergleichen, die Ergebnisse fort und fort zu prüfen, und sie in einem größeren Werke zusammen zu stellen, das seinen Landsleuten als Anleitung zu einer verständigen Bewirthschaftung der Wälder dienen könnte.

Ehe er noch damit zum Ziele kam, eröffnete sich ihm die Aussicht auf einen Wirkungskreis, der zwar von mäßigem Umfange, zunächst jedoch seiner Thätigkeit einen würdigen Spielraum versprach. Friebe, Sekretär der ökonomischen Societät, war im Sommer 1811 gestorben, und Löwis ward von Freunden aufgefordert, sich zu der erledigten Stelle zu melden. Diese mochte ihm um so mehr zusagen, als der eben Verstorbene, so wie besonders dessen berühmter Vorgänger, der Physiker Parrot, ihr eine größere Bedeutung gegeben hatten. Aber Mitbewerber

waren nicht wenige, und auf Seiten eines von diesen stand der damalige Präsident, Landrath von Liphart, ein kenntnißreicher und geistvoller Mann, welcher indeß, als ihm zu Ohren kam, daß Löwis Verfasser oben erwähnter Schrift »das Leben der Erde« sei, sich sogleich für ihn erklärte. Letzterer wurde im Laufe des Winters durch überwiegende Stimmenmehrheit gewählt, und trat damit in eine Stellung ein, die er bis zum Tode mit Ehren behaupten sollte.

Daß Löwis aus dieser bescheidenen Stellung nie heraustrat, vielmehr immer größeren Fleiß darauf verwandte, in ihr zu nützen und zu schaffen, liefert einen schönen Beweis für den genügsamen und tiefen Sinn eines Mannes, der ganz andere Ansprüche an's Leben machen durfte.

Im Jahre 1814 erschien ein lange Zeit von ihm vorbereitetes, aber durch die Wirren des Krieges zurückgedrängtes Werk: »Anleitung zur Forstwissenschaft für Liefland.« — Die Schrift lenkte den Blick der liefländischen Waldbesitzer zuerst auf den wirklichen Zustand ihrer Waldungen, und führte sie förmlich in diesen ein. Sie machte dieselben aufmerksam, wie nicht alles als holztragende Waldfläche anzusprechen wäre, was aus der Entfernung gesehen als Wald erschiene. Indem der Verfasser fern zu halten suchte, was nicht rein praktisch und für Liefland anwendbar, beachtungswerth und für die Forst-Interessen von Wichtigkeit war, gab er den Waldbesitzern ein Buch in die Hand, unter dessen Anleitung ein jeder seinen Wald pfleglich, und somit nachhaltig, ohne weitere besondere Kenntnisse bewirthschaften konnte. Nur wer solch gründlicher Kunde des Forstwesens und einer so richtigen Beurtheilung der Localverhältnisse sich erfreute, als Löwis, konnte so vollständig leisten, was der Titel des Buches versprach. Wenigstens ist dieß noch jetzt das Urtheil ausgezeichneter Forstmänner auch des Auslandes, indeß die Ostseeprovinzen anerkannten, daß durch Löwis die ersten schweren Schritte geschehen seien zur Anbahnung einer geregelten Forstwissenschaft. Nicht wenige Waldbesitzer gingen auf die Anleitung ein, und genießen bereits die schönsten Früchte.

Der Pflege der schönen Künste, besonders der Musik und Malerei, wirksam zugewendet, nahm er an den bedeutendsten wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit regen Antheil. Die Ausflüge nach fernen und nahen Gebieten der Kunst und des Wissens hätten viele andere zur Verflachung geführt, an welcher heut zu Tage ohnedem manche höhere Stände zu sehr leiden. Löwis aber kehrte immer reich beladen zu dem Berufe zurück, dem er sich frühzeitig gewidmet, und blieb Forstmann mit Leib und Seele. Seine Kunst des Zeichnens wendete er auf naturgetreue Nach-

bildung von Gewächsen an, die zusammengestellt und von Beobachtungen und Bemerkungen begleitet allmälig eine Forstbotanik Liflands begründen sollten. Die Feder ergriff er besonders, um durch Aufsätze verschiedenster Art das Werk weiter zu führen, das durch seine »Anleitung zur Forstwissenschaft begonnen war. Bald gab er »allgemeine Regeln über die in hiesigen Forsten zu führende Wirthschaft, um ewig dauernde Waldungen zu erhalten,« — oder »über den Anbau der Eichen in den Ostseeprovinzen;« — bald machte er Vorschläge, »vermittelst eines vorbereitenden Kornbaues Birkenwälder zu Brennholz anzuziehen;« — bald Mittheilungen »über die zur Besamung einer bestimmten Fläche erforderliche Baumsaat.« — Alle diese Schriften lieferten den Beweis, die Forstwissenschaft in Liefland sei allmälig so weit gediehen, daß man an eine künstliche Bestockung der Waldfläche dachte. Damit war aber auch seit Erscheinen seiner frühesten Schrift über Forstwesen ein ungeheurer Schritt geschehen.

Indeß gerade der Umstand, daß Löwis in seinen Forschungen sich mehr und mehr beschränkte, machte diese auch für Männer vom Fach außerhalb seiner Heimat beachtungswerth Besonders war dieß in botanischer Hinsicht der Fall mit der Nachweisung, in den Ostseeprovinzen werde bis zu der Umgegend von Petersburg, so weit erstreckten sich seine Untersuchungen, nur Quercus pedunculata, niemals Quercus robur L. gefunden. Gleichwohl behaupten die Botaniker, welche über Verbreitung der Holzgewächse geschrieben haben, gerade das Gegentheil. Unermüdliche Forschungen allein konnten Löwis Gewißheit über solche Gegenstände verschaffen, die für den Botaniker, wie für den Forstmann und den Technologen vom höchsten Interesse sind.

Zu jenen Forschungen gehörten auch seine Arbeiten in der Witterungskunde, in denen er sich gleichfalls wieder nach seiner Weise sinnig beschränkte. Seine Beobachtungen sollten nur als Beiträge zu einem erst abzufassenden Pflanzenkalender gelten. In der ersten Schrift, die er im Jahre 1815 darüber veröffentlichte, erklärte er bloße Temperatur-Angaben für unfruchtbar, wenn mit ihnen nicht Beobachtungen an Pflanzen und mancherlei andere Bemerkungen verbunden seien. Er geht von dem Grundsatze aus: »Jedes Land habe seine eigenthümliche Flora, die durch das Klima begränzt und bestimmt werde. Was von Alters her im Lande gedeihe, müsse dem Klima entsprechen, denn dieses dulde keinen Fremdling, er bequeme sich denn nach den Gesetzen und werde einheimisch. Nur solche Stauden- und Holzgewächse, die auch der strengste Winter nicht auszurotten vermöge, gehörten unserm Klima eigenthümlich an, und die Zeit, da diese blühen und ihre Früchte zur Reife bringen, gebe uns

das sicherste Mittel zur Vergleichung des Klima's von Liefland mit dem von andern Ländern. Er habe, seitdem er nach Liefland zurückgekehrt, dessen Vegetation in ihrem Fortgange genau beobachtet, über sieben Jahre lang sei er den Natur-Erscheinungen ununterbrochen gefolgt, und nicht müßig gewesen aufzuzeichnen, was ihm wichtig geschienen. Aus der langen Reihe von Bemerkungen, die so entstanden, liefere er jedoch nur einen gedrängten Auszug. Die Beobachtungen an den Bäumen hatte er wegen ihrer Wichtigkeit mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt und in ein Verzeichniß aufgenommen, und glaube, daß aus solchen Angaben sicherer auf die mittlere Temperatur des Landes zu schließen sei, als aus bloßen Thermometer-Beobachtungen.«

An dem großen, von Struve im J. 1816 eingeleiteten Kartenwerke, die trigonometrische Vermessung Lieflands betreffend, nahm Löwis den lebhaftesten und einflußreichsten Antheil. Zugleich mit der Aufforderung, die im Namen der Societät an die Gutsbesitzer wegen Einlieferung der Karten erging, richtete er an alle Prediger die Bitte um Angabe über jedes einzelne Kirchspiel: welche Güter es ausmachten, und ob in demselben einzelne Bauern oder Dörfer lägen, die zu Gütern gehörten, welche unter anderen Kirchspielen ständen. Aufforderung und Bitte wurden wiederholt, blieben aber lange ohne den gewünschten Erfolg. Die Mühe und Noth, die Löwis aus dieser Theilnahmlosigkeit erwuchsen, sind kaum zu schildern. Er mußte unter andern an Eine Stelle ein halbhundert Briefe richten, ehe er das Verlangte erhielt, und doch zählte er zehn Jahre später nach jener Aufforderung 1773 Blätter von verschiedener Größe, die man zur Auszeichnung der Karten benutzt habe, ohne schon am Ende zu seyn. Revisor Rücker mußte mehrere Male im Lande herumreisen, um Karten, mit denen man zurückhielt, an Ort und Stelle abzuzeichnen.

Es gab aber eine Menge Güter, besonders der Krone gehörige, die noch gar keine Karten besaßen. Die Societät mußte deren Vermessung selbst besorgen, und entwarf zu diesem Zwecke eine Instruktion. Ihr gemäß unternahmen die Ausführung auf Kosten der Societät theils die besten Landmesser, theils ausgezeichnete Offiziere aus der topographischen Abtheilung des Generalstabes, die der General Diebitsch im Jahre 1826 der Societät zu dieser Arbeit überließ.

Löwis hatte unterdessen schon durch den Marquis Paulucci die kaiserliche Erlaubniß, die Karten stechen lassen zu dürfen, ausgewirkt. Nun schloß er auch mit dem General von Schubert im Jahre 1828 den Contract ab, demgemäß das Karten-

Depot in St. Petersburg den Stich übernahm. Bald nachher ward ihm die Freude, die erste Section des Atlasses zu diesem Behufe abzuschicken. Freilich hieß dieß erst einen kleinen Theil des großen Werkes in Bewegung setzen; ehe das Uebrige vorrückte, gab es noch unsägliche Noth. Gleich im nächsten Jahre mußte er beim Marquis Paulucci Klage führen über die vielen Güter, die durchaus nicht zur Einsendung ihrer Karten zu bringen wären, und ihn bitten, sie hiezu zu zwingen. Dieß that denn auch theilweise der Gouverneur. Dann entdeckte man an Karten der Umgegend von Riga, die mit kleinen Besitzungen angefüllt ist, also ein sehr schwieriges Detail darbietet, so wie der Küste vom Ausflusse der Düna bis Schlock hinauf, den Mangel gehöriger Genauigkeit. Es galt also, dies ganze Gebiet nach mehreren astronomisch bestimmten Punkten zu berichtigen; ein schwieriges Geschäft, welches Rücker unter Struve's Leitung vollzog Aber noch im Jahre 1831 fanden sich nahe an 500□ Werste ungemessenen Landes im Rückstande, die nebst einigen andern Arbeiten zwei folgende Jahre wegnahmen. Im Jahre 1834 wurde von Groß-Roop die letzte Gutskarte eingesandt und eingezeichnet, und erst gegen den Winter konnte man die letzte Sendung nach St Petersburg machen.

Bei allen diesen Geschäften war Löwis die eigentliche Seele, die alles im Fortgange erhielt, wiewohl er meist am Kranksein litt. Ungeachtet seines kolossalen Körperbaues genoß er nur einer zarten Gesundheit und erkrankte in dem kalten Winter von 1822 auf 1823 an einer heftigen Erkältung. Er mußte lange das Bett hüten und dann sich beständig einhalten. Erst gegen Ende des nächsten Jahres einigermaßen wieder hergestellt, nahm er, wie früher, thätigen Antheil an Concerten. Bei Aufführung von Haydn's Schöpfung, die eine gedrängte Versammlung herbeigelockt, geschah es nun, daß er sich auf's Neue schwer erkältete.

Seitdem kehrte seine Gesundheit nie vollständig wieder, vielmehr wurde seine Haut durch das viele Stubensitzen, Anwendung von drastischen Mitteln, auch durch Verwöhnung, wie viele seiner Freunde glauben, so sehr gereizt, daß er bald in den Sommertagen wie im warmen Zimmer sich winterlich kleidete. Man bekam ihn nicht anders zu sehen, als im dicken Flausrock und in schweren Beinkleidern, einen wollenen Shawl um Hals und Brust geschlagen, auf dem kahlen Kopfe die warme Sammtmütze. Eine frühe Glatze war Erbtheil der Familie.

Gleichwohl minderte sich weder seine Thätigkeit, noch seine gute Laune. Es schien, als ob das allmälige Abschließen, wozu er sich gezwungen sah, seinen Geist nur mehr anregte. Die

Segnungen des Friedens hatten sich auch über die Universität erstreckt, und der Kaiser auf Antrag ihres neuen Curators, des Fürsten Lieven, sie von Neuem fundirt. So konnte sie endlich sich würdig ergänzen und heben. Löwis folgte dem steigenden Einflusse, den sie bald weit über die Gränzen der Ostseeprovinzen hinaus, man kann sagen über ganz Rußland erwarb, voll reger Theilnahme, und setzte sich mit vielen vom Lehrerpersonale auf einen freundschaftlichen Fuß. Nächste Frucht davon war das Kartenwerk, andere Früchte sollten nicht ausbleiben.

Im Umgange mit Männern von gleichem Interesse betrieb er immer emsiger die Vorarbeiten der Forstbotanik, zu deren Behuf er beständig Witterungsbeobachtungen anstellte, und erfand einen Winkelmesser, über den Struve's offizielles Urtheil dahin lautete: »Er sei eine sehr brauchbare Erfindung. Er messe die Winkel durch die Tangenten und sei seiner Construction nach als ein neues Instrument anzusehen, das mit einem ausgezeichneten Grade von Genauigkeit die Eigenschaft der größten Bequemlichkeit vereinige. Ohne Bedenken könne man durch dasselbe kleine trigonometrische Operationen ausführen. Von besonderer Wichtigkeit sei er dem Forstmanne.«

Gleichzeitig erwuchsen seine »vergleichenden Untersuchungen über Maße und Gewichte,« denen er viele Zeit gewidmet, zu einem höchst gründlichen Werke, das von der Societät herausgegeben, nicht bloß in diesen Provinzen vielen Nutzen schaffte, sondern auch in Deutschland lauten, noch mehr stillschweigenden Beifall fand, indem man es benützte und ausschrieb, ohne des Verfassers zu erwähnen.

Seinem krankhaften Zustande, der ihn immer mehr niederdrückte, zu entfliehen, machte er vielfache Anstrengungen, die nur dann und wann Erleichterung herbeiführten. Bisweilen schmachtete er Jahre lang unter dem Mißbehagen der Leiden, die ihn gegen die äußere Welt abschlossen; dann empfing er daheim Niemand als ganz Vertraute. Endlich, im Sommer 1830, raffte er sich auf, um in angenehmer Gesellschaft die altpreußische Hauptstadt zu besuchen, wo die künstlichen Wasser, durch welche der Dresdner Struve die natürlichen ersetzte, zur Hülfe aufgerufen werden sollten. Der kranke Reisende fühlte sich durch die Fahrt, die Hoffnung, die daran sich knüpfte, die Gegenstände, welche die Reise an ihm vorüberführte, im Innersten erregt, und legte seine verschiedenen Stimmungen in einem Tagebuche nieder. Es ist von vielem Interesse, und macht die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers, seinen regen Sinn für die Natur, seine Liebe zur Wissenschaft und Kunst in einfachen, aber eindringlichen Worten erkennbar.

Durch die angewendeten Mittel in seiner Gesundheit wieder erkräftigt, führte er im August des Jahres 1835 die verwitwete Obristin Argamaker, geborne von Krüdener, in Sahlow als Braut zum Altare, die ihm bis zu seinem Ende eine liebevolle, treue Gefährtin blieb.

Mit dem Behagen an den neuen Verhältnissen war Löwis auch der Muth zur Wiederaufnahme alter Arbeiten gekommen, deren erste Frucht seine schöne Schrift über »Entstehung, Zweck und endlichen Untergang der Ritterschlösser in Liefland« wurde. Sie ging aus einer tiefen Kenntniß der Werke, die auf den Gegenstand irgend Bezug haben, so wie besonders aus einer genauen Local-Anschauung hervor, die er zu verschiedenen Zeiten gewonnen. Daher sie uns denn höchst anschaulich die Epoche vergegenwärtigt, wo die deutsche Einwanderung in diese Länder kam, und sich in ihnen zu schützen und zu befestigen suchte. Wir können Schritt vor Schritt ihren Bedürfnissen und Ansichten folgen. So schloß er, freilich ohne es zu wollen, seine Forschungen über die Geschichte des Vaterlandes.

Gleichzeitig ward ihm die Freude, daß man nicht bloß in der Provinz allmälig seine forstwissenschaftlichen Bestrebungen durch die That anerkannte, indem man kleinere und größere Waldungen nach seinen Ansichten behandelte, sondern daß diese sich auch in das Reich Bahn brachen, welches gerade in seinen gewerbthätigsten Provinzen am meisten Mangel an Holz zu leiden begann.

Die Geschäfte, die seine Stellung brachten, wurden mit erneuertem Eifer fortgesetzt. Hatte ihn vor Kurzem längere Zeit die Entfuselung des Branntweins, so wie die Untersuchung neu erfundener Dreschmaschinen vielfach in Anspruch genommen, so folgte jetzt seine Theilnahme den Bohrversuchen, zu denen Moritz von Engelhardt ein paar Jahre vorher die Societät aufgefordert, weil das Vorkommen von Gyps auf Salz schließen ließ. Diese wurden in Pullandorft im Allach'schen Kirchspiele unter Leitung eines jungen, eifrigen Mineralogen, Herrn von Behaghel, angestellt, welcher mit vieler Aufopferung sich der Arbeit widmete, doch ohne den gewünschten Erfolg.

Was aber seine Aufmerksamkeit vor Allem fesselte, war die Vollendung des Kartenwerks. Bereits im Februar des Jahres 1835 ging die letzte Gutszeichnung zum Einschalten in die große Landkarte nach St. Petersburg, und deren Beendigung ließ sich nun bald erwarten. Gleichwohl währte es noch volle vier Jahre, bis sie zum Schlusse gedieh. Als endlich das Ganze im Frühling 1839 nach Dorpat fertig geliefert ward, hatte die Arbeit drei und zwanzig Jahre gewährt. Der Kostenbe-

trag für die Societät belief sich auf 83,073 Rubel Bank-Assignationen, eine kleine Summe, wenn man auf die großen Leistungen sieht.

Leider sollte Löwis die Tage seines Glückes nicht lange genießen. Der Gebrauch eines künstlichen Brunnens in Riga, den er ohne ärztlichen Rath unternahm, wirkte schnell zerstörend auf ihn ein. Er starb am 16. September 1839.

Die Theilnahme, welche an dem Hingeschiedenen sich zeigte, war eine allgemeine. Man wußte nicht, ob man mehr den reichen Geist oder das tiefe Gemüth bewundern sollte. Indem alle sich beeiferten, an irgend einen Zug aus seinem Leben zu erinnern, kam erst ein Jeder zum Bewußtseyn, welchen Verlust er durch seinen Tod erlitten habe.

Sah man seine Kenntnisse, so zeigten sich diese bei großer Tiefe von einer seltenen Vielseitigkeit. Nie aber kehrte er sie heraus, um zu blenden oder sich anderer zu überheben. Im Gegentheile, wie er immer im Lernen begriffen war, betrieb er auch das Gespräch als die beste Gelegenheit zum Lernen. Er versenkte sich jedesmal ganz in den Gegenstand, den man besprach, und verrieth selten, wessen er mächtig war, meist aber, was ihm fehlte. Dieß so durchgängig, daß ein Harmloser ihn wohl für unbedeutend nahm, indeß ein Kluger sich leicht von ihm geneckt glaubte.

Der Grundton seines Wesens war Bescheidenheit, jene Demuth nämlich, die aus der Anschauung und Erkenntniß der göttlichen Dinge entspringt. Sie verbreiteten einen eigenthümlichen Zauber über ihn. Bedeutende Männer, die seinen näheren Umgang genossen, gestehen noch jetzt, daß sie in seiner Nähe sich einer unwillkürlichen Ehrfurcht nicht hätten erwehren können. Gleichwohl erschien er immer heiter und theilnehmend.

Menschliches Elend zu lindern wurde ihm zum Bedürfniß, das er, so weit irgend seine Kräfte reichten, stets befriedigte. Auch hier zeigte sich dieselbe Zartheit und Rücksicht, die all sein Thun bezeichnete. Erst nach seinem Tode kamen die edelsten Züge seiner Wohlthätigkeit zu Gehör.

Für das viele Licht, in welchem sein schöner Charakter erscheint, wäre es schwer, den Schatten zu finden, dessen ein jedes Bild zu seiner Begränzung bedarf, lieferte ihn nicht das harte Leiden, das beinahe ein Drittheil seines Lebens ihm wegdarbte. Aber wie seine ganze Erscheinung genialisch war, so auch jene räthselhafte Krankheit. Sie verhielt sich zu dem kräftigen Körperbau, dem sie selbst in der letzten Zeit seine Schönheit nicht rauben konnte, wie die mädchenhafte Reizbarkeit seines

Geistes zu der edlen starken Seele, die nie ihre Schwungkraft verlor.

Das klarste, aus Erkenntniß und Empfindung hervorgegangene Urtheil über Löwis ist in dem herrlichen Briefe enthalten, den Parrot der Vater an die tiefgebeugte Witwe richtete, und den Herr Dr. Blum am Schlusse seines Werkes mittheilt.

Art. X. Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807 Historische Skizze von Wilhelm Wachsmuth. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot, 1844. gr. 8. 170 S.

Weimars Musenhof — Deutschlands Lichtperiode — Aussaat und Ernte deutscher Wissenschaft und Kunst — Karl August's, Goethe's, Schiller's Größe, wie ist das alles eng und innig verbunden und verschwistert. Welch ein Segen kam durch das Bestehen jener Zeit über Deutschland und die Nachbarländer. Wie viel haben kommende Jahrhunderte, die sich an den Schöpfungen der Männer jener Periode erfreuen werden, den Gründern derselben, dem großartigen Karl August und Amalien, zu verdanken!

Man mag dagegen sagen was man will, die Kunst bedarf der kräftigen, energischen Mäcenatenschaft, der werkthätigen Unterstützung der Mächtigen, wenn sie gedeihen, fortblühen soll. Die Geschichte gibt uns dafür die unwiderlegbarsten Beweise. Vielleicht ist in allen Zeiten nur Dante in jener Beziehung isolirt dagestanden. In den Zeiten des reichsten Gedeihens griechischer und römischer Kunst, in der der Mediceer, der des vierzehnten Ludwig, der der Elisabeth, Karl August's, König Ludwig's von Baiern finden wir immer die größten Geister der Nation versammelt, immer mehrere auf einmal, von Fürsten geschützt, sich gegenseitig entzündend und in Verbindung tretend zu gemeinsamem Schaffen. Eben das Zusammenleben und Zusammenwirken großer Geister hat auf ihre Individualität den entschiedensten und nachhaltigsten Einfluß. Man trenne die großen Männer einer Kunstperiode von einander, man lasse sie einsam wirken, und ihre Werke werden ganz andere Färbungen erhalten, als die, unter welchen sie gegenwärtig vor uns erscheinen. Man trenne Goethe von Schiller, und jedem wird vieles von dem fehlen, was nur durch den gemeinsamen Verein jener Künstler entstanden mächtig auf uns wirkt, und auf unsere Nachkommen der fernsten Zeit wirken wird. Eines nur noch kann außer dem Schutze Künstler erregen — der Druck, der Gegendruck hervorruft; Gleichgültigkeit aber ist tödtend für die Kunst.

Der Verein künstlerischer Heroen kann jedoch nur durch den

energischen Schutz eines bedeutenden Mäcens herbeigeführt und festgehalten werden. Freilich keines Mäcens, der aus Prunksucht oder Eitelkeit den Körpern der Geister Geld auswirft, — keines Mäcens, der mit schönen Worten und Lobeserhebungen die Kunst und ihre Meister preist, die ihm seiner inneren Ueberzeugung nach vollkommen gleichgültig sind, — keines Mäcens, der durch gnädige Herablassung die zufälligen Verhältnisse der Geburt und des Glückes auszugleichen geruht: — sondern eines Mäcens, der die Kunst kennt, liebt, schätzt, der sie mit dem Herzen pflegt, der ihre Meister achtet, der sie für ebenbürtig hält, der sie als Freunde in seiner Nähe versammelt, der ihre Wohlfahrt in den Bereich seiner Sorgen bringt, eines Mäcens, wie Cosmus und der noch größere Lorenzo, wie Ludwig, wie Elisabeth, Karl August es waren. Man hört beständig klagen über den Verfall, über die Unwirksamkeit der Kunst, selbst von solchen, welche sie blühend, welche sie wirksam machen könnten, und ist selbst schuld daran. Man hat zuletzt in einem Staate keinen Künstler, weil man keinen haben will, oder weil man es für gleichgültig hält, ob er da ist oder nicht. Man wolle ehrlich, aus Ueberzeugung, aus Liebe Künstler, man behandle sie, wie sie behandelt seyn wollen und müssen, und man wird sie haben. Man glaube aber nicht, die Kunst geschätzt zu haben, wenn man beliebte Laien protegirt; mit einem Worte: man wolle Künstler, und man wird sie haben. Freilich nicht über Nacht, aber sie werden kommen, wie die Frucht nach der Saat. Der mächtige und einflußreiche Kenner stelle sich in ihre Mitte, versammle sie als Freunde um sie her, enthebe sie der Ruhe raubenden Sorgen des Tages, liebe sie, achte sie, verbinde sie zu gemeinsamem Wirken, und er wird durch sie Wahrheit, Licht, Erhebung verbreiten über seine Zeit und die Nachwelt. Er wird der Segenspender von Jahrhunderten werden. Der Schutz der Geister ist der großartigste, mächtigste, segenreichste der Fürsten, und ein solcher Schützer war Karl August von Weimar.

Ein Rückblick auf das herrliche, in geschichtlicher sowohl als künstlerischer Beziehung ausgezeichnete Werk, welches wir hiemit anzeigen, bestätigt und erweist unsere Behauptung.

Vor hundert Jahren, sagt der Verf., hatte die Reisestatistik wenig mehr von Weimar zu berichten, als: Kleine Stadt mit einem herzoglichen Schlosse, gelegen an der Ilm, ohne besondere Naturschönheiten in seiner Umgegend; in der Nähe eine Höhe mit neuerbautem Lustschlosse Belvedere; weiter gelegen der höhere Ettersberg mit dem Waldschlosse Ettersburg; rechts und links Universitäten zu Jena und Erfurt. In der That hat Weimar mit der Mehr-

zahl seiner Schwesterstädte an der großen Thüringer Landstraße eine nur mäßige Ausstattung mit Naturschönheiten gemein; diese sind in dem Thüringer Walde zu suchen: aus dem Leben der Menschen hatte Weimar zu dem trüben Andenken an Kurfürst Johann Friedrich und dem gemüthlichen an den treuen Meister Lucas Cranach nur Eine glorreiche Erinnerung, an seinen Bernhard; jedoch dieser stand damals noch nicht im historischen Lichte. Von dem geistigen Leben auf den beiden benachbarten Universitäten war Weimar fast gänzlich unberührt geblieben. Eine Seele bekam es mit einer liebe- und geistvollen Fürstin, Anna Amalia von Braunschweig, als diese sich in ihrem siebzehnten Jahre 1756 mit dem Herzoge von Weimar, Ernst August Konstantin, vermählte. Schon im Jahre 1758 ward sie Witwe, und hatte nun nebst der Erziehung zweier Prinzen, Karl August und Konstantin, zugleich die Sorgen der Landesmutter auf sich, und mit den Gefahren und Ansprüchen eines Krieges zu thun, der nicht selten Schrecken bis in die Nähe Weimars brachte. Dieser Zudringlichkeit des Weltlaufs, dem jugendlichen Lebensalter der Herzogin Ernst und Betracht aufzunöthigen, gelang es dennoch nicht, die ihr inwohnende geistige Empfänglichkeit, Frische und Kraft zu gefährden; das Begehren nach Geistesgenuß, der Durst nach Wissen mit nimmer ermüdendem Aneignungstalente, während einer Reihe von Jahren durch landesmütterliche Obliegenheiten in den Hintergrund gedrängt, traten, als die Muße und Harmlosigkeit des Friedens zurückkehrte, mit ungeschwächter Lebendigkeit hervor. Amalia bewährte sich nun, wie Goethe's Mutter einfach und wahr schreibt, als »eine Fürstin, die, in Allem betrachtet, wirklich Fürstin ist; die der Welt gezeigt hat, daß sie regieren kann; die die große Kunst versteht, alle Herzen anzuziehen; die Liebe und Freude um sich her verbreitet; die — mit einem Worte — zum Segen für die Menschen geboren wurde.« — Eine geistige Wahlverwandtschaft begann ihr belebendes Spiel aber erst, als Wieland, auf Veranstaltung des seit 1762 zum Erzieher der beiden Söhne Amalia's bestellten Grafen Görtz, der sich zuweilen bei ihm Raths erholt hatte, 1772 zum Unterrichte des Erbprinzen nach Weimar berufen wurde. Kurz vorher hatte Wieland seinen »goldenen Spiegel« herausgegeben; dieß half das Urtheil über seine Befähigung zum Prinzenlehrer bestimmen. Der neubestellte kurmainzische Statthalter Erfurts, Karl Theodor von Dalberg, hochbefähigt, der Wissenschaft betraut, mindestens dem Geiste des Jahrhunderts huldigend, hatte ebenfalls zu Gunsten Wielands sich ausgesprochen. Wieland war der Herzogin Amalia sehr willkommen und bald wohl bei ihr gelitten; sein Beruf ließ ihm Muße genug übrig, auch dem nach

Ideen, nach geistiger Unterhaltung und Beschäftigung begehrlichen Hofe Gaben zu spenden und Anleitung zur Selbstthätigkeit zu geben. Damit war entschieden, daß Amalia, obschon Nichte Friedrich's II., nicht wie so viele Fürsten und Fürstinnen jener Zeit ihre Blicke gegen Paris wandte, und in der literarischen Correspondenz mit einem Diderot, Grimm ꝛc. Schätze zu heben vermeinte. Für die deutsche schöne Literatur aber sollte Wieland's 1772 gegründeter deutscher Merkur ein Vereinigungspunkt tüchtiger Leistungen werden. Wenn auch Wieland's darauf gesetzten Hoffnungen der Erfolg nicht entsprach, und Erwerbsberechnung eine unangenehme Zuthat zu den literarischen Bestrebungen des Herausgebers ward, so hatte doch in jener Zeit der Merkur Bedeutung genug, wackere Mitarbeiter anzuziehen und die Aufmerksamkeit und Erwartung gegen Weimar zu lenken.

Der Erzieher der beiden Prinzen, Graf Görtz, seinem hohen Berufe ganz gewachsen und treu in dessen Erfüllung, war durch Ernst des Charakters und anstandsvolle Haltung eine würdige Erscheinung am Hofe; wenn er auch ceremoniösen Formen anhing, so störte dieß weder Amalia's frohen Kreis, an dem er schon seines Berufes wegen nicht thätigen Antheil nehmen konnte, noch die vortreffliche Weise seiner Prinzenerziehung; Herzog Karl August und sein Bruder Konstantin reiften in froher Unbefangenheit dem Jünglingsalter entgegen. Die Herzogin Amalia aber wandte nie ihr Auge von der Erziehung der Prinzen ab. Görtz's halbjähriger Bericht über das Geleistete und seine Vorschläge über das, was zu thun sei, beantwortete sie mit Sorgfalt und Einsicht; war sie auf längere Zeit von den Prinzen entfernt, so mußte Görtz oft und genau über diese berichten. Den herrlichsten Naturgaben der jungen Fürsten ward dergestalt eine musterhafte Pflege. Friedrich, der im Jahre 1771 den Herzog von Braunschweig sah, sprach, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige.

Was die deutschen Höfe außer Jagd, militärischen Paraden und Festpomp bis dahin vorzugsweise ergötzt hatte, Kapelle und Theater, trat zu Weimar in der Zeit von Wielands Ankunft mit Auszeichnung hervor. Schweizer war tüchtiger Componist; die Aufführung von Wieland's Alceste 1773 ward ein Triumph für die Weimarische Oper; mehr aber behagte die Anwesenheit der trefflichen Seyler'schen Schauspielertruppe, bei welcher Eckhof, Brandes und Beck hohe Meisterschaft in ihrer Kunst bethätigten. Doch diese Freuden wurden schon 1774 durch den Schloßbrand, welcher auch das Theater in Asche legte, unterbrochen. Ueberhaupt ermangelte das Musenleben in Weimar noch der genialen Kraft. Amalia's Hof hatte als seltene Zierden

die Lebendigkeit und geistvolle Anmuth der Herzogin, Feinheit und Würzigkeit des geselligen Tons, natürliche, von dem Rigorismus der Etikette entbundene, aber dem Gesetze zarten Anstands untergeordnete Ungezwungenheit, hochgesteigerte Genußfähigkeit inmitten reichen Aufwuchses ansprechender geistiger Blüthen und Früchte. Dieß machte ihn allerdings zu einem Schauplatze der lieblichsten Erscheinungen: jedoch die geistigen Kräfte, die ihn belebten, vermochten nicht den Weimarischen Musen ein Principat in der deutschen Literatur zu gewinnen. Eben so wenig Wieland's deutscher Merkur, trotz der ansehnlichen Genossenschaft von Mitarbeitern und der schmeichlerischen Zudringlichkeit, mit welcher er bei Jacobi, Merck ꝛc. für den Merkur zu werben bemüht war. Der Wielandischen Schule war das jung aufwachsende Geschlecht entweder mit sittlichem Ingrimm entgegen, oder, was in ästhetischem Gebiete entscheidender war, wegen des unkräftigen Tons abhold. Beide hielten gegen Wieland zusammen; aber das Sittlichkeitsprinzip bei den Ersteren hatte zu viel Zumischung von Empfindsamkeit, um zu Kräften zu kommen; der Göttinger Dichterbund hatte bei allem Aufgebot von deutscher Kräftigkeit der Gesinnung und der Worte sich unbändig erwiesen; seine Ueberschwänglichkeit, die bei nicht eben ungewöhnlichen Lebensschickungen, als dem Abschiede von Freunden, die in nicht ferne Heimat zurückkehrten, sich in Herzbrechen, Seufzen und Weinen auflöste, war eine zu gehaltlose Gährung, als daß der Niederschlag lange ausbleiben konnte.

Klopstock selbst hatte seit der Herausgabe der wunderlichen Gelehrtenrepublik (1774) seine Verehrer stutzig gemacht, und sein Einfluß begann sich zu mindern. Von dieser Schule war keine Hülfe gegen die damalige Influenza der Empfindlichkeit, mit der die geistige Schwächlichkeit sich aufspreizte, zu erwarten. Ihrer aber bedurfte es gegen die widerlich schmeichlerischen Herzensergießungen und thränenreichen Süßigkeiten, die mit lauter Liebe und Zärtlichkeit den Vermiß des Schönen hätten gutmachen mögen, gegen die Leipziger unwürzigen Musenfrüchte, gegen Gleimische Tändeleien eben sowohl, als gegen Wielandische Leichtfertigkeit. Lessing's Stimme ward in dieser Zeit ästhetischer Wasserfluth nicht in der schönen Literatur gehört; er, ohne alle engverbundene Jüngerschaft, aber in sich allein ein Füllhorn, nach allen Seiten hin zu befruchten berufen, war in der Wolfenbüttler Bibliothek mit gelehrten Forschungen beschäftigt, und rüstete sich zu einer Reise nach Italien (1775).

Der eigentliche Beginn der Glanzperiode deutscher Literatur entwickelt sich mit dem Auftreten Goethe's. Mit Götz und Werther hatte die deutsche schöne Literatur ihre Revolution, Goethe

war ihr Held, sein Haupt von Glorie umstrahlt. Es war, als ob die gesammte Jugend Deutschlands ihm die Arme entgegenstreckte. Die Zunft der Altflicker, unangenehm dadurch aufgerüttelt, ruhte nicht. Nicolai, in dem sich mehr und mehr der Wasserstoff des Zeitalters zu offenbaren begann, schrieb Freuden des jungen Werthers und vermaß sich gegen Merck, er wisse, daß er, ohne sich rühmen zu wollen, vor dem Publikum mit Goethe bald fertig werden wolle. Melchior Goeze ereiferte sich in einer langen Auslassung gegen die gottlosen Grundsätze im Werther. Goethe, obschon über das »Berliner ꝛc. Hundezeug,« wie er in seiner damaligen Kraftsprache sich ausdrückt, ärgerlich, hatte doch um den Tadel sich nicht zu kümmern. Die Koryphäen der Literatur wurden oder blieben ihm hold. Wieland, der Eifersucht auf Goethe's Ruhm nicht fähig, schrieb über Werthers Leiden an Jacobi und Andere mit herzlicher Anerkennung, und sympathisirte ganz mit Goethe. Klopstock hörte 1775 in Karlsruhe ein von Goethe vorgelesenes Fragment des Faust mit Beifallsbezeugung; Justus Möser, aus dessen Hinterlassenschaft erst kürzlich einige Briefe an's Licht gekommen sind, die von vertrautem Verhältnisse zeugen, war ihm mit Innigkeit zugethan.

Um Goethe aber zog ein Chor lärmender Bacchanten einher, zum Sturm und Drang, zum Kampfe gegen mattherzige Empfindsamkeit, gegen conventionelle Manier, gegen pedantische Regelrichtigkeit, mit unbedingtem Bestreben alle Begränzungen zu durchbrechen. Klinger's Zwillinge, Lenz's Hofmeister, neuer Menoza und Soldaten, Wagner's Kindesmörderin ꝛc. gehörten zu den Sturmfluthen des unreinen feurigen Stroms, der damals neben Götz und Werther hervordampfte. Mit Goethe verbanden sich auch mehrere vormalige Genossen des aufgelösten Göttinger Hainbundes, vor allen die beiden Grafen Stolberg, die von ihrer Unbändigkeit noch nicht zurückgekommen waren, und die damals eine Gruppe von zwei Centauren zu ihrem Symbol genommen hatten.

Im beharrlichen Gegensatze gegen die stürmischen, Geist und Muth sprühenden Kraftgenies würde der Weimarischen Musenzunft gar bald eine untergeordnete Rolle auf der deutschen Literaturbühne zu Theil geworden seyn; aber zu Weimar war in Herzog Karl August Genialität des kräftigsten Jünglingsalters aufgewachsen, und als von dieser angezogen der Chorag des rheinischen Bundes sich nach Weimar wandte, wehten die Fahnen des Sieges von dessen Zinnen. Nunmehr nahte sich die Erfüllung eines prophetischen Wortes, das Wieland im Jahre 1772, freilich ohne das Rechte zu ahnen, aussprach: »Wenn der Himmel

unsern jungen Fürsten und ein Paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt komme, ihn zu sehen,« und dessen, was Jean Paul später sagte: »Erst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien.«

Herzog Karl August reiste 1774, im letzten Jahre seiner Minderjährigkeit, begleitet von dem Prinzen Konstantin und von Knebel, nach Paris; in Karlsruhe sah er die liebreizende Prinzessin Luise; in Frankfurt führte ihm Knebel den Verfasser von Götz und Werther zu: ein doppelter Bund war die Folge davon. Karl August, volljährig 1775, führte alsbald Luisen als Gemahlin heim, und Goethe kam im November desselben Jahres als Gast des Herzogs nach Weimar. Bald offenbarte sich die trauteste Busenfreundschaft des Herzogs mit Goethe, ein Geisterbund, der schwerlich seines Gleichen in der Geschichte hat. Wie weit steht Friedrich's II. und Voltaire's Genossenschaft dahinter zurück! Schon der Entschluß Karl August's, das Haupt einer ungestüm einherfahrenden Macht, die in der rücksichtslosen Bewegung ihres Sturmlaufs gegen bisherige Literaturgrößen den berühmtesten Vertreter des Weimarischen Musenlebens empfindlich verletzt hatte, nach Weimar zu versetzen, zeugt von großartiger Nichtachtung kleinstädtischer Rücksichten. Karl August brachte zu dem Fürstenstuhl als Jüngling treffliche Anlagen zu künftiger Entwickelung landesväterlicher Tugenden mit: ungemeine geistige Empfänglichkeit, reiche Fülle von Gedanken, edle menschliche Gesinnung und tüchtige Stählung des Charakters. Die Frucht des von üppiger Kraft strotzenden Stammes war noch herbe, der Läuterungsprozeß, der zur Reife und zum Erntesegen führen sollte, schien sich als gewitterreich anzukündigen. Den jungen Fürsten drängte es über die gewohnten Schranken seines Standes hinaus zum Leben in Natur und poetischer Ungebundenheit. Der Dunstkreis des Fürstenstandes, der Zwang der geregelten Hofsitte und die Langweiligkeit des nur im ceremoniellen Geleise wandelnden Hofstaats war ihm lästig; klaren Blicks in das innere Wesen und den wahren Beruf seines Standes, verschmähte er den diesem anhaftenden eiteln Schein, seines Werthes sich bewußt, unbekümmert um schiefe und schale Urtheile. Auch im Ernste der Fürstenarbeit beengte ihn leicht die Abweichung von dem Natürlichen und Menschlichen in dem Wuste, Ballast und Pedantismus der Regierungsgeschäfte. Im Verdruße über Consistorialacten schreibt er an Knebel: »Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Actenstyle und modo voti vorgetragen

zu sehen, ist unglaublich. Wenn Keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durch's Contrarium bekommen, sobald er diese Acten läse.« Jugendlicher Kraftdrang in Haupt und Gliedern, warf er sich der Natur in die Arme; hier fand er freien Spielraum; gern und oft war er zum hohen Waidwerke aus. Gleich seiner Mutter höchst empfänglich für geistige Einflüsse, war er eben so produktiv in Darstellung seiner Gedanken; er redete und schrieb gern und mit Leichtigkeit; es war wie natürlicher Erguß, Alles ungesucht: doch nie scheint er der Versuchung, selbst zu dichten, verfallen oder unterlegen zu seyn. Wie sehr er der innigsten Freundschaft und einer wahrhaften Herzensverbindung mit dem traulichen gegenseitigen Du fähig war, bewährte er nicht bloß im Verkehr mit Goethe: sein Brief an Knebel, als dieser den Weimarischen Dienst verlassen wollte, ist ein herrliches, rührendes Denkmal seiner hochherzigen Empfindungs- und Denkungsart.

Goethe war dem jugendlich lebenslustigen Herzog wie der Repräsentant idealer Menschheit in ihrer Kraft, Gesundheit, Schönheit, Fülle und Genialität; er schloß ihn fest an sich: Goethe mußte bleiben; mit ihm erblühte dem Herzoge ein poetisches Leben außerhalb der zwangvollen, spanischen Stiefeln, womit er die Formen vergleicht, die ihm sein Stand aufnöthigte. Also erwählte er sich in Goethe einen Genossen zum Schwelgen in froher Jugendlaune, zum Austausch der trautesten Hingebung. Goethe ward eingebürgert in Weimar, es nimmer wieder zu verlassen. Nicht lange, so sollte Goethe dem Herzog mehr als Genoß heiterer Stunden werden, er sollte ihm die Arbeit und Sorgen des fürstlichen Berufs tragen helfen, und diese von der zu Allem und Jedem tüchtigen Geistesrüstung Goethe's Gewinn ernten: dafür, daß der Fürst dem Menschen sich zur Brüderlichkeit hingab, hatte dieser von seiner Ungebundenheit zu opfern. Schon am Ende des Jahres 1775 war er im Bannkreise der Macht neuer Verhältnisse; er schrieb am 31. Dezember an Lavater: »Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.« — Im Anfange des Jahres 1776 begann er die Regierungssorgen des Herzogs zu theilen. Darüber eröffnete er sich seinem Freunde Merck (am 5. Jänner 1776): »Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage;« — und (am 8. März d. J.): »Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort.« — Am 11. Juni d. J. ward er zum geheimen Legationsrath ernannt: der höfischen Verwunderung und der Scheelsucht der Beamtenklasse über diese abnorme Beamtung

Goethe's begegnete der Herzog durch eine energische schriftliche Erklärung, worin er aussprach, daß er bei Vergabung eines Platzes, der in so genauer Verbindung mit dem Wohle und Wehe seiner gesammten Unterthanen stehe, nie nach Anciennetät, sondern immer nur nach Vertrauen verfahren werde. Goethe vermochte es nicht über sich, dem Vertrauen des fürstlichen Freundes, das ihm Staatsämter entgegenbrachte, sich zu entziehen. Es geschah nicht ohne innere Beunruhigung und ohne Kampf zwischen seiner poetischen Natur und seinen, dem Herzoge entgegenwallenden Gefühlen der Anerkennung, Anhänglichkeit und des Ehrgeizes.

Aber nicht allein durch eigene Persönlichkeit, auch durch den Verein großer, künstlerischer und wissenschaftlicher Talente, welche Goethe nach seinem Weimar zu bringen wußte, oder die freiwillig sich ihm nahend von ihm festgehalten wurden, ward er der Segensstern Weimars, das Vertrauen Karl August's rechtfertigend, und sein innigstes Bestreben, Weimar zum Mittelpunkte deutscher Kunst zu machen, erfüllend.

Durch Goethe ward 1776 Herder aus Bückeburg als Generalsuperintendent und Hofprediger nach Weimar berufen; ein neuer hellglänzender Stern an dem Weimarischen Musenhimmel, durch und durch poetischer Stimmung und Anschauung, aber außerhalb der planetarischen Kreisungen der poetischen Laune an jenem. Nach seinem Naturell nicht zu jovialem Lebensgenuß geeignet, stand er nur mit einem Fuße innerhalb des heitern Kreises um Herzogin Amalia, dem Herzoge aber immer mit ernster Würdigkeit des Amtscharakters gegenüber. Er war fast mehr als Klopstock von innerster Bestimmung, die Religion durch Veredlung des Gefühls und poetische Befruchtung der Gemüther aufzurichten; wie hätte er seinen Beruf, die Kirche wieder zu rechten Ehren zu bringen, und die seinem Amte gebührende Würde zu behaupten, verläugnen mögen! Zu Goethe stand er im Verhältniß ernster Freundschaft.

Herzogin Amalia war bei der geregelten Entwicklung Weimars nicht müde, das Gebiet ihres Wissens und Könnens zu erweitern; sie trieb mit Enthusiasmus Musik, sie malte, sie schwelgte im Genusse der italienischen Literatur, wo Jagemann, seit 1775 ihr Bibliothekar, ihre Studien leitete; doch ihre liebsten Freuden waren die Herbeiziehung geistiger Umgebungen zu gemeinsamen Leistungen in Poesie, Kunst, Lust und Scherz. Eine geistvolle Persönlichkeit gewann der verwitwete Hof 1778 in dem aufgeweckten, lebensfrohen und witzigen Fräulein Louise von Göchhausen, Amalia's Hofdame (von dieser gern Thusnelda genannt), die zur Ergötzung eben so sehr durch ihre

geistreichen Einfälle, als durch die Neckerei, die mit ihr, besonders von Herzog Karl August, getrieben wurde, beitrug. Je mehr sie gepeinigt wurde, um so mehr gefiel es ihr. Im J. 1780 wurde ihr der »große Orden,« nämlich das Stolbergische Centauren-Symbol umgehangen. In demselben Jahre kam nach Weimar die Gräfin Bernstorff und ihr Begleiter Bode, der ausgezeichnetes Talent zur Uebertragung moderner ausländischer Klassiker der humoristischen Gattung in's Deutsche hatte, damit musikalische Virtuosität und lebhaften Eifer für Freimaurerei, damals ein wirksames und angesehenes Organ zur Pflege der Humanität, verband, und immer bereit war zu amüsiren. Bertuch aber ward bei seinem haushofmeisterlichen Talent der Schaffner, wenn es Ausrüstung zu einem zwanglosen Feste galt.

So wurden nun, während die herzogliche Familie nach dem Schloßbrande in Weimar selbst in Wohnung und Hofhaltung äußerst beschränkt war, unter Amalia's Anführung zu Stätten vergeistigten und mit Poesie gewürzten Naturgenusses, wobei das Gesetzbuch der Etikette bei Seite gelegt wurde: Ettersburg mit seinem schönen Walde; Belvedere, an dessen Abhängen der durch Herzog Karl August sorgsam gepflegte Park ansehnliche Ausdehnung gewann; Tiefurt, wo Prinz Konstantin mit Knebel seinen Wohnsitz hatte, aber auch Amalia gerne weilte und Knebel mitwirkte, den Park durch neue Anlagen zu verschönern; ja nach Ilmenau, Dornburg und Jena und dem reizenden Wilhelmsthal wurde wohl eine Ausfahrt unternommen. Der Weimar'sche Park ward durch Goethe zu einem reizenden Aufenthalte umgeschaffen. Ilmenau war eine Lieblingsstätte Knebel's und auf dem Gickelhahn bei Ilmenau schrieb Goethe den letzten Akt seiner Iphigenia.

Amalia's Lieblingsgenuß waren theatralische Darstellungen, wo die Vertrauten ihres Kreises das dichtende und spielende Personal ausmachten, und für welche in der Stadt — bis der Redoutensaal dazu diente (1779 ff.) — ein Saal der herzoglichen Wohnung, außerhalb ein Flügel des Ettersburger Schlosses, oder auch wohl der benachbarte Wald und im Tiefurter Parke die Mooshütte zur Bühne eingerichtet wurden. Goethe, Einsiedel, Knebel, Seckendorf, Bertuch und Musäus lieferten die Dichtung; Seckendorf war fruchtbar in Composition der Operetten, der Herzog stellte Mitglieder der Hofkapelle zum Orchester, woran aber auch Bode als Violinspieler und Einsiedel mit dem Violoncell Theil zu nehmen pflegten; Kraus war Decorateur, Mieding Maschinenmeister. Manches der dort gegebenen Stücke war im Humor des Augenblicks entstanden, von locker zusammengefügten Theilen und nicht auf Kunstwerth, nur auf

gegenseitige Erheiterung der Mitspielenden berechnet. Von der Art ist Adolar und Hilaria, eine Zigeuner-Operette von Einsiedel. Eine tolle Posse aber war Goethe's »geflickte Braut,« mit Musik von Seckendorf zu Gesang und Ballets, deren acht darin vorkamen. Ohne geistige Mitgift oder künstlerische Leistung gab es nicht leicht Zulaß zur Theilnahme an solchen Festgenüssen; in Ettersburg mußte mit einer theatralischen Darstellung Probe bestanden werden; Goethe, Einsiedel, Knebel, Bertuch, Bode, Musäus, die Göchhausen, Prinz Konstantin, selbst die Herzogin Amalia und der Herzog spielten Rollen. Die weiblichen Hauptrollen in den Operetten hatte meistens die reizende Corona Schröter, Amalia's Kammersängerin, die einst in Leipzig neben der Mara hatte bestehen können; nächst ihr das Fräulein von Rudorf (nachher mit Knebel vermählt) und Amalia Kotzebue (nachherige Gildemeister), der zu Liebe Goethe die Geschwister schrieb. Auch französische Stücke wurden gegeben, und in diesen zeichnete sich der nachherige Ober-Consistorialpräsident von Lyncker aus. Mit allgemeinem Aufgebot dazu geeigneter Personen von Hof und Stadt ward 1778 auf Ettersburg Goethe's Jahrmarkt von Plundersweiler als »neueröffnetes Puppenspiel« mit Musik, dazu der von Einsiedel übersetzte Médecin malgré lui aufgeführt. Herzogin Amalia selbst hatte an der musikalischen Composition des ersten Stückes Theil genommen. Im Ettersburger Walde sieht man noch einen Aushau, Erinnerung an die einst hier unter freiem Himmel aufgerichtete Waldbühne; Belvedere bietet ähnliche Ueberbleibsel eines im Freien angelegten Gartentheaters dar; Tiefurt mit seinem Parke und der vorbeirauschenden Ilm ist reich in Beziehungen auf das heitere und mit einfacher äußerer Scenerie begränzte poetische Leben jener Zeit; Mozart's Bildniß erinnert jetzt an die Mooshütte, wo einst zuerst Schauspiel aufgeführt wurde.

Mancher, vom Verfasser mit sorglicher Genauigkeit dargestellten, durch Ueberschätzung, Neid und Mißgunst herbeigeführten unangenehmen und störenden Verhältnisse ungeachtet, erhielt sich in Weimar durch das redliche Wollen und das energische Wirken jenes Fürstenhauses, durch den gleichmäßigen Schutz, den Karl August Goethe'n, aller Anfeindungen ungeachtet, angedeihen ließ, Weimars Kunstleben und Kunstwirken in voller Kraft.

Eine neue, noch herrlichere Periode trat mit der Erscheinung Schiller's und seiner Verbindungen mit Goethe ein. Das Verhältniß ward ein inniges, lebenskräftiges, für die damalige Zeit und die Nachwelt segensreiches.

Daß Herzog Karl August nach Anhörung einiger Scenen

des noch unvollendeten Don Carlos 1785 Schiller zum Rath ernannte, ward zunächst nicht ein Band, das ihn nach Weimar zu ziehen vermochte; erst nach zweijähriger Zwischenzeit, die er in Leipzig und Dresden mit Huber und Körner verlebte, und kurz nach der Vollendung des Don Carlos (1787), während Goethe in Italien war, erkor er Weimar zu seinem Aufenthaltsorte. Er war willkommen bei Wieland und Herder: der erstere säumte nicht, ihn für den Merkur in Anspruch zu nehmen. In diesem erschienen 1788 die Götter Griechenlands und die Künstler. Jenes Gedicht zeugt von der damals in Schiller erwachten Liebe zum griechischen Alterthume: doch hauptsächlich beschäftigte ihn die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, eine Hinterlassenschaft des Don Carlos, und nebenbei der Geisterseher.

In Rudolstadt traf Schiller 1788 zum ersten Male mit Goethe zusammen, der unlängst (18. Juni 1788) aus Italien heimgekehrt war. Ein weiter Abstand lag zwischen ihnen. Die poetische Ankündigung Schillers mit den »drei Katechismen der Freiheit,« den Räubern, Fiesko und Kabale und Liebe, war in ihrem Grundtone und in ihrer Richtung eine von der Goethe'schen total verschiedene gewesen, und der Eindruck davon, wenn auch Schiller's Sturm- und Drangperiode vorüber und der Don Carlos erschienen war, bei Goethe vorherrschend geblieben. Er hatte bisher Schillern absichtlich gemieden. Für Freiheit waren Beide in die Schranken getreten, aber Jeder nach seinem Sinne. Goethe hatte Freiheit, Kraft und Trotz der Natur in rein poetischem Gegensatze gegen schwächlichen Pedantismus, süßliche Empfindsamkeit und aufgesteifte Anmaßlichkeit in unserer Literatur geltend gemacht; Schiller's Ruf ging an den Genius der in Staat und Leben unterdrückten und gemißhandelten Menschheit; seine Muse war voll des edlen Zornes über Unbilden der Machthaber, über Zerstörung menschlichen Glückes durch ihre Tücke und Frevel und über die Ungestraftheit, die ihnen Stand und Rang verlieh. Goethe war heiter lächelnd, ja selbst muthwillig, mit natürlicher Ungebundenheit hervorgetreten; fast spielend hatte er seine Waffen gegen die Künstelei der Convenienz und geschmacklosen Spießbürgerthum gewandt; Schiller vergegenwärtigte mit bitterem Ernste Kränkungen des ewigen Rechts in den höchsten Interessen der Menschheit.

Was Goethe und Schiller aus einander hielt zu beseitigen, und zwei im Innern so sehr von einander abweichende Naturen späterhin zum innigsten poetischen Einverständniß und zum Seelenaustausch der Freundschaft zu einen, war nur der hohen Genialität, die dem Einen wie dem Andern inwohnte, möglich. Dazu aber bedurfte es der Zeit. Es vergingen sechs Jahre, ehe

der große Geisterbund geschlossen wurde; Schiller's Neigung, dem Ueberlegenen die Hand zu bieten, ward durch Goethe's Gemessenheit im Aufkeimen niedergehalten. Darum bot er ihm, ohne vertrauliche Annäherung, zwar Protection als Staatsmann, aber nicht die Hand als Dichter.

Goethe wirkte bei dem Herzoge eine außerordentliche Professur in Jena für Schiller aus. Dazu hatte Eichhorn's Weggang von Jena und das Erscheinen von Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande zusammen gewirkt. Schiller schien der rechte Mann zu Ausfüllung jener Lücke zu seyn. Indessen sein innerer Beruf, wenn auch mit historischen Studien keineswegs unvereinbar, paßte nicht zu einem historischen Lehramte. Er war eben mit dem Geisterseher beschäftigt, nichts weniger als zu einer historischen Professur vorbereitet, dessen sich vollkommen bewußt, ja wohl schon damals von der später ausgesprochenen Ueberzeugung, daß er nie ächte Geschichte werde schreiben können. Daher war er unmuthig bei den Vorarbeiten zu seinem Lehrberufe und beklommen, wenn er an den »heillosen Katheder« dachte. Bei seiner ersten Vorlesung war kein Auditorium groß genug, die herbeiströmende Menge der Zuhörer zu fassen; er wurde mit ungewöhnlichen Bezeugungen von Ehrerbietigkeit empfangen, und so lange Schiller akademischer Lehrer in Jena war, blieb die studierende Jugend ihm geneigt. Doch vermochte dieser Beifall nicht die Disharmonie zwischen seinem inneren Streben und seinem äußeren Lehrberufe auszugleichen; er stieß manche Klage darüber aus. Seine Thätigkeit als Docent setzte sich nicht über das Jahr 1793 fort, und früher schon entfremdete er sich den historischen Studien. Schiller ward zunächst aber nicht durch Poesie, sondern durch das Studium der Kantischen Philosophie davon abgerufen.

Das hoch wogende geistige Leben auf der Universität Jena, in dessen Mitte Schiller, bewegt und bewegend, einer höheren poetischen Weihe entgegenreifte, hatte seine Ausströmungen auch nach Weimar, und dieses Gewinn davon: der Geist der Wissenschaft schien eine Zeit lang den Genius der Poesie in den Hintergrund zu drängen; aber es war wie eine Huldigung an den hochgesinnten herzoglichen Pfleger der akademischen Studien. In Weimar begegnete den von Jena her anziehenden Ideen entsprechende Gesinnung, und man bereitete mit zuvorkommender Empfänglichkeit ihnen gastliche Stätte. Man wollte im Gebiete des Geistes nicht zurückbleiben, man steigerte die Ansprüche an sich selbst, man wollte nicht mehr bloß ergötzliches Spiel in geselligem poetischem Leben, man gab sich dem Ernste der Wissenschaft hin. War es der Hofstadt nicht beschieden, mit der Uni-

versitätsstadt hierin gleichen Schritt zu halten, so hatte man doch in jenem Ernste eine der Jenaischen Wissenschaftlichkeit gegenüber geziemende Stimmung, und Goethe's Beispiel ermunterte zu Bestrebungen. Goethe, Herder, Herzogin Amalia ꝛc. waren insgesammt hochbefriedigt von Italien zurückgekehrt. Goethe war dort seiner Wiedergeburt theilhaftig geworden. Mit höher gesteigerter ästhetischer Anschauung, reich befruchtetem Kunstsinne und dem regsten Eifer für Kunststudien hatte er aber auch ein weitverzweigtes Triebwerk wissenschaftlicher Interessen, Studien der Farbenlehre, Optik, vergleichenden Anatomie, Metamorphose der Pflanzen ꝛc. mit sich gebracht. Jedoch seine poetische Produktion wollte den in Italien empfangenen Eindrücken zunächst nicht entsprechen. Nach wie vor ward er, der nun nicht mehr jugendliche Dichter, durch Staatsämter beschäftigt; 1791 übernahm er die Direction des nach Bellomo's Abgange errichteten Hoftheaters; die übrige Muße wandte er mehr naturwissenschaftlichen und Kunststudien, als der Poesie zu Für die Kunst hatte er in Heinrich Meyer, seinem ältesten römischen Freunde und seit 1792 seinem Hausgenossen, einen trefflichen Mitarbeiter gewonnen. Mit ihm und Alexander von Humboldt studierte er zu Jena bei Loder 1794 in einem Privatissimum Syndesmologie. Außer den während und gleich nach der italienischen Reise umgeschaffenen oder vollendeten dramatischen Poesien — Iphigenie, Egmont, Torquato Tasso, Claudine von Villabella, dem römischen Carneval, den römischen Elegieen und venetianischen Epigrammen, endlich dem 1795 vollendeten Wilhelm Meister — gestalteten in seinem Museum bis zum Jahre 1795 sich fast nur Werke, zu denen ihn mehr ein äußerer Anstoß, als innerer poetischer Drang bestimmt hatte: der Groß-Kophtha, Reineke Fuchs, wobei der Bedacht auf Uebung im Hexameter mitwirkte, die Unterhaltung der Ausgewanderten, der Bürgergeneral ꝛc.; nicht Alles war seines großen Namens würdig; ihm selbst war es nicht mit Allem Ernst gewesen.

Den Vereinigungspunkt für die gesammten literarischen Notabilitäten Weimars bildete hinfort Herzogin Amalia. Musäus war 1787 gestorben; Zuwachs an literarischen Mitarbeitern erhielt Weimar aber, außer H. Meyer, in Böttiger 1791, dessen Vielgeschäftigkeit, Horcherei und Klatscherei erst späterhin lästig wurde, in Wieland's Clienten Falk 1793. Unter den geistreichen und auch literarisch thätigen Frauen, woran Weimar nicht Mangel hatte, nahm Amalia von Imhof (nachher von Helwig), Dichterin und Malerin, seit 1791 einen ausgezeichneten Platz ein. Sie war auch oft in Schiller's Hause zu Jena. Auch Schiller's Mannheimer Freundin, die geistvolle Frau von

Kalb, lebte nun in Weimar. Amalia's vertrauter Genosse zu literarischem Studium und Verkehr blieb Wieland kraft congenialer Geistesrichtung. An die Stelle des Liebhabertheaters war in Amalia's Kreise nun Vorlesung von Schauspielen getreten. So wurden Goethe's Iphigenie, Lessing's Nathan ꝛc. gelesen; daran nahm Herder Theil; eine Frau von Berlepsch, in dieser Zeit was früher die Gräfin Bernstorff gewesen war, zeichnete sich als Leserin aus. Seit dem 5. Juli 1791 war in Amalia's Palaste jeden ersten Freitag im Monate ein Abendverein, an welchem Herzog Karl August mit Herzogin Louise, Weimarische Musenfreunde und Gelehrte aus Jena Theil nahmen. Hier ging es nicht mehr genial gesetzlos zu, wie auf Ettersburg und zu Tiefurt; der Verein hatte seine Statuten; jedoch lag der Ernst nicht darin, sondern in der Art der Leistungen, die regelmäßig in Vorträgen bestanden. Es haben sich Ueberlieferungen von den Gegenständen derselben erhalten: diese sind durchaus ernster Natur. So las Goethe über das Prisma, über Cagliostro's Stammbaum — Herder über wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt — Geheimrath Voigt über ein Diplom Friedrich des Rothbarts und über die preußische Gesetzgebung — Bartsch über den Nautilus — Lenz über Intestinalwürmer — Bertuch über chinesische Farben und über englische Gärten — Böttticher über das Tättowiren und über die Prachtgefäße der Alten — Chr. W. Hufeland über die Lebensdauer des Menschen — Knebel über Wohlwollen — Hr. Meyer über sein neuestes Gemälde; Bode las ein Stück seiner Uebersetzung des Montaigne — Goethe Moritz's Schrift über den Styl ꝛc. An den übrigen Freitagen hatte Goethe, späterhin Voigt, einen Abendverein; da ward unter andern Voß' Uebersetzung der Ilias gelesen. Bei Herder war Sonntags Theezirkel; Herder glänzte durch vollendete Meisterschaft im schönen Gesprächsvortrage; auch seine hochgebildete Gattin belebte mit Anmuth und Geist den im Herderschen Hause versammelten Kreis.

Die Verbindung zwischen den zwei größten Dichtern der Nation, zwischen Goethe und Schiller, ward immer fester. Fünf Jahre schon Goethe's Nachbar, ohne ihm geistig näher gekommen zu seyn, fand Schiller beim Weggehen aus Bartsch's naturforschender Gesellschaft ungesucht Gelegenheit zu einem Gespräche mit Goethe. Diese Berührung war für Letzteren wegen des Kontrastes der Schiller'schen Ideen mit den seinigen anfangs nicht wohlthuend, doch er sah Schiller's Geist in günstigerem Lichte als bisher. Als Schiller den 15. Juni 1794 ihm schrieb, bittend, er möge an den Horen thätigen Antheil nehmen — der Anfang des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller — war

die rechte Stunde gekommen. Goethe lud Schiller zu einer Besprechung ein und der Bund war geschlossen, ein Bund zu poetischer Werkthätigkeit, wie einst zwischen Herzog Karl August und Goethe zu poetischem Leben, in seiner Art so einzig wie jener. Es ist schwer auszumachen, wer von Beiden, ob Goethe oder Schiller, des Andern mehr bedurft, oder den Andern mehr bedingt habe. Für Goethe war, wie er selbst gestanden hat, Anregung, für Schiller Läuterung und Ideenaustausch nöthig; jener, vollkommen mit sich klar und für sich in der Stille zu schaffen gewohnt, bedurfte nur eines Geistes, der den seinigen in Schwingung setzte und ihm den Willen zur Arbeit aufnöthigte — dieser eines Empfängers, zu dem redend er darstellen konnte, was in ihm arbeitete und zur Objectivität zu gelangen drängte. Goethe würde ohne Schiller eine geringere Zahl klassischer Werke, Schiller ohne Goethe minder klassische Werke hervorgebracht haben. Also ergänzten sie einander. Der Seelenaustausch war so innig, daß manche Werke dem Einen so gut als dem Andern zugeschrieben werden konnten. Von Goethe lag jede Eifersucht auf Schiller, welcher die Liebe der Nation in höherem Maße als er zu gewinnen schien, eben so fern, als von Schiller das Streben, sich über Goethe erheben zu wollen. Wer von Beiden der Größere sei, mochte wohl keiner von ihnen fragen; späterhin sprach Goethe treffend über diese in der Literatur zur Sprache gekommene Streitfrage: »Sie sollten sich freuen, daß überall ein Paar Kerle da sind, über die sie sich streiten können.«

Wilhelm von Humboldt wurde auf einige Zeit der Dritte im Bunde; sein Verhältniß zu Schiller, ein inniger ästhetischer Seelenaustausch, wurde bald auch auf Goethe's Stellung zu Humboldt übertragen.

An den Horen, mit deren Erscheinen Schiller's Thalia aufhörte, nahmen thätigen Antheil Goethe, W. von Humboldt, Herder, Woltmann, Körner, F. H. Jacobi ꝛc., späterhin A. W. Schlegel.

Die Horen mißglückten; die Empfänglichkeit für das Klassische war bei der Lesewelt durch die Uebersättigung mit leichter und loser Waare abgenützt worden: es war nicht leicht, die verwöhnte Menge vom großen Trödelmarkte ab in die heiligen Hallen zu rufen. In den Horen war auch nicht die rechte Form zur Einführung des Klassischen gewählt worden; endlich waren die politischen Zeitumstände dem Absatze ungünstig. Wiederum war von Nicolai's »Freuden des jungen Werthers« an so manche unberufene Kritik Goethe'scher und Schiller'scher Dichtungen und zuletzt so abgünstige Beurtheilung der Horen, namentlich von

Berlin und Leipzig aus, in Umlauf gekommen, daß das Publikum eines Fingerzeigs zu bedürfen schien, um sich ein Urtheil über die deutsche Literatur zu bilden. In Betreff des Tadels galt übrigens von Goethe, mehr aber von Schiller das »genus irritabile vatum.« Also ward von Goethe und Schiller beschlossen, über das Mittelmäßige, Anmaßliche, Gebrechliche, Aufgespreizte, Süßliche, die Koketterie und die Heuchelei, wodurch die Emporbildung des ästhetischen Geschmacks aufgehalten und dieser auf Irrwege geleitet wurde, Gericht zu hegen. Es folgte ein abermaliger Ausbruch von Sturm und Drang, ein Nachspiel zu dem Gebaren der Kraftgenies — die salzig-bittere Fluth der Xenien, strömend aus Unmuth und Uebermuth, wo dämonische Genialität die Schleußen sprengte. Bei diesen Xenien finden wir die erste genauere Vereinigung beider Dichter.

Was von Schiller und was von Goethe sei, ließ sich nicht erkennen; die Beiden hatten absichtlich sich so in einander verschränkt, daß sie Niemand ganz aus einander scheiden und absondern sollte; noch jetzt ist, ungeachtet vielfältiger Aufklärungen, der Sonderungsprozeß nicht ganz vollendet. Wer aber in den dunkeln, nur andeutenden Epigrammen gemeint sei, war damals nicht schwer zu errathen.

Von jener Zeit an ward der Bund Goethe's und Schiller's immer inniger. Fast in Allem war gegenseitige Mittheilung; zugleich aber schieden sich die Gebiete ihrer Thätigkeit; Goethe's Ruhe fand ein Epos, Schiller's Bewegtheit ein Drama, was Jedem recht war; im Wetteifer mit Goethe dichtete aber Schiller im Jahre 1797 zunächst Balladen. In demselben Jahre trat Goethe's Hermann und Dorothea hervor; an der letzten Feile des lieblichen Gedichtes hatten Schiller und W. v. Humboldt Antheil gehabt. Darauf wandte sich Goethe zur Achilleis; doch fesselte ihn die Kunsttheorie zu sehr, um in dieser zu feiern. So begannen die Propyläen. Schiller hatte um eben diese Zeit, durch den Schmerz über den Tod seines Vaters bewegt, die Glocke begonnen, deren zuerst niedergeschriebene Strophe: »Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,« mit dem tiefergreifenden Schlusse:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zum schönern Loos.

in Schiller's Gesinnung nicht bloß poetische Wahrheit hatte. Mit der besten Kraft und höchsten Anstrengung arbeitete er nun nach mehrmaliger Unterbrechung und langem Schwanken, ob nicht die »Maltheser« den Vorrang haben sollten, an dem

Werke, das von seinem Eintritte in das Alter geistiger Reife und in die Hallen vollendeter poetischer Schönheit zeugen sollte, an Wallenstein.

Goethe, mit Schiller's Arbeit von Schritt zu Schritt bekannt, gab hie und da guten Rath; doch von seiner Hand sind außer der Mehrzahl der Strophen von dem Soldatenliede, das bei den ersten Aufführungen zu Anfang gesungen wurde, nur zwei Verse in Wallensteins Lager, wo der Bauer spricht:

Ein Hauptmann, den ein anderer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Hier, wie auch sonst wohl, hatte er in Schiller's Werkanlage die Angabe des Motivs vermißt. Die Kapuzinerpredigt ist ganz von Schiller; Goethe aber hatte ihm dazu den Abraham a Sancta Clara gesandt, an welchem Schiller bald großes Gefallen fand. Wallenstein war 1798 vollendet. Das gleichzeitig erweiterte und neu eingerichtete Theater in Weimar ward am 12. October 1798 mit dem Lager eröffnet; die Piccolomini wurden am 30. Januar 1799 aufgeführt.

Seitdem war Schiller, der in den letzten Jahren häufige und lange Besuche in Weimar gemacht, und auf's traulichste mit Goethe verkehrt hatte, nirgend anders als hier an seiner Stelle. Der Aufenthalt in Jena hatte ihm nur zu Zeiten hohen Genuß der Geselligkeit gewährt; die eigentliche Würze derselben war der Umgang mit W. v. Humboldt gewesen. Schon während dessen Abwesenheit von Jena im Jahre 1795 fühlte sich Schiller vereinsamt; in höherem Maße seitdem W. v. Humboldt 1797 Jena gänzlich verlassen hatte, um nach Italien zu reisen. Schiller hatte sich schon mit dem Gedanken, Jena zu verlassen, vertraut gemacht, und mit Vorliebe gegen Weimar geblickt. Dieses erhielt außer dem Theater und Goethe noch einen eigenthümlichen, herzinnigen Reiz für ihn; seit 1797 befand sich daselbst als Kammerrath und Kammerherr sein Jugendfreund v. Wollzogen, vermählt mit der Schwester von Schiller's Gattin, Caroline. Schiller zog am 6. Dezember 1799 ganz hinüber nach Weimar, der Herzog sorgte dafür, daß der Abschied von der Professur der äußeren Existenz Schiller's keinen Eintrag that.

Von nun an wetteiferten, nach dem Höchsten strebend, die Poesie und dramatische Kunst in Weimar und die Wissenschaft in Jena im schönsten Bunde mit einander: doch Weimar strahlte wieder in höherem Glanze, und ein leuchtender Stern für das deutsche Vaterland und das gesammte Gebiet der Musen ward Weimars Bühne. Die Weimarische Schauspielergesellschaft, hinfort unter Goethe's Direction, war schon 1796 durch mehrmaliges Gastspiel Iffland's zu ausgezeichneten Kunstleistungen

angefeuert worden; ihr wuchs in wenigen Jahren eine tüchtige junge Genossenschaft zu. Der schmerzliche Verlust, den sie durch den Tod der großen Künstlerin Christiane Becker, geborne Neumann, 1797 erlitten hatte, ward reichlich gut gemacht. Malkolmi, von Bellomo's Truppe zurückgeblieben, war der Altvater des guten Tons, Geschmacks und Geschicks auf den Brettern; Voß mit seiner jungen Frau, die schon als Demoiselle Porth zu den anmuthigsten Zierden der Weimarischen Bühne gehört hatte, und Graff (Schiller's Wallenstein) waren schon ausgebildet; die 1797 engagirte Jagemann, eine reizende und talentvolle Künstlerin, und die Tochter Malkolmi's, nachherige Wolf, reiften der höchsten Kunstvollendung entgegen. Dazu kamen, von Goethe erkannt, 1803 Wolf und Grüner, die unter seiner besonderen Leitung sich weiter ausbildeten; der feine Becker; Haide, ausgezeichnet durch Kraft in heroischen Rollen; der Komiker Genast; Ehlers, anmuthig als Schauspieler und Sänger; Grimmer, jung und hübsch; mit vielversprechenden Anfängen die Maas, Unzelmann der Sohn ꝛc.; — in der That ein seltener Verein schöner Kräfte auf einem nicht umfanggroßen Schauplatze, das Seitenstück zu dem Reichthume Weimars an Poesie und Jena's an Wissenschaft. Nicht minder ausgezeichnet war das schöne Ebenmaß, welches Goethe in das Zusammenspielen zu bringen verstand. Das Technische besorgte größtentheils Goethe, hier als erfahrener Vorstand seinem Freunde Schiller überlegen. Beide aber hatten ihre Mühe, der Antipathie gegen den Jambus mächtig zu werden, und das Theaterpersonal in Versen sprechen zu lehren. Mit dem Wallenstein war jedoch hierin schon der Sieg gewonnen worden. — Die Oper blieb in Ehren; Operetten wurden hinfort mit Vorliebe gepflegt, und die Aufführungen durch die Kunstfertigkeit des Orchesters trefflich unterstützt. — Sinnreiche Maskenzüge auf den Redouten, deren jeden Winter fünf waren, trugen bei, die Kunst des scenischen Apparats auszubilden und dem Geschmacke dafür Nahrung zu geben.

Angelegentliche Sorge Goethe's und Schiller's war die um Vorrath von Schauspielen, die den Ansprüchen klassisch gebildeten und weiter zu bildenden Geschmacks genügten. Das Repertorium war bisher der Mittelmäßigkeit der Ansprüche des Publikums angemessen gewesen. Es hatte sich wenig von dem geändert, was Goethe über Roman und Schauspiel den 28. Februar 1790 an Reichardt schrieb: »Den roheren Theil hat man durch Abwechslung und Uebertreiben, den gebildeteren durch eine Art Honnetetät zum Besten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, ein redlicher, biederer Tiers-Etat ꝛc. und

eine durchaus wohl soutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts in's Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagte; das sind nun schon seit zehn Jahren die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele.« Nun waren zu Schröder, Jünger, Bretzner ꝛc. Iffland und Kotzebue mit theilweise nicht verächtlichen Productionen gekommen. Um so mehr aber fühlte sich nun das Publikum befriedigt; Iffland's und Kotzebue's Stücke durften nicht von den Brettern kommen, das Höchste schien darin sich zu erfüllen, dem Geschmacke blieb nichts zu wünschen übrig. Zschokke's Abällino machte ungemeinen Effekt und wurde von dem Publikum den Schillerischen Stücken ziemlich gleich gestellt. Dergleichen Mittelgut sollte den Kunstsinn nunmehr nicht länger in Unmündigkeit halten. Goethe und Schiller gingen mit rüstigem Eifer an die Arbeit: Schiller war unermüdet selbst zu schaffen: Maria Stuart 1800; die Jungfrau von Orleans, durch zufällige Umstände früher in Leipzig als in Weimar aufgeführt, 1801; die Braut von Messina 1803; Wilhelm Tell 1804, zeugen von der Ergiebigkeit seiner Dichterkraft. Daneben aber war er mit Goethe, der nur Ein neues Drama, die natürliche Tochter, dichtete, bemüht, das Beste, was die vaterländische dramatische Literatur besaß, der Bühne zuzubilden. So erlitten Goethe's Egmont, Stella, Götz, Lessing's Nathan ꝛc. eine Umgestaltung.

Auch das Ausland mußte liefern. Goethe richtete Shakespeare's Julius Cäsar für die Bühne ein, und bearbeitete Voltaire's Mahomed und Tancred, jenen mit besonderem Bedacht, die Schauspieler zu bilden, und mit großen Erwartungen des Herzogs von den Wirkungen dieses Stückes, das, wie er meinte, eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks machen werde. Schiller bearbeitete Shakespeare's Makbeth, Carlo Gozzi's Turandot, und, nicht ohne Widerstreben, weil er der französischen Tragödie abhold war, (1805) Racine's Phädra; mit mehr Neigung, obschon in einem Gebiete, wo er des eigenen schöpferischen Talentes ermangelte, aber wohl eben darum, die beiden französischen Lustspiele: der Parasit und der Neffe als Onkel. Einsiedel, der in seinen 1797 anonym erschienenen »Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst« nicht verächtliche dramaturgische Studien bekundet hatte, ward zur Mitarbeit gerufen, und verdeutschte Calderon's »Leben ein Traum.« Auch das Alterthum ward in Anspruch genommen; Einsiedel übersetzte 1801 Terenz' Brüder, und Weimar erfreute sich, nach kurz vorhergegangener Anwendung von Masken bei Goethe's Paläophron und Neoterpe, einer gelungenen Aufführung des Stücks mit alterthümlichen Masken. — Später folgte eben so

die Andria von Terenz, von Niemayer bearbeitet. Bei solcher Steigerung des Geschmackes begreift es sich, daß die Vorstellung von Goethe's Iphigenia und Tasso nichts Gewagtes hatte. Die Aufführung des Letzten ward durch eine sinnige Veranstaltung Goethe's verschönt. Statt der Büsten Virgil's und Arioſto's, die nach der Anordnung im Tasso auf der Bühne seyn sollen, sah man auf ihr die Büsten von Schiller und Wieland: rauschender Beifall war Goethe's Lohn. An die äußerste Gränze des sublimirten dramatischen Kunstgeschmacks streifte aber die Aufführung von Goethe's natürlicher Tochter (2. April 1802), des Jon von A. W. Schlegel und des Alarkos von Friedrich Schlegel: hier mußte man innehalten; bei der Aufführung des Alarkos gab das Publikum sein Mißfallen zu erkennen. Dagegen hatte der Chor, von Schiller schon bei den Maltheſern beabsichtigt und in der Braut von Messina auf die Bühne gebracht, glänzenden Erfolg.

Außer den Genüssen, welche das Theater bot, waren Goethe und Heinrich Meyer hinfort bedacht, die bildenden und zeichnenden Künste durch Veranstaltung von Preisbewerbungen und durch Kunstausstellungen zu fördern. Auch der schönen Baukunst ward mit weisem Maße des Aufwandes ihre Ehre. Der Wiederaufbau des herzoglichen Schlosses, unter Leitung Thonret's aus Stuttgart 1790 begonnen, ward 1803 vollendet; das römische Haus im Weimar'schen Parke um dieselbe Zeit: Weimar gewann einen doppelten schönen Schmuck mehr.

Nachdem der Verfasser im fünften Kapitel noch einmal Umschau hält nach den alten lieben Genossen des Musenvereins früherer Zeit und nach den Zukömmlingen, welche die schönen Tage von Weimars Vollblüthe mit durchlebten, führt er uns im sechsten und letzten Weimars Verluste und Trauer vorüber.

Eine Verkümmerung der Blüthe des geistigen Lebens in Weimar durch das Aufsteigen neuer Größen auf anderen Stätten schien bei dem Eintritte des neuen Jahrhunderts noch in dunkler Ferne zu liegen; nicht Berlin, Dresden, Wien, München, Leipzig, Halle, Göttingen hatten einen so glanzvollen Verein hochragender Stimmführer der deutschen schönen Literatur und eine so zahlreiche Jüngerschaft um die Meister; noch war irgendwo das Fürstenthum in so trauten und fruchtbringenden Bund mit Poesie, Kunst und Geschmack getreten, als am Weimar'schen Hofe. Jedoch eben zu der Zeit, wo Schiller und Goethe mit schöpferischer Thätigkeit der Musenstadt die höchste Verherrlichung bereiteten, begann der wissenschaftliche Born zu Jena, aus welchem fast zwei Jahrhunderte hindurch so wohlthuende Erquickung, Befruchtung und Kräftigung nach Weimar hinüber geleitet worden war, zu versiegen. Der wackere Batsch

starb 1802. Bald darauf folgte die große Auswanderung Jenaischer Professoren, ein Ereigniß, das in der Gelehrtengeschichte neuerer Zeit seines Gleichen nicht gehabt hatte. Ein neidisches Geschick entführte zum Schmerze des Herzogs und Goethe's, welche die Wanderung aufzuhalten nicht vermochten, in kurzen Fristen eine ansehnliche Zahl der Männer, durch welche Jena mit Ruhm gekrönt worden war. Die Vertreter der Wissenschaft vermochten weniger, als Herder und Schiller bei ähnlichen Anträgen gethan hatten, den lockenden Anerbietungen, die hauptsächlich von Preußen und Baiern herkamen, zu widerstehen. Wie viel dabei der von dort ausströmende Goldregen wirkte, wie viel Gewicht auf die inneren Verhältnisse des Jenaischen Universitätslebens zu legen ist, läßt sich nicht genügend darthun. Goethe erklärt die Sache so: »Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihren Zuständen zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Orte nach zu verändern gedachten. Hiezu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weiten Kreise sich versprechen konnte.« — Es war eine Calamität, bei der mancherlei Ursachen zusammenwirkten: in vollem Lichte aber steht, bei dem Ausscheiden eines gewichtigen Theils geistiger Kräfte, nochmals der hohe Reichthum, dessen sich Jena bis dahin zu erfreuen gehabt hatte.

In das Ausland zogen in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, namentlich 1802 — 1804, beide Hufeland, Ilgen, Paulus, Loder, Froriep, der erst ein Jahr zuvor als Rechtslehrer nach Jena gekommene Thibaut, Himly, ebenfalls erst nach einjähriger Anstellung, Schütz und Ersch mit der Literaturzeitung, Schelling. Solche Verluste waren nur bei günstigem Wechsel des Geistes der Zeit und besonderen mitwirkenden Umständen, unmöglich auf einmal gut zu machen. Daß jedoch Muth und Kraft keineswegs entschwunden waren, bewies die neue Jenaische Literaturzeitung, zu welcher Goethe, Eichstädt, Voß ꝛc. mit rüstiger Entschlossenheit, Jena's Stimmrecht in der Literatur fortzubehaupten, die Hand boten. Von welcher Wichtigkeit die Fortdauer dieses Instituts damals für Jena war, und wie Kotzebue's hämisches Triumphgeschrei, vor der Zeit erhoben, zur rechtzeitigen Begegnung des von der Verlegung der Literaturzeitung nach Halle zu befürchtenden Nachtheiles mahnte, läßt uns eine Eröffnung Goethe's erkennen.

Weimar aber, das von seinem unvergleichlichen poetischen Doppelpaar kein theures Haupt durch irdische Versuchung eingebüßt hatte, sank in Trauer zuerst, als Herder den 18. Dezember 1803, in demselben Jahre wie Klopstock und Gleim, seine ruhmvolle Laufbahn beschloß. Er schied mit Schmerz von dem Leben, in dem er sich doch so wenig gefallen hatte; mit tiefer Bewegung umfaßte er auf dem Krankenlager den Arzt, bittend, er möge ihn retten.

Nicht zwei Jahre vergingen, und Weimar ward von einem neuen, unersetzlichen Verluste getroffen. Schiller, der bis zu seinen letzten Tagen nicht aufgehört hatte, die körperliche Kraft, auch wenn sie ermattete, zum Dienste für den Geist aufzubieten, schied dahin am 9. Mai 1805. Ganz Weimar ward davon erschüttert; Goethe rief im bittersten Schmerze: sein halbes Daseyn sei dahin! — Er mußte bald nachher neue Bekümmerniß empfinden, als Voß von Jena nach Heidelberg ging. Sein Schmerz war anderer Art, mit Wehmuth gemischt, aber um so bitterer.

Schon hatten schwarze Wetterwolken den politischen Horizont Deutschlands umzogen; ehe noch der Schmerz über Weimars Verluste sich gestillt hatte, brach der Sturm los und das deutsche Reich lag in Trümmern; nach kurzer Frist wandte er sich gegen Preußen, und über Weimar, dessen Herzog als preußischer Heerführer in's Feld gezogen war. Es kamen die Schrecknisse eines, die letzten Trümmer deutscher Selbstständigkeit umstürzenden Krieges. Der preußische Oberfeldherr, Herzog Karl von Braunschweig, Amalia's Bruder, ward in Weimars Nähe tödtlich getroffen. Amalia entfloh. Herzogin Louise, in ihrem Palaste zurückgeblieben, nöthigte dem rauhen Sieger durch ihre feste, würdige Haltung und Unerschrockenheit Achtung ab. Wieland, den Franzosen von allen deutschen Dichtern fast allein bekannt und werth, erhielt eine Sicherheitswache und einen Besuch vom Marschall Ney. Der Sturm brauste schnell vorüber. Weimar erfreute sich bald darauf der Rückkehr seines verehrten und geliebten Landesvaters. Doch Herzogin Amalia überlebte den schmerzvollen Ausgang ihres Bruders nicht lange, sie schied vom Leben am 10. April 1807. Louise von Göchhausen folgte ihr bald nachher. D.

Art. XI. Gesammelte Schriften des Wilhelm von Normann. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846. Zwei Theile. 8°. Erster Theil 356, zweiter Theil 409 Seiten.

Wir haben es mit dem dichterischen Nachlaß eines seit längerer Zeit und in der Blüthe seiner Jahre hingeschiedenen Schriftstellers zu thun, welchen Herr Alfred Reumont in Berlin, dem Wunsche der Angehörigen zufolge, der Oeffentlichkeit übergibt.

»Eine wehmüthige Empfindung«, sagt der Herausgeber in der Vorrede, »ergreift mich, indem ich mich dazu anschicke. Der, von dem diese Blätter herrühren, ward hinweggerafft in vielversprechender Jugend, bevor sein Talent zur Reife gekommen, bevor er die Hoffnungen erfüllt, die er auf glänzende Weise angeregt hatte. Gering ist die Zahl der Schriften, die von ihm geblieben sind: Manches darunter hat er nicht zu vollenden Zeit gehabt. Und Jahre sind seit seinem Tode vergangen, Jahre unabläßiger Bewegung, Jahre jähen Umschwungs, in denen die Literatur Vieles durchgemacht hat, in denen eine Phase der andern gefolgt ist, rasch und oft gewaltsam, aufregend und oft unerquicklich, frühere Zustände zurückdrängend, mit früheren Neigungen abschließend. Ob es unter solchen Verhältnissen bei dieser allgemeinen Anerkennung der Ansprüche des Tages in Wissenschaft und Kunst wie im Leben gerathen ist, Werke, die unter andern Einflüssen entstanden sind, Werke zumal eines mitten in seiner Entwickelung Abgeschnittenen, wieder vorzuführen? Anderen gehört die Entscheidung.«

»Nur das kann ich sagen und hoffe, daß man mir nicht Unrecht geben wird: was wahr und schön ist, was tief und innig empfunden und im Ausdrucke den Stempel dieser Empfindung trägt, was eingegeben ist von lebendigem Gefühle für die Größe und Majestät der Natur, für die Aeußerung des Menschengeistes in der Geschichte, das wird bleiben, das wird auch heute noch und morgen anregen und rühren. Und es ist dessen viel in diesen Schriften: es läßt uns hinwegblicken über minder Glückliches, über Verfehltes selbst oder Unreifes, über Solches, was dem vorübergehenden Geschmacke des Momentes gefröhnt hat, und mit demselben vorübergegangen ist; denn es ist ein echtes Dichtergemüth, um welches es sich handelt.«

Was von des Verfassers Lebensverhältnissen zu bemerken, ist Folgendes: Wilhelm von Normann war der jüngste Sohn Friedrichs v. Normann, herzogl. mecklemburg-strelitz'schen Geheimenraths, und wurde am 8. März 1802 zu Neustrelitz geboren. Er war kaum zwei Monate alt, als er den Vater verlor, und blieb unter der Pflege seiner durch Geist und Charak-

ter ausgezeichneten Mutter, einer gebornen Freiin von Brockhusen, die vor nicht langer Zeit in vorgerücktem Alter starb, und für welche der Sohn stets die wärmste Liebe und Verehrung bewahrte. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann auf dem Pädagogium zu Halle für die Universität vorbereitet, studierte er in Halle, Göttingen, Heidelberg Jurisprudenz und Staatswissenschaften, und arbeitete dann bei den Berliner Gerichten. Seine Neigung zur Poesie sprach sich schon in den Jünglingsjahren aus, wo er sich vielfach mit dichterischen Versuchen beschäftigte, namentlich mit dramatischen, wie denn ein Trauerspiel: »Richard Löwenherz,« unter den Einflüssen von Lectüre und Theater entstand. Diese Neigung, mit jedem Jahre zunehmend, veranlaßte ihn einen Urlaub nachzusuchen, um den Süden Europas zu bereisen, und eine Zeit lang der Freiheit zu genießen, bevor er einen eigentlichen Beruf wählte. Er verweilte in Mannheim, ging nach dem südlichen Frankreich, wo er in Montpellier sein Hauptquartier aufschlug, bereiste die Pyrenäen und das nördliche Spanien bis zum Ebro, wandte sich, durch Frankreich zurückkehrend, nach der Schweiz und dann nach Italien. Was er in diesen Zeiten auf diesen Wanderungen schrieb, vergegenwärtigt lebendig die Eindrücke von Natur und Menschen, und in dieser klaren Abspiegelung der Umgebung besteht nicht der geringste Reiz dieser Schriften. Namentlich ist dieß der Fall bei dem kleinen Roman: »Die Reise auf den St. Gotthardt,« und der erzählenden Dichtung: »Heinrichs IV. erste Liebe.«

In Frascati verlebte er seinen letzten italienischen Sommer. Von den Vorhöhen des Bergrückens, welcher im Schatten von Lorbern und immergrünen Eichen die Ruinen Tusculums trägt, blickt über Campagna und Sabinerberge die Villa Aldobrandini, wegen ihrer wundervollen Lage das Belvedere genannt. Hier wohnte er — von hier aus schrieb er die Widmung seines Gedichts an den jetzigen preußischen Staatsminister Grafen von Arnim. Hier und in Rom war's, wo seine Lebensaufgabe sich klarer und fester gestaltete, indem er die Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin machte, einer Tochter des in Westindien verstorbenen Generals Douglas Maclean Clephane. Der Name wird besonders jenen bekannt seyn, welche Lockharts Memoiren und Briefe Sir Walter Scott's gelesen haben, welcher Letztere zu der zu Torloisk auf der Insel Mull wohnenden Familie in freundschaftlichen Verhältnissen stand.

Zu Ende des Jahres 1828 war Normann wieder in Berlin. Wie der Contrast zwischen Süd und Nord auf ihn wirkte, zeigt sich namentlich in einer humoristischen Skizze: »Carneval in Berlin,« die er im Anfange des J. 1829 im »Berliner-Con-

versationsblatte« drucken ließ. Er ging dann nach der Rheinprovinz, um, da er sich zur diplomatischen Carrière gemeldet hatte, während eines Jahres bei einem Regierungs-Collegium zu arbeiten. Seine Wahl fiel auf Aachen, wohin zu gleicher Zeit einer seiner Landsleute und vertrautesten Freunde sich begab, Ludwig von Buch, der vor einem Jahre als preußischer Minister-Resident zu Rom starb.

Im Sommer 1829 sah der Herausgeber Normann dort täglich, er arbeitete an seinem Gedichte »Sizilien,« das er schon in Italien in einer andern freiern Form begonnen hatte, und dessen ersten Gesang in regelmäßigen Ottaven er im Juni vollendete. Wie dies Werk den Eindrücken der italienischen Reise sein Daseyn verdankte, so war eine Tragödie: »Otho,« um deren Aufführung in Berlin es sich damals handelte, als Frucht seiner Bekanntschaft mit Roms Geschichte durch Roms Monumente entstanden. Im folgenden Frühling besuchte er Paris, wo er sich verlobte, indem die Familie Clephane auf der Rückreise nach der Heimath daselbst verweilte. Unter seinen lyrischen Gedichten finden sich ein Paar, die aus dem Anschauen der historischen Denkmale der französischen Hauptstadt hervorgegangen sind. Im Sommer 1831 machte er das diplomatische Examen, begab sich nach England, wo auf Schloß Ashby, dem Landsitze des kunstsinnigen und gelehrten Marquis von Northampton seine Heirath stattfand, und traf im September in Hamburg ein, wo er als Legationssekretär angestellt und bald darauf zeitweiliger Geschäftsträger wurde. Kaum hatte er begonnen, geregelter Thätigkeit, gewonnener Ruhe und häuslichen Glückes sich zu erfreuen, so ergriff ihn die tödtliche Krankheit. Er starb am Scharlachfieber zu Hamburg am 6. April 1832. Ein Sohn wurde nach seinem Tode geboren.

Der zweite Gesang von »Sizilien« und ein Roman in Briefen waren seine letzten poetischen Arbeiten. Beide sind unvollendet. Aus dem Romane theilte der Herausgeber nur ein längeres Bruchstück mit, indem bei der gewählten Briefform die Verschlingung der Begebenheiten zu groß ist, als daß es leicht wäre, mehr oder weniger in sich abgeschlossene Partien auszuheben. Daß auch in diesem letzten Werke die italienischen Erinnerungen lebendig fortlebten, wird man schon aus diesem Fragment ersehen. Von augenblicklicher Stimmung wie von Studien geben diese Blätter gleichfalls Zeugniß. So einmal vom einsamen Leben und von der Rückkehr zu der Lektüre der Alten. Die Stelle möge hier stehen. »Mir graut es noch vor der Stadt. Ich krieche auf den sie umgebenden Höhen um-

her, ich schaue hinab auf die schweren dumpfen Wolken, die sich aus den schwarzen Häusern entwickeln und nicht aufsteigen können in die reinen Höhen. Es gelüstet mich manchmal hinabzusteigen, aber die Zeit ist noch nicht da — ich bin noch nicht einig mit mir. Die Abgeschiedenheit, in der ich lebe, thut mir wohl. In einem auf der Spitze des Berges liegenden Försterhause habe ich ein kleines Gemach gefunden. Es sind herrliche Leute, die Bewohner; wie hoch steht der Mensch, wenn er rein menschlich ist, und nicht mehr seyn will, als wozu ihn der Zufall — oder wie nennst du es? vielleicht Vorsicht? — gemacht hat. Diese Vorsicht ist ein warmer Mantel, welchen der zitternde Wandrer um sich schlägt, sicher vor jeder Hand, die höhnend ihn herunterzerren möchte. Tages bin ich draußen: kein Wetter hält mich ab. Wir haben herrlichen Sturm gehabt. Es gibt Menschen, die unglücklich genug sind, die Natur nur im Sonnenschein schön finden zu können. — Ich lese viel halbe, oft ganze Nächte. Ich bin zu den Freunden, den Lehrern und Gefährten meiner Knabenjahre zurückgekehrt, zu den Alten. Anfangs versagten sie mir streng den Eingang, aber meine heiße, rührende, anhaltende Bitte hat sie erweicht, und ihre Heiligthümer stehen mir nun wieder offen. Wirf dich ihnen in die Arme, wenn dir die Menschen nicht genügen. Ach! alles Leben mit Büchern ist ein Leben mit Todten, und Nachts in meiner einsamen Stube, mitten unter ihnen, die dann geöffnet werden müssen, um zu sprechen, komme ich mir vor, wie ein Geisterbeschwörer auf einem Kirchhofe. Lange Zeit hielt ich es mit denen, die frisch begraben, noch eine Hand aus der lockeren Erde strecken: aber sie zeigen uns grinsende, bleiche Gesichter, in denen wir uns selbst erkennen; ihre bunten Träume erzählen uns des eigenen Lebens zum Wahnsinn erregende Geschichte, und der Geist, der aus sich selbst will, fühlt sich zurückgedrängt in das innere Seyn. Doch die Alten leben jenseits des Lethe: einen Becher aus ihrer Fluth mußt du trinken, und die wunde Brust wird ruhig. Es hebt sich eine Scheidewand zwischen der rauhen Außenwelt und der Seele. Sie wandelt in andern Gefilden, ohne Schmerz, ohne Wunsch im ruhigen Genusse, in der Anwendung ihrer schönsten Kräfte; eine stille, heilig gesprochene Todte, deren Herz mit seinen Qualen draußen begraben liegt.«

Beinahe das Letzte, was er schrieb, war das Gedicht: »Die Kraniche im Herbste,« und die nachfolgenden Zeilen, welche den zweiten Theil des Romans: »Aus Oberitalien« beginnen sollten.

Frage nicht, wohin ich gehe,
Nicht, woher ich kam;

Ob ich weilend hier noch stehe,
Längst schon Abschied nahm.

Sprich, was willst du von mir wissen?
Meines Namens Klang?
Kennst du, was mein Herz zerrissen,
Wenn es zu dir drang?

Willst mich bei dir weilen machen?
Weißt du, welchen Gast
Ohne Scherzen, ohne Lachen,
Du an mir denn hast?

Laß, o laß mich einsam ziehen!
Mir ist wohl allein;
Könnt' ich nur mir selbst entfliehen,
Würd' mir wohler seyn.

Aber freilich gibt es Eine —
Käme sie hierher!
Auch sie schweige, doch sie weine —
Nichts will ich dann mehr.

So waren Normann's äußere Lebensumstände. Von seinen Grundsätzen, seinen Ansichten und Meinungen geben seine Schriften Kunde; wie aber diese Ansichten vielfachem Wechsel unterlagen, bevor sie zu der Stetigkeit gelangten, die in den letzten Jahren in ihnen sich aussprach, so ziehen auch in diesen Schriften manche Erscheinungen an uns vorüber, die kamen und gingen, und von denen nur leise Spuren in seinem Innern zurückblieben.

Alles, was von ihm geblieben und für die Mittheilung sich eignete, findet sich in der vorliegenden Sammlung vereinigt. Ueber die schon früher gedruckten Sachen hat die Kritik zur Zeit mehrfach und meist günstig sich ausgesprochen. Was ungedruckt, reiht sich jenen durch Form und Charakter an. »Sizilien,« ein schönes Gegenstück zu »Mosaik,« ist leider Fragment geblieben.

Der erste Theil enthält die Reise auf den St. Gotthardt, Mosaik, Heinrich's IV. erste Liebe und Sizilien.

Die Reise auf den St. Gotthardt führt eine wahre Begebenheit vorüber, welche ein Deutscher erlebt, und im Drange des Augenblicks niedergeschrieben hat. Schon vor Jahren ist er gestorben, und ein Maler nahm diese Papiere an sich, um sie der Familie des Hingeschiedenen zuzustellen. Der Dichter bemerkt im Vorwort: »Die eifrigsten Nachforschungen haben ergeben, daß Jener der Letzte seines Namens war, und so blieb denn dieser Nachlaß in den Händen seines zufälligen Besitzers, der ihn mir, als einem Bekannten des Verstorbenen, mit allen seinen Rechten

darauf abgetreten hat. Was ich so erhalten, theile ich in dem Folgenden dem Leser wörtlich mit. Nur der Schluß ist mein daran, und auch dieser nur der Form nach; denn den Inhalt gab mir der Maler, der ihn an Ort und Stelle vernommen.«

»Lange habe ich bei mir angestanden, ob ich diese Blätter herausgeben sollte, ja, ob ich es gegen ihn, den Todten, verantworten könnte. Sie sind nicht für die Welt geschrieben, und ich fühle, daß meine Handlungsweise mir zum Vorwurfe gemacht werden kann. Indessen mich leitete eine gute Absicht. Das Leben eines Menschen, der von einem solchen Drange erfüllt ist, wie der Verstorbene es war, kann, ernsthaft betrachtet, vielleicht nicht ohne Nutzen bleiben. Die Wahrheit liegt nicht offen da, und wer die Wege zeigt, welche nicht hinführen, bringt uns derselben ja auch schon näher. Aber mag das Urtheil über ihn lauten wie es will, ein rein menschliches Herz wird nicht ohne Mitleid von ihm scheiden.«

»Da die Begebenheit sich erst vor einigen Jahren ereignet hat, außer ihm, die darin verwickelten Personen nicht nur noch am Leben, sondern auch durch äußere Verhältnisse vielfach bekannt sind, so ist weggelassen, was den Leser zu Entdeckungen führen könnte. Deßhalb hat auch der Name des Verstorbenen verschwiegen werden müssen, und obschon Mancher mit ihm gelebt haben mag, wird ihn doch Keiner wieder erkennen; denn im gewöhnlichen Treiben verschloß er sein Gefühl eben so ängstlich, als er in diesen Blättern es offen ausgesprochen hat. Fällt dieses Buch in die Hände Derjenigen, die sein Leben bildete, lesen auch sie es, die seinen Himmel zerstörten — so werden sie sich selbst erkennen. Der Schleier liegt über ihnen — wollen sie ihn heben, mögen sie es thun.«

Der Inhalt der St. Gotthardt-Reise ist weit weniger interessant als die Behandlung. Ersterer ist ziemlich gewöhnlicher Art, und die vorgedachte Bevorwortung des Dichters schadet der Erzählung dadurch, daß sie seltene und ungewöhnliche Ereignisse erwarten läßt, welche sich nicht finden. Die Behandlung ist ausgezeichnet, der Vortrag einfach und doch eindringlich, das Gefühl tief und wahr.

Heinrich's IV. erste Liebe, ein Gedicht in drei Gesängen, möchte wohl die vorzüglichste Arbeit Normanns seyn. Der Herausgeber charakterisirt es bezeichnend, wenn er sagt, das Gedicht ist frisch, mannigfaltig, verschiedene Stimmungen vorführend. Im südlichen Frankreich, in der Provence und unter den Höhen der Pyrenäen begonnen, in Italien beendigt, erzählt es uns nicht bloß eine Begebenheit aus dem Süden, sondern der Sü-

den selbst mit seinem Himmel, seiner Vegetation, seinen Purpurbergen und seinem tiefblauen Meere, mit seinen leidenschaftlichen und leicht erregbaren Kindern umgibt uns, und mit der Sage von Fleuretten und deren Schauplatz, dem Lande Bearn, »in dem Geschmeide der reichen Krone Frankreichs der Smaragd,« verweben sich die glänzenden Bilder von Neapels Küste, von der Welle, »dunkelblau, die um Siziliens Felsenufer kreis't,« und vom mondbeglänzten Colosseum. Und Erinnerungen an Jugend und Heimath klingen durch, zum Theil in etwas scharfer spöttischer Haltung, andere wieder in den rührendsten Akkorden der wehmüthigen Trauer und der reuigen Sehnsucht. So hat diese Dichtung, so lose auch die Theile bisweilen verknüpft erscheinen, zu einem Ganzen voll eigenthümlichen Reizes sich gestaltet, alle Saiten anschlagend, Selbsterlebtes und Empfundenes mit der erzählten Begebenheit, also gewissermaßen das Lyrische mit dem Epischen verbindend, und nach manchen Dissonanzen in anmuthiger, wenn auch Wehmuth hauchender Harmonie verklingend.

Der Einfluß Byrons ist in dieser Dichtung unverkennbar, ja Einzelnes dürfte geradezu als Nachahmung gelten. In der Form, die Fabel mit nahe wie ferne Liegendem verknüpfend, ist es der Don Juan, im Charakter häufig auch Childe Harold, die zum Muster gedient haben. Doch auch da, wo diese Vorbilder am sichtbarsten, bewegt unser Dichter sich frei und eigenthümlich. Daß seine Ansichten mannichfache Aenderungen erfuhren, spricht er selber aus in einigen Zeilen, mit denen er, bald nach dem Erscheinen von »Mosaik,« ein Exemplar an seine nachmalige Schwägerin, die Marquise von Northampton (Frascati, am 3. October 1828), begleitete:

Verkenn' mich nicht in Dem, was ich geschrieben;
Glaub' mir, ich löschte gern so manches Wort
Aus jenen Reihen; wild vom Sturm getrieben
Schoß damals meines Lebens Nachen fort.

Bewußtseyn meines Irrens ist geblieben!
Und darnach richte! Wenn in dem Akkord
Der Aeolsharfe grell die Saiten klingen:
Ach! können Stürme Harmonie dann bringen?

Nur eines ist in diesem Gedichte unsrer Ansicht nach zuweilend störend: Jene Stellen nämlich, wo der Verfasser scherzhaft seyn will. Der Scherz stand ihm durchaus nicht zu Gebote, und manche Strophe, wie z. B. die 17te, 18te, 19te des ersten Gesanges, sind im argen Widerspruche mit der poetischen Beschaffenheit des Ganzen. Wir theilen sie zum Beweise unserer Behauptung mit.

D'rum horcht, was zu erfahren mir gelungen.
Als Heinrich sich der Mutter Schooß entwand,
Hat sie ein lautes Freudenlied gesungen!
Die andern Frauen schrei'n; auch ist's bekannt,
Sie zürnen, daß nur sie dazu gezwungen,
Nicht auf uns Männer dieser Fluch gebannt.
Mit Unrecht! Adam hat für uns gelitten,
Denn Eva ward aus ihm herausgeschnitten.

»Und das ist Alles, was sich zugetragen?«
Seyd still! Ein zweites Wunder kommt. Wir schrei'n,
Wenn wir das Licht erblicken; bei den Plagen,
Die unser warten, kann es anders seyn?
Doch unserm Prinzen schien's gleich zu behagen,
Denn er war guter Dinge; alten Wein
Ließ man ihn d'rauf — versteht sich wenig — nippen,
Und strich ihm etwas Knoblauch auf die Lippen.

Geschichtlich ist's, d'rum konnt' ich's nicht verhehlen.
Auch hat's nach den Annalen guten Grund,
Denn Knoblauch soll des Menschen Kräfte stählen.
Ob's wahr — fragt euern Arzt! Für sehr gesund
Muß er in Frankreich gelten, denn sie quälen
Damit nicht nur des armen fremden Mund,
Sie sorgen auch, daß er ihn immer rieche:
Das gute Volk! damit er nicht erstieche.

Auch die Abschweifungen von der Vergangenheit in die Gegenwart, die satyrischen Hinweisungen auf manche ihrer Verhaltnisse ist im Gedichte nicht zu billigen, und fast unbegreiflich, wie ein so feiner Kenner literarischer Individualitäten wie Normann, Schriftsteller wie Tiedge und Tieck neben einander stellen kann, wie es in der 62. Strophe geschieht.

Das den Schluß des Bandes bildende Gedicht in drei Gesängen, Sizilien, ein Fragment, ist in dichterischer Haltung ausgezeichnet, und ein unwiderlegbarer Bürge des dichterischen Berufes Wilhelms von Normann. Wie anschaulich und poetisch ist die Beschreibung der Seefahrt.

Und Mittag war's, da fiel vom höchsten Maste
Ein Segel, windzerrissen; sausend zog
Die Luft einher. »Die Segel auf!« Es faßte
Der Nord des Baumes dichtes Laub und bog
Daß, wer der See nicht kundig, d'rob erblaßte,
Zur Fluth das schwere Schiff; dann aber flog
Es wie das Roß, den Stachel in der Seite,
Nach wilden Sprüngen schnaubend in die Weite.

Laut mischte die gepeitschte Fluth ihr Wüthen
In ihres Siegers jubelnden Gesang;
Gleich den im Lenze weitverwehten Blüthen
Lag rings der Schaum; jedwede Welle rang,
Des nahen Sturzes Schrecken zu verhüthen.

Wohl rauschte der Fittig,
Wohl tönte der Ruf,
Wohl zogen gebadet
In Strahlen der Sonne
Hoch über den Stürmen
Nach Süden sie hin —

Doch ihnen folgte
Nur sehnend der Blick.
Es bannte die Erde
Mit klammernden Armen
Den Schauenden fest,
Und auf ihn herunter
Sank grau eine Wolke —
Bald sah er nichts mehr.

Der vermischten Aufsätze sind zwei: Carneval in Berlin, 1829 — und Briefe über die Pyrenäen, 1829, von denen besonders der letztere durch höchst gelungene Lokal-Schilderungen interessant ist.

Wir verdanken Herrn Alfred Reumont die nähere Bekanntschaft einer dichterischen und edlen Natur.

Die Ausstattung des Buches ist so vollkommen, wie es sich von der, durch Wahl und Ausstattung ihrer Artikel so hochstehenden Verlagshandlung, wie die Brockhausische, erwarten läßt.

Art. XII. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Vierter Band, mit sieben Tafeln und verschiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1846. 418 Seiten. gr. 8.

Schluß.

Der vierte Band dieses ausgezeichneten Werkes steht in keiner Beziehung seinen Vorgängern nach; eine Beschaffenheit, welche bei der Bedeutung der früheren Bände eine seltene zu nennen ist. Dieselbe Sorglichkeit in der Zusammenstellung des Merkwürdigen, dasselbe durch die Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten fast unglaubliche Quellen-Studium, dieselbe Brauchbarkeit, dieselbe Einfachheit und Klarheit im Vortrage.

Der Band enthält die Darstellung der Urzustände der Berg- und Wüstenvölker der aktiven Menschheit und deren Verbreitung über die Erde. Die Schilderung umgreift die Tscherkessen, die Beduinen und die Bewohner der Südseeinseln, alle nach ihrem Familienleben, Erziehung, geselligem Leben, Krieg- und Friedens-Verhaltnissen, ihrer Religion, ihrer Kulturgeschichte, ihrem Verkehr und Handel, ihrem Seelenzustande, ihrer Nahrung, Kleidung, Schmuck, erschöpfend bis ins kleinste Detail.

Digitized by Google

Wir haben in den früheren Bänden die passiven Völker in ihren Urzuständen, in ihrer selbstständigen Entwickelung, wie auch in den Anfängen ihres Verkehrs mit der aktiven Menschenrasse betrachtet; wir fanden diese passiven Völker in der alten wie in der neuen Welt, in der heißen wie in der Eiszone über alle Theile der Erde gleich der grünen Rasendecke verbreitet. Wir fanden ferner, daß sie allesammt eine gefärbte Haut, schwarzes Haar und ein weniger entwickeltes Vorderhaupt haben, daß bei manchem der Knochenbau, namentlich wie bei den Negern der der Füße, etwas Eigenthümliches hat. Die Muskulatur der meisten passiven Völker ist weniger entwickelt, am wenigsten bei den Australiern und Buschmännern, und bei den Negern, wie sie auf ägyptischen Denkmälern vorkommen.

In geistiger Beziehung sahen wir als den hervorstechendsten Zug das Streben nach Ruhe, und dieses träge Dahinträumen des Daseyns wird nur durch die erwachenden körperlichen Triebe auf so lange unterbrochen, bis diese befriedigt sind. Nur der Hunger vermag den Amerikaner oder Neger von seinem Lager zu treiben; all sein Sinnen und Denken läuft darauf hinaus, sich mit möglichst leichter Mühe Nahrung zu verschaffen, und spannt ihn zu augenblicklicher Kraftanstrengung an. Ist sein Bedürfniß befriedigt, dann versinkt er in seine Träume, aus denen ihn nur noch die Rachsucht aufzuregen und wach zu erhalten vermag. Dieses nur auf Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse gerichtete Bestreben hat denn zuvörderst ein sehr ausgebildetes Jägerthum hervorgebracht. Wir finden bei den Amerikanern wie bei den Sibiriern und Afrikanern schon sehr künstliche, namentlich aber sehr zweckmäßige Werkzeuge und Anstalten zum Fischfange und jeder Art von Jagd. Nächstdem ist auch die Zähmung und Pflege der Thiere schon weit gediehen, und jedes darauf bezügliche Hilfsmittel sorgfältig benutzt. Das Bedürfniß hat ferner, namentlich in der Polarzone, eine zweckmäßige Kleidung, und die dem Menschen angeborne Freude an Schmuck mannigfaltige, oft gar seltsame Verzierungen des menschlichen Körpers hervorgerufen. Nur auf das dringendste Bedürfniß ist dagegen die Wohnung berechnet.

Die höheren Gefühle der Liebe und Freundschaft sind den rein passiven Nationen im Allgemeinen fremd. Der Familienvater ist Herr seiner Frauen und nicht erwachsenen Kinder. Die Frauen sind die ersten Hausthiere der Familie und so weniger geachtet, je tiefer die Stellung ist, welche die Männer in der Reihe kultivirter Wesen einnehmen, wie denn z. B. bei den Botokuden und Australiern das Loos der Frauen bei weitem beklagenswerther ist, als bei den Nordamerikanern und den Lappländern.

Das öffentliche Leben der passiven Rasse ist eigentlich nur das erweiterte Familienleben. Je tiefer die Kulturstufe, desto weniger ist dasselbe entwickelt. Die Buschmänner streifen truppweise, wie etwa die Hirsche und Rehe umher, die Australier halten sich schon in größeren Haufen zusammen, eben so die Botokuden. Die Nordamerikaner bilden bereits Völkerstämme, deren öffentliche Angelegenheiten von den Familienhäuptern unter dem Vorsitze der Aeltesten berathen und geordnet werden. Eben so ist es bei den Nomaden der Polarzone. In den Versammlungen der Aeltesten werden sowohl Störungen des inneren Friedens, durch Raub und Mord, als auch die Verhältnisse mit den Nachbarn zur Sprache gebracht und entschieden. Unter den Familienhäuptern herrscht vollkommene Gleichheit, doch üben Klugheit und Reichthum auch hier schon ihren Einfluß. Diese Gleichheit aber wird gestört, sobald ein Krieg ausbricht. Das Volk stellt den Erfahrensten und Tapfersten an seine Spitze, dem dann diejenigen, welche sich durch kühne oder listige Thaten auszeichnen, zur Seite stehen, und mit ihm über die Andern das Uebergewicht ausüben. Bei den Jägerstämmen, die durch keinen Grundbesitz und umfangreiche bewegliche Habe an einen gewissen Landstrich gebunden sind, ist ein Ausweichen vor feindlicher Uebermacht eher denkbar, als bei Nomaden und Ackerbauern.

Die Letztern fügen sich daher eher dem erobernden Feinde, wie wir bei den Negern sehen. Hier finden wir schon Fürsten mit erblicher Gewalt, und Unterkönige oder Statthalter mit Beamten, aus denen ein Adel entsprungen, dem das übrige Volk als Knechte dienen muß. Der kriegsgefangene Amerikaner wird entweder getödtet oder Mitglied des Stammes, der ihn zum Gefangenen gemacht. Er muß das Familienglied ersetzen, welches im Kriege umgekommen, bei den Negern aber muß er die Stelle des im Kriege erschlagenen Sklaven einnehmen. Die Könige der Neger suchen sich durch List und Gewalt auf dem Throne zu erhalten, vor allem aber dadurch, daß sie sich mit den Inhabern der Zauberkunst und den Pflegern des Aberglaubens, der hier schon zu einer umfangreichen, wenn auch überaus verworrenen Masse angeschwollen ist, eng verbinden.

Wir sehen, daß die Menschen auf den niedrigsten Kulturstufen nur durch kolossale Naturereignisse oder durch unerklärbare Unglücksfälle und Störungen in ihren gewohnten Beschäftigungen aus dem Traume zum Nachdenken über sich und ihr Verhältniß zur sichtbaren Welt angeregt werden. Sie sammeln Erfahrungen, und bilden bei weiterem Fortschritte sich Ansichten über Zweck und Ursache ihres Daseyns, ihres Lebens. Namentlich ist das, was wir Zufall und Glück oder Unglück nennen,

Wetter und Wind und jede andere unregelmäßige Naturbegebenheit der Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit der Jäger und Nomaden, und es bildet sich ein Streben aus, den widrigen Einflüssen jener Ereignisse wirksam zu begegnen. Dieß ist am meisten in denjenigen Gegenden der Fall, wo die Naturereignisse am plötzlichsten und heftigsten auftreten, also in der Polarzone und unter dem Aequator. Die gemäßigte Zone bietet mildere, gleichförmigere Erscheinungen dar, daher wir auch z. B. bei den Amerikanern bei weitem weniger ausgebildete Formen des Zauberwesens finden, als bei den Polarvölkern, unter denen, eben in Folge der gemeinsamen Naturerscheinungen, eine außerordentliche Uebereinstimmung in allen die Zauberei und den Glauben betreffenden Dingen herrscht. Die Nebel, die Schneestürme, die Nordlichter, welche die Monate langen Nächte durchglänzen, die vorsichtigen klugen Thiere, welche in den Einöden und wunderbar zerklüfteten Felsen oder in den Buchten an der Küste hausen, die Bären, Füchse, Phoken — das Alles regt die Menschen zu aufmerksamer Beobachtung und Vorsicht auf, und die lange Winternacht gewährt ihnen Zeit, diese Erscheinungen mit ihren Erlebnissen zusammen zu halten. Die große Nervenreizbarkeit der Polarvölker, die sie zu Schreck, zu Traum, zu Gesichten so geneigt macht, hat das Zauberwesen, welches wir bei den Nordamerikanern auf den untern Stufen fanden, zu einem überaus verwickelten, künstlichen Systeme erwachsen lassen, von dessen Richtigkeit alle fest überzeugt sind, unter dessen Einflusse sie alle stehen.

Die Negervölker leben in einem Himmelsstriche, der zu der Polarzone den grellsten Gegensatz bildet; Tag und Nacht fließen in regelmäßiger Abwechselung dahin, allein die ungeheuersten Regengüsse, Sandstürme und Orcane, welche die Atmosphäre mit glühendem Sande erfüllen und das Tageslicht verhüllen, Donnerwetter und Luftspiegelungen treten meist urplötzlich und unvorhergesehen herein. Dazu kommen die gewaltigen und gefährlichen Raubthiere, so wie die Schlangen, welche dem Menschen fortwährend Gefahr drohen. Die grobe Sinnlichkeit der Neger, ihre physische und geistige Faulheit, die vor jedem anstrengenden Nachdenken scheu zurückbebt, macht es möglich, daß sie fortwährend unter dem Einflusse des unsinnigsten Aberglaubens stehen, und hartnäckig bei demselben verharren. Wir sahen oben, wie trefflich die Herrscher, im Bunde mit den Fetischpriestern und Zauberern, diesen Aberglauben für ihre Zwecke zu benutzen verstehen.

Wir finden nebstdem bei den passiven Völkern die Anfänge der Kunst, wie sie als Verzierung des Menschen, seiner Umge-

bung und seines Geräthes zuerst erscheint. Wir lernten die Schnitzarbeiten der Eskimos, Lappen und Neger, die Malereien der Nordamerikaner, und die Tänze, Gesänge und Lieder derselben kennen; wir sahen, wie ihre Sagen einen Schatz von Erfahrungen über alle Ereignisse und Erscheinungen des Lebens enthalten. In den Gedenksäulen der sibirischen Nomaden wie in den Wampumschnüren und Büffelrobenbildern der Amerikaner fanden wir sogar die Anfange der Kunst, vorübergegangene Ereignisse für das Gedächtniß durch äußere willkürliche Zeichen festzuhalten.

Wir wissen mit Bestimmtheit, daß die sibirischen Nomaden, die Lappen und die Neger Jahrtausende in ähnlicher Weise wie noch jetzt gelebt, ja daß sie sogar schon seit gar langer Zeit zu den aktiven Völkern in entferntem Verkehre gestanden haben: dennoch sind sie auf der niedern Kulturstufe stehen geblieben. Sie leben ein Stillleben, dessen Erscheinungen stets wiederkehren, wie die Tages- und Jahreszeiten; wie bei den Thieren findet wohl eine Entwickelung Statt, allein sie ist bei jedem Individuum auf gewisse Gränzen gewiesen, über welche dasselbe nicht hinausschreiten kann. Der Löwe wird nie mehr werden als Löwe, und so ist der Neger, wenn er unter seines Gleichen bleibt, derselbe, der sein Urahn vor 3000 Jahren war. Die zahlreichen Negerstämme haben, so weit hinaus die Jahrbücher der civilisirten Reiche Afrikas, Asiens und Europas reichen, nie auch nur die geringste Völkerbewegung von sich ausgehen lassen, und gar keinen Einfluß auf die weitere Entwickelung der Menschheit geübt, so wenig als die Eskimos, Lappen, Samojeden, Ostiaken und die übrigen Hirtenvölker der Polarzone.

So sind denn die passiven, ungemischten Völker das wahre Bild des Beharrens im Stillstande, und sie gleichen hierin den Felsen der Urgebirge, aus denen durch eigene Kraft kein Grashalm entkeimt, wenn nicht die Oberfläche durch die Atmosphäre zerlöset und zu fruchttragender Erde gemacht worden. Sie sind ein Stoff, der erst belebt werden muß; wir sahen, wie die Neger da, wo sie mit den Mitgliedern der aktiven Rasse gemischt worden, auch weiteren Fortschritt gemacht haben, eben so, wie die nordasiatischen Nomaden durch die Mischung mit den Kaukasiern zu höherem Leben sich entwickelt haben.

Der Verfasser hat schon im ersten Theile angedeutet, daß die aktive Menschenrasse ihren Ursitz wohl auf den Hochgebirgen Asiens, dem Himalaja und Kaukasus haben möge, von wo aus sie in die Ebenen herabsteigend die Länder um den Euphrat und Tigris, Indien, Aegypten und Europa allmälig unterwarf, und

durch Mischung mit den passiven Ureinwohnern bereits in sehr früher Zeit eine höhere Kultur hervorbrachte.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die ältesten civilisirten Reiche in der Nähe des kaukasischen und Himalaja entstanden sind, daß die älteste Kultur an den Ufern des Euphrat und Tigris, des Ganges und des Nil unter ziemlich gleichmäßigen Formen sich entwickelte, daß alle Einwanderungen nach Afrika und nach Europa, in Griechenland, Italien, Deutschland, Skandinavien und England von Osten her Statt fanden, wogegen die Einwanderungen in Indien und China in südlicher und westlicher Richtung vor sich gingen. Stellen wir den Erdglobus vor uns hin, so bemerken wir, daß die Völker, je entfernter sie von dem kaukasischen Gebirge abliegen, desto weniger von der dort erblüheten aktiven Rasse und deren Kultur berührt worden sind. Die nördlichsten, namentlich amerikanischen Polarvölker würden ohne den Zwang ihres harten Klimas kaum ein anderes Bild darbieten, als die südlichen Pescherâh, Buschmänner und Australier oder die nordwestamerikanischen Californier. Es ist ferner Thatsache, daß wir von Indien aus nach Osten hin den allgemach sich verlaufenden Strom der Kultur verfolgen können. Von Ceylon aus sehen wir über Sumatra, Java, Timor, durch die polynesische Inselwelt hin diejenigen Formen in absteigender Linie, die sich am Ganges wie am Nile zu voller Blüthe entwickelt hatten; wir finden überall die schwarze Urbevölkerung gemischt und beherrscht von einer lichtern Menschenrasse. Ja wir finden hinwiederum an den äußersten Rändern Europas, wie in Lappland und in der Bretagne, so wie in den Ebenen jenseits der Weichsel noch Ueberreste der passiven Urbevölkerung, von der sich selbst in abgelegenen deutschen Ortschaften einzelne Stämme erhalten haben. Der gemeine slavische Leibeigene unterscheidet sich auch körperlich wesentlich von seinem Herrn, sofern dieser nicht von Ahnen abstammt, die in der Mongolenzeit mit der herrschenden Nation vermischt waren.

Die Länder um den Kaukasus und den Himalaja sind die frühesten Sitze der Kultur, mithin auch der aktiven Menschenrasse, von der sich denn auch seit Jahrtausenden und trotz aller möglichen Anfechtungen und Bekämpfungen mehrfache Ueberreste in ursprünglicher Reinheit und Unabhängigkeit erhalten haben. Aehnliche edle Stämme finden wir in Arabien, wo sie seit uralter Zeit als freie Hirten die herrlichsten Formen geistigen Lebens entfalteten, von wo aus sie den Orient mehrmals umgestalteten, von wo aus sie selbst nach Europa eine neue wissenschaftliche und poetische Richtung brachten, die bei den Gegnern des kirchlichen Despotismus lebhaften Anklang fand.

Wie interessant auch der ganze Band in allen seinen Details ist, so geben wir doch der Abtheilung, welche von der Verbreitung der aktiven Menschenrasse über die Erde handelt, in Berücksichtigung ihrer Wichtigkeit den Vorzug.

Wenn wir die Völker der passiven Rasse an und für sich betrachten, wo sie rein und unvermischt mit denen der aktiven Rasse dastehen, so finden wir eine merkwürdige Uebereinstimmung in Knochenbau, Muskulatur, Hautfarbe, vornehmlich aber auch in ihren geistigen Anlagen und Neigungen. Die Buschmänner an der Südspitze von Afrika, die Pescheräh, die Californier, die Australneger, die ältesten Formen der Neger, wie sie in den ägyptischen Denkmälern vorkommen, die Waldindier tragen, geringe, durch das Klima hervorgebrachte Abschattungen hinweggerechnet, alle ein und dasselbe leibliche und geistige Gepräge an sich.

Selbst da noch, wo die passiven Völker schon längere Zeit mit den aktiven in Verkehr gestanden, und sich theilweise mit denselben gemischt haben, finden wir an ihnen diese Grundzüge wieder. Die Lappländer, die Finnen, die Letten, die Lithauer, die Leibeigenen der slavischen Länder und die Abkömmlinge slavischer Leibeigenen in Deutschland, dann die Mongolen, die Tataren der Krimm, die Malayen, das gemeine Volk von China tragen die Spuren ihrer Abkunft deutlich und unverkennbar an sich. So haben z. B. die russischen Leibeigenen das mongolische Gesicht in Verbindung mit dem lichten Haare, eine Erscheinung, die auch bei den Finnen wiederkehrt; bei den Malayen finden wir die vorstehenden Backenknochen, die schiefgeschlitzten Augen mit dem langen Haare vereinigt; viele Nordamerikaner haben neben den vorstehenden Backenknochen und geschlitzten Augen die Adlernase, und die Mongolen gleichen in dem Bau des Schädels ganz den Negern und Hottentotten.

Wo nun die passiven Völker auch in dichter Bevölkerung auftreten, zeigen sie doch immer eine Gleichmäßigkeit der Bildung und der Anlagen, die sich in der Natur, in den Gräsern und den Heerden der Wasservögel und Wolle tragenden Thiere wiederholt. Es treten weniger selbstständige, abweichende, vor den übrigen sich auszeichnende Individualitäten hervor. In geistiger Hinsicht hält das Streben nach Ruhe, das einen Grundzug in dem Wesen der passiven Volksstämme bildet, die Einzelnen auf der gleichen Stufe der Entwickelung zurück.

Wir finden ferner die passive Rasse gleichmäßig über die ganze Oberfläche der Erde verbreitet, an den äußersten Küsten der Kontinente wie im unzugänglichen Innern derselben, in den entlegensten Inseln der See, in der Eiszone wie unterm Aequator; überall finden wir passive Völkerstämme als Urbewohner,

die längst vor der Ankunft der Eroberer und Entdecker vorhanden gewesen, und zum Theil als eine sehr zahlreiche, dichte Bevölkerung. Wir finden sie im Besitze des Feuers, versehen mit allerlei Waffen, wozu sie die sich darbietenden Naturprodukte, Steine, Knochen, Hölzer, Rohre, ja zum Theil schon selbst das Eisen geschickt verwenden. Sie führen hier ein pflanzenartiges Stillleben, in Familien und Stämmen zusammenhaltend, meist zwar ohne feste Sitze, doch stets in den von der Natur durch Gebirge oder Flüsse vorgezeichneten Gränzen.

Die passiven Völker finden wir vorzugsweise in den Ebenen, an den Ufern der Flüsse und Seen, in den Weideländern beider Hemisphären heimisch — die aktiven hingegen sind vorzugsweise Insassen der Gebirge, und zwar der Hochgebirge von Asien, von wo aus sie sich über alle Länder der Erde verbreitet haben, indem sie dem Zuge der Gebirge und der aus ihnen herausströmenden Flüsse folgten. Die Sage, die Geschichte und die Völkerkunde bezeichnen die asiatischen Hochgebirge als die Heimat der aktiven Rasse; namentlich Kaschmir und den Kaukasus. Der Kaukasus, der Taurus, die Gebirge von Kurdistan, die im Süden der kaspischen See nach Osten hinstreichende Ketwerkette und das Himalajagebirge, die Gats der vorderindischen Halbinsel sind noch heute die Sitze von Völkern, welche sich durch Liebe zur Freiheit, durch hohe Tapferkeit, das Bewußtseyn ihrer Menschenwürde und Menschenrechte, poetischen Sinn und Streben nach Ruhm vor den passiven Völkern auszeichnen, außerdem aber auch in ihrer Körperbildung wesentlich von denselben unterschieden sind.

Nächstdem unterscheiden sich die aktiven Völker von den passiven dadurch, daß unter den Individuen eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit in körperlicher wie in geistiger Bildung herrscht, und daß sie weit mehr Anlage und Neigung haben zu eigenthümlicher und selbstständiger Entwickelung. So beherbergt der Kaukasus eine Menge Völker, welche trotz ihrer Uebereinstimmung in Tracht, Sitte und Lebensweise die auffallendsten Unterschiede in Bezug auf Sprache und Körperbildung an sich tragen. Die Ossetinen sind blond und blauaugig, während die Tscherkessen braune oder schwarze Augen und dunkles Haar haben. Unter ihnen herrschen die mannichfachsten Abstufungen. Auch unter den Kurden kommt dieselbe Erscheinung vor, eben so bei den Kaschmirern, welche große, breitschulterige, kräftige, trotzige, listige, streitsüchtige, lärmende Menschen sind, mit weißer Haut und heller Gesichtsfarbe, die jedoch vollkommen ohne Kolorit ist; das Gesicht ist länglich mit hervorstechenden, fast jüdischen Zügen und dunkelbraunem oder schwarzem Haare und

Bart. Das weibliche Geschlecht von Kaschmir zeichnet sich durch blendend weiße Haut und reizende Formen aus. Die Kafirmänner, welche Alex. Burnes sah, zeigten regelmäßige griechische Züge, blaue Augen und schöne Gesichtsfarbe, und waren von großer Gestalt. Er sah aber auch Knaben von derselben Nation die braune Augen und Haare hatten. Wenn wir die Gesichter der ägyptischen Könige auf den ältesten Denkmalen betrachten, so bemerken wir unter denselben eine eben so große Mannichfaltigkeit der Bildung, als unter den Mameluken und Arabern, welche Denon und die große Description de l'Egypte mittheilen. Dagegen herrscht eine um so größere Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit in den Gesichtsbildungen der ägyptischen Denkmäler, je dunkelgefärbter die dargestellten Individuen sind, wie z. B. die Neger auch dort die ihnen eigenthümlichen stumpfen und flachen Formen zeigen.

Im Allgemeinen läßt sich wohl annehmen, daß die aktive Rasse, obschon sie in geringerer Anzahl als die passive auftritt, doch von Haus aus bei weitem mannichfaltiger gebildet ist, und daß namentlich zwei Hauptgeschlechter, ein dunkelhaariges mit schwarzen Augen und ein lichthaariges mit blauen Augen, neben einander bestanden haben. Wir finden schon in den ägyptischen Denkmälern eine große Mannichfaltigkeit in der Bildung und Hautfarbe der dargestellten Menschen aktiver Rasse; wir finden z. B. Männer von gedrängtem vollen Körperbau mit blondem Haare und blauen, lichten Augen, dann Gestalten, die in Bildung, Farbe des Haars und der Haut den jetzigen Beduinen gleichkommen; wir finden ferner die jüdische, persische, indische, ja sogar die mongolische und tartarische Physiognomie wieder. Diese Mannichfaltigkeit der Bildung in so uralter Zeit deutet auf eine Verschiedenheit der aktiven Rasse hin, welche nicht allein durch Mischung derselben mit der passiven Urbevölkerung entstanden, sondern vielmehr in der aktiven Rasse selbst begründet ist. Noch jetzt beobachten wir dieselbe Erscheinung bei den Bewohnern von Europa. Der Süden ist im Allgemeinen von Völkern besetzt, deren Haare und Augen schwarz oder dunkelbraun sind, während der germanische Norden blonde, blauäugige Menschen beherbergt, und diese Verschiedenheit läßt sich bis in die Anfänge christlicher Zeitrechnung hinauf nachweisen. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die schwarzhaarigen Stämme allerdings die vorherrschenden und zahlreichern zu seyn scheinen, in der Urheimath sowohl, als in den von ihnen eingenommenen Ländern. Bemerkenswerth ist ferner, daß diese germanischen Stämme, trotz dem, daß die andern, die wir die romanischen nennen dürfen, ihnen an Anzahl überlegen sind, ihnen auch überall

Bahn gebrochen, dennoch ein geistiges und sittliches Uebergewicht über jene gehabt haben, und daß ihnen die Pflege des Fortschrittes der Menschheit vorzugsweise von der Vorsehung anvertraut zu seyn scheint, wie sie auch sämmtliche christliche Throne von Europa besetzt haben.

Es ist nun ferner zu beachten, daß die allmälige Verbreitung der aktiven Rasse über die Erde nicht einseitig und bloß nach einer Richtung hin Statt gefunden hat. Die Verbreitung von Central-Asien aus ist sowohl in östlicher als in westlicher Richtung vor sich gegangen. Wir finden in Afrika wie im westlichen Europa die aktive Menschenrasse, ja es scheint, daß sie von hier aus sogar nach Amerika gelangt sei; wir finden sie aber auch an dem äußersten Ostrande von Asien, wie in den fernsten Inseln der Südsee, wo wir unter einer schwarzen Urbevölkerung, den Papuas, Herrscher von hoher Gestalt, lichtgefärbter Haut und zum Theil mit blondem Haare antreffen. Dieser Urtypus hat sich erhalten trotz dem, daß ihre Haut dem Strahle der Sonne ausgesetzt ist. Dieß findet Statt in einer Entfernung von 100 — 140 Grad von ihrer alten asiatischen Heimat, deren Erinnerung ihnen bereits entschwunden ist.

Die Druſen des Libanon, die Kaukasier, die Kurden, die Afghanen, die Kafirs, die Kaschmirer, die Mahratten und die Bewohner der Gats in Vorder-Indien scheinen die Ueberreste der ursprünglichen, aktiven Rasse zu seyn, die sich von ihrer alten Heimat aus über die ganze Erde verbreitet hat, und somit ihrer Bestimmung nachkommt, die passive Rasse ihrem Traumleben zu entreißen, und mit ihr gemischt eine höhere Kultur hervorzubringen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der aktiven Menschenrasse, daß sie ihren ursprünglichen Sitz verläßt und auswandert. Dieser Wandertrieb findet sich bei den passiven Völkern gar nicht, und Wanderungen passiver Völker finden nur dann Statt, wenn sie, wie die Mongolen des vierten und des dreizehnten Jahrhunderts, von Führern veranlaßt und geleitet werden, welche der aktiven Rasse angehören. Die Geschichte kennt keine Wanderung, die z. B. von den Negern ausgegangen wäre, und obschon die Negervölker, so weit die Geschichte hinaufreicht, über alle Theile der Welt verbreitet wurden, so finden wir eben diese Verbreitung doch nie anders, als durch die aktiven Volksstämme veranlaßt. Seit uralter Zeit haben diese den Negern nachgestrebt, sich ihrer bemächtigt, sie ihrer Heimat entführt, und als Sklaven und Diener in entfernte Gegenden verhandelt. Dabei ist beachtenswerth, daß die Männer der aktiven Rasse sich wohl gern mit den Negerinnen paaren und eine kräftige, kulturfähige Nach-

kommenschaft erzeugen, daß aber das Gegentheil, die Paarung von Negern mit weißen Frauen, nur sehr selten Statt findet, ein Umstand, der für den socialen Zustand der amerikanischen Staaten von der größten Bedeutung ist.

Eben so wenig haben die Eskimos, die Nordsibirier, die Lappländer, die Kalmuken, die Californier Wanderungen in ferne Gegenden unternommen. Sie verweilen Jahrtausende in demselben Zustande, innerhalb derselben Gränzen. Es finden sich auch im Allgemeinen bei den passiven Nationen, zumal wenn sie noch nicht von der aktiven Rasse berührt wurden, keine Sagen von Einwanderungen aus der Fremde. Die meisten glauben, daß sie dem Boden entstammen, der sie trägt und ernährt. Höchst merkwürdig sind in dieser Beziehung die Stammsagen der alten Germanen. Die eine, von Tuisco, dem erdentsprossenen Stammvater des Volkes, scheint der passiven Urbevölkerung anzugehören, welche Mittel-Europa wie jedes andere Land von Haus aus inne hatte, während die andern Sagen von den Einwanderungen reden, die sich auf die kaukasischen Stämme beziehen, welche sich zu Herren der Urbevölkerung gemacht hatten. Bei den Amerikanern ist der Glaube an die Aborigineität der Masse der Bevölkerung allgemein, und die Sage berichtet nur von Einwanderung der Herrscher.

Was die Ursachen betrifft, welche die Völker der Hochgebirge zu fernen Wanderungen, Fahrten und Zügen veranlaßt haben, finden wir sowohl innere, die aus der Eigenthümlichkeit jener Volksstämme hervorgehen, und wodurch sie sich von der passiven Rasse wesentlich unterscheiden, als äußere Veranlassungen.

Zu den innern Ursachen zählt der Verfasser sie erweisend: die Freude am Besitz, das Streben nach Ruhm, das Streben in die Ferne, den Trieb der Mittheilung und das Streben nach Selbstständigkeit und Freiheit, zu den äußeren Ursachen vorzugsweise der Wanderungen der aktiven Völker das übermäßige Anwachsen der Bevölkerung in einzelnen beschränkten Landstrichen.

Wenn wir die Verbreitung der aktiven Völker und ihre Wanderungen betrachten, wie sie allgemach Statt gefunden haben, und zum Theil noch Statt finden, so bemerken wir, daß dieß nicht eher geschieht, als bis das Volk einen gewissen Grad der Kultur erreicht hat. So finden wir die wandernden Völker im Besitze der zum Ackerbaue nothwendigen Kenntnisse, der Handwerke des Färbens, Webens, vor allem aber der Schmiedekunst, die in den Hochgebirgen Asiens urheimisch zu seyn scheint. Die Metalle, namentlich Gold und Eisen, geben sich dem Menschen sobald als brauchbares Material kund, daß sie gewiß schon sehr früh benutzt worden sind; wir finden die Bearbeitung derselben schon

auf sehr niedern Kulturstufen, wie z. B. bei den Südafrikanern; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Eskimos das Eisen, das ihnen zufällig von der Natur dargeboten wird, schon zu kleineren Werkzeugen verwenden. Um so mehr muß das Metall, welches in den Ursitzen der aktiven Völker so häufig vorkommt, von diesen schon frühzeitig benutzt worden seyn, wie wir denn überall die aktiven Völker, wo wir deren antreffen, im Besitze der Schmiedekunst finden; nur in der Südsee und in den kanarischen Inseln, denen es von Haus aus an Metall fehlt, hat sich aus Mangel an Material die Schmiedekunst allgemach wieder verloren, dagegen sind der Kaukasus und das Himalajagebirge, so wie die Alpen und das norwegische Gebirge uralte Sitze der kunstreichsten Schmiede. Vor allem aber bemerkenswerth ist der Umstand, daß wir überall im Gefolge der ältesten aktiven Wanderer das Erz oder die Bronze finden, die wir sogar bis über den atlantischen Ocean, bis nach Amerika verfolgen können, und die überhaupt unter den Denkmälern der aktiven Rasse eine bedeutende Stelle einnimmt, wie wir später sehen werden.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen verfolgen wir nun die Spuren der Wanderungen der aktiven Rasse von ihrer mittelasiatischen Heimat aus. Nach welcher Richtung hin die früheste Wanderung Statt gefunden, ob sie vom Kaukasus oder vom Himalajagebirge ausgegangen, das sind Fragen, deren Beantwortung zu Zeit noch nicht möglich scheint. Das aber scheint sicher, daß sie gleichmäßig nach beiden Seiten hin Statt gefunden und Früchte getragen hat, die in beiderseitiger Richtung eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen.

In sehr früher Zeit hat eine Wanderung nach Afrika Statt gefunden, deren äußersten Punkt das wunderbare Volk der Guanchen auf den kanarischen Inseln bildet. Es bestand aus wohlgebildeten und großen Leuten, die von edler und kriegerischer Gesinnung beseelt waren, und die den Tod stets der Flucht vorzogen, ganz im Gegensatze zu ihren negerischen Nachbarn auf dem Festlande von Afrika. Wir finden bei ihnen, wie bei allen aktiven Nationen, die Frauen, deren der Mann mehrere haben konnte, unter dem Schutze der Gesetze, und grobe Beleidigungen derselben wurden wohl mit dem Tode bestraft. Die Guanchen hatten Neger als Sklaven. Sie lebten unter Königen, deren Gewalt sehr beschränkt war, obschon ihnen äußerlich große Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Ihre Sitze waren die Gebirge, und von da aus trieben sie muthwillige und arge Räubereien. Ueber ihre Religion herrscht in den Nachrichten viel Widersprechendes; gewiß ist jedoch, daß sie ein höchstes Wesen anerkannten und verehrten, welches sie bei Regenmangel und anderen Un-

fällen zu versöhnen suchten. Sie glaubten, daß nach dem Tode die Seelen der Menschen belohnt oder bestraft würden, und mit diesem Glauben hängt auch der seltsame Todtenkultus zusammen, dem wir die wenigen noch übrigen Denkmale dieser interessanten Nation zu verdanken haben. Es gab unter den Guanchen einen Stamm, der die Leichen mumisirte, sie in Riemen von Ziegenfell einschnürte, und sodann in großen Gebirgshöhlen aufbewahrte. Bei der Ankunft der Spanier bekannten sich bereits mehrere der Vornehmen zum Islam, ohne jedoch dessen Vorschriften gewissenhafter zu beobachten, wie etwa die Tscherkessen, Druſen und Beduinen. Den Gebrauch der Metalle fanden die Spanier nicht bei ihnen; man benutzte an deren Stelle harte Lavaplatten, die man nur zu schleifen brauchte, um ein zweckmäßiges Geräth oder eine scharfe Waffe zu haben. Sie verstanden den Ackerbau, die Künste des Webens, und hatten namentlich große Fertigkeit in Töpferarbeiten.

Das Festland Afrikas finden wir an seinem nordwestlichen und nördlichen Rande mit den Mauren, den unverkennbaren Abkömmlingen der Beduinen, besetzt, die noch ganz die Sitten, Einrichtungen und die Sprache ihrer Urahnen beibehalten haben. Im Norden, wo sie die passive schwarze Urbevölkerung ausgerottet haben, wurden sie durch spätere phönizische, römische, germanische und mohamedanische Einwanderungen veranlaßt, festere Staaten zu bilden, und im Verkehre mit den europäischen und asiatischen Nationen zu bleiben.

Die merkwürdigste Erscheinung bietet aber der Landstrich Afrika's, der der asiatischen Heimat am nächsten gelegen ist, das am Nilstrom gelegene Aegypten. Hier hatte vielleicht schon vor der Ankunft der aktiven Einwanderer, begünstigt durch die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und durch die übrigen klimatischen Verhältnisse überhaupt, die passive Urbevölkerung zu einer selbstständigeren Kultur sich entfalten können, die den einwandernden aktiven Stämmen sofort zu Gute kam, und welche sie gleich einer gereiften Frucht ohne vorhergegangene mühsame Pflege pflücken konnten. Es mag aber diese Einwanderung nicht nur sehr früh begonnen haben, sondern sie wurde jedenfalls auch sehr lange fortgesetzt, so daß durch Mischung der beiden Rassen eine neue Bevölkerung sich bildete, die gewissermaßen einen Mittelstand zwischen schwarzen Stämmen und den eingewanderten weißen Eroberern darstellte, jene rothbraune Rasse, die in ihrem Körperbaue wie in der Hautfarbe offenbare Uebergangsformen zeigt, die sich sogar noch in den Malereien erhalten haben, welche die äthiopischen Kirchenbücher verzieren.

Die Geschichte des alten Aegyptens zeigt uns, wie die aktiven

Stämme zuerst in einzelnen, kleinen Partien in das Nilgebiet kamen, wie sie dort kleinere Gemeinden und Staaten bildeten, wie sie dann, in ähnlicher Weise wie in den Südseeinseln die Erins, eine feudale Herrschaft gründeten, die alsbald, wie dort, zur Theokratie führte, und wie dann daraus eine Monarchie entstand, welche, um sich gegen nachfolgende Angriffe der activen Nationen zu schützen, diese erst bekriegte, dann sich aber nach Außen abschloß und jeden Eintritt in das Land hartnäckig verweigerte.

Von Aegypten aus fand aber erstens ein Ausströmen der Kultur nach Westen und nach Süden, dann aber auch eine Rückwirkung nach Asien Statt, wie die ägyptischen Denkmaler auf arabischem Boden beweisen. Es geschah dieß sowohl durch eigentliche Colonien, die gewissermaßen die Gränzwachten für das ägyptische Reich ausmachten, als auch durch Flüchtlinge, deren strebender Geist sich den im Vaterlande durch die streng gegliederte Hierarchie gebotenen Beschränkungen nicht zu unterwerfen vermochte, wie denn Kekrops und Kadmos ägyptische Kultur auf griechischen Boden verpflanzten.

Zunächst der asiatischen Heimat finden wir als das vorzüglichste Wandervolk in westlicher Richtung die Phöniker, die namentlich zur See wirksam waren. Was den Arabern die Wüste, das war den Phönikern die See; sie weckte die ganze Energie der Nation, die schon früh die äußersten Punkte des Mittelmeeres erreichte, und sodann in Karthago und Massilien sich feste Orte errichtete, während parallel mit ihr die Beduinenstämme am inneren Rande von Afrika hinzogen. Von hier aus besuchten die Phöniker die Westküste von Afrika, die brittischen Inseln und die Küsten der Ostsee.

Dieß ist der von den Hochgebirgen nach Westen gerichtete Strom der activen Völker. In ähnlicher Weise fand vielleicht gleichzeitig, wenn nicht früher, eine Strömung der activen Rasse in östlicher Richtung Statt, als deren Endpunkte die Inseln der Südsee erscheinen, und worunter namentlich die merkwürdigen Steinkolosse der Osterinsel als überaus wichtige Denkmale zu bemerken sind. Die Inseln der Südsee zeigen eine schwarze Urbevölkerung mit lichten Herrschern, und alle Kulturdenkmale gehören den letzteren an. Diese Kulturdenkmale, namentlich die großen hölzernen Götterbilder, die Schnitzarbeiten mit den seltsam grotesken Bildungen, die aus Steinen aufgesetzten flachen Tribunale, dann die Pfeilerreihen der Marianen, nächst der feudalischen und theokratischen Verfassung sehen wir auf den nach Indien zu liegenden Inseln, namentlich in Java, weiter entwickelt, in höchster Vollendung

aber in Indien, China und Japan. In der Weise nun, wie die Kultur der Südseeinseln mit der übereinstimmt, welche die Spanier bei den Guanchen der canarischen Inseln vorgefunden, hat auch die ägyptische Kultur eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der indischen und chinesischen, die beide gleichmäßig an den Ufern der großen Ströme ihre Mittelpunkte haben, die beide in einer genauen Gliederung der Gesellschaft nach Innen und im strengen Abschluß der Gränzen ihr Bestehen zu sichern suchten. Auch von diesen östlichen Kulturreichen breiteten sich die Strahlen höherer Gesittung und tieferer Einsicht über die Nachbarstaaten aus, wie die Colonien der Chinesen auf Java, den Philippinen, dann in Korea chinesische Kultur weiter trugen, und wie von Indien aus die Buddhalehre den ganzen Osten überströmte.

Mitten innen zwischen diesem westlichen afrikanischen und dem östlichen asiatischen Kulturgebiete entwickelte sich am Euphrat und Tigris in früher Zeit schon eine Kultur, die freiere Formen zeigt. Wenn wir in Aegypten wie in Indien vorzugsweise dem theokratischen Elemente begegnen, das in Tibet wie in Japan noch gegenwärtig das vorherrschende, in China aber wenigstens als Grundlage des Staatslebens erscheint, so haben die alten Reiche der Babylonier, Assyrer, Meder, Perser und Araber freiere Formen, und es tritt hier das weltliche Element des Staates in den Vordergrund. Finden wir in Aegypten wie in Indien den Polytheismus vorherrschend, so erscheint bei den von Mesopotamien ausgehenden Völkern der Monotheismus seit uralter Zeit, und von hier aus verbreitete sich derselbe nach allen Ländern der Erde. Selbst als Moses seine Hebraer, die durch lange Knechtschaft unter den polytheistischen Aegyptern in Verwilderung verfallen waren, diesem Zustande entreißen wollte, behielt er zwar die ägyptische, auf den Polytheismus begründete Priesterverfassung bei, führte sie aber dennoch dem Monotheismus wieder zu, der ihre ursprüngliche, bei allen Beduinen heimische Religion gewesen war. Von hier aus verbreitete sich der Islam bis Spanien hin.

Hierher aber nach dem Süden scheint in der Urzeit der stärkste Strom der kaukasischen Rasse sich ergossen zu haben, hier tritt sie schon in den ältesten Zeiten am dichtesten auf; von hier aus zogen diese Stämme weiter nach Südosten, und gelangten so bis in die fernsten Inseln der Südsee. Hier finden sich auch die ältesten Denkmale eines freieren Staatslebens und freierer Kunst.

Wie wir nun im Süden eine doppelte Strömung der activen Rasse in die Ferne fanden, nämlich eine östliche und eine

westliche, so ist auch im Norden vom schwarzen und kaspischen Meere eine ähnliche Strömung in zwiefacher Richtung nachweislich; hier scheint aber der nach Westen gehende Strom der stärkere, so wie überhaupt derjenige gewesen zu seyn, der den größten Einfluß auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft und auf die Entwicklung derselben gehabt hat.

Als das älteste in Europa eingewanderte active Volk sind wohl die Pelasger zu betrachten, die erst in Griechenland, dann in Mittelitalien auftraten, nachdem sie von den neu einwandernden Hellenen verdrängt worden waren. Nördlich von ihnen finden wir zunächst Iberer, vnn denen das wunderliche Gebirgsvolk der Basken sich noch bis jetzt erhalten hat, dann aber die Kelten, die in Oberitalien, Frankreich und den brittischen Inseln ihre Heimat fanden. Auf die Kelten folgten die Germanen, die das Herz von Europa einnahmen. Zuletzt erfolgte die Einwanderung slavischer Stämme.

Alle diese Einwanderer nahmen vorzugsweise in den Gebirgen ihren Wohnsitz, und das Gebirge war vornehmlich der Ort, wo sie sich am schönsten entwickelten, und wo sie am treuesten ihre Eigenthümlichkeit bewahrten. Die Apenninen und die südlichen Alpen, die deutschen Alpen und der Thüringer Wald wurden die Sitze romantischer Poesie und Ritterlichkeit, wie denn auch die Slaven nur in den Gegenden, wo sie als Gebirgsvölker erscheinen, wie z. B. in Serbien und in Montenegro, ihren kaukasischen Typus treu erhalten haben. Die Slaven erwuchsen in den Gebirgen zu kräftigen, freien und ritterlichen Volksstämmen, entwickelten eine edlere moralische und intellectuelle Kultur, während sie in den flachen und ebenen Landen die vorgefundene Urbevölkerung zwar vollständig unterjochten, allein keine selbstständige Kultur hervorbringen konnten.

Bemerkenswerth ist nun, daß fast gleichzeitig mit den Einwanderungen pelasgischer, keltischer und hellenischer Stämme einzelne Flüchtlinge aus Aegypten von einer andern Seite in Griechenland und Italien, und aus Phönicien in Spanien und Gallien eintrafen, welche die Resultate einer Kultur mit sich führten, die bereits in ruhigeren Lebensformen gewonnen worden waren.

Als Denkmal dieser Nebenwanderungen kann das ägyptisirende Element gelten, welches in den ältesten etruskischen, griechischen und gallischen Kunstwerken erscheint, und welches sich sogar im fernen Mexiko wieder findet, wohin es vielleicht durch keltische Flüchtlinge von Irland aus gebracht wurde. Aehnliche Denkmale im theokratischen Kunststyl finden wir in Neuseeland,

in den Inseln der Südsee, in Java, wohin aus Indien und China die ersten Elemente dazu gebracht wurden. Nicht minder merkwürdig ist die Rückwirkung, welche die Hellenen auf ihre asiatische Heimat übten, und wie sie ihre Kultur um den ganzen Rand des Mittelmeeres und des damit zusammenhängenden Wassergebietes verbreiteten. Dieß war noch mehr der Fall, als in Italien die Römer ihre Herrschaft gründeten, als Rom der Centralpunkt der gesammten kultivirten occidentalischen Welt wurde, und hier die bei den Aegyptern, Phönikern und Griechen erwachsene Kultur einen moralischen Haltpunkt fand, den weder Memphis noch Karthago, weder Athen und Sparta noch Alexandrien in dieser Weise dargeboten hatte.

Gleichzeitig mit der Kultur der Griechen entwickelte sich in den Ländern nordwestlich der Alpen, in Gallien, Britannien und in den südlich der Donau gelegenen Keltenländern eine ganz eigenthümliche Kultur, die auf Herrschaft des Adels und der Priesterschaft gegründet war, und die vereint mit der griechischen zu der römischen Kultur erwuchs. Das hieratische Element, welches im Staatsleben der Römer vorherrscht, das Pontificat, das Augurenwesen, die ganze Grundlage der römischen Staatsreligion stammt aus der altkeltischen Zeit, eben so wie die Kyklopenmauern von Fiesole und Cossa. Dieses theokratische Element aber war so mächtig und hatte die ganze Nation so durchdrungen, daß es sich abermals kräftig geltend machte, nachdem das Heldenthum, welches die hellenischen Einwanderer seit der Zeit der Trojanerkriege hinzugebracht hatten, durch Luxus und Verweichlichung wieder verschwunden war. Als die eindringenden germanischen Heldenscharen die Gewalt des römischen Kriegsstaates gebrochen hatten, als die römischen Machthaber erkannten, daß die materielle Kraft, welche sie bisher getragen, erschöpft sei, bildeten sie sich eine neue Herrschaft, welche auf der Verschmelzung des keltisch-römischen Priesterthums mit der Lehre Christi beruhte, die doch von Haus aus gegen jegliche Priesterherrschaft gerichtet war. So erwarb sich die ewige Roma neue Kraft, und daraus gestaltete sich jene bewunderungswürdige römische Kirche, die so langdauernden, tiefen Einfluß auf die Gestaltung Europa's, auf die Entwicklung der ganzen Menschheit geübt hat.

Die vierte große Einwanderung in Europa ist die der germanischen Völker, die sich um die Küsten der Ost- und Nordsee ansiedelten, und von da aus an den hier ausmündenden Strömen hinaufstiegen. Der Rhein, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel, die Düna wurden den germanischen Völkern zu Wegweisern für das waldbedeckte innere Gebirgs- und Flach-

land. Diese Einwanderung scheint nicht auf einmal vor sich gegangen zu seyn, auch fand sie jedenfalls auf mehr als einem Wege Statt. Die Donau, der Bug, der Dniester und der Dnieper, so wie die Wolga, waren vielleicht die vorzüglichsten Wegweiser für die Auswanderer, an denen hin sie in die westlichen und nördlichen Länder gelangten, von wo aus sie dann bis an die Ostsee und hinüber nach Skandinavien vordrangen. Die Ostsee wurde für diese Völker dasselbe, was für die pelasgisch-helleniſchen das Mittelmeer war — der Völkermarktplatz — und wie auf dem Mittelmeere erschienen auch hier die Phöniker, und brachten die Resultate südlicher Kultur hierher. Die passive Urbevölkerung wurde in der Nähe der Gebirge wie an dem Seeufer am frühesten und am gründlichsten bezwungen. In Skandinavien wurde sie in den unwirthlichsten Theil des Landes zurückgedrängt, nach Lappland und Finnland; anderwärts mußte sie sich in die Urwälder, wie in Lithauen und Polen, zurückziehen.

Die gothischen, longobardischen, rugischen, burgundischen und sueviſchen Völker kamen sodann aus Skandinavien und von der Ostsee zurück, und wendeten sich nach dem Süden und dem Keltenlande; die Franken hatten ihren Zug nach Westen, und nahmen das nördliche Frankreich und den Niederrhein, während Friesen, Angeln, Sachsen, Jüten, Dänen und Normannen England, Schottland und Irland besuchten, und dort eigene Herrschaften gründeten. Ja sie gingen von Irland aus sogar nach Amerika, welches bereits vor ihnen keltische Flüchtlinge von Irland aus besucht zu haben scheinen.

War bei den Kelten das theokratische Element vorherrschend, so erscheinen die germanischen Stämme überall als Befreier vom Priesterjoche; sie zeigen nächst den Hellenen die meiste Aehnlichkeit in gesellschaftlicher Verfassung, wie in dem Staats- und Volksleben mit den kaukasischen Völkern. Sie stürzten das Priesterthum, wohin sie kamen, und wo sie dasselbe vorfanden, mußte es einer freieren Form weichen.

Gewiß ist, daß bereits vor Ankunft der germanischen Stämme im heutigen Frankreich, in den Niederlanden, am Rhein und an der Donau eine keltische Herrschaft bestanden hat, welche die vorgefundene passive Urbevölkerung bezwungen und sich dienstbar gemacht hatte. Zum großen Theile mögen hier auch die keltischen Herren sich mit derselben bereits vermischt gehabt haben. Daraus war eine Art Mittelstand zwischen Beherrschten und Besiegten hervorgegangen, der die herankommenden Germanen als Befreier von der Herrschaft des Adels und der Priester empfing, und sich um so freudiger an sie anschloß.

Dieß scheint namentlich am Niederrhein und in Westphalen der Fall gewesen zu seyn, wofür mehrere historische Facta sprechen. Wir finden hier noch heute das Land gleichmäßig unter lauter freie Männer vertheilt, deren jeder seinen eigenen Hof hat, nach dem er sich nennt. Wir finden hier keine Burgen, welche für Einzelne der Sitz der Herrschaft und für die andern der der Unterdrückung geworden. Die ursprünglichen keltischen Herrscher, die Priester, entwichen aus diesen Gegenden nach den brittischen Inseln, und die eigentliche Bevölkerung vermischte sich mit den Germanen zu einer einzigen Masse, welche von nun an gestärkt, ihre Freiheit mit der größten Hartnäckigkeit gegen jeden fremden Angriff vertheidigte. Ich erinnere nur an die hartnäckigen Kämpfe der Friesen und Cherusker gegen die Römer — der Sachsen gegen die Franken — der Holländer gegen die Spanier. Die Nähe der See trug wesentlich dazu bei, den freieren Sinn dieser Volksstämme zu erhalten und ihre Kräfte zu wecken, daher wir hier die Ursitze der deutschen Hanse, dann aber den Herd der großartigen holländischen Colonien finden, welche sich über die ganze Erde verbreiteten. Die Gegenden um die Mündungen des Rheins, der Weser und der Elbe sind der Grund und Boden dieser Erscheinungen.

In Skandinavien, welches in Folge der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Rauhheit seines Himmels wohl niemals sehr dicht bevölkert war, fanden die eindringenden Germanen keine keltischen Vorfahren. Die Urbevölkerung entwich vor ihnen in den rauhesten, nördlichsten Theil des Landes, und sie konnten daher das Land ganz in Besitz nehmen. Es gestalteten sich daher Verhältnisse, wie sie der Kaukasus erzeugt hat. Es entstanden wie dort in den Thälern Gemeinden, die sich von Ackerbau und Viehzucht nährten, und es entwickelte sich, ungehemmt von äußeren Angriffen, jene eigenthümliche Kultur, welche uns in der altnordischen Literatur, Religion und Verfassung entgegentritt. Die zahlreichen Buchten des Landes wurden die Heimat tüchtiger Schiffer, welche theils die übermüthige, kampflustige Jugend in ferne Lande führten, theils den friedlichen Handelsverkehr besorgten. Die heimkehrende Jugend brachte reiche Schätze von ihren Kriegszügen mit, für welche dann die älteren und friedlich gesinnten Männer Lebensbedürfnisse und Luxusartikel aus fernen Häfen in die nur stiefmütterlich gewährende Heimat einführten. Die Ostsee wurde so der Markt eines großartigen Völkerverkehrs, an welchem die Phöniker, Kelten, Römer, ja selbst Araber Antheil hatten, wie die an den Gestaden derselben gefundenen römischen und kufischen Münzen und Metallsachen beweisen.

Eigenthümlich ist den Kaukasiern überhaupt, vornehmlich aber den Germanen, das Institut des Gefolges, das sich bei ihnen besonders seit dem cimbrischen Kriege im großartigsten Maßstabe geltend machte. Die überzählige junge germanische Mannschaft, deren übersprudelnde Kraft den geordneten Rechtszustand des Landes beschränkte, und denen die Jagd nicht volle Befriedigung gewährte, stellte Heerfahrten und Eroberungszüge an, welche allgemach ganz Europa bis an den südlichen Rand des Mittelmeeres unter germanische Herrschaft brachten. Noch jetzt sind alle Throne des christlichen Europa von Herrschern deutschen Stammes besetzt, und germanische Colonien über die ganze Erde verbreitet. Das Gefolge, welches im Kaukasus und in der arabischen Wüste als Raubzug, im deutschen Mittelalter als Fahrt auf Abenteuer und als Kreuzzug erscheint, hat in den bewaffneten Colonien der germanischen und der von ihnen auf's Neue geweckten romanischen Nationen seine höchste Ausbildung aufzuweisen.

Die Länder zwischen der Weser, der Saale, den Alpen und dem Ural wurden seit früher Zeit von germanischen Heerhaufen und Gefolgeschaften durchzogen, die theils aus dem Kaukasus nach dem nordwestlichen Europa gingen, theils von dorther, namentlich aus Skandinavien, zurückkamen. In dem Lande zwischen der Elbe und Weichsel finden wir Sueven, Hermunduren, Longobarden, Burgunder, Rugier, Heruler und andere größere und kleinere Heerhaufen umherziehen, längere und kürzere Zeit in einer Gegend verweilen, und so germanische Sprache, Sitte, Kultur und Religion ausbreiten. Sie üben großen Einfluß auf die schon vorhandene Urbevölkerung und bereiten diese zu höherer Kultur vor.

Fand nun auch hier der Kern der activen, germanischen Wanderer keine bleibende Ruhestätte, trieb sie auch das Bestreben nach Besitz, Ruhm und erhöhten Lebensgenuß dem Süden und dem Westen zu, so blieben doch die Alten, die Müden und Wunden, die Bequemen und mit Reichthümern überlasteten Herren zurück, und zwar um so zahlreicher, je näher sie dem Westen waren, und je mehr sie in der Natur des Landes Anklänge an ihre kaukasische oder skandinavische Heimat fanden. Daher finden wir in den deutschen Gebirgen auch die reinsten germanischen blondhaarigen Bewohner; daher zeigt der Osten Deutschlands die Uebergangsformen auch in der Bevölkerung.

Der alte Collectivname der Wanderstämme, Sueven, die eben die östliche Hälfte des alten Germaniens inne hatten, scheint mit diesen steten Zügen in Verbindung zu stehen, während der Kern der seßhaften, namentlich das nordwestliche Deutsch-

land bewohnenden Volksstämme Sassen genannt wurde, wenn es galt, das Verhältniß zu jenen auszudrücken.

In dem Gebiete, welches die sueviſchen Völkerſchaften inne hatten, finden wir allerdings deutſche Gebirgs- und Flußnamen (wie z. B. Mirkwidu, Erzgebirge, Elbe, Saale, Elſter u. ſ. w.), ſo wie zahlreiche Steindenkmale, Bronzen und gebrannte Erden, die denen in Weſtdeutſchland gleich kommen, allein ſeit dem ſechsten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erſcheint hier eine Bevölkerung, welche die freien Inſtitutionen verloren hat, die in den reindeutſchen Gegenden ſo allgemein ſind. Die Maſſe der Nation iſt in die Sklaverei zurückgeſunken, ſie iſt in den Beſitz weniger Herren gerathen. Dieſe haben die feſten Orte, die Höhenpunkte des Landes inne, und beherrſchen von da aus die geſammte Bevölkerung, von der ſie auch, wie in den ſlaviſchen Ländern, die Sprache angenommen haben. So war es auch in den deutſchen Ländern ſueviſcher Herrſchaft, in Mecklemburg und Pommern, in Hannover, Niederſachſen, Brandenburg, den Lauſitzen und Schleſien, zum Theil auch in Franken und Thüringen, wo nur ein kleiner Theil germaniſcher Herrſcher zurückblieb, nachdem die rüſtigſten und kräftigſten Männer nach Südweſten gewandert waren.

Je weiter nach Oſten, deſto geringer war die Anzahl der zurückgebliebenen germaniſchen und kaukaſiſchen Herrſchenden, und jenſeits der Weichſel geſtaltete ſich ein Verhältniß zwiſchen den Herrſchenden und der dienenden Volksmaſſe, das dem Zuſtande der von Mauren beherrſchten Neger nahe kommt. Die älteſten ruſſiſchen Herrſcher waren bekanntlich Normannen; der Adel der Polen und Ruſſen beſteht aus Abkömmlingen der Kaukaſier, der auch in den, dem Kaukaſus näher gelegenen Landſchaften maſſenhafter als das freie und ritterliche Volk der Koſaken erſcheint, welches gegenwärtig freilich nur noch Spuren ſeiner alten Verfaſſung aufzuweiſen hat.

Alle Reiſende ſind darin einſtimmig, daß der von Oſten kommende Wanderer, ſo wie er ſich der Gränze des alten Königreichs Polen nähert, durch germaniſche Anklänge überraſcht wird. Burgen, Steinhäuſer, gothiſche Kirchen, Reinlichkeit und Wohlſtand, ja ſogar anſprechende kaukaſiſche Geſichtsbildung treten allmälig und immer häufiger hervor, je mehr man ſich der deutſchen Gränze nähert. Dieß iſt namentlich in den Städten der Fall, welche gewiſſermaßen die Nachhuth deutſcher Geſittung bilden. Der leibeigene Bauer trägt die Kennzeichen ſeines paſſiven Urſprungs in den breiten Backenknochen, den kleinen, tiefliegenden, zum Theil ſchief ſtehenden Augen, dem gewaltigen Untertheil des Geſichtes, der breiten, grobgebildeten, abge-

stumpften Nase, so wie in der dunkelgefärbten oder fahlen Haut an sich. Man bemerkt offenbar, daß hier die Völkerzüge sich weniger verweilt haben, daß sie das flache Land durcheilten, um in den fernen Gebirgen eine feste Heimat zu erlangen.

So haben wir für Europa drei Kulturperioden anzunehmen, welche auch die verschiedenen Einwanderungen hervorgebracht haben.

Die erste ist die der Iberer, Pelasger und Kelten, die zuerst mit der passiven Urbevölkerung zusammentraten, sie unterwarfen und eine theokratisch-aristokratische Staatsform hervorriefen, der die kolossalen Grundlagen jeglicher Kultur verdankt werden. Die cyklopischen Mauern, Felsenbauten, die Unterdrückung und Beherrschung der Volksmasse, die blutigen Menschenopfer für die zürnenden, rächenden Götter sind vorzugsweise die charakteristischen Merkmale dieser Kultur.

Die zweite, hellenische Kulturperiode zeigt uns die kaukasischen Helden mit stürmischer Kraft im lebhaften Angriff auf die alten Theokratien, nachdem sie sich in Griechenland eine Staatsform gebildet, die mit der in ihrer kaukasischen Heimat übereinstimmt. Sie nehmen die massenhaften Vorarbeiten in Wissenschaft und Kunst in sich auf, welche die vorhergehende Kulturperiode erzeugt hat, und gestalten sie zu freieren Formen um; sie verbreiten diese Formen über die ihnen zugänglichen Länder; allein sie ermatten endlich, nachdem sie zwar die alten Theokratien aufgelöst hatten, in ihrem Wesen aber von jenen verändert worden waren. Die hellenischen Republiken lösten sich in die römische Monarchie und Hierarchie.

Die germanische Einwanderung aus den kaukasischen Ländern begann den Angriff auf die Staatsformen der vorhergehenden Periode nicht allein in weit zahlreicheren Armen, sondern sie fand auch bald einen geistigen Bundesgenossen an den Grundlehren des Christenthums von der vollkommenen Gleichheit aller Menschen vor Gott, der mit ausdauernder, unwiderstehlicher Gewalt einwirkt. So entstand eine Kultur, welche der Hierarchie wie der Aristokratie gleich feindlich gesinnt ist, und der constitutionellen Staatsform zustrebt, welche die freieste Entwicklung aller Lebensformen gestattet, daher aber auch in den mannigfaltigsten Nüancirungen erscheint. Die Herrschaft des Gesetzes und die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, das ist, was der Tscherkesse und der Araber erstrebt, und was das Leben der Völker des neuen Europa bewegt.

Eine vierte Kulturperiode hat Europa noch nicht begonnen, die beiden Extreme, Nordamerika und Rußland, sind in ihren Erscheinungen noch nicht vollständig entwickelt.

Bemerkenswerth aber ist, daß Europa und zwar Mittel-Europa, mit seinem rauhen und wechselvollen Klima der Sitz der höheren Kultur geworden ist. Gerade aber die Unsicherheit dieses Klimas hat den wesentlichsten Einfluß auf die höhere Entwicklung der hier lebenden Menschen gehabt. Es nöthigt den Landmann zu steter Aufmerksamkeit und Vorsicht, er muß stets auf die ungünstigsten Zwischenfälle bedacht seyn, und kann mit Bestimmtheit durchaus nie auf eine dauernde Gunst der Witterung rechnen; ja die Flüsse, die z. B. in Aegypten seine sicheren Mitarbeiter sind, die regelmäßig den Feldern Nahrung zuführen, sind in Mitteleuropa gerade zu der Zeit, wo ihr Wasser am nothwendigsten ist, durch die Hitze zusammengeschrumpft, und anstatt daß sie alljährlich den Feldern düngenden Schlamm absetzen, reißen sie im Frühjahre, die Thäler plötzlich überfluthend, das künstlich und mühsam herbeigeschaffte Land mit der Frucht, die darauf keimt, gewaltsam mit sich fort, und bedecken, was sie nicht mit fortreißen, mit todtem Sand und Geschieben. In den Gebirgen muß der Landmann auf seinem Rücken die kahlen Felsplatten mit fruchttragender Erde bedecken, aber wie oft reißen Regengüsse die Erde mit der Ernte herab, und wie oft tödtet nicht ein früher Frost die mühsam gepflegten Pflanzen!

Mitteleuropa bietet von Haus aus keine große Fülle genießbarer Früchte dar; die meisten unserer Gemüse, Getreide und Obstarten sind aus der Fremde eingeführt; der Wein rankt nicht wie in Kaukasien freiwillig an den Bäumen empor, nur wenige Obstarten, meist Beeren, wachsen ungepflegt in unseren Waldungen.

Dennoch ist in Europa die Kultur der eßbaren Pflanzen wie der Blumen zur größten Vollkommenheit gediehen; der Apfel, die Birne, Pflaumen, Kirschen, der Wein sind aus der Fremde hereingebracht, heimisch gemacht und durch unabläßige Pflege zu den mannigfaltigsten Formen entwickelt worden. Eben so ist es mit den Blumen, wo ich als Beispiel nur die Georgine erwähnen will, deren europäische Nachkömmlinge die Form der einfachen amerikanischen Urpflanze kaum ahnen lassen. Gleiche Erscheinungen bietet die Pflege der Thiere, namentlich der Rinder, Pferde und Hunde, so wie einiger Vögelarten dar. Nichts ist überhaupt geeigneter, eine deutliche Anschauung der künstlichen, allen Hindernissen trotzenden und sie beseitigenden Richtung der europäischen Kultur zu geben, als die deutsche Landwirthschaft und das englische Maschinenwesen, welches die unsichtbaren Kräfte der Elektricität, den Galvanismus und den flüchtigen Dampf zwingt, sich dem menschlichen Willen und Bedürfniß zu fügen.

Das Klima von Mitteleuropa ist sehr anregend und kraftweckend, es gleicht einer launenhaften schönen Dame, die durch den Wechsel von Gewähren und Versagen ihre Liebhaber in steter Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten versteht. Am deutlichsten zeigt sich dieser Wechsel in unseren Gebirgen, wenn der Frühling nach hartem Winter hereintritt, und unter dem Schnee und Eis die grüne Vegetation sich erhebt und der Sommer kommt, der doch nie anhaltend die erschlaffende Hitze der Tropenländer mit sich führt, so wenig als unser Winter dem der Polarzone gleicht.

Nächst dem Klima hat aber auch vorzugsweise die Mischung der Rassen der Kultur von Europa jene ihr eigenthümliche Form gegeben, die sie von allen andern unterscheidet. Die pelasgisch-keltische Zeit brachte Formen, die wir auch anderwärts, namentlich in Aegypten und Mexiko, wiederfinden. Die hellenische Kultur steht schon selbstständiger da, obschon sie in ihrem Verfalle an die asiatischen Despotien erinnert. Der erneuerte Zustrom der Germanen im Norden brachte ein neues Lebenselement, das moralische, das mit den Grundsätzen des Christenthums übereinstimmte. Dazu kommen dann die Ideen, welche der Verkehr mit dem Orient, seit dem Einfalle der Araber in Spanien, Sicilien und durch die Kreuzzüge in Umschwung brachte, welche namentlich in der pyrenäischen Halbinsel und in der Provence ein neues Leben in Kunst, Poesie und Gesittung hervorriefen, das sich bis an die Gestade der See und an die Ostgränzen Deutschlands verbreitete, während der deutsche Norden, wo die germanische Bevölkerung minder gemischt war, in steter Opposition gegen das eindringende Fremde sich erhielt; daher ging auch von hier aus die Reformation über Europa zu einer Zeit, wo die südeuropäischen Völker, die in der Heimat von dem hierarchischen Element beengt waren, in die weite Ferne strebten. Dieses Streben in die Ferne, vereint mit dem Streben nach freieren Formen in der Heimat, trug sodann in Holland wie in England die reichsten Früchte, und die Rückwirkung desselben auf den Continent hatte die Stürme zu Folge, aus denen das constitutionelle monarchische Prinzip auch hier siegreich als glänzendes Resultat hervortrat

Endlich fand noch eine vierte Einwanderung aus Asien vom Kaukasus Statt, die slavische, die jedoch keine so großartigen Resultate gebracht hat, da sich die Einwanderer im Norden zersplitterten, und nur im Süden, namentlich in Serbien und Montenegro, eine hervorragendere Erscheinung darbieten. Der alte Adel von Polen und Rußland wurde erst in neuerer Zeit von der in Europa sich entfaltenden Kultur berührt,

außerdem aber im Kampfe mit den aus Asien durch einzelne kaukasische Heerführer hereingeleiteten mongolischen und tatarischen Schaaren so beschäftigt, daß er nur mittelbare Einwirkung auf die europäische Kultur üben konnte, indem er die abwehrende Vormauer gegen diese Flugschaaren bildete. Eben so hatten die heldenmüthigen Serbier und Wlachen im Süden alle ihre Kraft aufzubieten, um sich im Kampfe mit den hereindringenden Türken Selbstständigkeit und Freiheit zu erhalten, und dem türkischen Joche nicht unterthan zu werden.

Nachdem wir nun die Auswanderung der activen Gebirgsvölker Hochasiens nach Westen, nach Südosten und Nordwesten betrachtet, gedenken wir endlich noch der Wanderung, die sie in nordöstlicher Richtung vorgenommen haben. Der Norden des Kaukasus verläuft sich in endlose Ebenen, auf denen nordwestlich die Germanen ihrer neuen Heimat zuschritten, während sie nordöstlich einem Volke zur Laufbahn wurden, das wir vielleicht mit dem Collectivnamen der Tschuden bezeichnen können, ein Name, womit man in Sibirien diejenigen Denkmale bezeichnet, welche die Ueberreste einer alten, nicht mehr vorhandenen kriegerischen Nation beherbergen. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in der Krimm Tscherkessenstämme heimisch, an die sich nordöstlich die Schaaren der Kosaken anschlossen; diese aber bestanden ursprünglich in der Weise der germanischen Geleite aus einzelnen kühnen Räuberbanden, welche die Nachbarn, Tataren, Russen, Mongolen, Genuesen ausbeuteten, und in Tscherkask sich einen Mittelpunkt gegründet hatten, dessen Name nicht minder auf ihre kaukasische Herkunft deutet, als ihre Körperbeschaffenheit, ihr Charakter und ihre Verfassung. Sie schlossen sich als Christen nach dem Verfalle des Mongolenreiches den Russen an, eroberten Sibirien und wurden seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts dem Heere derselben einverleibt. Dennoch haben sich bei den Kosaken bis heute die deutlichsten Spuren ihrer Abstammung erhalten, obschon sie die russische Sprache angenommen haben.

Der Ostrand des kaspischen Meeres und die dahin mündenden Flußgebiete wurden schon früh, namentlich vom Süden her, durch Gebirgsvölker überschwemmt, und hier eine Mischung der activen und passiven Rasse hergestellt, welche wir mit dem Namen der Tataren zu bezeichnen pflegen, und die von da herausbrechend nach Westen als Türken erscheinen, und als solche arabische Kultur in sich aufnahmen. Oestlich vom Altai bis in die Mandschurei finden wir einzelne tatarische Völkerschaften, zum Theil noch von passiven Völkern umgeben, dann aber auch in größerer Masse als Mongolen im Norden von China. Wenn

bei den tatarischen Völkern das active Element das überwiegende ist, so ist es bei den Mongolen das passive, was sich in Körperbildung wie in der Verfassung deutlich ausspricht. Die Mongolen sind eifrige Anhänger der ceremoniösen Buddhalehre, während die Tataren den freieren Formen des Islams zugethan sind.

Der Endpunkt dieser nordöstlichen Wanderung ist die Mandschurei, ein Land, das auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, einer selbstständigeren Volksentwicklung nicht ungünstig erscheint, zumal sein Klima (40 — 56° n. Br.), anregend wie das aller Gebirgsländer, den hereinwandernden activen Schaaren alle Lebensbedürfnisse reichlich darbietet. Namentlich bringt der südliche Theil des Landes Weizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Baumwolle, Obstarten hervor, und nährt zahlreiche Herden von Rindern und Schafen, während der nördliche reich ist an jagdbaren Thieren, wie Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe, Hirsche, wilde Pferde und Esel.

Hieher strömten, wie etwa in die Alpen und in die skandinavischen Gebirge, active Stämme und ließen sich hier nieder, von hier aus wandten sie sich zur See, vielleicht nach Japan, wo allgemach eine Kultur erwuchs, die den europäischen Völkern erst später bekannt wurde. Von hier aus zogen einzelne Schaaren erobernd und umgestaltend nach China, zum letzten Male 1644, wo sie die noch jetzt bestehende Kaiserdynastie und den Kriegerstand des Reiches begründeten. Von der Mandschurei aus zogen einzelne Schaaren südwestlich zu den Horden der Mongolen und führten sie bis nach Europa, wo die Züge der Hunnen, Avaren, Tataren die emporblühende Kultur mehrmals gewaltsam unterbrochen haben.

Auf solche Art nun wurde in allen Richtungen von den asiatischen Hochländern aus die active Menschenrasse über den ganzen Erdboden verbreitet, und die passive Urbevölkerung durch sie mannigfach durchdrungen und zu neuen Lebensformen geweckt.

Den Schluß dieses Bandes bildet die wenig bekannte Geschichte der Südsee-Insulaner, welche nach Zusammenfassung der geschilderten Zustände und Ereignisse folgendes Resultat ergibt.

Die verschiedenen zerstreuten Inselgruppen der Südsee, die ihre Entstehung vulkanischen Kräften und dem wunderbaren Bildungstriebe der Korallenthiere verdanken, wurden später bevölkert als die großen Continente der Erde. Die Sage der Sandwichs-Insulaner von ihrer Abkunft aus einem Lande, welches Pflanzen und Thiere in großer Fülle darbietet, enthält Andeutungen über die Uranfänge der Bevölkerung, die eine schwarze

gewesen ist, welche durch Sturm und Strömung der neuen Heimat zugeführt wurde. Die Sage erwähnt dann ausdrücklich der Ankunft einer kleinen Anzahl weißer Menschen, welche von den vorhandenen Bewohnern als höhere Wesen anerkannt wurden. Je mehr die Anzahl der weißen Herrscher wuchs, desto drückender wurde der Zustand des Volkes. Die Herrschenden waren die Inhaber jedes Lebensgenusses der Kultur und des Rechts. Die abgegränzte Lage der Inseln hinderte jede Störung von Außen, bis sie endlich von den Europäern des achtzehnten Jahrhunderts entdeckt und in Besitz genommen wurden. Von da an gehören ihre Schicksale der Geschichte des europäischen Kulturkreises an.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXV.

Epigraphische Excurse.

Von Custos J. G. Seidl.

A. Monumenta Celejana.

(Fortsetzung.)

27.
GENIO
CIVITATIS
ORD CELENS (sic).

Eine große Steinplatte, 2' 10" hoch, 2' 3" breit und 4" dick; vorläufig im Hofe des Schloßgebäudes zu Reifenstein nächst St. Georgen im Cillierkreise befindlich. Mitgetheilt war diese Inschrift bisher von

1) Duellius, p. 9. XIII. (GENIO CIVITATIS ORDO CEL. E. N. S.), ohne Angabe des Fundortes.
2) Murat. MXXXVIII. 3. (GENIO. CIVITATIS. ORDO. CELEIENS), mit dem Beisatze: Memoratam heic habes Celejam, nobilem Norici urbem, in qua illustria antiquitatis monumenta visebantur, collecta a doctissimo viro P. Duellio. Celejam misit Bimardus.
3) Kindermann. I. S. 363. 370.
4) Linhart. I. S. 263.
5) Katancsich, J. A. I. p. 312. LII, wie bei Murat,
6) Wagener, S. 184 f) (Genio Vivitatis (sic!). Ordo Celeiens. (Gruter?).
7) Muchar, Gesch. d. St. I. S. 384 GENIO. CIVITATIS. ORDO. CELEIENS. (Ordo Decurionum Celejensium). Mit dem Beisatze: »Ein dem Schutzgenius der Stadt Celeia von der Stadtobrigkeit errichtetes Denkmal.«

Dieser so vielfach citirte Inschriftstein galt lange Zeit hindurch für verloren (vergl. Epigr. Exc. Nr. 14), da er in Cilli selbst gesucht wurde, wo keine Spur desselben zu ermitteln war. Erst im Laufe des J. 1845 erhielt der k. k. Truchseß, Hr. J. C. Pittoni v. Dannenfeld, von der Existenz desselben Kenntniß, und kaufte ihn dem bisherigen Besitzer ab. Er befand sich nebst einem zweiten Inschriftsteine, auf welchen ich unten zurückkommen werde, in der Gemeinde Shepping (Bezirk Weichselstätten) nächst Reifenstein, wo er in der Laube des dem Bauer Bartholomäus Distrischegg gehörigen Hauses seit ungefähr 170 Jahren als Tischplatte verwendet war. Der Sage nach soll der Urgroßvater dieses Bauers die beiden Steine, deren zweiter das Fußgestell des Tisches bildete, aus dem Schlosse Ober-Cilli erhalten haben,

worauf ſich, wenn die Angabe ihre Richtigkeit hat, die Vermuthung gründen ließe, daß die Burg der Grafen von Cilli auf den Ruinen eines alten Römergebäudes aufgeführt worden ſei. Dieſe Notizen, ſo wie die obige Copie der Inſchrift verdanke ich Sr. Wohlehrwürden, dem k. k. Präfekten Herrn Hartnid Dorfmann.

Die Inſchrift lautet: »Genio Civitatis Ordo Cele(je)nsium.« Zur Erklärung dieſes wieder erſtandenen Denkmales diene Folgendes:

GENIO. CIVITATIS, Genio Civitatis (Celejae). Ueber die lächerliche Sucht der Römer, alle Localitäten durch Andichtung eines dieſelben bewohnenden Genius zu heiligen, ließ ſich Prudentius (contra Symmach. II. 444) aus, indem er den Römern zurief:

— — cur Genium mihi fingitis unum,
Cum portis, domibus, thermis, stabulis soleatis
Adsignare suos Genios? perque omnia membra
Urbis, perque locos, Geniorum millia multa
Fingere, ne propria vacet angulus ullus ab Umbra.

Unter die leichter zu entſchuldigenden Fictionen dieſer Art, denen ſogar eine eben ſo poetiſche als moraliſche Idee zu Grunde lag, gehört die Annahme eines Schutzgottes für einzelne Städte, deren auf antiken Inſchriftſteinen ſo häufig Erwähnung geſchieht. Widmungen an den Schutzgott einer Civitas, Colonia oder eines Municipium, ohne ausdrückliche Angabe des Namens dieſer letzteren, welcher ſomit aus dem Standorte des Monuments oder aus dem Contexte, wie hier, zu ergänzen iſt, kommen nicht allzuhäufig vor. Wir finden einen Stein von Marino mit der Inſchrift:

GENIO
MVNICIP..
SACRVM
Q. AVRELIV.
FAVSTINIANV.
IIII. V. D. F.

bei Fabretti (Cap. II. 81. p. 77) und Doni (Cl. I. 144); einen anderen aus Palestrina bei Fabretti (Ib. 85. p. 77) mit:

GENIO
MVNICIPI
C. TAIONIVS
CIPAERVS
PATER. ET
C. TAIONIVS
CIPAERVS. FILIVS
D. D.

einen dritten aus Puzzuolo, ebendort (n. 79. p. 77) und bei Reines. (Cl. I. n. CCXCV. p. 245) mit der Inſchrift:

GENIO. COLONIAE
L. TFTTIVS. L. F. FVFIVS
EQ. SINGVL. ET. L. TET
TIVS. GRATIANVS. VETE
RANVS EQ. EX. VOTO
SVSCEPTO
L. D. D. D.

Ein Inſchriftſtein mit der alleinigen Bezeichnung: GENIO. CIVITATIS. iſt mir nicht vorgekommen. Häufig dagegen leſen wir derlei Widmungen, wo dem Adpellativum der Eigenname beigefügt iſt, wie: GENIO. CIVITATIS. BIT(urigum) VIV(iscorum), zu Bordeaux (Grut. CCXXVII. 7. Millin Voyage. 4, 2 p. 645. Orell. 196), I. O. M. ET. GENIO. MVNICIP. FL(avii) NEVIOD(uni) zu Mokriz in Krain (Linhart I. S. 312. Muchar, röm. Nor. I. 160. Orell. 1692), GENIO. MVNICIPI. SEGVSINI. zu Turin (Maffei, Mus. Ver. p. 210, 3. Orell. 1690), GENIO. COLONIAE. BENEVENTANAE zu Benevent (Orell. 1693) GENIO. COLONIAE. PVTEOLANORVM zu Neapel (Muratori. LXXIX. 3. MCXV. 4. Orell 1694), GENIO. PAG(i). ARVSNATIVM zu Verona (Maffei, Mus. Ver. p. 75, 3 Orell. 1689) u. ſ. w. — Ueber die Bezeichnung Civitas wurde nebenbei ſchon mehrfach geſprochen. Im weiteren Sinne könnte ſie für die allgemeinſte Benennung gelten, die man einer Bürgergemeinde, ob ſelbe nun in einer Colonie oder in einem Municipium vereint lebe, beilegen kann. Da wir aber Celeja auf den uns bekannten Inſchriftſteinen bald als Oppidum (Epigr. Exc. Nr. 25), bald als Civitas, wie hier, bald als Municipium (Epigr. Exc. Nr. 5) bezeichnet finden, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß dieſe Wartetät keine willkürliche ſei, ſondern vielmehr den Stufengang andeute, welchen Celeja in ſeiner Stellung als Stadt durchmachte. So wurde es denn wahrſcheinlich nach ſeinem erſten Bekanntwerden ſchlechtweg von den Römern als ein Oppidum bezeichnet, als was es auch bei Plinius (III. 24) vorkommt, wo deſſelben zum erſten Male Erwähnung geſchieht (A tergo Carnorum et Japydum, qua se fert magnus Ister, Rhaetis junguntur Norici. Oppida eorum: Virunum, Celeja, Teurnia, Aguntum, Vianiomina, Claudia, Flavium Solvenso). Bei Ptolemäus (L. II. c. XIV) erſcheint Celeja als Civitas (Civitates autem sub Danubio sunt Aredata, Claudonium, sub his Gamanodurum, Gebodunum, Badacum, Aguntum, Vacorium, Poedicum, Virunum, Teurnia, Idunum, Sianticum, Celia (Κέλεια); ſo auch im Itinerarium Antonini Augusti (p. 129. Celeja civitas. M. P. XXIIII) und im Itinerarium Hierosolymitanum (p. 560. Civitas Celeja. M. XIII) noch im vierten Jahrhunderte n. Chr. Auf einem Inſchriftſteine, welcher wahrſcheinlich aus dem Zeitraume von 41 — 54 J. n. Chr. herrühren dürfte, wird es deutlich Municipium genannt, und auch auf der Peutingeriſchen Tafel ſind dem Namen Celeja die Inſignien eines Municipiums beigeſetzt. Man dürfte hier eine Bezeichnung, welche man dem alten Celeja häufig beigelegt findet, nämlich Colonia vermiſſen. Schon früher (Epigr. Exc. Nr. 5) wurde im Vorübergehen bemerkt, daß die Beweiſe, welche für Celeja's Benennung als Colonia angeführt werden, auf falſchen Prämiſſen beruhen. Es ſcheint hier der Platz zu ſeyn, dieſen Gegenſtand wieder aufzunehmen. Die bisherigen Beweiſe für Colonia Celeja beruhen auf folgenden Inſchriften: 1) bei Gruter (CCCLXVII. 4. Celejae in porta urbis versus Saaneck):

C. ATILIO. SECVNDIANO
AED. COL. CEL. AN. LVIIII. ET
VEPON. BELLICINAE. EIVS
ATILIVS. SECVNDVS. PARENTIB.
ET. CALV. TVTORINAE. CONI.
PVDICISSIMAE. AN. XXXII.

2) Bei Ursatus (Mon. Patav. p. 112 in monumento Celejae supra Seti. Maximiliani portam posito) u. nach ihm bei Gruter. (p. CCCLXXXVI. 3):

D. M.
D. CASTRITIO. VERO
ANTONIO
DEC. CL. CEL. AN. XXVI
IVLIA. Q. FIL. VERA
MATER
V. F. ET. SIBI

Zu welcher Inſchrift Ursatus bemerkt: »Ubi DEC. CL. CEL. denotat DECVRIONEM. COLONIAE. CELEIAE. Non itaque scribendum fortasse erat CL. sed. COL. quod Coloniae est nota.« welche Bemerkung Gruter., mit Hinweiſung auf die gegentheilige Fabretti's, wiederholt.— 3) Bei Muchar (Röm. Nor. Thl. II. S. 7. Deſſelben Geſch. d. St. Thl. I. S. 354. nach Graevii Thes. ant. Rom. T. V. p. 920), Wagener, S. 184 u. a.:

COLONIAE. CELEIANAE. DIIS. IRATIS.

In Bezug auf die unter 1) angeführte Inſchrift läßt ſich mit Beſtimmtheit darthun, daß eine willkürliche Interpolation Statt fand. Das Monument, auf welchem ſie vorkommt, ein 5′ 8″ breiter und an ſeiner höchſten Stelle 2′ hoher Stein, befindet ſich gegenwärtig an der Aufgangstreppe zur k. k. Hofbibliothek in Wien (erſte große Stiegenabtheilung, Viereckfeld ober dem Dreiecke) eingemauert. Die getreue Copie der Inſchrift lautet:

C. ATILIO. SECVNDI
ANO. AED̃. CL. CEL. AN.
LVIIII. ET. VEPON̄. BELLICI
NAE. EIVS. ATILIVS. SE
CVNDVS. PARENTIB̃
ET. CALV. TVTORINAE
CONI. PVDICISSIMAE. AN. XXXII
ET. *) AT.....NDINAE. FIL. STOLA TE AN.

Es iſt ſomit von einer Abkürzung für COLonia hier keine Rede, ſondern wie anderwärts CLaudia CELeja gemeint. — Ueber 2) äußerte ſich ſchon Fabretti p. 105: — »non immutanda erat ab Ursato in Monum. Patav. Lib. I. Sect. II. p. 112 nota illa CL. quartae lineae in hac inscriptione, quasi COL. CEL. Coloniae Celejae legi debuerit; cum vera lectio ex jam dictis suppetat CLAVDIAE CELEIAE, confirmata insuper ex similibus prorsus notis (Grut. p. CDLXXXII. 7. et p. CDXCVII. 10 et 11, quos Ursatus non advertit; nam vel hisce quoque manum intulisset, vel priorem intactam ab importuna correctione reliquisset.— Was die Inſchrift 3) betrifft, ſo lautet ſie bei Graevius (l. c.), aus welchem Muchar ſie citirt, folgendermaßen:

KAL. AELIONIN. DI. IR.
ET. BAL. ET. INO. COS
CELEIAE
AVG.
P. AELIVS. P. F
COS. PRO. SE
ET. SVIS
V. S. L. M.

*) ET in Einen Zug verſchlungen.

Gewiß eine corrupte Abschrift, aus welcher jedoch, ehe man noch ihre Restitution versucht, hervorgeht, daß die bestimmte Angabe: COLONIAE. CELEIANAE. DIIS. IRATIS. lediglich durch willkürliche Composition der Bruchstücke DI. IR.... COS... CELEIAE. entstanden seyn mag. Bei Wagener findet eine völlige Confusion Statt, indem er nicht nur aus der bei Grävius gegebenen Inschrift zwei (vgl. a. a. O. unter e) macht, sondern sogar eine andere, welche, wenn sie mit der obigen nicht etwa gar identisch ist, nur die Consule mit ihr gemein hat, auch als einen den Diis iratis geweihten Denkstein bezeichnet. Ueberhaupt hat diese Inschrift, wenn sie nicht aus zwei verschiedenen Steinfragmenten zusammengesetzt ist, was ich fast vermuthen möchte, allerlei Varianten erfahren (vgl. Laz. 997 und 161. — Grut. X. 4. CXXX. 4. und CCCCXCVII. 9. — Orell. n. 1982); aller Wahrscheinlichkeit nach rühren aber die DII IRATI eben so von falscher Lesart her, wie die COLONIA CELEIANA, und ich bin daher versucht, die ganze Inschrift (nach Grut. MIX. 6 und Annales de l'institut Archéol. T. XV. cah. I. 1843. p. 333) so zu restituiren:

KAL. IVL. L. AELIO. CAESARE. II
ET. BALBINO. COS.
CELEIAE
AVG.
P. AELIVS. BF.
COS. PRO. SE
ET. SVIS
V. S. L. M.

d. h. Kal(endis). Jul(ii?) L(ucio) Aelio Caesare II Balbino Co(n)s(ulibus) Celejae Augustae P(ublius) Aelius b(ene)f(iciarius) Co(n)s(ulis) pro se et suis v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito), wonach dieser Stein in das J. 890 U. C. (137 n. Chr.) unter Hadrians Regierung gehörte, ein der Stadtgottheit Celeia (vgl. Epigr. Exc. Nr. 16) gewidmeter wäre, und eben so wenig von einer COLONIA CELEIA, als von DIIS IRATIS etwas enthielte, mithin auch keinen Beweis für Celeja's Bezeichnung als Colonia abgeben könnte. Da somit die drei einzigen Beweise, welche hiefür angeführt werden, wegfallen, so erübriget nichts, als jene Inschriften zusammenzustellen, welche dem alten Celeja den Beinamen Claudia vindiciren, den es dem muthmaßlichen Begründer seiner Municipalverfassung, dem Kaiser Claudius, verdankt haben dürfte, von welchem aus gleichem Grunde Lugdunum und Narbo in Gallien, Virunum und Claudinum Municipium im Noricum und Sabaria in Pannonien ihre Beinamen führten. Diese Inschriften sind folgende:

[1.]

Die oben unter Nr. 1 angeführte, bisher mitgetheilt von Laz. p. 995. — Gruter. CCCLXVII. 4. — Duellius. p. 5. I. — Murat. MCV. 5 und MMLXIV. 4. — Maffei, M. V. CCXLIV. 7. — Kindermann, III. S. 266, 267. — Katancsich, J. A. I. 311. XLVII. — Muchar, R. N. I. Bd. S. 174 und Gesch. der Steierm. I. Bd. S. 359 u. v. a.

[2.]

Die oben unter Nr. 2 angeführte, bisher mitgetheilt von Apian. CCCLXXIII. — Laz. p. 995. — Duellius p. 12. XXVI. — Gruter. CCCLXXXVI. 3. — Ursat. Mon. Patav. p. 112. — Fabretti

p. 105. — Murat. MCV. 4. — Linhart. I. Bd. S. 253. — Kindermann, III. 267. — K. Mayer, S. 46. — Hatancsich. J. A. I. 311. XLVIII. — Muchar, R. N. I. Bd. S. 161. 172 und Geſch. der Steierm. I. Bd. S. 357.

[3]

Die Inſchrift, von welcher unter Nr. 31 der epigr. Exc. ausführlich die Rede ſeyn wird.

[4]

Die in den epigr. Exc. Nr. 15 unter I. angeführte, den bekannten T. Varius Clemens betreffende Inſchrift.

[5]

DEC. CL. CEL.
TERENTIV..

De(curio) Cl(audiae) Cel(ejae) Terentiu(s). Fragment, mitgetheilt von Laz. p. 997. — Gruter. CCCCXCVII. 11. — Kindermann, I. 263 — 270. — Muchar, I. Bd. S. 161, 172.

[6.]

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . FL. CL. CEL.
. . . . . O. II. VIR. I. D.
. . . M. F. ET. MATEL. ET
. . . . T. ROS. PAVLAE
. . . . V. V. DEFVN.

Fragment, mitgetheilt von Laz. p. 999. — Grut. CCCCXCVII. 10. — Schönleben. P. I. f. 224. — Valvaſor. Thl. II. B. 3. S. 264. — J. A. Caesar. T. I. 33. — Schmutz. III. Bd. S. 423. — Als zu Sachſenfeld nächſt Cilli befindlich angegeben, aber daſelbſt nicht mehr vorhanden.

[7.]

. . . . . .
BLAVDIAE. CN. POMP.
IVSTINVS. DE. TE. II
VIR. CL. CEL. V. S. L. M.

Nach Dr. de Rosetti (L'Archeografo Triestino. Vol. I. p. 265) zu Trieſt aufgefunden.

[8.]

P. ALBINVS
ANTONIVS
AED. CL. CEL. ET
TERENTIA
FINITA. V. F. SIBI
ET. P. ALBINIO
FINITO. FIL. Q.
CL. CEL. AN. XXXX
ET. P. ALBIN. MAR
CELLINO. F. AN. L
ET.*) P. ALB. MARCIANO
NEP. Θ. AN. XXX.
VPI. XV. . . . .

*) ET in Einen Zug verſchlungen.

In der letzten Zeile verstümmelt; mitgetheilt in K. Schmutz's topogr. Lexikon, IV. Bd. S. 217. — Zu Trifail nächst Pragwald im Cillier Kreise rechts an der großen Kirchthüre.

[9.]
D. M.
M. VALERIVS. M. F
VOLT. CL. CELEIA
INGENVINVS
MIL. COH. III. PR.
MIL. ANN. VIIII
VIX. ANN. XXXV
L. VALERIVS. FR.
B. M. P

D(iis) M(anibus). M(arcus) Valerius, M(arci) f(ilius), Volt(inia tribu), Cl(audia) Celeja, Ingenuinus, Mil(es) Coh(ortis) IV pr(aetoriae), mil(itavit) ann(os) IX, vix(it) ann(os) XXXV. L(ucius) Valerius, fr(ater), b(ene) m(erenti) p(osuit). Gefunden auf Terra di Marostica bei Vicenza, angeführt in Girol. Asquini, Lettera del Forogiulio dei Carni, p. 13, als Beweisstelle für Celeja's Zuweisung zur Tribus Voltinia, siehe Grotefend, die röm. Tribus, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (Jahrg. 1836. n. 116).

[10.]
M. PETRONIVS. C. F. CLA. CELE.
MIL. LEG. XIIII. GEM. AN. XX
STIP. V. H. S. ET
C. PETRONIVS. FRATER. PIE. F

M(arcus) Petronius, C(aji) f(ilius), Cla(udia) Cele(ja), mil(es) Leg(ionis) XIV. Gem(inae), an(norum) XX (?), stip(endiorum) V. h(ic) s(itus), et C(ajus) Petronius frater pie f(ecit); mitgetheilt von Apian. CCCCLXXIX. — Grut. DLVI. 7. — Fuchs, hist. Mogunt. I. Cl. 4. n. 22. — Hüpsch, Epigrammatologia, Sect. IV. p. 63. — Orell. 501 (vgl. Epigr. Exc. n. 20. S. 20). Zu Fritzheim bei Mainz (bei der Kirche zu Bretzenheim) befindlich. — Steiner hingegen (Codex Inscript. rom. Rheni. I. Thl. S. 181. n. 313) macht die Inschrift der Stadt Celeja streitig, indem er liest:

M. PETRONIVS.
C. F. CLA. ACELE.

Das wäre: Marcus Petronius, Caji filius, Claudia Tribu, Acelenius etc., aus Acelum, Ἀκελον), Acilium, eine Stadt der Veneter, dem heutigen Städtchen Asola.

[11.]
D. M.
P. AELIO. P. F
SVRO. CLAVDIA
CELEIA. MIL. COH. III
PR. 7 TRAEBELI. MAXSIMI. MIL
ANN. II. VIX. ANN. XXII. H. F. C

D(iis) M(anibus). P(ublio) Aelio, P(ublii) f(ilio), Suro, Claudia Celeja (oriundo), mil(iti) coh(ortis) III. Pr(aetoriae) (e decuria) Traebeli(i) Maxsimi, mil(itavit) ann(os) II, vix(it) ann(os) XXII. H(aeredes) f(ieri) c(uraverunt). Ausgegraben in Rom, edirt

von Donat. 267. 5. Zaccaria, storia letteraria d'Italia. Vol. VII. f. 597. n. IV. Vgl. Eph. Lit. Flor. XIII. col. 659.

Noch könnten allenfalls drei andere Inschriften (Grut. DLXV. 1. Murat. DCCCLXII. 4.—Passionei, p. 23.—Fabretti, Columna Traj. p. 201. — Grut. DLX. 4. — Murat. DCCCL. 3. — Katancsich, J. A. p. 311. L. — Bottari, p. 25. — Oderici, syll. 320. — Osann, syll. 482) hierher bezogen werden, welche von gebornen Celejanern sprechen, allein das CLA(udia) auf denselben bezieht sich, seiner Stellung nach, augenscheinlich auf die Tribus Claudia, welcher ja ein Celejaner eben so gut angehören konnte, als die Stadt selbst vielleicht der Tribus Voltinia angehörte (Bertoli, le antich. d'Aquileja, p. 154, und G. Asquini lett. del Forogiulio dei Carni, p. 13).

Aus dem Gesagten dürfte man schließen können, daß auch dieser Stein, wie das Fragment unter Nr. 25 der Epigr. Excurse, aus der Zeit vor Claudius herstamme, wo Celeja, obwohl schon romanisirt, noch nicht förmlich als römische Municipalstadt constituirt war, sondern als der Mittelpunkt einer norischen Stammgemeinde (s. Muchar, R. N. I. Thl. S. 147) noch schlechtweg Civitas genannt wurde.

ORDO. CELENS., Ordo Cele(je)n(sium), d. i. Ordo Decurionum Celejensium, das Gesammt-Gremium (Collegium) der Decurionen, oder vielmehr der Gemeindevorstand, da, unter der Annahme, daß unser Steinfragment aus der Zeit vor Celeja's Erhebung zum Municipium datire, von Decurionen hier gewissermaßen nur proleptisch die Rede seyn kann. Diese Art der Bezeichnung für das Collegium der Stadtmagistratualen kommt häufig vor; ich will hier nur an zwei Inschriften aus der Nachbarschaft erinnern, welche Bertoli (Antichità d'Aquileja, p. 295 und 232) anführt, wovon die erstere den ORDO. CONCORDiensis, das Decurionen-Collegium von Julia Concordia (vgl. Epigr. Exc. Nr. 11), die zweite den ORDO AQVILEIENSIVM, mit dem Beisatze SPLENDIDISSIMVS, namhaft macht. — Auffallend ist die Form Celensis, während fast auf allen übrigen bekannt gewordenen Inschriftsteinen das Adjectiv von Celeja in Celejanus formirt erscheint. Diese Inschriftsteine, von welchen nur der unten zuerst angeführte vorhanden ist, sind folgende:

a)

NEPTVNO
AVG. SAC. CELEIANI
PVBLICE

Eine 2′ 7″ hohe und 1′ 6″ breite Ara, an der Aufgangstreppe zur k. k. Hofbibliothek (Halle, große Wand, in der fünften senkrechten Reihe der oberste Stein) eingemauert; mitgetheilt von Duell. p. 10. n. XV. — Murat. LV. 1. — Donat. MXXXVIII. 4. — Maffei, M. V. CCXXXVII. 6. — Katancsich, J. A. I. 312. LIV. — Wagener S. 184 aus Muchar u. m. a.

b)

. . . CELEIAN
. . . L. AN. LXXI
. . LLAE. VXORI
. . . TIBVS. ET
. . . FILIO
AN. XXXV

Ein Steinfragment, angeblich an der Kirche bei St. Jakob (im Bezirke Montpreis?), 2½ Meile von Cilli, gefunden; mitgetheilt von Laz. p. 996. — Muchar, Gesch. d. St. S. 389. — Vgl. Epigr. Excurse Nr. 14).

c)

I. O. M.
ET *) SALV+. CELEIAN.

Ein Steinfragment, edirt von Apian. CCCLXXVIII. — Wagener, S. 184, u. a.

d)

CLAVDIAE
SECVNDAE
ANNOR. XXXII
CONTVBERNALI
H S. ET
C. CORNELIO. FELICI
ET
VIVIS. ET. SIBI. CVPITVS
CELEIAN. SERRVFIAN

Ein Sechseck von weißem Kalksteine, 3′ 1¾″ hoch und 2′ 9½″ breit, welches in den Jahren 1825 — 1828 bei Erweiterung des Kasern-gebäudes (burgi) zu Cilli im aufgegrabenen Grunde gefunden, und von den Soldaten zu allerlei Zwecken benützt (s. Epigr. Exc. Nr. 20. S. 21), bis zum J. 1840 dort lag, bis es endlich auch verschwand. Mitgetheilt wurde dasselbe in den Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. (1829.) Anz. Bl. Nr. 286, und ebend. Anhang. Tab. II. 3).

e)

SEX. PVBLICIVS. FRONTO. ANNO
LX. BATRO. CELEIAN. ANNO
LXX. SERVATVS. CELEIAN
ANNO. XXXV
INSEQVENS. CELEIAN.
ANNO. LXX
HIC. S

Mitgetheilt von Apian. CCCLXXIII. — Laz. 997. — Grut. DCCCLXXXVI. 7. — Katancsich, J. A. I. 312. VI. u. m. a. dgl. Epigr. Exc. Nr. 19 und Nr. 20)

Auf diesen fünf Inschriftsteinen heißen die Bewohner von Celeja ausdrücklich Celejani. Auf einer aus den Jahren 171 — 175 n. Chr. G. herrührenden Inschrift, welche die Namen mehrerer aus Celeja gebürtiger Soldaten nachweist (Fabretti. C. 3. n. 336. C. 4. n. 91. C. 9. n. 48. — Maff. Mus. Ver. p. CCL. 3. CCLXVII. 1. — Muratori. CCCXXVIII. 1. CCCXLVII. 2. CCCLI: 1. CCCLVI. 1. — Grut. CVIII. 7. DLXX. 10. — Gori, Inscript. Etr. T. I. p. 125. 129. — Bottari, le memorie di Labico, p. 25. — Oderici syll. 320. — Osann, syll. 482), läßt die Abkürzung CELEI es zweifelhaft, ob CELEIensis oder CELEIanus zu ergänzen sei. Die Bezeichnung CILINENS(is) auf einem nicht unverdächtigen Monumente (Grut. DXLIV. 4 und 5) bezieht sich wohl kaum auf Celeja, wie Laz. (p. 575 688. 1218) meint, sondern wahrscheinlich auf Caelina (Plin. III. 19), Cilina,

*) ET in Einen Zug verschlungen.

eine Stadt der Veneter in Gallia Transpadana, am Fuße der Alpen und am Flusse Caelina, wohin auch wohl der Genfer Stein (Grut. DXLIV. 9) mit CIL(inensis) gehört. Das CILEI. auf einem, aus den Jahren 104 — 111 n. Chr. G. herrührenden, dem Kaiser Trajan gewidmeten Denkmale bei Murat. (MXXXVIII. 2) und Anderen (Duell. p. 10. XVI. — Donat. p. 138. 9. — Maff. M. V. CCXL. 2. — Katancsich, J. A. p. 301. I. — Orell. 785) beruht auf einer falschen Lesart. Die Inschrift befindet sich gegenwärtig an der Aufgangstreppe zur k. k. Hofbibliothek (zweite große Stiegenabtheilung, zu oberst rechts) eingemauert, und lautet restituirt also:

IMP. DIVI. NER. F.
NERVAE. TRAIAN.
CAESARI. AVG.
GER. DACIC. PONT *)
MAX. TRIB. POT. P. P
COS. V
CRVPIVS. MODERATVS
FAVNIANVS. LVNCINVS
PRAEF. COH. VĪ. RAET.
MIL. LEG. VĪĪ. GE.
F. CODICIL. F. I.

Die Kürzung CELENSis statt Celejensis ist, wenn sie nicht, wie das häufig der Fall ist, lapsu scalpri entstand, nicht unbeachtenswerth, indem sie so auffallend an die wahrscheinlich älteste Benennung des Ortes, Cel, anklingt, auf welche ich schon anderwärts (Steierm. Zeitschrift. Neue Folge. 7. Jahrg. II. Heft. S. 7 folg.) hinzuweisen mir erlaubte. Cel (Cell, Cil, Cill), verwandt mit dem lateinischen cella, mit dem schottischen Kill, ja selbst mit dem deutschen Keller u. s. w., bedeutet im Celtischen so viel als Wohnort, Versteck, Zufluchtsort, mit dem Nebenbegriffe des Schutzes, weßhalb es im Griechischen in Κελεία (woraus Celeja) überging, wogegen Zeleja (Ζηλα) im Pontus, auf einem künstlichen Hügel erbaut, und Zeleja (Ζέλεια) in Troas, am Fuße des Ida, von welchem Homer singt:

— — — Ζέλεια ὑπαὶ πόδα νείατον Ἴδης. Il. II. 824.

und:

— — — — — ἱερῆς ἄςυ Ζελείης. Ibid. IV. 103. 121.

eher mit dem celtischen zel (hoch), zelhue (lue, woher lieu), hoher Ort, verschwistert seyn könnten. Ohne Zweifel befand sich in dem Thalwinkel, welcher von dem jetzigen Cilli, im Slowenischen noch jetzt Cello genannt, beherrscht wird und den Zugang zu drei Nachbarländern bildet, eine celtische, oder (insofern der Celtenstamm, welcher diesen Theil Europa's einnahm, vorzugsweise den Namen Noriker führte) norische Stammniederlassung, in deren Mittelpunct ein befestigter Ort (Cel), gleichsam ein Tabor, den Ummohnern bei feindlichen Ueberfällen ein Asyl darbot. — »Der Gemeindevorstand dieser romanisirten Celbewohner (Celensium) errichtete dem Schutzgeiste der Stammgemeinde (Civitas) diesen Votivstein,« wäre somit der wahrscheinlichste Sinn dieses Monumentes, zu welchem die unter

*) NT in Einen Zug verschlungen.

Nr. 16 und Nr. 24 der Epigr. Exc. besprochenen Denkmäler die passenden Seitenstücke bilden.

Die Wiederauffindung dieses Monumentes ist demnach für einen großen Gewinn zu erachten, indem dasselbe in mehrfacher Hinsicht von hohem Interesse ist, denn 1) ist es das einzige Denkmahl mit der alleinigen Bezeichnung Genio Civitatis, ohne Benennung der Civitas; 2) das einzige, auf welchem Celeja schlechtweg als Civitas erscheint; 3) das einzige, auf welchem das Rathsgremium dieser Stadt bestimmt Ordo genannt wird; und 4) der einzige Beleg für die Adjectivform Celensis (Celejensis). — Allem Anscheine nach dürfte dieses Monument zu den ältesten gehören, welche Cilli aufzuweisen hat, und, als aus der vor-claudinischen Zeit datirend, als Alter von 1800 — 1900 Jahren besitzen.

Für die Localgeschichte von Cilli wäre dieses Monument ebenfalls höchst interessant, wenn sich die Angabe, daß es ursprünglich auf dem Schlosse Ober-Cilli gefunden worden sei, mit Zuverläßigkeit nachweisen ließe.

28.

I. O. M.
MASCLINIVS
SVCCESSVS. BENEF.
C. ANTISTI. AVSPICIS
PROC. AVG.
V. S. L. M.

Eine Ara, 2′ 1½″ hoch, 1′ 2½″ breit und 9½″ dick, gleich dem vorangehenden Monumente vorläufig im Hofe des Schloßgebäudes zu Reifenstein nächst St. Georgen im Cillier Kreise befindlich. Mitgetheilt wurde diese Inschrift bisher von

1) Duellius, p. 9. XIV. (BENEF. C. AN. SISTI. AVSPICIS. PROC. AVG. V. S. L. M.) in fünf Zeilen.
2) Murat. DCCCXXXIV. 1. Ex P. Duellio, wie bei diesem.
3) Katancsich, J. A. I. p. 316. LXXX. und p. 343 (BENEF. C. ANSISTI. AVSPICIS. PROC. AVG V. S. L. M.).
4) Muchar, Gesch. der Steierm. I. S. 370. (BENET. C. AN. CISTI. AVSPICIS. PROC. AVC. V. S. L. M.).

Auch dieser Inschriftstein galt lange Zeit hindurch für verloren, da man ihn immer in Cilli selbst suchte, während er, wie der vorhergehende, zu Sheppina sich befand, wo er zum Fußgestelle eines Tisches diente, dessen Platte der obige Stein vorstellte. Was daher oben im Allgemeinen von letzterem gesagt wurde, gilt auch von dieser Ara.

Ueber den Sinn dieser Inschrift wurde bisher Folgendes bemerkt. Murat. (a. a. O.) sagt: Hic (Masclinius Successus) fuisse videtur beneficiarius C. Angisti Auspicis Procuratoris Augusti. — Katancsich macht (J. A. I. 343) die Bemerkung: »Forsan beneficiarius C. Antistii auspiciis Procurator Augustisi hic C. Antistius est cognomine Vetus, a. U. 748 collega Laelio Balbo consul, erit una ex antiquissimis hac regione inscriptionibus, Augusto imperatore posita.« — Hr. Hartnid Dorfmann, welchem ich die neueste Mittheilung verdanke, glaubt lesen zu müssen: »I. O. M. MASCLINIVS. SVCCESSVS. BENEFiciarius Consulis ANTISTIi. AVSPICIS. PROConsulis AVCtoritate,« da seiner Angabe nach deutlich AVC., nicht AVG. steht.

Vielleicht ist die einfachste Lesart die richtigste; diese wäre: »Jovi Optimo Maximo. Masclinius Successus, beneficiarius Caji Antisti Auspicis, Procuratoris Augusti, votum solvit lubens merito.« — Zur Erklärung Folgendes.

I. O. M. Jovi Optimo Maximo. — Die gewöhnliche Weiheformel, hier nicht als bloße Voranrufung, sondern, wie aus der Form des Steines hervorgeht, die specielle Bezeichnung des Monumentes, als eines dem besten, größten Jupiter gewidmeten Votiv-Altars.

MASCLINIVS. SVCCESSVS, Masclinius Successus, der Name des Dedicanten. — Das Nomen Masclinius ist syncopirt aus Masculinius, eine häufig vorkommende Verkürzung; über Masclinius aber und anklingende Namen, wie Masculinus, Masculus, Mascillus, Mascillinus, Mascellus, Mascellinus u. a. war schon früher (Epigr. Exc. Nr. 14) die Rede. — Das Cognomen Successus bedeutet einen Menschen, welcher seiner Glück gemacht hat (qui prospere successit, feliciter evenit, κεχωρηκώς), und kommt häufig vor, besonders bei Freigelassenen beiderlei Geschlechts (Mur. CLXXII. 1. Marini, Frat. Arv. p. 324. Grut. CMXCV. DLXXVIII. 5. DCCXL. 2. CMLXXIII. 2 u. m. a.). Leicht möglich, daß dieser Masclinius Successus ein Libertus jenes Masculinius war, welcher der Ennia Vera auf Beschluß der Decurionen ein Denkmahl errichtet hat.

BENEF., beneficiarius. — Unter einem beneficiarius versteht man in der Regel einen durch besondere Vergünstigung (beneficio) des Befehlshabers von den niedrigen Diensten des gemeinen Soldaten (munera, z. B. Wasser, Holz, Heu, Stroh u. dgl. zu holen, Veget. II. 19) befreiten miles honestus oder immunis (Ibid. II. 7. Festus, s. v. Benef. — Le Beau, des denominations et fonctions des soldats etc. in den Mém. de l'Acad. des Inscr. T. XXXVII. p. 185 sq. — Pauly, Real-Encyclop. I. Bd. S. 1095). Der beneficiarius nannte sich je nach den Eigenschaften des Vorgesetzten, dem er diese Exemtion zu verdanken hatte (Beneficiarius Tribuni, Legati, Praetoris, Proconsulis, Consulis aliusve magistratus. cf. Vegetius. L. II. c. 7). Beneficiarii hießen auch jene, welchen zur Belohnung die Befreiung vom Kriegsdienste ertheilt wurde (Paul. ex Testo). Solchen militärischen Beneficiariern wurden späterhin allerlei Geschäfte aufgetragen, wie z. B. Poststritte und Botengänge, Eintreibung der Steuern, Aufsuchung der Verbrecher u. dgl. m. Außer den Soldaten, welche der bezeichneten Exemtion genossen, hießen Beneficiarii auch die im Gefolge der Magistratspersonen und der öffentlichen Amtsverwalter befindlichen Aufwärter und Dienstleute, welche theils ihre bestimmten Verrichtungen hatten, theils nur zum Cortége dienten. Plinius schreibt (Epist. X. 36) an den Kaiser Trajan: »Maximus, libertus et **procurator** tuus, domine, praeter decem **beneficiarios**, quos adsignari a me Gemellino, optimo vero, jussisti, sibi quoque confirmat necessarios esse milites.« — Obwohl hier die beneficiarii den militibus entgegengesetzt scheinen, so können sie doch recht wohl ebenfalls für exemte Soldaten gelten, welche hier nur als bestimmt zu anderen Geschäften den diensthuenden Soldaten gegenübergestellt werden. Es ist hier von den beneficiariis eines kaiserlichen Procurators die Rede, welcher eben auf Subarrendirung ausging. Für einen solchen Beneficiarius halte ich auch unseren Masclinius Successus. — Wir finden auf Cillier Monumenten den Charakter eines Beneficiarius ein Paar Male erwähnt. Eine

vielfach citirte Inschrift von höchst schwankender Lesart (Laz. 116. 997. — Duell. p. 11. n. XX. — Grut. X. 4. CXXX. 4. CCCCXCVII. 9. — Murat. CXII. 5. — Wagener, S. 184. e. u. a.), welche sich einmal am Eingange in den Pfarrhof zu Cilli befunden haben soll, nennt einen P. AELIVS. VERINVS Beneficiarius (BF. als sigla; VE. statt BE(neficiarius; BeneFiciarius) COnSulis, aus dem J. 137 oder 213 n. Chr. — Ein IVL. APRICIVS. MILes LEGionis (II. Italicae), BeneFiciarius PRAEFecti (nach Laz. p. 994. BEneficiarius PRAESidis) erscheint auf einem mehrfach citirten Monumente (Apian. CCCLXXV. — Laz. p. 531. 994. — Grut. DLX. 6. — Katancs. I. 318. XCVI. — Mayer, Versuch über steierm. Alterth. S. 47 u. a.), welches sich ehedem oberhalb dem inneren Thore der Grafenburg zu Cilli befand, obwohl Apian. an einem anderen Orte dasselbe Monument als im J. 1300 zu Passau gefunden aufführt. Endlich ein Sempronius Secundinus Candidianus BeneFiciarius COnSulis auf einem nicht näher nachweisbaren Steine in Cilli's Umgebung (Katancs J. A. I. p. 342).

C. ANTISTI. AVSPICIS, Caji Antistii Auspicis. — Die Gens Antestia oder Antistia war ein plebejisches Geschlecht; es führte beide Namen, wovon Antestia der ältere scheint, neben einander fort, so wie auch Claudia und Clodia, Plautia und Plotia nur verschiedene Familien eines und desselben Geschlechtes bezeichneten. Auch auf Münzen kommen beide Zweige vor; von der älteren Linie (Antestia) bewahrt das k. k. Münz- und Antikenkabinet (Arneth, Synops. num. Roman. p. 3 et 41) 10 Denare, ein As, ein Semis, einen Triens und einen Quadrans; von der jüngeren (Antistia) eine goldene und 11 silberne Münzen unter August (16 J. v. Chr), aus dessen Zeit auch eine Münze von Calagurris in Hispania Tarraconensis herrührt (Florez, med. I. 265. Tab. XI. 14). Unter den Antistiern gab es manche ausgezeichnete Männer; die vorzüglichsten darunter sind folgende. Ein L. Antistius war im J. 420 v. Chr.; ein zweiter, wahrscheinlich dessen Enkel, im J. 379 v. Chr.; ein dritter im J 58 v. Chr.; ein P. Antistius im J. 88 v. Chr, Volkstribun. Unter Pompejus und Cäsar dienten mehrere Antistier, wie T. Antistius, Antistius Vetus, C. Antistius Vetus, C. Antistius Reginus, Antistius Labeo u. a. Unter den ersten Kaisern, namentlich unter August, Tiberius, Claudius, Nero, waren mehrere Antistier Consuln; darunter war insbesondere: ein C. Antistius Vetistius Vetus 6 v. Chr. und 23 n. Chr. unter August und Tiber, ein zweiter dieses Vornamens im J. 50 n. Chr. unter Claudius, ein dritter 96 n. Chr. unter Domitian, ein L. Antistius Vetus zugleich mit Nero im J. 55 n. Chr., ein Antistius Vetus unter Trajan 116 n. Chr., ein Antistius unter Antonin 150 n. Chr., ein L. Antistius Burrhus unter Commodus 187 n. Chr., dessen Schwester er zur Gemahlin hatte; ein C. Antistius Adventus, vielleicht derselbe mit dem Collegen des Elagabalus im Consulate (218 n. Chr.), war Legatus Augusti (Reines. 226). Außerdem finden wir in der Gens Antistia die Beinamen Pollio, Marsus, Pyrgensis, Turpis, Sosianus, Rusticus, Capella u. s. w. Auch auf Inschriften kommt dieses Geschlecht sehr häufig vor; so erscheint L. Antistius Vetus, der mit Nero Consul war, in dieser Eigenschaft auf zwei Monumenten zu Rom (Grut. CLXXXIV 2 und MLXX. 6); deßgleichen L. ANTISTIVS. Caji Filius AEMIlia tribu VETVS. AVGVR auf einem Steine zu Präneste (Grut. LXXV. 10). Obwohl ein C. Antistius Vetus selbst Pontifex und Vater zweier Priester war, und der letztgenannte L. Antistius Vetus als Augur

erſcheint, mithin eine prieſterliche Würde im antiſtiſchen Geſchlechte nicht ohne Beiſpiel iſt, ſo möchte ich das Wort Auspex auf unſerem Steine doch nicht im engſten Sinne nehmen; vielmehr halte ich es für ein Cognomen, als was es z. B. auch in der Gens Julia vorkommt, wie ein Q. Tineius (Licinius) Sacerdos als Amtsgenoſſe des Elagabalus 219 n. Chr. vorkommt (cf. Orelli. n. 2207).

PROC. AVG., Procuratoris Augusti. — Der Mann, in deſſen Dienſten Maselinius Successus ſtand, war Procurator (General-Steuer-Einnehmer) der Provinz Noricum. — »Proconsulis« zu leſen wäre ein Fehler, da Noricum keinen Proconsul hatte. Bekanntlich wurde durch Anordnung des Auguſtus im J. d. St. 727 (27 v. Chr.) eine Theilung der ſämmtlichen Provinzen mit dem Senate und Volke vorgenommen, ſo daß der Regent einen Theil derſelben in eigene Verwaltung nahm (Strabo XVII. 3. §. 25. p. 840. Casaub. Dio Cass. LIII. 12. 14. LIV. 4. Sueton. Octav. 47); jene hießen Provinciae Senatoriae (Provinciae populi), dieſe Provinciae Caesareae (ſ. Fr. Creuzer, Abriß d. röm. Antiq. S. 204). Provinzen des Senats und Volks, zuſammen in 12 Diöceſen, waren:

1) Africa, Numidia, Libya proconsularis.
2) Asia cis Halim et montem Taurum (Jonia, Lydia, Caria, Mylia, Phrygia, Hellespontus proconsularis).
3) Hispania Baetica praetoria.
4) Gallia Narbonensis praetoria.
5) Sicilia praetoria.
6) Sardinia et Corsica praetoria.
7) Illyricum et Epiri pars praetoria.
8) Macedonia et Graeciae pars praetoria.
9) Achaja, Thessalia, Boeotia, Acarnania et Epiri pars proconsularis.
10) Creta, Cyrenaica et Libyae praetoria.
11) Cyprus praetoria.
12) Bithynia, Paphlagonia, Propontidis et Ponti pars praetoria.

Kaiſerliche Provinzen, zuſammen in 14 Diöceſen, waren:

1) Hispania Lusitanica.
2) Hispania Tarraconensis.
3) Gallia Aquitanica.
4) Gallia Lugdunensis (Celtica).
5) Gallia Belgica et Germania.
6) Pannonia, Noricum, Vindelicia et Rhaetia.
7) Moesia, in qua Dardani, Thraces et Daci.
8) Dalmatia et Illyrici pars.
9) Alpes Maritimae.
10) Cilicia, Isauria et Lycaonia.
11) Galatia, Pamphylia et Pisidia.
12) Syria, Armenia Minor, Mesopotamia et Oriens usque ad Euphratem.
13) Aegyptus et Arabiae pars.
14) Italia omnis a freto Siculo usque ad Alpes.

Dieſe Einrichtung dauerte im Weſentlichen bis in's dritte Jahrhundert n. Chr., nur daß noch mehrere Provinzen hinzukamen, ſenatoriſche mit kaiſerlichen und umgekehrt vertauſcht wurden u. ſ. w. (Eckhel D. N. V. IV. 237). Der Eintheilungsgrund war die Wichtig-

keit der Provinzen; die schwierigeren nämlich behielt sich der Kaiser vor, die übrigen aber, die nur einer geringen Militärmacht bedurften, gab er dem Senate und Volke zurück. Die Unterwürfigkeit unter den Princeps aber war für beide in der Hauptsache dieselbe. — Von den senatorischen Provinzen sollten nach der Ordnung zwei, nämlich Afrika und Asien, für gewesene Consuln, die übrigen in der Regel für gewesene Prätoren bestimmt seyn, und unter diejenigen, welche vor fünf Jahren diese Würden bekleidet hatten, jährlich durch das Loos auf ein Jahr vertheilt werden, in welcher Hinsicht jedoch später die Kaiser sich manche Willkür erlaubten. Die Statthalter dieser Provinzen wurden ohne Unterschied Proconsuln und die Provinzen proconsularische genannt. Jeder Proconsul erhielt wie sonst als Gehülfen der Verwaltung einen oder mehrere Legaten. Auch wurden in diese Provinzen noch Quästoren geschickt, nämlich zunächst die in dem Jahre ernannten Quästoren nach dem Looſe, oder, wenn diese nicht hinreichten, die Quästoren der vorigen Jahre, die keine Provinzen erhalten hatten. — Die kaiserlichen Provinzen wurden von Legaten administrirt, welche aus den Consularen und gewesenen Prätoren, aus des Kaisers näherer Umgebung, oft auch nur aus den geringeren Senatoren genommen und auf unbestimmte Zeit, so lang es dem Princeps gut dünkte, im Amte gelassen wurden. Diese Vorsteher hießen schlechthin Praesides (welcher unbestimmte Ausdruck später für die Statthalter jeder Art gebraucht wurde), und hatten ebenfalls, wie die Proconsuln, einen oder mehrere Legaten als Gehülfen. Die Stelle der Quästoren vertrat in den kaiserlichen Provinzen ein Procurator (Rationalis, General-Steuer-Einnehmer) aus dem Ritterstande oder aus der Zahl der kaiserlichen Freigelassenen. Bisweilen wurde auch eine kaiserliche Provinz durch einen Procurator mit den Vollmachten des Praeses regiert; Aegypten hatte einen Praefectus zum Verwalter, der immer nur ein Ritter oder gar bloß ein Freigelassener war, unter dem ein Juridicus und ein Rationalis standen (vgl. Walter, Geschichte des röm. Rechts. Bonn, 1845i 2te Aufl. I. Thl. S. 371 folg). — Aus dieser Darstellung der Provinzen-Eintheilung und Verwaltung ergibt sich, daß Noricum eine Provincia Caesarea war, und als solche nur einen Procurator haben konnte, welcher gleichzeitig vielleicht auch Praeses, und seiner Herkunft nach entweder Ritter oder gar nur Libertus Augusti war. — Welcher Augustus hier gemeint sei, läßt sich nicht bestimmen, wahrscheinlich war es einer der ersten römischen Kaiser, unter welchen der Name der Antistier auf dem Felde des Beamtenwesens im Schwange war.

V. S. L. M., votum solvit libenter merito. — Die übliche Dedicationsformel auf Gelübdesteinen.

Der Sinn der Inschrift ist somit: »Jupiter, dem Größten, Besten, hat Masclinius Successus, Beneficiär (Amtsgehülfe) des Cajus Antistius Auspex, kaiserlichen Procurators (General-Steuer-Einnehmers), sein Gelübde gerne und verdienter Weise gelöset.«

Auch die Wiederauffindung dieses Monumentes ist ein Gewinn für die norische Epigraphik, indem es 1) das einzige noch vorhandene Cillier Denkmahl ist, auf welchem ein Beneficiarius vorkommt; 2) indem es einen Procurator Augusti in Noricum namhaft macht; und 3) indem es zu interessanten onomatischen Erörterungen Anlaß gibt.

— Der oben aufgestellten Conjectur nach dürfte dieser Stein in das erste christliche Jahrhundert fallen, und somit über 1700 Jahre alt seyn.

In Bezug auf die Localgeschichte von Cilli würde dieser Stein, so wie der vorhergehende, seiner Provenienz wegen von Interesse seyn, wenn es sich erweisen ließe, daß er auf dem alten Schlosse Ober-Cilli gefunden wurde.

29.

Q. RVFI. TAT.[1]) C.
ANI.[2]) Q. RVFIV.[3])
HIERO. V. S. L
M

Ein kleiner Votivstein, $3^3/_4$" breit und $1^1/_2$" hoch, auf einer $1^1/_8$" hohen Basis. Er wurde im Mai 1845 bei Gelegenheit der Eisenbahnarbeiten, zwischen der Gemeinde Ran und dem Sanflusse auf einer Stelle gefunden, wo gleichzeitig mehrere Anticaglien, als Bronzelampen, Griffel (styli), Haarnadeln, Hafteln (fibulae), ein Hautschaber (strigilis), Löffel, Schlüssel, Figürchen, Handmühlsteine, Terracotta's, Glaspasten, Ziegel, Münzen von den späteren Kaisern u. s. w. zum Vorscheine kamen, welche Gegenstände sämmtlich theils verschleppt, theils von Privaten acquirirt wurden. Da sich der bedeutenden Seitenfläche wegen, die sich 2" hoch über die erste Zeile der Schrift erhebt, ohne daß sich eine Spur von einem Gesimse zeigte, beinahe vermuthen läßt, daß der Stein nicht ganz sei, so wird man fast versucht, auch die Inschrift für unvollständig zu halten. Mitgetheilt war dieselbe bisher nur in

Den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, Jahrg. 1846. Nr. 18. S. 142, nach einer mir von dem Cillier Gymnasial-Präfekten, Hrn. Hartnid Dorfmann, mitgetheilten Copie.

Meines Erachtens ist die Inschrift vollständig, und so zu lesen: »Quintus Rufius, Tatii Cani (servus vel libertus), Quintus Rufius Hiero votum solverunt libentes merito.«

Q. RVFI., Quintus Rufius. — Der eine der Dedicanten. Die Verkürzung im casus rectus kann nicht befremden, da sie leicht zu ergänzen ist und wirklich bieweilen vorkommt. Der Name Rufius ist, wie schon bei Nr. 20 bemerkt wurde, auf Cillier Monumenten mehrfach genannt, nämlich ein C. Rufi(us) und ein Rufius Hermas auf einem noch vorhandenen, ein C. Rufius mit einer Rufia Primula und ein C. Rufius Apolaustus auf Monumenten, die jetzt nicht mehr vorhanden sind. Die Fasti Consulares nennen mehrere Rufier als Consuln unter den späteren Kaisern.

TAT. CANI., Tatii Cani (servus vel libertus). — Q. Rufius könnte ein Sklave oder ein Freigelassener eines gewissen Tatius Canius gewesen seyn. Die Auslassung des Wortes servus oder libertus kommt öfter vor. — Da die Buchstaben A und I in ein Zeichen verschmolzen sind, so könnte man mit gleichem Fuge ATT wie TAT. lesen, indem dieses Monogramm auch auf den römischen Familienmünzen verschieden zu lesen ist, nämlich AT auf den Münzen der Gens ATilia, TA in dem

---

1) AT in Einen Buchstaben verbunden. 2) NI in Einem Zeichen. 3) FI verbunden.

Namen LimeTAnus der Gens Mamilia (Eckhel. D. N. V. Vol. V. p. 72). Der Analogie zu Folge, welche z. B. in den Monogrammen aus T und V (in ValeTVdo der Gens Acilia, TVBero der Gens Hostilia) und aus T und I (in Münzen der Gens HosTILia) für die Stellung des Consonanten vor dem Vocale spricht, möchte ich mich für die Lesart TAT. entscheiden. Ein L. Tatius Rufus war ein Freund des August und wurde von demselben zum Consulat erhoben (Plin. XVIII c. 6); ein Tatius Maximus war des Gavius Maximus Nachfolger in der prätorianischen Präfectur unter Antoninus Pius. Auch der Epigraphik ist der Name Tatius nicht fremd (Grut. XCIX. 3. CDXXXVI. 7. MLXXII. 4). Auch das Cognomen Canus ist schon seiner Bedeutung halber nicht zu verwerfen; als Pränomen erscheint es bei Canus Caninius Rebilus, der i. J. 12 v. Chr. Consul war.

Q. RVFIV. HIERO., Quintus Rufius Hiero. — Der Name des anderen Dedicanten. Das Cognomen Hiero kommt mehrfach vor, z. B. bei Murat. MCCXXV. 8, bei Grut. DCCCXC. 6 und CMXCIX. 2, wo es zweifelsohne Freigelassenen angehört. Das Cognomen Hiero für einen Sclaven oder Freigelassenen kann um so weniger auffallen, als es bekannt ist, daß eben diese vorzugsweise sich die Namen berühmter Philosophen, Dichter, Staatsmänner, Helden u. s. w. beizulegen liebten (vgl. Labus, Museo di Mantova. Vol. III. p. 67).

V. S. L. M., Votum solverunt libentes merito. Die bekannte Formel. Daß die Angabe desjenigen Wesens fehlt, welchem von den Beiden dieser Gelübdestein errichtet wurde, könnte befremden und die Vermuthung, daß der Stein nicht vollständig sei, bestätigen, wenn nicht derlei Votivmähler, ohne die ausdrückliche Namhaftmachung einer Gottheit oder irgend eines anderen Gegenstandes der Dedication, mitunter vorkämen (Murat. CIX. 8. 11. 12. 13. CX. 1. 2. 5. CXI. 4. 5. 6. 7. 8. CXII. 3. 4.)

Zuverläßiges über die Bestimmung dieses Steines zu sagen, oder etwas Unwiderlegbares in Betreff desselben geben zu wollen, dürfte, bei dem Mangel sicherer Anhaltspuncte, eine fruchtlose Bemühung seyn. Wenn obige Conjectur als plausibel angenommen wird, so ergibt sich folgender Sinn: »Quintus Rufius, des Tatius Canus Sclave (Freigelassener), (und) Quintus Rufius Hiero haben ihr Gelübde gerne und verdienter Weise gelöst.«

Der Stein ist in Bezug auf die darin vorkommenden Namen nicht uninteressant; auch verdient er, der angewendeten Abkürzungen so wie des Umstandes wegen, Beachtung, daß der Gegenstand der Dedication nicht genannt ist. Ueber das Alter des Steines läßt sich nichts bestimmen; aus dem fast gleichzeitigen Funde einiger Bronzemünzen auf derselben Stelle, worunter eine mit L. SEPT. SEV. PERT. AVG. IMP. VII., schließen zu wollen, daß der Stein auch in diese Zeit (195 n. Chr.) gehöre, wäre voreilig, da eben dort späterhin auch Münzen von späteren Kaisern zum Vorscheine kamen.

Hinsichtlich der Localgeschichte von Cilli ist es nicht unbeachtenswerth, daß bereits mehrere Steine theils in der Sann selbst, theils auf dem schmalen Streifen Landes gefunden wurden, welchen ihre jetzigen Ufer kurz vor und hinter der Einmündung des Vogleinabaches bilden. Da es eben so unwahrscheinlich ist, daß die Römer zu irgend einem Monumente eine so leicht gefährdete, der Unbill jedes Hochwassers ausgesetzte Stelle gewählt haben sollten, als daß irgend Jemand solche

Steine absichtlich dahingeschleppt habe, so fühlt man sich veranlaßt, zu muthmaßen, daß der Sanfluß sein Bette seit der Römerzeit geändert, und den Bogen, in welchem er in die Thalschlucht einlenkt, durch die er der Save zufließt, verkürzt habe. Die Monumente, die bis nun zu in diesem Rayon (nämlich entweder im Sanbette selbst oder knapp an dem Ufer in der Gegend der heutigen Vorstadtgemeinde Ran) gefunden wurden, sind folgende:

a)

MARTI
HERCVLI
VICTORI
AE
NOREIAE

Die bekannte Ara, womit ich die Reihe meiner epigraphischen Excurse eröffnete, welche zwischen den Jahren 1534 und 1590 im Sanbette gefunden worden zu seyn scheint.

b)

D. M.
POMP. FORTV
NATO. ANN. XXX
EPCITA ET MAT.[1]) AN XL
AEL. CANDIDAT.[2]) FEC
SIBI. ET.[3]) CON. PIENTIS.[4])

Das Monument, welches diese corrupte Inschrift enthielt, und oberhalb derselben die fragmentarischen Brustbilder eines Mannes und einer Frau zeigte, war beiläufig in den Jahren 1826 — 1828 bei Cilli, im Sanflusse, unweit der Brücke nach der Vorstadtgemeinde Ran, gefunden, und in den Hof des alten Rathhauses geschafft worden, wo es sofort abhanden gekommen ist (vgl. Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. (1829.) Anz. Bl. S. 94. Nr. 283. — Muchar, Gesch. d. St. I. Bd. S. 366).

c)

CANPANVS
ATEBODVI. F. VIVS
FECIT. SIBI ET
QVARTAE CONIVGI
ET. SVIS

Dieses, im Zusammenhalte mit einem zu Lurnfeld in Kärnten gefundenen Inschriftsteine (Grut DCCLVII 11), für die Kunde der celtischen Familien in Noricum höchst wichtige Monument war früher an einer kleinen Wegkapelle, außerhalb der Vorstadtgemeinde Ran, eingemauert. Als die Kapelle vor ungefähr zwanzig Jahren abgetragen wurde, nahm den Stein ein Bauer weg, von welchem der Magistrat dessen Ablieferung forderte; beim Ueberführen zerbrach die Platte in vier Bruchstücke. In diesem Zustande lag das merkwürdige Denkmahl noch einige Zeit im Hofe des alten Magistratsgebäudes, bis es gleich manchen anderen spurlos verschwand. Oberhalb der Inschrift befanden sich zwei Brustbilder, ein männliches und ein weibliches, in einer muschelförmigen, nischenartigen Vertiefung (vgl. Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. (1829.) Anz. Bl. S. 94. Nr. 284. — Muchar, Gesch. d. St. I. Bd. S. 360).

---

1) und 2) AT, 3) ET und 4) TI in Einen Zug verbunden.

d)

ANTONIO. TORQVATO
SECVNDIN.

e)

C. ATILIO. SECVNDINO
VIX. AN. LXII .....
Θ. AN. VII
FIL. PIENTISS.
L. M. V. C

Zwei Särge (duae arcae) mit diesen beiden Inschriften, welche im San flusse gefunden wurden (vgl. Laz. p. 997. — Grut. DCLXXI. 4. DCCCCI. 18. — Katancs. I. 323. CXXXIX. — Muchar, G. d. St. I. S. 364); beide längst nicht mehr vorhanden.

f)

CAVIAE. P. F. VIRVNAE. L. DINDIVS. RES
PECTVS. 7. LEG. XIII. GEMINAE. P. DIN
DIVS. SPERATVS. 7. SPECINORVM. AVGVST.

Dieser vielbesprochene, wegen der Namhaftmachung der Specini Augustales höchst merkwürdige Stein wurde ungefähr um das J. 1680 im San flusse gefunden (vgl. Duell. p. 7. VI); er ist ebenfalls längst schon verschwunden.

g)

IMP. VESPASIANO
CAESARI. AVG.
PONTIF. MAXIMO
TRIB. POTEST. X
IMP. XX. COS. VIIII. P. P.
C. DOMITIVS
FLORVS
T. F. I

Ein Denkmahl vom J. 79 n. Chr., ebenfalls in der San gefunden und von Garelli nach Wien geschickt, wo es sich in der Aufgangshalle der k. k. Hofbibliothek noch gegenwärtig befindet (vgl. Duell. p. 7. VII. — Murat. CCXXVIII. 4. — Maffei. CCXXXIX. 6).

Außer den angeführten Steinen gibt es noch andere Umstände, welche die Vermuthung, daß die San zur Römerzeit ihren Lauf nördlicher genommen, und vielleicht die alte Römerstadt gar in zwei ungleiche Hälften getheilt habe, zu bestätigen scheinen.

30.

D. M.
MATTIO
VRSVLO
AN. [1] LXX. ET [2]
VRSINO. F
AN. [3] XXIII.
TERTIA. CoN.
VIVA. FEC.

---

1) und 3) AN in Ein Zeichen verschlungen. 2) ET in Eins verbunden.

Ein über der letzten Stationskapelle am Calvarienberge zu Cilli eingemauerter Grabstein; bisher nur mitgetheilt in Muchar's Gesch. der Steiermark. I. Bd. S. 358.

Die Inschrift lautet: »Diis Manibus. Mattio Ursulo, annorum LXX, et Ursino filio, annorum XXIII, Tertia Conjux viva fecit «

D. M. MATTIO. VRSVLO. Diis Manibus. Mattio Ursulo. — Das Nomen Mattius (Matius, wie Attius und Atius, Attilius und Atilius) ist bekannt; ein C. Matius war ein Freund des Dictators Cäsar, Cicero's und Augusts (Sueton. Caes. 52 — Plin. 12. cap. 2. — Cic. epist. fam. XI. — Id. ad Att. IX. 13. 19 etc.), vielleicht derselbe, dessen auch Plinius (L. XII. 11) als eines Cn. Mattius erwähnt, eines römischen Ritters, der Augusts Freund, Erfinder der »nemora tonsilia« und Verfasser einiger Schriften über die Landwirthschaft (Columella. XII. 4) war. Aelter als C. Matius dürfte Cn. Matius gewesen seyn, ein außerordentlich gelehrter Mann, dessen Mimiamben und Uebersetzung der Iliade A. Gellius (L. X. c. 24. L. XV. 15. XX. 8. IX. 14. VI. 6) und Macrobius (Saturn. I. 4) besprechen. Bei Plinius (L. XV. 14) und Columella (L. V. c. 10) ist auch von einem »malum Matianum« die Rede, welches Macrobius (L. III. c. 9) »Mattianum« schreibt. Bei Tacitus (Ann. L. XII. 60) heißt es: C. Oppius et Cornelius Balbus primi Caesaris opibus potuere conditiones pacis et arbitria belli tractare. Matios posthac et Vedios, et caetera equitum Romanorum praevalida nomina, referre nihil attinuerit.« Auf Cillier Monumenten kommt nicht nur der Name Matius, sondern auch Vedius (s. Epigr. Exc. Nr. 10) vor. — Sowohl Matius, als Mattius kam auf Inschriftsteinen zu Cilli und in dessen Umgegend vor (vgl. Epigr. Exc. Nr. 3). — Das Cognomen Ursulus siehe unten.

AN. LXX. Annorum LXX. — Daß hier »mortuus« zu verstehen sei, ergibt sich aus der Formel »Diis Manibus.«

ET. VRSINO. F. AN. XXIII., et Ursino filio, annorum XXIII. — Hierbei versteht sich ebenfalls »mortuo.« Der Grabstein war also einem siebzigjährigen Vater und dessen drei und zwanzigjährigem Sohne gesetzt. — Ursulus wie Ursinus sind Modificationen des Familiennamens Ursus, welcher eben so wenig, als Aper, Aquila, Lupus, Taurus u. ä., einer näheren Erklärung bedarf. Auf mehreren Cillier Monumenten, welche jedoch bis auf Eines verschwunden sind, kamen diese oder anklingende Familiennamen vor; so ein C. Duronius Ursinus (Montfaucon. V. 50. — Apian. CCCLXXXIX. — Schmutz. I. Bd. S. 591), ein P. Maturus Ursinus (Laz. p. 994. — Apian. CCCLXXIV (Ursinius) — Grut. CVII. 6. — Ratancs. J. A. I. 321. CXVIII. — Wagener. S. 184 c.), eine Ursina (Laz. 994. — Montfaucon. V. 49. — Duellius. p. 5-11.), eine Atia Ursula (Laz 996. — Montfaucon. V. 49. — Grut. DCCCLXXXVIII. 2), eine Ursula mit einer Ursoë (Wr. Jahrb. XLVIII. (1829). Anz. Bl. Nr 306), letztere in der Gemeinde St. Christoph bei Tüffer nächst Cilli.

TERTIA. CoN. VIVA. FEC., Tertia conjux viva fecit. — Die Gattin, Namens Tertia, hat bei ihren Lebzeiten den Grabstein ihrem Gatten und ihrem Sohne errichten lassen; wir haben also eine Gattin und Mutter vor uns, welche ihrem greisen Gatten und ihrem jugendlich kräftigen Sohne in's Grab nachsehen mußte, wodurch auf das Wort »viva« gewissermaßen ein emphatischer Ton fällt. — Der Frauen-

name Tertia kommt häufig vor; eine Citronia Tertia kam uns zu Cilli schon vor (Epigr. Exc. Nr. 26); eben so eine Quartina (Epigr. Exc. Nr. 19), eine Quincta (Epigr. Exc. Nr. 3), eine Decimia (Epigr. Exc. Nr. 6) Ueber die weiblichen, von Zahlen entlehnten Namen war schon in Nr. 6 der epigr. Excurse die Rede.

Der Sinn der Inschrift ist: »Aus Achtung für die Manen hat dem Mattius Ursulus, in einem Alter von siebzig Jahren, und dem Ursinus, ihrem Sohne, in einem Alter von 23 Jahren, Tertia, die Gattin (des ersteren) bei ihren Lebzeiten dies Denkmahl errichten lassen.« — Was das Alter des Denkmahls betrifft, so sollte man glauben, daß es in's dritte Jahrhundert herabreiche, weil man da die Bezeichnung der Tribus, die hier ebenfalls mangelt, auszulassen anfing; allein die klare Deutlichkeit der Schrift und der Umstand, daß der Name Mattius zur Zeit des Entstehens der römischen Monarchie seinen vollsten Klang hatte, scheint es in eine frühere Zeit zu verweisen. Interessant ist dasselbe fast allein nur der Namen wegen, die es enthält.

Für die Localgeschichte von Cilli gewährt dieses Monument nur insofern einen Anhaltspunct, als sich vermuthen läßt, daß es am Fuße des Josephiberges, auf dessen Vorsprunge (dem Calvarienberge) es nunmehr sich befindet, auch ursprünglich gefunden worden sei. Ref erinnert sich recht gut, längs dem vom Vogleina-Bach abgeleiteten Mühlgange, welcher knapp am Berge hinfließt, so wie unmittelbar bei der Mühle selbst, mehrere inschriftlose Marmorplatten gesehen zu haben, welche ohne Zweifel römischen Ursprungs waren. Man möchte hieraus schließen, daß die alte Römerstadt auch in östlicher Richtung eine weitere Ausdehnung gehabt und unmittelbar an das sanfte Vorgebirge sich angelehnt habe, welches nunmehr von der eigentlichen Stadt durch eine von dem Vogleina-Bache in mäandrischen Windungen durchschlängelte Fläche getrennt ist.

31.

? :). M. P. O.?
C. BELLICIVS.
INGENVVS.
IIVIR. CL. CEL.
ET. AVRELIA
AVRELIA. CO
IVNX. PRO. SA
LVTE. SVA. SV
ORVMQVE. O
MNIVM

Ein Votivstein, 2½' hoch, am sogenannten Antikenthore (d. i. am rückseitigen Thore des Freihauses Nr. 13) eingemauert.

Der Stein soll sich im J. 1815 noch an der Südseite des Bauernhauses auf der Spitze des Berges Wipota eingemauert befunden haben; später wurde er in das Haus des Hrn. Professors Th. Pippan in Cilli (Nr. 35) überführt, wo er lange Zeit lag, bis er an seine jetzige Stelle kam. Von dem Berge Wipota, dem muthmaßlichen Fundorte dieses Monumentes, welcher sich durch seine kegelförmige Gestalt bemerkbar macht, weiß der gemeine Mann mancherlei zu erzählen, unter Anderem

auch, daß sich auf dem Gipfel desselben der Eingang in eine bis an die San hinabreichende Höhle befinde, die den ersten Christen dieser Gegend bei Verfolgungen zum Asyl gedient habe; wirklich bemerkt man auf der Einsattelung des Berges eine grottenähnliche Vertiefung im Felsen, welche tief hinabzuführen scheint, allein nicht weit verfolgbar ist, auch sonst keine für den Archäologen interessante Ausbeute vermuthen läßt.

Mitgetheilt war dieser Votivstein bisher:

1) In Suppantschitsch's Ausflug von Cilli nach Lichtenwald. Cilli, 1818. S. 16. (Die erste Zeile ist dort IOM P. O. L. gelesen.)
2) In den (Wiener) Jahrbüchern. XLVIII. Bd. (1829). Anz. Bl. S. 94. Nr. 281.
3) In Muchar's Gesch. der Steierm. I. Bd. S. 352 und 440.

In den Wiener Jahrbüchern ist die erste Zeile mit: »J? O. M. P. O (Dolicheno?)« gedeutet, und die Bemerkung beigefügt, daß ein L. Bellicius Decurio Juvavensium sich bei Gruter. CCCLXXV. 2 finde — Bei Muchar erscheint der Stein zweimal, nämlich das erste Mal als in der Stadt Cilli (im Hause Nr. 35) befindlich, wobei Folgendes bemerkt ist: »Bellicius kommt auf Denksteinen (Bellicius Restitutus) zu Waldstein, (L. Bellicius) als Decurio Juvaviensis (?) zu Burghausen an der Salza, (Bellicius) zu Augustae Taurinorum (Grut. CDLXXV. 2) und M. Bellicius Saturninus zu St. Veit in Kärnthen (Grut. p. CIII n. 13) vor (Juvavia, Abhandl. p. 43 — Gruter. p. CCCLXXV. n. 2). — Bellicina, Bellicia Spectata lesen wir auf Denkmählern zu Cilli und Weitz. — Ein zweites Mal wird dieses Monument angeführt (ebend. S. 440) als am Vipota-Berge bei Cilli befindlich, mit dem Beisatze: »Die Namen Belleius, Bellianus, Bellicus, Bellius, Bellonus, Bellitius finden sich auf Römersteinen sehr häufig. Bellicius Ingenuus kommt nur hier allein vor; C. Bellicius Restitutus aber auf dem Denksteine zu Waldstein; C. Bellicius zu Burghausen, Gruter. CCCLXXV. n. 2 — Bellicina zu Cilli; Bellicia Spectata zu Weitz und Bellatulus zu Gratz. Man darf daraus schließen, daß dieser Name zu den einheimischen und landesthümlichen gehört habe.«

?D. M. P. O.? Invicto Deo Mithrae Pollenti Omnipotenti Lari. — In dieser Zeile liegt die einzige Schwierigkeit bei Erklärung dieser Inschrift. — Prof. Suppantschitsch, welcher den Stein noch vor seiner Uebertragung nach Cilli copirte, las: IOM. POL. mit ungetrennten Buchstaben, wobei jedoch, wenn man Jovi Optimo Maximo lies't, die Consequenz es fordert, auch die nachfolgenden Lettern für die Anfangsbuchstaben dreier Wörter zu nehmen, wofür ich jedoch keine Conjectur auszusprechen wage. — Der Mittheiler dieser Inschrift in den Wiener Jahrbüchern vermuthete hinter dem POL., welches er zusammenlas, ein DOL, oder hinter dem P ein D, und rieth auf Dolicheno, einen nicht seltenen Beinamen (Doligenus, Dolicenus, Dolichenius) Jupiters, welchen er von der Stadt Doliche im östlichen Syrien (Commagene) nahe am Euphrat (woher Augusta Euphratesia), zwischen Zeugma und Germanicia, bei Späteren fälschlich Δουλιχία genannt, erhalten hat. Die Verehrung des dolicheniſchen Jupiter war sehr ausgebreitet. Man fand Inschriften zu Rom, Ravenna, Marseille, Frascati, Aschaffenburg, Pforzheim u. a. O Juno hieß dolicheniſche Königin nach einer Inschrift bei Reines. p. 214. — Lucian beschreibt diesen syrischen Jupiter auf Stieren sitzend. Zu Stuttgart befand sich ein zu

Marseille gefundener Stein mit der Inschrift: »Deo Dolicheno,« worauf Jupiter mit Helm und Harnisch gewaffnet, auf dem Rücken eines Thieres sitzend abgebildet ist; unter dem Thiere befindet sich ein Adler (Dr. Steiner, Cod. inscr. rom. Rheni. I. p. 74. — cf. Creuzer, zur Gesch. röm Cultur am Rhein. S. 61. Nr. 94 95. — H. U. von Lingen, kleine deutsche Schriften, II. Thl. S. 120 f.). Auch zwei Monumente zu Pettau (Muchar, Gesch. d. St. I. S. 406 und 413) gehören offenbar dem Jupiter Dolichenus an; das erstere derselben rührt aus dem J. 70 n. Chr. her. — Hr. v. Muchar (a. a. O.) liest: Jovi Optimo Maximo, patri omnipotenti, wobei der muthmaßliche sechste Buchstabe unberücksichtigt blieb, abgesehen davon, daß das Prädicat: »Pater omnipotens« wohl den Dichtern geläufig ist, auf Inschriften jedoch schwerlich dem Jupiter beigelegt erscheinen dürfte. — Um diese widerspänstige Zeile möglichst zu bewältigen, verwendete ich mich an den oft belobten Hrn. Hartnid Dorfmann zu Cilli, mit dem Ersuchen, die Copien, welche ich von dieser Inschrift besitze, mit dem Originale auf das sorgfältigste zu vergleichen. Meiner Bitte mit der gewöhnten Bereitwilligkeit entsprechend, schrieb er mir darüber Folgendes: »Der Stein lag lange in dem Keller des Hrn. Professors Th. Pippan, später in dessen Garten; jetzt ist er am Antikenthore zu sehen. In der ersten Zeile sind der erste und letzte Buchstabe sichtbar weggestemmt, was erst von den Arbeitern geschehen zu seyn scheint, welche den Stein am Antikenthore befestigten. Die erste Zeile steht auf dem Wulste oder der Gesimsleiste, welche an beiden Enden in letzterer Zeit symmetrisch abgeplattet wurde, weßhalb von dem ersten Buchstaben des Wortes Iovi keine Spur mehr vorhanden ist. Der zweite Buchstabe hat eine leise Krümmung, die Vorderseite ist undeutlich.« — Nach allem diesen glaube ich meine Conjectur, welche einzig den zweiten Buchstaben betrifft, indem sie ihn für ein D nimmt, statt für ein O, für nicht allzugewagt nennen zu dürfen. Die Ergänzungen der einzelnen Wörter und deren Stellung lassen sich insgesammt rechtfertigen. Gewöhnlich findet man zwar die Wörter gestellt wie folgt: DEO INVICTO. MITHRAE, DEI. SOLIS. INVICTI u. s. w., allein man findet auch: INVICTO. DEO. S(oli), z. B. auf einem dem k. k. Münz- und Antikenkabinete gehörigen Opfer-Altar (Arneth, Beschreib. d. Statuen, Büsten u. s. w. S. 30) aus Stix-Neusiedel. Pollens wird Mithras auf einem vom J. 391 n. Chr. datirenden Mithrasmonument im Museum Olivieri zu Pesaro (Zoega's Memoiren, veröff. v. Welker. p. 142), ebenda auch Lar genannt; Omnipotens (Deus) heißt er auf einem Mithrassteine in der Antonskirche zu Neapel (Capaccio, hist. neapolit. cap. 15). Ueber die Bedeutung des Mithrasdienstes, welcher die genannten Attribute vollkommen entsprechen, verbreiten die Arbeiten von Köppen, Hammer, Lajard (P. v. Köppen, Nachricht von einigen in Ungarn, Siebenbürgen und Polen befindlichen Alterthümern. Wien, 1823. — J. de Hammer, Mémoire sur le culte de Mithra. Paris, 1833. — F. Lajard, Mémoire sur deux basreliefs Mithriaques. Paris, 1840) hinlängliches Licht. Für den Mithras-Cultus in den Gegenden der heutigen Steiermark sprechen, außer einigen plastischen Denkmählern, auch folgende Inschriftsteine:

a)

TEMPLVM. DEI. SOL. INV. MIT. AVR. IVSTINIANVS. V. P
DVX. LABEFACTATVM. RESTITVIT.

Mitgetheilt in Chronolog. Sac. Styr. p. 56 — 57. — Gruter. XXXV. 4 nach Laz. — C. Mayer, Verſuch über ſteierm. Alterthümer. S. 195. — Muchar, Geſch. d. Steierm. I. S. 374 und 421 u. ſ. w. — Dieſe Inſchrift wurde angeblich auf dem Donati-Berge bei Rohitſch im Cillier Kreiſe gefunden.

b)

SOLI. SA
C. DOMI.
HERM.
V. S. L. M.

S. Muchar's Geſch. d. St. I. S. 408. Zu Pettau befindlich.

c)

INVICTO
DEO.
CHARITO
NEVIOD.
SVMM

Mitgetheilt in den Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. (1829). Anz. Bl. S. 101. Nr. 309. — Muchar, röm. Norikum. II. S. 29 folg. — Deſſ. Geſch. d. Steierm. I. S. 440. — Illyr. Blatt. 1819. Nr. 8 u. ſ. w. — Ein vielbeſprochenes Denkmahl, welches zu allerlei Conjecturen Anlaß gab, und am Ende doch nichts anderes iſt, als ein Mithrasſtein (wie z. B. bei Orelli. 450), errichtet von einem aus Neviodonum ſtammenden Manne, Namens Charito (vgl. Zaccaria, p. 107. — Fabretti. p. 318. n. 420. — Doni. p. XII. 47. — Reines. II. 800. — Maffei, Galliae Ant. p. 79 81. — Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. Anz. Bl. S. 85. n. 234. — Bei Murat. häufig).

d) Ein Mithrasſtein, im Juni des J. 1845 am Bachergebirge im Marburger Kreiſe Steiermarks unweit Maria Raſt von Kiespochern entdeckt, und am Fabriksgebäude des Hrn. Virat in der Lobniz eingemauert. Er enthält die Inſchrift:

M. PORCIVS
VERVS
PROC.
AVG.
ME
POSV
IT

(Vgl. Oeſterr. Blätter für Literatur und Kunſt. 1846. Nr. 1). — Wenn die oben vorgeſchlagene Leſeart richtig iſt, ſo haben wir an unſerem Steine ein fünftes Mithrasdenkmahl ſteiermärkiſchen Urſprunges, und das einzige inſchriftliche aus Cilli's Weichbilde, deſſen urſprünglicher Fundort, ein Bergesgipfel, der Bedeutung desſelben vollkommen entſpricht.

C. BELLICIVS. INGENVVS. C. Bellicius Ingenuus. — Ein Bellicus Saturninus und eine Bellica Saturnina erſcheinen auf einem Steine zu St. Veit (Grut. CIII. 11. — Katancs. Istri Acc. I. 315. LXXVII). Einen L. Bellicius, Decurio Juvavensium, finden wir auf einem aus Troſtberg in Baiern herrührenden, jetzt im königl. Antiquarium zu München befindlichen Inſchriftſteine (Hefner, die röm. Denkmäler Oberbayerns, S. 111. XLI), auf welchem auch ein Bellicius

Seccio und ein Bellicius Achilles, gepaart mit einem, das Monument in eine frühere Periode verweisenden, celtisch klingenden Namen (Belatumara) vorkommen. Ein C. Bellicius Restitutus und ein C. Bellicius Ru(fus) zeigen sich auf einem Steine zu Waldstein (Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. Anz. Bl. S. 96. Nr 291 und Muchar, Gesch. d. St. I. 441), eine Bellicia Spectata auf einem Denkmahle zu Weitz in Steiermark (Muchar, a. a. O. S. 443). Eine Veponia Bellicina lies't man auf einem, jetzt an der Aufgangstreppe zur k. k. Hofbibliothek eingemauerten Inschriftsteine aus Cilli, und zwar als die Gemahlin eines C. Atilius Secundianus, Aedilis Claudiae Celejae. Ueber die Gens Bellicia und deren Existenz um Verona in den J. 99 — 100 n. Chr. vgl. Annali dell' instituto di corrisp. archeolog. 1830. II. et III. p. 258.

II. VIR. CL. CEL. Duumvir Claudiae Celejae. — Der Dedicant C. Bellicius Ingenuus war Duumvir von Celeja, also eine der beiden höchsten, aus dem Municipal-Senate (Decuriones) auf ein Jahr gewählten Magistratspersonen, welche in den römischen Municipien und Colonien das waren, was die Consuln in Rom, obgleich sie den Titel Consul keineswegs jemals führten. Nach einem Hauptzweige ihrer Thätigkeit heißen sie Duumviri juri dicundo, oder, wenn ihrer mehr waren, Triumviri, Quatuorviri, Sexviri juri dicundo. Die aus alten Inschriftsteinen uns bekannt gewordenen IIviri juri dicundo von Celeja habe ich bei Nr. 14 der epigraphischen Excurse nachgewiesen; zu den dort genannten dreien kommt noch ein vierter, Namens Justinus, auf einer zu Triest aufgefundenen Inschrift (C. Rosetti, l'Archeografo Triestino. p 265), von welcher schon oben bei Nr. 27 der epigraphischen Excurse unter 6. die Rede war.

ET. AVRELIA. AVRELIA. COIVNX, et Aurelia Aurelia Co(n)junx. — Eine Aurelia Aurelia finden wir auf einem Steine zu Regensburg (Grut. DXXXIII. 2) und auf einem zu Klausenburg (DCCCLX. 11). — Die Schreibart Cojunx (auch cojux, cojunxs und conjunxs) findet man auf epigraphischen Denkmählern häufig, welche Manut. in Orthogr. zusammengestellt hat.

PRO. SALVTE. SVA. SVORVMQVE. OMNIVM., pro salute sua suorumque omnium. Eine gewöhnliche Formel auf derlei Gelübdesteinen; auch ist ein derartiges Motiv der Weihe auf Mithrassteinen nicht neu.

Von dem obigen Gesichtspuncte aus betrachtet wäre der Sinn dieser Inschrift folgender: »Dem unbesiegten Gotte Mithras, dem Naturkräftigen, Allgewaltigen, (seinem) Hausschutzgotte, (widmen) Cajus Bellicius Ingenuus, Duumvir von Claudia Celeja, und Aurelia Aurelia, dessen Gemahlin, für ihr und all' der Ihrigen Wohlfahrt (diesen Gelübdestein).« — In Bezug auf das muthmaßliche Alter dieses Monumentes ergeben sich folgende Anhaltspuncte. Der Mithrasdienst, welcher, wie Plutarch behauptet, durch den großen Pompejus 68 v. Chr. aus Kleinasien nach Rom kam, erscheint auf Inschriftsteinen erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, etwa unter M. Ulp. Trajanus, aus dessen viertem Consulate im J. 101 n. Chr. ein solches Denkmahl bei Grut. (XXXV. 2), herrührt. Die Verbindung des Namens Bellicius mit dem celtisch klingenden Bellatumara auf dem Inschriftsteine zu München deutet auf eine Zeit hin, wo das celtische Ele-

ment in Noricum noch nicht völlig erloschen war. Ferner scheint der Umstand, daß ein Bellicier in Juvavum, der von Hadrian gehobenen Colonie, Decurio war, für das Emporblühen dieser Familie in den nördlichen Gegenden zur Zeit Hadrians (117—138 n. Chr.) zu sprechen, unter welchem auch ein C. Bellicius Torquatus zweimal Consul war, nämlich im J. 124 n. Chr. und im J. 143 n. Chr. (vgl. Fabretti p. 156). Man dürfte daher nicht sehr fehlen, wenn man unser Monument in die Regierungsjahre des letztgenannten Kaisers setzte, wonach es ein Alter von ungefähr 1700 Jahren hätte.

Merkwürdig ist dieser Stein 1) wegen Namhaftmachung einer der angesehensten Magistratspersonen Celeja's, 2) wegen Vorkommen der Bezeichnung Claudia Celeja, 3) wegen der Schreibart cojunx und endlich 4) als muthmaßliches einziges Mithrasdenkmahl mit Schrift aus Celeja's unmittelbarem Weichbilde.

Für die Localgeschichte von Cilli ist es nicht uninteressant zu wissen, daß dieses Monument auf dem Gipfel des nahen Berges Wipota gefunden wurde, weil es vielleicht geeignet seyn dürfte, über die alldort befindliche grottenähnliche Vertiefung die der Gegenstand mannigfacher Sagen ward, einigen Aufschluß zu geben; wenn nämlich auf diesem Bergesgipfel von dem damaligen Duumvir Celeja's dem Mithras ein Zeichen der Verehrung gewidmet wurde, so geschah dieß wahrscheinlich durch Einweihung der natürlichen Grotte zu einem Spelaeum, dessen Bestimmung durch die beigefügte Inschrift, die wir vor uns haben, ausgesprochen wurde. Die einmal dem Orte zugewendete religiöse Aufmerksamkeit mag sich auch unter den Christen forterhalten und nur eine den Ansichten des Christenthums entsprechende Richtung genommen haben. Daß man für die Mithrasverehrung die freien, luftigen Bergesgipfel vorzugsweise wählte, ist bekannt; auf dem Gipfel des Donati-Berges, so wie auf der Höhe des Bachers fand man deren Spuren. Dieser Drang, sich mit seiner Andacht über den irdischen Qualm emporzuflüchten, ist dem Menschen angeboren, und äußerte sich bei den heidnischen Bewohnern dieses Landes schon so gut, wie jetzt bei den christlichen, deren Frömmigkeit auch fast alle hervorragenden Puncte ihrer heimischen Berge mit Kirchen und Capellen besetzt hat.

Auf demselben Bergesgipfel fand Prof. Suppantschitsch (Ausflug von Cilli nach Lichtenwald, S. 16) auch, im Garten des Bauers, ein Steinfragment mit der mangelhaften Inschrift:

. . . . . .
OM. DI . . . .
OMNIBV . . .
NERTON. . . .
V.

32.

IOVIÖ. D. ROM
TIB. AN. C. ET
BONATAË CON.
AN. LX. SATVRNIN
VS. F. ITTÖNI. ËT
GENIALIS. ITTO
LIA\. FINITA:
ITTÖ. LI. A XL
SATVRNINA. SATV . . .

Ein Grabstein, 1½' hoch, ehedem im Hause des Hrn. Professors Th. Pippan befindlich, jetzt am sogenannten Antikenthore eingemauert. Mitgetheilt war der Stein bisher:

1) In den (Wiener) Jahrb. der Literatur. XLVIII. Bd. (1829). Anz. Bl. S. 94. Nr. 282, mit Auslassung der ersten und der achten Zeile, und in
2) Muchar's Geschichte der Steierm. I. Bd. S. 389, wie in den Jahrbüchern.

Ueber der Schrift ist ein Medusenkopf sichtbar, den zwei mit den Köpfen abgekehrte Delphine umgaben, wovon der eine weggebrochen ist.

Hr. v. Muchar sagt a. a. O. über dieses Monument: »Oberhalb dieser verstümmelten Inschrift befindet sich ein Medusenhaupt und in den Eckfeldern zwei Delphine. So viel aus den noch erhaltenen Siglen entnommen werden kann, ist dieser Denkstein (von?) dem Bürger Tiberius Annius und seiner Gattin Bonata im sechzigsten Jahre ihres Alters von einem gewissen Saturninus und von Bonata, der Tochter des Genitalis, errichtet worden. — Die Namen Bonia, Boniata, Boniatus finden sich auf Monumenten zu Marburg und im Gaisthale. Genitalis steht auf diesem Monumente einzig Itto und Ittol zeigt sich als einheimisch, wie auf den Denksteinen zu Admont, Kumberg, Gratz und St. Stephan Ittun, Ittunis, Itulus.« — Um diese Ansicht gerechtfertigt zu finden, ist es nöthig, die bisher bekannt gewordene Copie dieser Inschrift vor Augen zu haben; sie lautet:

TIB. AN. C.... ET.
BONATAE. CON.
AN. LX. SATVRNIN
VS. FT. T. BON. FIL.
GENITALIS. ITTO
L. F. AN.... ÑÄTÄ
SATVRNINA. SATV...

Ich habe mich wegen Berichtigung dieser Copie, von der ich wußte, daß sie mangelhaft sei, an Hrn. Präf. Dorfmann gewendet, und durch seine Güte die eingangs angeführte erhalten. Nach der Aeußerung desselben ist der Stein bereits so zerhauen und zerfressen, daß der geübteste Steinschriftleser kaum im Stande wäre, die Schrift mit Zuverläßigkeit zu enträthseln. Die erste Zeile steht auf der Gesimsleiste und ist beinahe ganz verwischt, so daß alles zweifelhaft bleibt bis auf die letzten D. ROM., welche ganz deutlich lesbar sind. Die letzten Zeichen der fünften Zeile könnten eben so gut FI als ET seyn, oder auch als IF ohne Punkt an ITTONI sich anschließend gedacht werden. GENITALIS statt GENIALIS ist fast unbezweifelt. In der siebenten Zeile ist sowohl der vierte als der letzte Buchstabe undeutlich, letzterer vielleicht ganz zu streichen, dagegen FINITA ganz deutlich. In der achten Zeile ist der Raum zwischen ITTO und LI bedeutend.

So wie die Inschrift vorliegt, bleibt sie ein Räthsel, dessen Sinn ich mir nicht zu entziffern getraue. In der Regel pflegt eine Inschrift nicht auf der Gesimsleiste zu beginnen, welche, wenn schon Worte, wohl nur die der Dedication enthielt. Allein die Alten machten es sich in dieser Hinsicht bequemer als wir, und brachten ihre Inschriften auf Münzen und Monumenten, ohne sich vielen Zwang anzuthun, dort an, wo eben Platz war. Man könnte daher allenfalls den Anfang lesen: Jovio, d(omo) Roma, Tiberius, an(norum) C. et Bonatae con(jugi an(no-

rum) LX. Saturninus filius u. ſ. w.; oder etwa: Jovi O(ptimo), D(eae) Romae u. ſ. w., was jedoch ohne Beiſpiel ſeyn dürfte. Die erſtere Lesart würde uns einen aus Rom gebürtigen Jovius (Jovinus) Tiberius namhaft machen, der in dem ſchönen noriſchen Alpenlande das ſeltene Alter von hundert Jahren erreicht hat. Der Name Jovinus iſt nicht ſelten; ſeltener Jovius, wenigſtens in der früheren Zeit, in welche dieſes Monument zu gehören ſcheint. Dagegen kam er unter dem Kaiſer Diocletian, welcher ſich Jovius nannte (vgl. Eckhel. Doct. N. V. T. VIII. p. 9), wie Maximian Herculeus, zu beſonderem Anſehen; eine Legion erhielt den Beinamen Jovia (Ammian. XXII. 3), eine Säulenhalle in Rom ebenfalls (Grut. CXI. 6) Mediolanum und Gratianopolis hatten eine Porta Jovia (Marin. Frat. Arv. p. 772. Grut. CLXVII 1); ja ſelbſt Rom wurde dem eitlen Kaiſer zu Ehren Jovia getauft (Mamertin. Paneg. in Maximian. 13). Unſeren Stein übrigens in dieſe ſpäte Periode zu verſetzen verbieten die, augenſcheinlich einer früheren angehörigen, celtiſch klingenden Namen dieſer Inſchrift. — Die Conjectur: Domo ROMA findet ihre Rechtfertigung bei Grut. CLXXIV. 3. 4. CCCXLIX. 1. CCCCXXX. 4). — Die Einſchiebung des Geburtsortes zwiſchen Geſchlechts- und Zunamen hat nichts Befremdendes (Zaccaria, istituz. ant. lapid. Venezia, 1793. p. 120). — An die Tribus ROMilia iſt hier kaum zu denken, obgleich dieſelbe im benachbarten Iſtrien vorkommt (L'Istria. 1846. Nr. 30).

Eine Bonata kam mir bisher nicht vor. Von einer Boniata, deren Laz. (p. 989) und Gruter. (DCCLXVII. 6) erwähnen, war ſchon in Nr. 2 der epigr. Exc. die Rede; ſie erſcheint auf einem zu St. Leonhard bei Gratz (nicht zu Marburg) gefundenen Steine, welcher ſich jetzt im Joanneum befindet; desgleichen leſen wir eine Boniata auf dem unter Nr. 2 der epigr. Exc. beſchriebenen Cillier Steine. Ein Boius Boniati und eine Suaducia Boniati erſcheinen auf zwei Monumenten im Geisthale (Gratzerkreis), Bez. Rein, Schmutz. Bd. I. S. 469. — Muchar, Geſch. d. St. S. 380); eine Boniata Vindonis auf einem Steine, welcher noch im J. 1838 im Pfarrhofe zu Globasnetz im Jaunthale Kärnthens, dem Standorte der alten Juenna, lag (Carinthia. 1838. Nr. 34). Auffallend iſt es, daß der Name Boniata auf allen angeführten Monumenten, ſo wie auch auf dem vorliegenden, gepaart mit Namen erſcheint, welche ſämmtlich Latiniſirungen der Celtennamen: Cant, Vepon, Boy, Dievon, Comat, Celat, Burr, Suaduc, Vindon u. ſ. w. zu ſeyn ſcheinen, wonach derſelbe der oft berührten Uebergangsperiode, wo Celtismus und Romanismus ſich vermiſchten, angehört haben dürfte.

Saturninus iſt ein Name, über deſſen häufiges Vorkommen ſchon bei Nr. 6 und 20 der epigr. Excurſe die Rede war.

Die Namen Itto (Ittonius), Ittol (Ittolius, Ittolia?) klingen ganz celtiſch. Einen Ittun finden wir zu Admont (Gruter. DCCXC. 4 nach Laz. — Muchar, Geſch. d. St. I. S 347), einen Ituus zu Brescia (Grut. CMLXX. 9), einen Itulus zu Kumberg (bei Kainberg in Steiermark. Muchar, Geſch. d. St. S. 394), zu Gratz (Grut. DCCCXXXVIII. 14) und zu St. Stephan bei Gratz (Grut. DCCCVII. 7).

Eine Finita, ebenfalls mit celtiſch klingenden Namen gepaart, kommt bei Grut. DLX. 3 vor; von dem Namen Finitus war in Nr. 21 der epigr. Excurſe die Rede.

Ein beſtimmter Sinn läßt ſich, dem Geſagten zu Folge, aus dem

vorliegenden Grabsteine schwerlich ermitteln. Sein Alter dürfte in's erste Jahrhundert nach Christo zurückreichen und demnach über 1800 Jahre betragen. — Merkwürdig ist er 1) wegen Erwähnung eines hundertjährigen Greises, 2) wegen der celtisch klingenden Namen, die er enthält.

Für die Localgeschichte von Cilli bietet es keinen Anhaltspunct dar.

33.

I. H. S.

. . . . . .

HAEC. IACIT
QVAM DEM
MAXIMVS
I. C. *D.* 790.

Dieses bisher nirgend öffentlich mitgetheilte Fragment fand ich in Eckhel's handschriftlichen Notaten zweimal verzeichnet (Heft VI. 79 und Heft VII. 48), das zweite Mal mit dem Beisatze: »In aedibus civitatis ubi nunc sunt excubiae militares primae.« — Beide Mal lautet sie dort:

HAEC. EACIP...
QVAMDE ...
MAXIMVS ..

Oberhalb der ersten Zeile steht das Monogramm Jesu, unter der letzten ein Herz mit den Buchstaben I. C. ein *D* und die Jahreszahl 790. Ohne Zweifel rühren diese Beigaben aus dem eben genannten Jahre (1790?) her, da sie auf den Copien bei Eckhel nicht vorkommen. Sowohl die Form der Buchstaben, welche sich der lateinischen Cursivschrift nähern, als die grelle Vernachläßigung der Orthographie deuten auf eine spätere Zeit hin, und stempeln diese Inschrift zu einer christlichen, etwa aus dem vierten oder fünften Jahrhundert. Ueber den Inhalt derselben läßt sich nichts sagen, da sie zu sehr fragmentirt ist Der Name Maximus kommt so häufig vor, daß er keinen Anhaltspunct gewährt. Ein Claudius Maximus erscheint auf der Cillier Ara Nr 20, ein Duumvir Maximus und eine Julia Maxima auf einem nicht mehr vorhandenen Cillier Monumente (Grut. CCCCXCVII 6), ein Maximus zu Rissnigost nächst Cilli (Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. Anz. Bl. S. 101. Nr 307). — Interessant ist dieses Bruchstück 1) als der einzige christliche Römer-Inschriftstein aus Cilli, 2) wegen der darauf vorkommenden Schreibart.

In Bezug auf die Localgeschichte von Cilli ist es nicht unmerkwürdig, aus dem in Eckhel's Scheden gemachten Beisatze zu erfahren, daß in dem Hause, in dessen Laube dieses Inschriftfragment eingemauert ist, das Stadthaus (Rathhaus? Aedes Civitatis) war, in welchem sich damals die Hauptwache befand. Wirklich sieht man über dem Thore dieses Hauses, welches jetzt dem Bäckermeister Hrn. Sima gehört, noch das Wapen der Grafen von Cilli in Stein gehauen; überhaupt hat dasselbe noch viel Alterthümliches an sich. Das jetzige Rathhaus ist somit seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die dritte Localität, in welcher die städtische Obrigkeit sich einquartirt hat; in der genannten Zeit treffen wir sie nämlich in diesem Gebäude, später im Hause des Hrn. Joh. Stallner und seit ungefähr zehn Jahren in dem ehemals Langer'schen Hause, der deutschen Kirche gegenüber.

34.

IËFI. ̈ICIANI V̈. F̈. S. ET̈
S̈TAT. CERVAE CONIVGI
ÖP̈TIMAE OBITAE AN. XL
T̈ËRTVL̈LINAE. FIL̈. AN. [1]) XXX [2])

Eine Platte, 5′ 6″ lang, 3′ breit und 8″ dick, deren untere Fläche ausgehöhlt ist. Die Inschrift befindet sich auf der Dicke, nicht auf der breiten Fläche derselben, der obere Theil der Platte und somit auch der Inschrift ist weggebrochen. Beiderseits neben der Inschrift bemerkt man den unteren Theil einer stehenden Figur en relief. Der Stein scheint ursprünglich die Decke einer Aedicula gewesen zu seyn, deren Giebel er zum Architrav diente. Gefunden wurde derselbe im Frühjahr 1846 bei der sogenannten Kroatenmühle, eine kleine halbe Stunde nordwärts von Cilli, wo auch das interessante, in Nr. 9 der Epigr. Excurse beschriebene Monument sich befindet.

Ich verdanke die Copie der Inschrift meinem verehrten Freunde Hartnid Dorfmann, und habe selbe zuerst in meiner »Fundchronik« (Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst. Jahrg. 1846) publicirt.

Das Denkmahl ist augenscheinlich ein Grabmonument, welches ein Gatte und Vater, dessen Name und Charakter aus den Resten der Inschrift sich nicht mehr entziffern läßt, seiner theuersten Gattin und seiner Tochter (aus erster Ehe) widmete. Die Inschrift dürfte zu lesen seyn: ».... vivus fecit sibi et Statiliae (Statiae) Cervae, conjugi optimae, obitae annorum XL, (et) Tertullinae filiae annorum XXX.«

Sowohl Statilia als Statia kommt häufig vor. Das Geschlecht der Statier war ein plebejisches; die Gens Statilia wurde erst unter den Kaisern bekannt; demselben gehörte die berüchtigte Statilia Messalina an, welche nach der Ermordung ihres dritten Gemahls, des Consuls Atticus Vestinus (im J. 65 n. Chr.), von Nero auf den Thron erhoben wurde. Eine Cervia hat Grut. MLI. 2; auch Cervaria, Cervonia u. á. kommen vor; eine Cerva selbst fand ich nicht.

Die Form »obitae« ist nicht uninteressant. Der weibliche Name Tertullina kommt bei Grut. mehrfach vor (XXIX. 4 DCCLV. 8. not. DCCCLXXX. 3. etc. etc.). Daß die hier genannte Tochter des Dedicanten wohl seinerseits die leibliche war, hinsichtlich der Gattin desselben aber die Stieftochter, erhellt aus den Alterszahlen; die mit vierzig Jahren verstorbene Gattin konnte unmöglich eine leibliche Tochter von dreißig Jahren haben, sonst hätte sie schon in ihrem zehnten Jahre sich verheiratet haben müssen, da doch die physische Fähigkeit zum Heiraten bei Mädchen erst mit zwölf Jahren angenommen wurde (Macrob. Sat. VII. 7.— Ulpian. V. 2. fr. 9. D. de sponsal. (23. 1), pr. J. de nupt. (1. 10).

Der Sinn der Inschrift ist demnach: »... Der respective Gatte und Vater hat bei Lebzeiten dieses (Denkmahl) für sich selbst und für seine beste Gattin, Statilia Cerva, verstorben im vierzigsten Lebensjahre, (so wie) für seine Tochter Tertullina, (verstorben) im dreißigsten Lebensjahre, (errichtet).« — Ueber das Alter des Steines liegen keine näheren Andeutungen vor.

---

1) AN in Einen B. 2) XXX in Ein Zeichen verbunden.

Für die Localgeschichte von Cilli ist der Fundort interessant, da er für die Conjectur, daß Celeja seine Bauten bis in die Gegend um St. Margarethen ausgedehnt habe, einen neuen Beweis liefert.

Dieß sind die 34 inschriftlichen Denkmahle, welche Cilli, meines Wissens, noch gegenwärtig aufzuweisen hat. Außer denselben besitzt es noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Monumenten ohne Schrift und von merkwürdigen Baureſten aus der Römerzeit. Unter den ersteren befindet sich eben keines von besonderer plastischer Schönheit oder archäologischer Seltenheit; allein dennoch sind manche darunter, welche im Zusammenhalte mit den übrigen monumentalen Resten Celeja's einen nicht unwichtigen Beitrag zur genaueren Zeichnung des Bildes liefern, welches wir uns von diesem alten Municipium zu entwerfen berechtigt sind. So erschien z. B. der Isis- und Mithrasdienst, von welchem die noch vorhandenen Schriftsteine so gut als schweigen, durch plastische Monumente hier fast unwiderlegbar repräsentiert. Die Zahl der Steine ohne Schrift beläuft sich, mit Einschluß der minder bedeutenden Fragmente, beiläufig auf dreißig. Wir finden darunter das marmorne Standbild eines schwörenden Kriegers, den traubenbekränzten Kopf eines Imperators (Caracalla?), den kolossalen Kopf eines Gottes, der dem BONO. DEO. BROTONTI (Grut. XVII. XXXIV. — Phil. a Turre de diis Aquilej. diss. p. 21. 166. 291 — Graevii et Burmanni Thes. Ant. Ital. T. VI. p. IV. — Bertoli, Ant. d'Aquil. p. 98. LXXIII. — Linhart I. 289) auffallend ähnelt, einen Apollo-(?) Kopf am Antikenthore *), die Gruppe Amor und Psyche (wie bei Bertoli XXVII. p. 39 und Jac. Sponius p. 8), ein Medusenhaupt, einen Hesperus aus einer Mithrasgruppe, einen Hirten mit phrygischer Mütze und dem Lagobolus, eine Psyche, das gehörnte Haupt eines Stromgottes (vgl. Milin, Galerie mythol. I. pl. LXXV. 311. — Hist. de l'académie royale. T. XII. p. 45. — Descript. des pierres gravées d. duc d'Orléans. T. I. p. 127), ruhende Löwen, ganze Figuren u. m. a. An zwanzig ähnliche Darstellungen, welche vor Kurzem noch in Cilli befindlich waren, sind nach und nach verschwunden, darunter namentlich ein paar Köpfe, welche auf den Isisdienst bezogen werden konnten. Unter den aufgefundenen Baureſten sind vor Allem die römischen Cloaken zu nennen, welche unter der Stadt hinlaufen und zum Theil noch jetzt benützt werden können. Ueber diese, so wie über einen schönen, $10^1/_2$' langen, 4' 3'' breiten römischen Mosaikboden, welcher im August 1826 alldort aufgefunden und späterhin am Fuße des Hochaltars in der Minoritenkirche eingemauert wurde, enthielten die Wiener Jahrbücher schon im XLVIII. Bd. (1829). Anzeigebl. S. 92. 93 eine ausführlichere Erörterung. Ein zweites, vor ungefähr 12 — 14 Jahren fast auf derselben Stelle, wo das frühere, aufgefundene Mosaik ging, wie ich schon in Nr. 25 der Epigr. Excurse zu bemerken Gelegenheit fand, aus Unachtsamkeit wieder zu Grunde. (Ueber einen im J. 1572 von Georg Gaisberg dem Jüngeren aufgefundenen Mosaikboden s. Muchar's Gesch. d. Steierm. I. Bd. S. 371.) An den erhöhten Stellen der Stadt fand man 3' ober der alten Gewölbung der römischen Abzugscanäle und

*) Vielleicht paßte eher auf diesen, was Maffei (Osserv. lett. T. I. p. 175) sagt: . . . »Alla maggior Chiesa una testa colossale, qual dalla zazzera parve potersi credere fosse d'Apollo, e un piede dell' istessa statua, che cresce di tre pié di lunghezza, con solea che vesto il calcagno, e sul collo del piede si annoda.«

bei 5′ Tiefe unter der jetzigen Grundfläche noch Spuren des alten, sehr festen Pflasters, wovon im nahen Stadtwalde am Petschounigg noch der Bruch sich vorfindet. Nach der Herrengasse zu entdeckte man in der Länge von 30° noch die Reste eines alten Säulenganges. Ein mächtiges Bruchstück eines marmornen Säulenschaftes von riesigem Durchmesser lag lange Zeit vor dem Seiteneingange in die deutsche Kirche, bis es zu den schmächtigen Säulchen, welche den Balcon des jetzigen Magistratsgebäudes tragen, verschnitten wurde. Im Spätsommer des J. 1844 kam auf der sogenannten Schütt, als dieser Platz zum Behufe vorzunehmender Pflasterung geebnet wurde, ein ausgedehntes römisches Mauerwerk zum Vorschein. Dasselbe stellte ein längliches Viereck vor, zu welchem, dem jetzigen Kreisamtsgebäude gegenüber, ein Eingang führte. Die Umfangsmauer hatte eine Länge von beiläufig 27°, mit 1° 5′ Dicke, und eine Breite von ungefähr 15°, mit 3° 2′ 6″ Dicke. Das Innere schien durch den Mittelgang in sechs Seitenräume getheilt, und das ganze, theils aus halb, theils aus ganz behauenen Kalkbruchsteinen und Marmor- und Sandsteinplatten bestehende Mauerwerk nicht sowohl Grund-, als vielmehr Tragmauer gewesen zu seyn. Die Steinmauern waren mit Kalkcement, die Quadern mit eisernen Stiften an den unten liegenden Platten verbunden, und auf denselben Vertiefungen zur Aufnahme gleicher Stiften bemerkbar, was die Vermuthung begründet, daß Pfeiler oder Säulen darauf geruht haben. Den Umrissen nach schien es mehr einem Bade als einem Prätorium zu ähneln. In Folge der vorgenommenen Regulirung des Platzes ist natürlich auch dieses Mauerwerk wieder unsichtbar geworden. — Auf römische Gräber stieß man an verschiedenen Orten. Die Sage weiß von einem in der Vorstadtgemeinde Ran vor ungefähr zwei Decennien aufgebrochenen Grabe zu erzählen, in welchem die Phantasie der Augenzeugen die Grabeslampe, das sogenannte ewige Licht, noch brennen und beim Zutritte der freien Lebensluft verflackern gesehen haben will. Im Mai 1845 fand man bei der Aushebung der Erde zur Aufdämmung für die Eisenbahn eben dort, nebst dem unter Nr. 29 der epigr. Excurse besprochenen Inschriftsteine, feldeinwärts gegen die Sann zu vier Schuh unter der Erde mehrere Ziegel (2′ 2″ lang und 1′ 6″ breit) mit den Siglen PG und PGR., worauf ein Todtengerippe lag, — und eben erst kürzlich wieder entdeckte man, nächst dem Kirchhofe zum heiligen Geiste, beim Aufwerfen einer Düngergrube, ein aus solchen Ziegeln zusammengesetztes vollständiges Grab. Die Ziegeln standen zu vieren parallel aufgerichtet, und oben und unten je einer schlossen beiderseits das Parallelogramm; am Boden befanden sich ebenfalls breite Ziegelplatten und oben war das Grab mit ähnlichen zugedeckt. Die Knochen müssen einem sehr starken Mann angehört haben. So trifft man in Cilli überall, bei geringer Schurfung des Bodens, Spuren monumentaler Reste, und ich denke, wenn man die Stadt umwenden könnte, wie ein Münzstück, ihre Reverseite dürfte interessanter seyn, als ihr Avers.

Daß auf einem so ergiebigen archäologischen Boden die numismatische Ernte nicht geringer seyn konnte, läßt sich vermuthen, und sie war es auch. Römische Münzen und Medaillen aller Art, vom römischen Schwergeld an bis auf die Zeiten des bas empire kamen an's Tageslicht, bald einzeln, bald zu Hunderten, aber immer zufällig, nie absichtlich gesucht, wie denn überhaupt in dieser Beziehung diese Gegend noch eine ziemlich jungfräuliche genannt werden kann. Von planmäßigen Nachgrabungen war noch keine Rede; das Grabscheit und die Pflugschar

waren fast die einzigen Wünschelruthen, deren Zauberschlage sich hier das Erdreich bisweilen geöffnet hat, um etwas von dem treu bewahrten Erbe der Väter zurückzugeben. Eine höchst sonderbare Art von Münzfund, dessen Zeuge der Schreiber dieses selbst war, erregte vor ungefähr 12 bis 14 Jahren gerechtes Aufsehen. Außer der Gemeinde Ran, rechts von der Stelle, wo das in den epigr. Excursen (Nr. 29. c.) erwähnte Monument gefunden wurde, biegt ein holperiger Fahrweg zu einer Ziegelhütte im nahen Waldgebirge ein. Ehe derselbe bergan steigt, wird er von einem kleinen Bächlein durchschnitten. Seitwärts davon, unter einem Weinberge, erhebt sich ein unbedeutender Fels, zu dessen Füßen, aus engem Spalt, ein krystallreiner, selbst im Winter, wie es heißt, nicht gefrierender Quell hervorrieselt, an welchem die Bauersleute ihr Vieh tränken. An diesem Quelle, der mich stets an Rapins (Ren. Rapini eclogae. Aug. Vind. 1753. p. 58) Verse:

»— — humenti Nympham sub rupe latentem
Flere putes, mollesque oculis evolvere guttas.«

erinnerte, ging ich einst nach einem heftigen Gewitterregen, dem ein herrlicher Abend folgte, in Begleitung meines verehrten Freundes, Hartnid Dorfmann, vorüber. Mit Befremden bemerkten wir, wie Bauernkinder aus dem schmalen Wasserbecken etwas hervorlangten; es waren römische Bronzemünzen, die aus der engen Ritze vom Wasser hervorgespült wurden. Wir nahmen ihnen einstweilen die gefundenen ab, ermunterten sie, sorgfältiger nachzusuchen, und uns alle, die sie fänden, zu überbringen. Bald aber kamen andere Leute hinzu, welche die ersten Finder verdrängten, und so geschah es, daß auch dieser Fund, wie so viele andere, zersplittert wurde. Es waren ungefähr sechzig Münzen, die nach und nach hervorkamen und zum Theil mühsam aus dem Spalt hervorgestört wurden. Fast alle waren von Bronze, von Silber nur ein Paar; am meisten fiel es auf, daß sich nicht zwei von gleichem Typus darunter fanden. Die älteste davon war ein As, die späteren reichten bis in die Zeit der Antonine herab. Wie die Münzen unter diesen Fels kamen, scheint ein Räthsel, wenn man nicht annimmt, daß die Quellader sie anderswoher mit sich geführt habe, worüber jedoch weder die genaue Untersuchung der Umgebung, noch die Erweiterung des Felsenbeckens einen Aufschluß gab. Merkwürdig bleibt dieser Fund immer, und es ist schade, daß er nicht ungetheilt in die gehörigen Hände überging. So reich als Cilli selbst ist gewiß noch manche Stelle im Cillier Kreise an numismatischen Schätzen. Ich erinnere hier nur an einen im J. 1829 bei Lemberg, nächst dem Mineralbade Neuhaus, gemachten Münzfund, aus welchem im k. k. Münz- und Antikenkabinete 3 goldene und 36 silberne, und auf dem Schlosse zu Lemberg selbst, dem Vernehmen nach, noch 3 goldene und 5 silberne aufbewahrt werden, welche man für eine barbarische, in der Urzeit auf heimatlichem Boden geschehene Nachahmung von Münzen benachbarter cultivirterer Stammgenossen zu halten versucht wird. Ein beiläufiges Verzeichniß der in und um Cilli gefundenen Münzen gibt Hr. v. Muchar in seiner Geschichte der Steierm. (I. Bd. S. 372—373).

Auch an Fundobjecten anderer Art, Bronzegegenständen u. s. w., fehlt es nicht; die neueste Ausbeute dieser Art ergab sich bei Gelegenheit der Eisenbahnarbeiten, wovon schon bei Nr. 29 der epigr. Excurse die Rede war.

Da ich jedoch meine hier mitgetheilten Excurse zunächst auf die Epigraphik zu beschränken beabsichtigte, so muß ich mir eine nähere Erör-

Oesterreich, Steyr, khärnnten ꝛc. da man zelt hat nach crist geburd dreizehenhundert vnd in dem ain vnd vierzigisten Jar seinen lannden zu guet aufgericht vnd beſtäth worden. Damit die gnad gots mit unns. Datum Marchburg am 7. tag Augusti Anno 1531. Jar.«

Es ist ein wahres Glück, daß der gute Copist nicht Zeit genug gehabt hat, Aenderungen vorzunehmen; so können wir uns um so ruhiger an seine Arbeit halten. Die Einigung der Zwietracht (II.) steht in der Handveste des Landes Steier, die öfter gedruckt worden ist; I und III lehnen sich an den Schwabenspiegel, und sind nicht nur zur Geschichte dieses Rechtsbuches, das mehr oder minder in allen unseren Land- und Stadtrechten die Grundlage bildet, sondern auch in sprachlicher Beziehung von vielseitigem Interesse. Das Bergbuch (IV.) endlich enthält Gewohnheiten und Rechte, die eigenthümlich genug sind, um eine vollständige Mittheilung zu rechtfertigen, um so mehr, als die im sechzehnten Jahrhunderte wiederholt gedruckten Ordnungen fast in allen ihren Bestimmungen als durchgehends neu erscheinen. Ich beschränke mich indessen hier auf einige Bemerkungen über das Lehenrechtbuch und den Auszug der Land- und Schrannenrechte, und verspare mir das Bergbuch auf eine andere Gelegenheit.

Das Lehenrecht besteht aus 122, der Auszug aus 193 Paragraphen. Wie nun schon das numerische Verhältniß zum Schwabenspiegel nach Laßberg's Ausgabe kein entsprechendes ist, so tritt eine noch größere Verschiedenheit in der Anordnung ein. Viele Paragraphe bei Laßberg sind hier nicht selten in einen zusammengezogen; während wieder andere in mehrere aufgelöst erscheinen, und was bei jenem unter den ersteren steht, muß hier einige Male in der Mitte oder gar am Ende gesucht werden. Dieß erschwert die Vergleichung; indessen läßt sich doch, selbst nach einer flüchtigen Durchsicht, mit vieler Ruhe behaupten, daß die meisten Bestimmungen des Schwabenspiegels hier entweder nur kürzer gefaßt, oder nur sprachlich verschieden wieder kommen, bedeutende Abweichungen aber kaum nachgewiesen werden können. Das letzte gilt insbesondere, wie begreiflich, vom Lehenrechte; im Landrechte zeigen sich mehrfache Eigenthümlichkeiten. Ich will aus jenem zwei Beispiele anführen. Der Paragraph 42 bei Laßberg: »Wie der man sprechen und gebaren sol so er sin lehen enphahet« *), umfaßt in unserer Handschrift die folgenden drei:

*) Ob der svn an dez vater stat nit man werden wil, da mit ist ain herschilt nit gehoehert. dez herren herschilt wirt nit gehaeherot. wan von (van) lehen ob im daz gelihen wirt. Ez enerbet nieman lehen, wan der vater vf den svn, daz (heizet) erbe lehen, nach dez vater tode. kvmet der svn inner iare vnd tage zv dem herren, der sin herre ist. vnd bitet ime sine manschaft, mit zesammen getanen honden. vnd gango im alse nahe ob er staude, daz er in gereichen mvge, sitzet aber der herre, sv sol er fvr in kniwen. Svmilicho lvte sagent, daz er dem herren die hende wegen svle, dez ist nit. wan alse der man gat fvr den herren, da er stat oder kniwet vor im, da er sitzet, so wegot sich aller sin lip, vnd ouch die hende, alsus sol der man sprechen, alse er sina gutes mit govaltenen honden gert. Herre ich vorder an ivch sogetan gut, alse ich mit rehte an ivch braht han, vnde bite ivch dar vmbe mine manschaft, einest, andrest, dristvnt, vnd sin dez irwer manne mine gezivge, ob der herre weigert jevnrehte, daz er in zoman nit enphahen wil, er sol behalten sin gut, da er sine manschaft vmbe gebotten hat vnd sol sitzen ane dienest, vnd endarf sina gutes nit me gern an den herren, die wile er siner manne zwene zegezivge hat, vnde sterben die so vorder sin lehen aber, vnde neme dez der herren man dar zv, alse vil ob der herre lovgenen welle, daz er zwene habe, da mit er sin reht erzivge, diz guot erbet er an sinen svn ob er stirbet, so vorder der svn daz lehen an den herren, alse der vater, lihet ers im daz ist gut, lihet er ez im nit, so tu alse hie

Andeutungen über einige vaterländische Rechtsbücher des Mittelalters.

Von J. P. Kaltenbaeck.

1.

Das sind die Rechte, im Lande Steier gebräuchig.

Meine Forschungen nach Rechtsbüchern der Steiermark, die weiter zurück als in das sechzehnte Jahrhundert gehen, waren bisher alle fruchtlos geblieben; selbst in Grätz hatte ich vergebens gesucht. Ein kleines Bruchstück, das sich in Ennenkel's Collectaneen bei den n. ö. Landständen fand, konnte nicht in Betrachtung gezogen werden [1]); da führte mich ein besseres Geschick nach Admont. Die dortige Bibliothek, reich an seltenen und vorzüglichen Manuscripten [2]), besitzt vom J. 1531 die Abschrift eines älteren Codex, die ich in dieser Beziehung als eine glückliche Entdeckung bezeichnen darf. Sie besteht aus 118 Blättern in Quart und zerfällt in folgende vier Theile:

I. Hie hebt sich an das Recht vnd allt bestät lehenrecht puech in Steir gebräuchig. Bl. 13 — 44

II. Vermerckt die ainigung der zwytracht der Prelaten Grafen herrn Ritter vnnd khnecht, auch der Stet vnnd Märckt in dem Lannd Steir, die Ich mit kurzen worten aus der hanndtvest gezogen hab, die der Römisch khönig Friderich herzog ze Steir, khärnndten vnnd Chrain ꝛc. am nach aller heilling tag (sic!) Anno 1445 seins Reichs Im Sechsten Jar zu Wienn seinen Landleuten bestät vnd gegeben hat. Bl. 44 — 54.

III. Auszug der Lannds vnd Schrannrecht in Steyr. Bl. 54 — 107.

IV. Vermerckt das Pergkpuech So Pergkrechts Rechten nach Ordnung vnnd gebrauch des Lannd Steir Vmb all vnnd Jedlich Artigel, auch wanndl vnd Peenfal. Clärlich Hier Innen verschriben auf das sich ain Jedlicher Pergkherr gegen seinen Pergkgnossen ze hallten wisse. Vnnd widerumb sey gegen Iren Pergkherrn alls hernach uolgt. Bl. 107 — 118.

Bevor wir auf die nähere Betrachtung dieses Inhalts übergehen, wird es in mehr als einer Rücksicht interessant und wichtig seyn, den Abschreiber zu hören. Er hat es für nöthig gehalten, seiner Arbeit eine »Vorrede an den Leser« vorauszuschicken, und ich glaube am besten zu thun, wenn ich diese vollständig hier ansetze. Sie lautet wie folgt:

»Welcher dicz nachuolgennd büechl der lehenrecht mit solcher groben altvatterischen Teutsch, auch die mit wenig Rhethorischen Pluemen gezierd lesen wierdet, der meß nicht mir Wolfgangen Schallinger oder meinem verstanndt, so mir got geben, solches zue. dann ich es in Eillen der schreibung alles bey dem Buechstaben vnnd Synn, wie ichs gefunden, abcopiert vnd beleiben lassen, damit Jeglicher Junger den verstanndt vnd guet ainfältigkait vnnserer vorfordern darjnnen Erlernnen mag. Dann das Erst Puechl der Lehenrecht ist meines bedunghens aufs Jüngst wie ich in dergleichen rechten Original püechern befunden, zu der Zeit des durchleuchtigisten fürsten vnnd herrn herrn Albrechten Herzog in

---

1) Ein zweites ähnliches Bruchstück befindet sich im Archive der k. k. vereinigten Hofkanzlei; über beide werde ich bei einer anderen Gelegenheit sprechen.

2) Die Zahl der Numerirten beträgt 783 Die meisten sind auf Pergament und alt; kaum 10 aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Auch besteht ein gutes Verzeichniß darüber — ein Umstand, der angeführt zu werden verdient, weil es noch immer Institute gibt, die kaum wissen was sie haben.

botten hat, vnnd khombt der nicht, dem vertaillt man das lehen, das Er von dem herrn hat, Er berede sich dann mit Gehaffter noth alls Recht ist.«

Das Landrecht enthält in der ersten Hälfte einige nicht unbedeutende Abweichungen vom Schwabenspiegel; in der zweiten hingegen schließt es sich wieder vollkommen an denselben an. Die folgenden Auszüge werden als Belege hinreichen.

6) Von Inwertzaigen.

Darumb haisset es Inwertzaigen, wann es aus der herschafft versezt oder verkhaufft wiert, so müessen ausser leut Emphahen. des bedurffen des herrn aigen leut nicht, die in der herschafft sizen.

7) So ainer ain guet versezt.

Der ain guet an des herrn hannd verseczt, so soll der herr ainem anbieten, das Er es löse in 6 wochen, geschech es aber nicht, so zeucht es der herr in sein gewalt in Nucz vnd gwör.

8) So der baur enntrint.

Enntrint ain baur seinem herrn. was der guets tregt oder fuert. vnd wer Jms auf der Strassen nimbt, desselben ist es. khumbt Er aber in ain Stat, Marckh oder Dorf, vnnd der herr hinach des der hold ist, der bestättigt den holden vnd das gut.

18) Von Mul.

Jtem burckrecht, Mul vnd weingarten ist Armer leut Erb. Jtem wen man begreifft an vnrechter wag maß vnnd an allen deßgleichen ist. das sind alle fälscher.

22) Röd an die Eer.

Ainem dem man vor gericht spricht an sein Eer, stet Er vngebunden vnnd an purgen der beredt sich mit sein selbs Mund. Aber mit dem Ayd.

28) Von der Nacht Ecz.

Jtem wann man schaden thuet vor Miternacht das haisst Rechter nacht Ecze.

32) Von notzogung.

Ob aine klagt sy wär notzogt, lasst sy es vber nacht ansteen so sy vngefanngen ist, vnnd nicht Gehafft noth Jrret, vnd den Richter woll belanngen mag vor nachts, So soll man Jr nicht Richten, sy mach es denn war alls Recht ist.

35) Von hallftern.

Wer ainen hallter abzeucht der soll in nicht slahen, oder schlecht Er in, so soll Er Jn nicht abziehen, Er soll in aber nicht lamb noch wundt slahen.

36) Der gelter ist.

Dem man schuldig ist der soll gewert werden vor allen Erben, dann der gelter ist der nechste Erb.

37) Wer nicht zu gelten hat.

Wer nicht zu gelten hat, der soll ainen Ayd schweren, was Er gewinet, das Er mit dem dritten Phening gewern soll, vnd den anndern zwaien taillen sich generen.

48) Vom Pergktäding.

Ain Jeglicher man soll sein zu sannd Jörgen tag bei dem pergktäding oder ainer an seiner stat, vnnd soll hörn ob Jemand icht in zeichwann man peut niemand für in dem Pergktäding.

49) So der deup flüchtig wiert.

Wiert ain guet gestollen oder gestrassraubt, vnd die deup werden flüchtig vnnd wer in nacheilt, desselben ist der drittail desselben guets. vnd die zwey taill des der das guet verloren hat. Nimbt man Imbs aber in ainem andern land so haben die Eyller 2 taill vnnd der es verloren hat den dritten taill.

52) Wer zu nacht aufstost.

Der des nachts aufstost vacht leut oder nymbt in Jr guet die haissen nachtschacher. Wiert ain Edlman vmb poshait gefanngen, der nicht hannthafft hat, dem mueß man sein Eer nemen mit zwain seinen genossen, wiert Er aber gefanngen vmb Erber sach den mues mit Erbern vberwinden.

53) Ansprach vmb gestollens guet.

Der angesprochen wiert vmb gestollens guet, der soll sein gaber in 14 tagen stellen, ob der gaber inner Landts, ist er ausser landts innerhalb Sechs wochen, vngeuärlich so Er in erlanngen mag.

55) Von Or abschneiden.

So man Jemannd or abschneiden, durch die zenn prennen oder ausstreichen will, das soll durch den Richter, der den Pann hat, beschehen.

57) Vom Mort.

Der sich ains todschlags bereden soll, der soll es thun an dem ort da es geschehen ist, In demselben gericht. Wer ain Todslecht auf laugen oder vmb guet oder durch Neid das alles haisset mort. So ain mort beschicht vnnd man findet des todten gwannt also pluettig bey Jemandt, das ist genuegsam hanndthafft.

58) So der verwundt genist.

Item so die hanndthafft nicht 72 neuer Grätzer phening werdt ist, so mag man ains nit tödten.

67) So ainer gelt behabt.

Hat ainer ain gelt mit Recht behabt. so gibt der Richter dem klager brief oder boten, die den klager gewerent, auff wo der weist, des in des Richter bot gewaltig macht, das ist des klager phannt vnnd mueß dieselben phanndt fürtragen für gericht vnd fragen. wie Er mit in faren sol. Was dann Ertaillt wirt. da muß er gerichtzbrief nemen vnd der brief sol Innhalten was Im ertailt wierdt.

68) Clag des dritten tag.

So ainer klagt den dritten tag vnnd ist der anntborter enntgegen. so sol man die Zeugbrief lesen. das der annborter hört vnnd anntbort nach dem fürbot, der klager muß alle tag Zeugbrief nemen. So ain gmain vrtl in der sach gefragt wiert, was man dann Ertaillt vber das nymbt der klager auch gerichtzbrief.

69) Die Ersten brief.

Die Ersten brief haissent fürbot, die anndern Zeugbrief, die dritten vbergetragne guet, die vierten vber gemaine vrtl brief. gibt die Schrann zu Grâcz. Darzue komen anndre brief. geschefft brief, spruchbrief, vrtl vom lanndvolkh. wer die brief wol verstet der Schrann ze Grâcz. wann die Schrann nur mit briefen vmbgeet. vnnd jeder brief hat sein sonnder recht. Es sullen alle Zeugbrief sagen, alls das fürbot, vnd wer sich des fürbots aufreden will, der mues ain Ayd schweren, das Im das nicht zu hauß noch hof khomen ist. Item ainer der drei tag klagt, der mag den Mittern tag wol aufgeben, aber die anndern zwen sol Er selbs da sein.

70) Dingt man vrtail.

Es sollen alle vrtl in Acht tagen werden fürgelegt vnnd in 14 tagen verantborten, Dingt man aber aus dem lannd so soll man in 14 tagen fürlegen vnnd in sechs wochen veranntborten. vnd die vrtaill sollen zu rechten tagen hin vnnd her khomen.

98) Wer weiser haben soll.

Wittib vnnd khinder hinder 12 Jarn vnd Narrn wie alt die sind auch briester vnnd alle geistliche leut, es sein frauen oder Mannen. deren soll Jeglicher ainen weiser haben vor gericht zu seinem vorsprecher er klag oder anntbort.

107) Wer lanndsrecht nemen soll.

Wer aus ainem lannd in das annder khombt vnnd will Er Recht nemen vmb ain guet, das in dem lannd liegt so mues Er das Recht nemen, nach des lanndsrechten, vnnd nicht nach seines lanndsrechten, dauon Er komen ist.

109) Alle Deuphait vnd Raub so mit gericht bezwungen werden soll man zwispelig gelten.

Item aller Raub vnd Deuphait die mit gericht bezwungen werden. soll man zwiespellig gelten. gibt man in aber vngenoth. so soll man in ainfeltig gelten, vertuet aber der Rauber oder Diep dasselb, sy werden von gericht bezwungen oder nicht. so sollen sy es zwiespeltig gelten.

Ain Rechter Strasrauber ist der, der da raubt Briester Jr diener vnd pilgram auch die kaufleut, vnnd ist der Strasraub nit mer dann 16 Pfening werd. Man soll in darumb hahen, nicht an den gemainen galgen. man soll Im ain besonndern Galgen zue der Strassen Richten. Ob das wär, das Er den Raub mit willen widergäb vnbezwungen, Er hat dannoch sein Recht nit verloren, wurd aber ainer darzue bezwungen, so hat Er sein Recht verloren vnd mag nicht zeug sein, wiert ainer angesprochen, vnnd mag in ainer vberkhomen mit dem Schub, oder vberzeugt wiert. man soll Richten vber in. hat man der kaines. man

ſol ſein Aid nicht nemen. Man ſoll Im drei maal fürtaillen, das waſſer, das haiß Eiſen auf ſeiner ploſſen haut zetragen, oder in ainen wallenden khеſſl zegreiffen vnnz an den Oelpogen. gerichtet Er damit, ſo iſt Er der vrtaill ledig.

Wer vmb rechten Straſraub in die Acht kombt. vnnd iſt Er darjnen nur 14 tag. Er iſt Erloß vnnd ſeine lehen ſind dem herrn ledig worden. Er ſey frey, ain dienſtman aigen oder wer Er ſey. hat Er aber Erben, die ſollen ſeiner vntat nicht enntgelten. vnnd gehörennd ſy an ain gotzhaus dem ſols ſein aigen werden. Gehört Er an den Layen Fürſten, dem ſoll auch ſein aigen werden, Man ſoll aber vor daruon bezallen, die man beraubt hat, ſo ſy frömbdes guet bej Inen haben.

Wer geſtollenns gut kaufft vnnd heltet das in der Still lennger dann drei Jar, khombt Jemand darnach man ſoll Im Recht bietten, kombt Er ſelb des do iſt oder ſein Erben, ob Er tod wär, vnnd bezeugt ers ſelb drit das es ſein iſt, man ſoll es des tags do es Im geſtollen wart, vnnd allen den Nutz. der da dauon khomen iſt, vber die Fuer. vnnd iſt das Vich tod. in ſeiner gwallt an ſein ſchuld. Er ſoll Imbs nicht gelten. Er ſol Im aber den Nutz gelten den Ers verganugen hat.

Jtem wer des Nachts khorn ſtilt. der iſt des Galgen ſchuldig. wie wenig ainer ſchneit oder fuetert, es get Im an die haud ob es ains phening wert iſt. Iſt es aber ains ſchilling wert. es get Im an das leben vnd ſoll in hahen. vnd hat Freyung in der khirchen nicht, thuet Er es bei der Nacht. Thuet Er es aber bei tag. ſo güllt es Im den rechten Daumen. tuet Er es zum anndern mal, man ſchlecht Im den anndern darumb ab zum dritten mal die hannd. Vnd in welcher burgkh oder Stat das geſchicht vnd dicz thuet, da iſt der wiert dem Richter ſchuldig verfallen 10 phunt phening. Ein man ſchneidet ſeinem müeden Phärd ain Fuetter, das eines Phenings wert iſt. vnnd muß darum ſchweren, ob Er in ſein nit Erlaſſen will, khombt es alls verr des das khorn iſt, Er lat auch ſein Roß mit den vordern füeſſen tretten in das khorn vnnd lat es Eſſen, vncz das es widerkombt, Er ſoll auch des fuetters nicht von dann füeren, dann was es geſſen hat.

Jtem die Deup ſoll man hahen. Stillt ainer weniger dann 5 Schilling phening, das gehört zu haut vnd zu har. das mag ain burgkhmaiſter woll richten, da man leib nicht verleuſt. Wemb haut und har vertailt wiert, der mag das mit pheningen ledigen. allſo ob dem klager (nicht) genueg ſei geſchehen. So ſoll in der Richter peſſern vnd haiſſen ſlahen, Es iſt ein ſchuld ſo groß nymer die zu haut vnd har geet, das man mer darumb ſlahen ſoll, dann 40 Schleg vnnd Ee weniger. Ain burgkgraf ſoll richten vmb vnrechte maß wag vnnd vnrechten meczen, vnd allen valſchen khauff. wo man den findet vnd vber alle leibgfar, mörder vnd die den Phlueg Müll, freithof oder khirchen berauben, verrätter vnd Mortprenner vnd die Jrem herrn Jrer Potſchafft vntreulich werbent. die ſoll man all Ratprechen. Mörder ſind die ainen tödten vnd des laugnent. Wir haiſſen auch die Mörder, die mit ſolchen eſſen oder trinkhen die ain grüeſſen vnnd in alſo tödten an ſchuld, vnd die den phlueg beraubennt. ſo der baur Innfort von dem Phlueg. vnnd nimbt ſouill dauon das dreier Phening wert iſt, den ſoll man auch Rat prechen. vnnd der in der Müll ſtillt das 60 phening wert iſt, dem iſt das gemelt Recht. Stillt Er aber 3 phening wert, dem ſol man haut vnd har zuſchlahen bei dem höchſten das ſind 40 ſleg. Wer in kirchen oder freithofen Jcht ſtillt das 30 phening wert den ſoll man Ratprechen. Aber das 3 phening wert iſt gullt haut und har, vnd iſt in dem Pann, vnnd wer

darjnnen stillt hat nicht freyung. Wer des tags oder nachts haimblichen prennt, da haist Mortprannt. den soll man Ratprechen. Wer aber ainen zu todt schlecht, Raubt oder prennt oder der Frauen Jungkfrauen Not zoget oder frid pricht. oder der mit vberhuerrn wiert begriffen, dennen soll man allen das haubt abslahen. Der Deup oder Rauber behaust. vnd sy mit hilf sterckt, den soll man auch Richten als ain solchen. der mit Zauberey oder mit gyfft vmbgeet, den soll man prennen. Welcher Richter vngerechte richt. nicht alls Jm Clag wiert. vber den soll der Obre Richter richten. Allso was Er Jm gethan sollt haben, dasselb soll Er Jm thun vnd ain solcher Richter hat fürpas vber kainen zupietten.«

Zur leichteren Vergleichung mit dem Schwabenspiegel habe ich diesen Paragraph in Absätze aufgelöst. Man sehe bei Laßberg 42, 43, 57, 202 und 174, und man wird finden, wie auch das Landrecht zusammengezogen worden ist, und in welcher Weise dieses in Steiermark fortgewirkt hat. Die nicht geringen Abweichungen, welche die übrigen Auszüge nachweisen, dürften vielleicht doch geeignet seyn, einen oder den andern zur Herausgabe des ganzen Rechtsbuches zu veranlassen, was ich in jedem Falle als einen wirklichen Gewinn erklären möchte *). Oesterreich hat für ältere Rechtsgeschichte bisher noch sehr wenig gethan; eine gute Anzahl von Quellen liegt in den Archiven und Registraturen seit Jahrhunderten unberührt: der Jurist glaubte sie nicht zu brauchen und der Historiker — wußte nicht, was er mit ihnen anfangen soll.

Das neuentdeckte heidnisch-alemannische Todtenfeld bei Oberflacht in Schwaben (zwei Stunden von Tuttlingen).

In einigen Monaten werde ich Ihnen einen ausführlichen Bericht über diesen in seiner Art einzigen und durch seine Neuheit überraschenden Fund mittheilen können, indem ich im Laufe des Herbstes an Ort und Stelle die weiteren Ausgrabungen werde leiten helfen. Inzwischen genügt schon das Wenige, was bisher dem Schooße der Erde enthoben wurde, um die Aufmerksamkeit der Gelehrten in hohem Grade in Anspruch zu nehmen.

Schon vor mehreren Jahren erhielt der damalige k. würtembergische Oberlieutenant, jetzt Hauptmann von Dürrich, mit der Landesvermessung beauftragt, im Oberamte Tuttlingen bei dem Dorfe Oberflacht unterhalb des Berges Lupfen die erste Nachricht, daß dort zuweilen Alterthümer gefunden worden seien. Er konnte diese Spuren selbst nicht verfolgen, indeß erregte er das Interesse für weitere Nachforschungen bei den zunächst wohnenden Beamten, und die Herren Oberamtsrichter Hartmann von Speichingen und Posthalter Baader von Tuttlingen veranstalteten die ersten Ausgrabungen im Frühjahre 1846, und übermachten auf die freigebigste Weise ihre Funde sogleich dem würtembergischen Alterthumsvereine in Stuttgart.

Diese Funde sind zwei Todtenbäume, zu Särgen trogartig ausgehöhlte Eichenstämme, auf deren oberer Hälfte oder Deckel in erhabener Arbeit je zwei Schlangen ausgehauen sind, deren Köpfe zu Handhaben

---

*) Ich habe mich inzwischen selbst dazu entschlossen; bereits sind einige Bogen gedruckt. K.

des Deckels dienen. In dem Hartmanniſchen Sarge befand ſich ein vollſtändiges männliches Gerippe, der rechte Arm von einem Hiebe zerſchlagen, am Schädel eine tiefe Hiebwunde. Neben ihm lag auf der rechten Seite ein langer Bogen von Eibenholz mit noch erhaltener Sehne; auf der linken Seite ein eiſernes Schwert, deſſen Scheide noch deutlich mit feinem Birkenbaſt umwickelt iſt. Zwiſchen ſeinen Beinen lag ein noch in ſeiner äußern Rundung wohl erhaltener Kürbis. Unter ſeine Füße waren lederne Sandalen gebunden, ebenfalls gut erhalten, ſehr breit und mit Lappen zum Zubinden über dem Fuße. Endlich fanden ſich noch eine welſche Nuß und fünfzehn Haſelnüſſe in dem Sarge.

In dem Baader'ſchen Todtenbaum fand ſich ein ſehr ſchön und glatt erhaltener Bogen von Eibenholz ohne die Sehne und eine länglichte, gut erhaltene Holzſchale.

Aus Auftrag des würtembergiſchen Alterthumsvereins begaben ſich Hauptmann von Dürrich und ich zu Pfingſten an Ort und Stelle. Da wir aber die Felder mit Frucht bedeckt fanden und erſt mit der Gemeinde noch um das Recht der ſyſtematiſchen Ausgrabung unterhandeln mußten, konnten wir vorläufig nur weit genug graben, um zu ermitteln, daß ſich hier mehrere Gräberreihen hinter einander befinden, und daß ein ganzes Todtenfeld vorliegt. Unſere Funde waren: Zwei Todtenbäume von Birnbaumholz, wovon der eine ein ſehr zerſtörtes weibliches Gerippe, eine ſehr verroſtete eiſerne Schnalle mit eingelegten Purpurglasblättchen, einen äußerſt eleganten Kamm in Futteral ſchwarz mit weißen Ringeln verziert, ein verroſtetes Meſſer und einen gut erhaltenen großen Bronzering — der andere aber ein männliches Gerippe enthielt, um deſſen Scham ein ſchwarzes, dicht gewebtes Wollentuch mit waffelförmigem Deſſein geſchlagen war. Ferner eine in einem großen Verſchlage von Eichenbrettern eingeſchloſſene, höchſt eigenthümlich gleichfalls von Eichenholz zierlich gezimmerte Bettſtatt, in deren oberem Stockwerk ein langer Stab und eine runde, ſchön aus Holz geſchnitzte Flaſche mit zwei Henkeln, und in deren unterem Stockwerk ein ſehr aufgelöſtes männliches Gerippe lag. An der Lage der Knochen ließ ſich noch erkennen, daß Arme und Beine gekreuzt waren, und zwiſchen ihnen befand ſich ein langer Haſelſtab. Der Todte hatte auch ein ſchwarzes Tuch um den Leib geſchlagen, genau wie das ſchon beſchriebene gewebt. Auf der Seite des Kopfes ſtanden zwei aus Holz geſchnitzte Schuhe in der natürlichen Größe des menſchlichen Fußes, doch etwas vornüber gekrümmt, wie die Schuhe der Chineſen, oder wie Schlittſchuhe. Oben am Abſchnitte des Fußes ſteht ein Zapfen hervor, an den Knöcheln ſind Roſetten eingeſchnitten, alle übrigen Theile der Schuhe bedecken reihenweiſe eingeſchnittene Zeichen, unter denen ſich mehrere Runen deutlich wieder erkennen laſſen, die aber doch als keine eigentliche Schrift angeſehen werden können, weil ſich dieſelben Zeichen zu oft hinter einander wiederholen, die alſo wohl nur eine ornamentale Bedeutung haben. Ferner lag unter der rechten Hand des Todten ein Kirſchkern, zwiſchen ſeinen Beinen eine breite Holzſchale, auf der noch eine kleinere Holzſchale und 32 Haſelnüſſe lagen; darneben ein großer, aber zerriſſener Kürbis; unter den Füßen endlich ein wie Bambusrohr geränbelter Stab. In den oberen Eckpfoſten der Bettſtatt ſteckte je noch eine Haſelnuß.

Dieß, verehrteſter Freund, ſind die ſonderbaren Funde, die wir bis jetzt gemacht haben, und von denen ich Sie bitte, in den Jahrbüchern Notiz zu nehmen. Ich füge noch hinzu, daß die Särge ſämmtlich am Fuße des Berges Lupfen, wo derſelbe zu Thal ausgeht, und zwar

2—8 Fuß tief in einer sehr zähen blauen Lette liegen, alle mit Wasser und Schlamm angefüllt. Ohne Zweifel hat die Lette und das Wasser sie so gut erhalten. Für Anatomen dürfte von Interesse seyn, daß bei den meisten Gerippen aller Kalk aus den Knochen verschwunden und nur der Leim erhalten ist, so daß sie sich wie Leder biegen lassen. Das Wasser in den Särgen verbreitet einen Schwefelgeruch. Das Gerippe im Hartmannischen Sarge hatte noch einen so starken Verwesungsgeruch, daß ein Arbeiter davon ohnmächtig wurde.

Das Thal liegt ziemlich versteckt zwischen dem hohen Lupfen und hohen Karpfen, zwei ausgezeichneten Bergspitzen, und mündet in einer bedeutenden Windung gegen die Donau bei Tuttlingen aus. Ringsum sind viele Wälder. Die keltische Endung dunum in dem Namen Lupodunum weist auf Wohnsitze keltischer Völker. Der römische Dichter Ausonius sagt in seinem Gedichte Mosilla V. 423, Kaiser Valentinian habe (im J. 368 n. Chr.) die Alemannen bis über den Neckar und Lupodunum und über die Quelle der Donau hinaus gejagt. Der Lupfen liegt zwischen der obern Donau und dem obern Neckar, und kann also wohl in ihm der Name jenes Lupodunum erhalten seyn. Allein die von uns aufgefundenen Todten haben schwerlich dem keltischen Volke angehört, weil wir zwar viele Keltengräber aus Stein mit Metallgeräthen, Thongefäßen ꝛc. kennen, aber kein einziges von Holz und mit Holzschnitzereien.

Die Römer haben in der Umgegend Befestigungen und Straßen in Menge gehabt, aber auch zu den Römern haben unsere Todten nicht gehört, weil sich in ihren Särgen keine Spur von römischen Münzen, Terracotten ꝛc. gefunden hat.

Erwägt man, daß in der ganzen Umgegend auch die heutigen Särge noch im Munde des Volkes Todtenbäume heißen, und daß dem alemannischen Volksstamme im Schwarzwalde die Kunst des Zimmerns und Holzschnitzens noch jetzt in vorzüglich hohem Grade eigen ist, so liegt es nahe, zu vermuthen, daß die Todten von Oberflacht dem am spätesten in diese Gegend eingewanderten und noch jetzt darin wohnenden Stamme angehört haben mögen. Nur nicht aus der christlichen Zeit. Zwar sind alle Gräber orientirt, die Todten kehren regelmäßig ihre Füße der aufgehenden Sonne zu; allein dieß ist keine ausschließlich christliche Symbolik. Auch schon die Heiden sahen in der wiederaufgehenden Sonne ein glückliches Vorzeichen der Wiedergeburt. Ja die Christen sind gerade von dieser alten Symbolik abgewichen, und begraben, wie bekannt, ihre Todten in allen Richtungen. Ganz entschieden liefern aber die Schlangen, die Todtenschuhe, die mitgegebenen Flaschen, Stäbe, Schalen mit Obst ꝛc den Beweis, daß die hier Begrabenen noch Heiden gewesen seyn müssen. Man kann nun an Sueven denken, die mit Ariovist schon zu Cäsars Zeit über den Rhein gingen und sich nachher, als die Römer in Helvetien vordrangen, mit König Marbod nach Böhmen zurückzogen; oder an Alemannen, welche seit dem zweiten Jahrhundert wieder siegreich in die römischen Gränzen einrückten, wenigstens seit dem vierten Jahrhundert schon feste Sitze an der obern Donau hatten und bis in's achte Jahrhundert Heiden blieben.

Die Todtenschuhe weisen auf nordisch-germanisches Herkommen. Es ist bekannt, daß die heidnischen Skandinavier ihren Todten Schuhe mit in's Grab gaben zur Reise in die Unterwelt (Hela), weßhalb die Schuhe auch Helske hießen. Vgl. Lachmann's Ausgabe der Müller'schen Sagarnbibliothek S. 126. Im Hennebergischen heißt noch jetzt die letzte Ehre, die man einem Todten erweist, der Todtenschuh, zum Beweise,

daß das Mitgeben der Schuhe ehemals eine Hauptsache bei Beerdigungen war. Vgl. Grimm's deutsche Mythologie, 2. Aufl. S. 795, und Mone's Geschichte des nordischen Heidenthums I 454.

Es kann Ihnen nicht entgehen, wie wichtig unsere Funde sind in Bezug auf Ermittlung des Unterschiedes zwischen Kelten- und Germanengräbern. Namentlich ist eine Vergleichung des Grabfeldes bei Oberflacht mit dem bei Nordendorf am Lech *) vom höchsten Interesse. Beide große Todtenäcker liegen einander räumlich nahe; auch die Zeit der dort stattgefundenen Beerdigungen dürfte nicht weit auseinander liegen. Einige Funde sind beiden gemeinschaftlich, z. B. die Birkenbastscheiden und die Purpurglasverzierungen. Und doch gehören sie offenbar zwei ganz verschiedenen Nationalitäten an, weil sich zu Nordendorf nur Steingräber, und in diesen Thongefäße, Terracotten, Münzen ꝛc. finden, von denen sich in Oberflacht keine Spur zeigt, während wieder in Oberflacht nur Holzsärge und in diesen ein wahrer Luxus von Holzarbeiten vorkommt, wovon in Nordendorf nicht das geringste wahrgenommen wurde. Die zwei in ihren Sitten und Gebräuchen so sehr verschiednen Völker können aber ohne Zweifel nur Keltoromanen zu Nordendorf und heidnische Alemannen zu Oberflacht gewesen seyn. Dort erblicken wir ein altes Kulturvolk, hier die einfachen freien Söhne des Waldes.

Stuttgart, im Juli 1846. Wolfgang Menzel.

Ueber das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol.

(Nachtrag zu Bergmann's Walsern im Anzeigeblatte S. 1—4 des CVIII. Bandes dieser Jahrbücher.)

Von Joseph Bergmann.

Als ich am 27. Juni 1845 das enge, lavinenreiche Patznaun-Thal durchwanderte, hörte ich im Unterthale deutsche Ortsnamen; beim todten Manne aber, eine Stunde abwärts von Ischgl, fängt das Gemisch mit romanischen Namen an. Eine Viertelstunde oberhalb Ischgl um den alten Weiler Patznaun sieht man sumpfigen, einst stehendem Wasser (vgl. das romanische puoz oder poz) abgewonnenen Boden, der mich zur Ueberzeugung führte, daß das ganze Thal von diesen einstigen Wasserlacken und Sümpfen seine Benennung erhalten habe. Romanischen Klanges sind: Vallül- und Matleinspitze, Tschamatsch, Gorva (Corvo? = Rabenspitze), Danterauas (wie im Thale Montavon), d. i denter (vgl. d'entre) auas = zwischen den Wassern, Name einer Wiese, die dem Wirthe Zangerl in Galtür gehört, Refin, Patan, das terrassenartige Safcalun (scalun, ital. scalona), Balün, Mutta ꝛc.

Den folgenden Morgen zog ich in aller Frühe nach Galtür, um an Ort und Stelle Manches zu sehen und zu vergleichen. Die Gegend, welche größtentheils holzerne, in mäßigen Zwischenräumen und in gefälliger Unordnung hingestreute Häuser malerisch verschönern, hatte in dieser Jahreszeit ungemein viel Freundliches und Alpenmäßiges. Bei einer Meereshöhe von 5039′ ist Galtür mit Ausnahme von Vent das höchste Dorf im Lande Tirol. Das Auffallendste war mir das allmälige Loswinden der Volkssprache von der prätigäuisch-montavonischen Mundart und der dermalige Uebergang in die tirolische. Im täglichen

*) Vgl. v. Raisers Fundgeschichte. Augsburg, 1844. Fortsetzung, 1846.

Verkehre unter ſich brauchen die ſchlichten Bewohner, etwa 400 an der Zahl, eine Mundart, welche jener im Prätigau, Montavon und der Leute am Tannberge gleicht, und das Anſiedeln von Tannberger Walſern, wie die Tradition meldet, ſcheint mehr als leeres Gefaſel zu ſeyn; denn noch kommen, wie ich im Anzeigebl. S. 3 des CVIII. Bandes d. Jahrb. erwähnte, Tannberger aus ihren Alpen am Arlberge an Feſttagen, z. B. Portiuncula (2. Auguſt), hieher in die Kirche.

Daß Galtür aus dem romaniſchen Worte cultura [1]) herkommt, und die dermalige Bevölkerung unbeſtreitbar aus zweierlei Volkselementen verſchmolzen iſt, vermag ich aus einer daſelbſt im Pfarrhofe eingeſehenen Urkunde darzuthun, welche der Biſchof Johann II. von Chur nach der Einweihung der Kirche zu Galtür in ſeinem Schloſſe Fürſtenburg (bei Mals) am 28 Juni 1383 ausfertigte. Sie lautet: Nos Joannes — — — notum facimus omnibus Christi fidelibus praesentibus et futuris, quod nos ad petitionem fidelium incolarum, et Vallensium Vallis, que Cultura nuncupatur, annexa valli, que dicitur Pazenon, consecravimus eisdem novam eorum Ecclesiam et cimeterium, que construxerunt propriis eorum laboribus et expensis in loco satis heremitico, laborioso et nemoroso in honorem sanctissimae Dei Genitricis Virginis Mariae, que primum ab eisdem incolis et colonis, tanquam a devotis Christi fidelibus in eodem loco, eodem templo cepit honorari et invocari, tanquam advocata miserorum etc. In derſelben Urkunde wurde auch nach biſchöflicher Beaugenſcheinigung der Gegend aus beſonderer Gnade den Leuten von Galtür, die ausdrücklich theils altheimiſche (incolae), theils Walſer und weiter unten Anſiedler (Vallenses — — et coloni) genannt werden, wegen der Kranken, des Taufens und Begrabens, kurz wegen der ſeelſorglichen Verrichtungen ein eigener Prieſter bewilliget. Bedeutungsvoll iſt ferner der Ausdruck »Vallenses Vallis, quae Cultura nuncupatur, annexa Valli, quae dicitur Pazenon,« woraus klar erhellet, daß man damals Galtür nur als Anhängſel vom Patznauner Thale betrachtete. Sowohl die Kirche, die als neu genannt wird, als auch der Friedhof waren höchſt nothwendig, da die armen Leute im ſtrengen Winter oft Monate lang von ihrer Pfarre Steinsberg im untern Engadin abgeſchnitten, ohne geiſtliche Hilfe waren, und die Leichname gefroren zu Hauſe aufbewahrt werden mußten.

Dieſe alte Kirche wurde in dem wilden Kriegsjahre 1622 durch die Engadeiner verbrannt, und darauf die jetzige gebaut, welche man in den Jahren 1772 und 1773 erweiterte. Als die Stifter der alten Kirche (von 1383) fand ich Otto von Malans und Hanns Plümpy, Männer graubündiſchen Namens; dann Erhart Meßner und Anna Burger; ferner in neuerer Zeit Herr Johann Rudolph von Halden [2]), vordem erzherzoglicher Regierungsrath zu Innsbruck, dann Rentmeiſter zu Feldkirch und Amtmann der Herrſchaft Blumeneck († 8. April 1674), und ſeine Gemahlin Claudia, und deren Vater Johann Georg Freiherr von Payersberg zu Boimund und Schwanburg († 9. Jänner 1702). Desgleichen

1) Noch in K. Ruprecht's Konſtanzer Richtung vom 4. April 1408 heißt es »alle Walliſer off Gultüre,« jetzt Galtür, richtiger als Galthür, wie man auf Landkarten und im Brixener Diöceſan-Schematismus dieſen Namen lieſet. Auch findet man noch einen Ort Cultura in der Pfarre Stampa im Thale Bergell in Graubünden.

2) Deſſen und ſeiner Gemahlin Claudia Grabſtein fand ich auf dem ſehenswerthen Friedhofe zu Feldkirch.

Herr Johann Andreas Puppus und dessen Frau Maria Clara nebst mehreren dieser Familie, Jakob Unterdelfser und dessen Hausfrau Magdalena Eggerin und deren Kinder. Das heutige Widum- und Meßnergut ist Unterdelfserische Stiftung.

Richter in Galtür waren: Johann Wille 1473, Martin Geiger 1539, Christian Thurnes 1550, Jakob Schuler 1641. — Noch leben Thurnes oder Turnes, in d. Jahrb. Bd. CVII. A. Bl. S. 4 Z 20 nach unklarer Mittheilung irrig Terues genannt. Im Taufbuche zu St. Gallenkirch im Montavon las ich einen Baschen (Sebastian) Durneß und im J. 1658 einen Jackle Dürneß. Auch findet man die im Thale Montavon heimischen und daher stammenden Namen Klehènz und Tschofen; das Geschlecht Vallaster ist in Galtür erloschen.

Die ältere Sprache der Galtürer war nach Aussage der drei und achtzigjährigen Klepha Salnerin im Weiler Wirl und des eben so alten Franz Joseph Non von der jetzt immer mehr und mehr tirolisirenden sehr verschieden, und hatte deutschengadinisch-prätigäuisch-montavonischen Anklang, woher auch die ersten Hirten und Ansiedler in dieses oberste Anhängsel des langgestreckten Patznauner Thales gekommen sind. Noch sagen die alten Leute: i bin in der Kilche g'si, und das junge Geschlecht tirolisch: ich bin in der Kirchen g'wöst. Der erstern Mundart gehören noch an: ä statt e, z. B. där, bätat *), gläga, säga für der, betet, gelegen, sagen; dann î statt des breitern und spätern ei, z. B. kîba, Nîs, trîba, wîb für keiben (keifen, zanken), Reis, treiben, Weib, jetzt gewöhnlich Waib gesprochen; so Meige (Mädchen) wie im Montavon, jetzt Madle; Spûsa jetzt Spausa (Braut), roman. spusa, französ. épouse und lat. sponsa; nûa, jetzt naie, d. i. neue, z. B. es ischt appes nûas, jetzt — ebbes naies.

Nicht tirolisch sind die Wörter und Redensarten der ältern Generation: Er ka nüt bässeres as d'Lüt usantera; äntern, ausäntern, einen, bedeutet das Auffallende in eines Gebärden oder Reden nachmachen, bei Notker anteron, imitari, vgl Schmeller's bayer. Wörterbuch I. 86.

Banna, die, was Benna bei den Walsern und der Umgegend, nämlich ein aus Brettern zusammengefügter zweiräderiger Karren, um Dünger u. dgl. auszuführen, das altgallische benna bei Cato.

Baschga, verb. bemeistern, bezwingen, besonders im Ringen.

Beinhosa (d. i. Beinhose), die, im tirolischen Stanzerthale Pfosa, Strumpf ohne Socken.

Bîsa, verb. neutr., vom Rindvieh, wenn es von der Bremse (Bîsewurm) gestochen wild herumläuft.

Biest, der, die erste dicke Milch der Kuh nach dem Kalben.

Gebsa, die, ein Milchgeschirr, wie am Tannberg und zu Mittelberg; im Montavon hörte ich Brenta, vom romanischen brenta, niedriger Kübel von Holz ohne Deckel.

Guxe, die, Schneegestöber.

Hêr, der, in verkürzter Form statt eines geistlichen Herrn, in dem Umfange, wie ich in den Walser Idiotismen Bd. CVIII. A. Bl. S. 22 dieser Jahrbücher angezeigt habe.

Heurupfel, die, Werkzeug, um das Heu aus dem Heustock oder Schober zu rupfen, was man im Oberinnthale Heuripfl und im Bregenzerwalde wie auch im Montavon Heulücher (von liuchan=

*) Da die Aussprache des Endvokales in bätat, dann in gläga, säga sich mehr dem a als e nähert, so schreibe ich a.

öffnen) nennt, Heu rupfa ist die Arbeit mit der Heurupfel; Rüschloch ist die Oeffnung im Heuboden, durch welche das abgerupfte Heu herabgeworfen wird, wahrscheinlich von rauschen.

Höselspies, der, Stricknadel; hösla, stricken; daselbst ist das gleichbedeutende Wort lismen, das man in der Schweiz und bei den Walsern hört, unbekannt.

Luga, sehen, schauen, hörte ich noch bei der alten Salnerin in Wirl.

Musbâsa, der, ein aus entrindeten Tannzweigen gemachter Besen, womit das in die Milch eingestreute Mehl zu einem Mus oder Koch eingerührt wird. Im Montavon heißt dieser Musbesen Frusa, vom roman. fruscha und fruschar, reiben; im Klosterthale sagt man Milchrübel und im Bregenzerwalde Ribele.

Red' verkehra hörte ich hier wie im Bregenzerwalde, d. i. die Rede, Stimme verändern, verstellen, entweder jemanden oder niemanden nachahmend, um für einen Andern gehalten zu werden oder sich unkenntlich zu machen. So pflegen es die Buben (Burschen) zu machen, wenn sie Nachts zu den Fenstern ihrer Geliebten kommen. Sie haben eine eigene Gewandtheit, durch das Einziehen und Ausstoßen des Athems die Stimme zu verkehren. Auch der ungerathene, zu seinem Vater heimkehrende junge Mayr Helmprecht verstellt, um sich unkenntlich zu machen, seine Rede:

»niht guoter witze ich walte
daz ich mîn rede verkêre.«

S. die poetische Erzählung von dem Mayr Helmprechte um das J. 1240 im LXXXV. Bd. dieser Jahrb. A. Bl. S 24. V. 804 u. 805.

Singëša, die, wie ich das Wort auch in Oberdamüls bei den dortigen Walsern hörte, da andere auch Singôsa sagen, d. i. ein Glöcklein, welches man dem Vieh auf den Alpen umhängt. In mundartlicher Abweichung sagt man Singarot, Glöckchen, campanello, in Toza, einer Gemeinde der sette Comuni.

Tribkübel, der Butterkübel, in welchem die Milch so lange umgetrieben wird, bis die Fetttheile zu Butter gerinnen.

Wäch sagen in Galtür die Alten, die Jungen hingegen stolz. Wäh oder mundartlich wäch wird auch in Tirol, Vorarlberg, in der benachbarten Schweiz und im Allgau gebraucht und bedeutet schön, schmuck, zierlich stolz, ahd. wâhi, ornatus, expolitus, venustus, mhd. waehe. Dieß Wort wird sowohl von Personen gebraucht, z. B. im Tiroler Kirchtag 1819. S. 31: »Der eine ist ihr z'wäch, der andere zu zottelt;« vgl. Schmeller IV. 49; im vordern Bregenzerwalde z. B. von Mädchen: d'Lisel ischt ung wäh, d. i. ungemein wäh oder stolz (ung ist die intensive Vorsylbe un — mit angeschleiftem g); als auch von Sachen, z. B. im Mayr Helmprechte von der Haube V. 15:

»diu was von bilden waehe,«

und V. 303:

»swer die hûben waehe
ûf minem houpte sache,«

In Bezug auf Kleidertracht, besonders weibliche, erinnert noch Manches an engern Zusammenhang mit Graubünden. Vaterländische Künstler mögen deren allmäligen Uebergang in die tirolische in einer bildlichen Gruppe den künftigen Geschlechtern festhalten.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundert sechzehnter Band.

1846.

I. N. 2115.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

Inhalt des hundert sechzehnten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Travels in Luristan and Arabistan. By the Baron *C. A. de Bode.* London, 1845.
2) Bokhara: its Amir and its People. Translated from the Russian of *Khanikoff.* By the Baron Clement A. de Bode. London, 1845 1

II. Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation, von Dr. Ludwig Friedrich Heyd. Dritter Band, vollendet und herausgegeben von Dr. Karl Pfaff. Mit dem Bildnisse des Herzogs Christoph. Tübingen, 1844 54

III. Cöllner Dombriefe, oder Beiträge der altchristlichen Kirchenbaukunst, von J. Kreuser. Berlin, 1844 . . 87

IV. Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein, von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, 1846 107

V. 1) Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Von F. Freiherrn v. Pfaffenhoffen. Carlsruhe, 1845.
2) Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde von Christian Binder. Stuttgart, 1846.
3) Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe, vom dreizehenten bis zum neunzehenten Jahrhundert. Nach Original-Urkunden und Münzen verfaßt von Joseph Albrecht. Stuttgart, 1846 125

VI. Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt von F. J. Mone. Zwei Bände. Carlsruhe, 1846 174

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXVI.

Seite

Crónica rimada de las cosas de Espana desde la muerte del Rey Don Pelayo hasta Don Fernando el Magno, y mas particularmente de las aventuras del Cid. Publicada por primera vez por el señor Don Francisco Michel 1

Epigraphische Excurse. Von J. G. Seidl (Schluß) . . . 27

Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten . . 66

Die Gräber bei Oberflacht am Berge Lupfen. (Zweiter Bericht.) . 107

Register 113

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1846.

Art. I. 1) Travels in Luristan and Arabistan. By the Baron *C. A. de Bode.* London, 1845; erſter Band 404, zweiter Band 398 Seiten, Großoctav.

2) Bokhara: its Amir and its People. Translated from the Russian of *Khanikoff.* By the Baron Clement A. de Bode. London, 1845; Großoctav, 314 Seiten.

Dieſe zwei neueſten Beſchreibungen der ſüdweſtlichſten und nordweſtlichſten Gränzländer des eigentlichen Perſiens, von denen jene an den perſiſchen Meerbuſen ſtoßende immer unter perſiſcher Herrſchaft ſtanden, dieſe aber jenſeits des Orus gelegenen, als Aniran, d. i. nicht zu Iran gehörige, das alte Turan oder Türkenland bildeten, ſind das Werk eines Deutſchen und Ruſſen, des Freiherrn von Bode und Herrn Chanikoffs, jene, leider! urſprünglich nicht deutſch, ſondern engliſch geſchrieben, die zweite vom deutſchen Freiherrn, leider! nicht ins Deutſche, ſondern ins Engliſche überſetzt; durch Beide wird die Kunde der obgenannten, bisher noch wenig bekannten Länder ſowohl durch den Text, als durch die beigegebenen Karten um ein Beträchtliches erweitert, und außer der Erdbeſchreibung im Allgemeinen ſind dem erſten die Alterthumskunde wegen der neu entdeckten altperſiſchen Denkmale und Inſchriften, dem zweiten die Statiſtik für die Verzeichniſſe der Stämme, der Märkte, der Medreseen und der Bücher, nach welchen in denſelben gelehret wird, zu beſonderem Danke verpflichtet, zu doppeltem dem Freiherrn, nicht nur als Beſchreiber ſeiner eigenen, ſondern auch als Ueberſetzer der ruſſiſchen, indem ſeit Meyendorf's Reiſebeſchreibung Nichts über die jenſeits des Orus gelegenen Länder erſchienen. Der Freiherr hält es für nöthig, in der Vorrede die Länder, welche unter dem Namen von Luriſtan und Arabiſtan von ihm durchreiſet und beſchrieben worden ſind, näher zu bezeichnen. Arabiſtan nennt er die bisher in der perſiſchen Geographie als Chuſiſtan bekannte Landſchaft. Luriſtan iſt aber bereits als das Land der Lur nicht nur aus Ritter's Erdkunde, ſondern auch nach ſeinen Dynaſtien und Stämmen aus der Geſchichte der Ilchane den Deutſchen ſo bekannt, daß eine beſondere Erklärung deſſelben, wenigſtens für deutſche geographiſche Leſer, wohl überflüſſig. Dem Freiherrn ſcheint die Geſchichte der Ilchane (Darmſtadt 1842) gänzlich unbekannt geblieben zu ſeyn, weil er ſonſt die zahlreichen im

Register noch besonders herausgehobenen Stellen, wo von den luriſchen Stämmen, von Klein- und Groß-Luriſtan die Rede iſt, wohl berückſichtiget haben würde. Vor dem Freiherrn haben dieſe Länder zwei um Perſiens Geographie und Paläographie hochverdiente Reiſende, die beiden Engländer Mac Donald Kinneir und Rawlinſon, beſucht; der Erſte hat darüber in ſeinem Geographical memoir of the Persian Empire (London, 1813), der Zweite im IX., XII, XIII. Bande der geographiſchen Geſellſchaft zu London neuen Bericht erſtattet. Da der Freiherr von beiden Kunde hat und nimmt, ſo wird durch die Vergleichung ſeines Berichtes mit den ihrigen und der von ihnen eingeſchlagenen Straßen, welche auf der dem erſten Bande vorgeſetzten Karte von Schuſter bis Kjaſerun noch überdieß mit verſchiedenen Farben angegeben ſind, das, was Jeder von ihnen geleiſtet, auf das Deutlichſte vor Augen geſtellt. Von den fünfzehn Hauptſtücken des erſten Bandes fallen eigentlich nur die drei letzten in den Bereich des Titels: Reiſen durch Luriſtan und Arabiſtan, denn die vorhergehenden beſchreiben die Reiſe des Verfaſſers von Thaheran bis Schuſter, der Hauptſtadt Chuſiſtans. Wiewohl die Länder des eigentlichen Perſiens, durch welche die Reiſe des Verfaſſers geht, von Morier in ſeinen beiden Reiſebeſchreibungen von Sir William Ouſely und Ker Porter, ausführlich beſchrieben worden ſind, und der Freiherr ſich oft auf dieſelben beruft, ſo ſind doch ſeine eigenen Bemerkungen und die Entdeckung mancher neuen Denkmale und Inſchriften ſehr dankenswerth. Die Begierde, die Ruinen von Perſepolis zu beſuchen, veranlaßte den Freiherrn Ende Dezembers des Jahres 1840 zur Abreiſe von Thaheran; er erzählt gelegenheitlich ſeines Vorbeireitens am armeniſchen Kirchhofe, wie i. J. 1836 die bis dorthin in ungeweihter Erde eingeſcharrten Leichname oder vielmehr Gebeine der i. J. 1829 Thaherans ermordeten Mitglieder der ruſſiſchen Geſandtſchaft in geweihte chriſtliche Grabſtätte übertragen wurden, den Leichnam des Geſandten Griboëdoff ausgenommen, welcher gleich nach der Mordſcene nach Tiflis geſchafft, dort unter ſtattlichem Denkmale ruht. Bei dieſer Gelegenheit wird erwähnt, daß auch dem einige Jahre zuvor an der Cholera zu Schiraſ verſtorbenen brittiſchen Reſidenten Rich das Begräbniß im armeniſchen Kirchhofe innerhalb der Stadt verweigert worden, und daß er dieſem Umſtande ſein Begräbniß im ſelben Garten, wo Hafiſ ruht, zunächſt dem Grabmale deſſelben dankt. Schwerlich möchte der Schatten dieſes Freundes des Recenſenten und dieſer denen Dank wiſſen, welche ſeine Reſte aus der klaſſiſchen Ruheſtätte des hafiſiſchen Gartens in einen armeniſchen

Kirchhof übertragen möchten. Das Beispiel persischer Fanatiker, welche einen so großen Werth darauf setzen, an den Grabstätten Ali's und seines Sohnes Husein zu Meschhed und Kerbela bestattet zu werden (wohin also eben so viel Karawanen von Särgen, als von Lebenden pilgern), dürfte doch schwerlich europäischem Verstande zum Richtmaße dienen. Die Pilger nach Meschhed und Kerbela heißen Meschhedi (nicht Mestschedi, wie des Verfassers Meschedi auf englisch zu lesen ist) und Kerbelaji; der Titel Hadschi wird nur denen, die nach Mekka pilgern, so wie von den Christen den Wallfahrtern nach Jerusalem beigelegt. Ein anderer persischer Wallfahrtsort ist die heilige Stadt Kum, wo Fathima, die Imamstochter ruht, und wohin sich die Schahe der Ssafewi begraben ließen Beim befestigten Dorfe Kumrud, in der Nähe der Brücke des Barbiers (Puli dellakj), welche über den sich in der Salzwüste verlierenden Fluß Kerdsch führt, erwähnt Frhr. v. B. der geheimnißvollen Religion der Einwohner, welche entweder der Sekte Ali Ilahi angehören, oder Reste der alten Gebern seyn sollen. Die Ruinen, welche Frhr. v. B. die von Siasine nennt, stehen auf M. Kinneir's Karte als Seasen. Daß Kjaschan in ganz Persien wegen seiner Scorpionen berüchtigt, ist bekannt, weniger daß Kjaschi, d. i. Einer von Kjaschan, synonym mit einem Feigen. Zwei feine Lithographien stellen das in der Nähe von Kjaschan gelegene Kjöschk von Finn vor. Zu Kjuhrud wird eine besondere verderbte persische Mundart gesprochen. Das ansehnliche Dorf Murtschehar (auf M. K's. Karte in Moorchakhoard verstümmelt) ist durch die Niederlage, welche die Afghanen hier von Nadir Schah erlitten, berühmt. Durch den Tschehar bagh (nicht chebarbagh) und über die Brücke des Saijenderud (nicht Zoyenderúd) zog Frhr. v. B. zu Ißfahan ein. Den Fortgang der vom französischen Missionär, dem gelehrten M. Boré, zu Dschulfa gestifteten armenischen Schule und das Gewährenlassen derselben durch den ersten Mudschtehid (nicht Mushteïd), erklärt Frhr. v. B. zum Theil aus den persönlichen Eigenschaften der dermaligen Vorsteher der persischen Geistlichkeit zu Ißfahan, zum Theile aus dem großen Fortschritte, welchen in jüngster Zeit der Sofismus (als Gleichgiltigkeitslehre gegen alle Religionen) gemacht; auch erlitt das Ansehen des großen Mudschtehid (Glaubenskämpen) eine große Niederlage durch das demselben bei Gelegenheit der Verfolgung der Luthi, d. i. Lotterbuben, vom ersten Minister, nämlich vom Motemid (Betrauten), entzogene Privilegium des Bast oder Zufluchtsrechts. Das Wort Bast für Freistätte ist uns unbekannt, vielleicht ist es als Best auszusprechen, und

in diesem Falle nur eine Abkürzung von Serbeſt und Serbeſtiet*), was das gewöhnliche persische Wort für Freiheit. Für Leser von Reisebeschreibungen, die des Arabischen unkundig, bemerken wir noch, daß Motemid nur eine andere Form des in älteren persischen Reisebeschreibungen für den Titel des ersten Ministers gebrauchten Namen Itimaded-dewlet ist, dieß heißt: die Stütze des Reichs, und Motemid, der Stützende mit der Ellipse des Reichs. In der Nähe von Ißfahan, auf dem Wege nach Schiraf, ist zu Kalaa Ruſtem (Kal'eh Rustám) die schönste Aussicht. Da Rustem's, des persischen Herakles Namen, so allbekannt, als der Name des letzten, so muß es nothwendig sehr auffallen, daß Mundt in seiner sonst überall aus den besten Quellen schöpfenden allgemeinen Literaturgeschichte (S. 100) Asfendiar und Ruſthm statt Isfendiar und Ruſtem schreibt; das letzte scheint wirklich nur ein Druckfehler des Setzers zu seyn, welcher durch den ganzen Auszug von Görres das H für ein E ansah, denn sonst wäre es unerklärlich, wie auch mit der geringsten Kenntniß des persischen Alphabetes aus dem Namen von Rustem das E ausgestoßen und dafür das H eingeschwärzt werden konnte; eine weit größere Verstümmelung, als die der Franzosen, welche den Mamluken Napoleons Rostan statt Roustem nannten. Die Gräber zu Tſcheſchme Multan, welche für die von Gebern gehalten werden, hält Frhr. v. B. wahrscheinlich für die von neueren indischen Kaufleuten, was schon der Name anzuzeigen scheint. Zu Kumiſche ward der Thronstreit zwischen dem regierenden Schah und seinen Brüdern durch den englischen General Lindſey, d. i. Sir Henry Bethune, entschieden; wenn die Perser den ersten Namen Lindſchi aussprechen, so machen es die Engländer mit dem zweiten französischen noch ärger, denn sie sprechen denselben nicht anders als Biten aus: wer würde sich getrauen das letzte statt Bethune zu schreiben? dieß im Vorbeigehen für die Reisebeschreiber, welche ohne alle Kenntniß eines orientalischen A B C die eigenen Namen so schreiben, wie sie in der gemeinen Aussprache des Volkes lauten; von diesen macht Frhr. v. B. meistentheils eine ehrenvolle Ausnahme, destomehr liegt uns ob, seine Schreibweise dort, wo sie irrig, in die richtige zu verbessern, wie z. B. statt Yezde-hast Jeſdichaſt, auf M. Kinneir's Karte richtiger Yesdikhast. Die Ebene von Murghab mit dem alten Grabmale, das von allen Reisenden sehr wahrscheinlich für das Grabmal des Cyrus gehalten wird, der

*) Siehe Geschichte des osmanischen Reichs, VII. Bd., 447, 522 S., VIII. Bd., 388 S.

örtlichen Sage nach aber, das Grab der Mutter Salomons heißt, wird umständlich beschrieben. Frhr. v. B. stimmt dem Sir W. Ouseley bei, welcher den heute Tachti Suleiman, d. i. Salomons Thron genannten Ort für die Stelle hält, wo die alten persischen Könige zu Thron saßen. Das viereckige Gebäude, welches die Bewohner der Ebene heute Sindan, d. i. den Kerker nennen, halten Reisende für einen Feuertempel, welche aber in der Regel rund und nicht viereckig. Die Ebene von Murghab wird vom gleichnamigen Flusse durchschnitten, welcher in dem Distrikte von Hafrek den Namen Polwar annimmt, dann in die Ebene von Merdascht eintritt, so, daß ihm der Berg Huseinkjuh mit den Skulpturen von Nakschi Rustem zur Rechten, der Berg Kjuhi Rahmet mit den Basreliefs von Nakschi Redscheb*) und den Ruinen von Tachti Dschemschid zur Linken. Bei der Brücke des Chans (Puli Chan) fällt der Polwar in den Kum Firus, den alten Araxes. Auf beiden Seiten des Karewanserai beim Grabe des Cyrus ist eine arabische Inschrift, welche aber nichts weniger als kufisch, da sie dem achten Jahrhunderte d. H. angehört, übrigens aber so schlecht abgeschrieben worden, daß Nichts weiter mit Sicherheit daraus zu entziffern ist. Reisende, welche zeichnen, und Künstler, welche der Natur getreu Porträte oder Landschaften malen, sind in dem sehr großen Irrthume befangen, daß Zeichnertalent zur getreuen Abschreibung von Inschriften in orientalischen Sprachen hinreichend sei, dieß ist aber durchaus nicht der Fall, indem ohne vorläufige Kenntniß des Alphabets die Treue der Abschrift bei Inschriften in neuarabischen oder neupersischen Alphabeten mit geschwungenen Zügen und in einander laufenden Buchstaben durchaus nicht zu erhalten ist; ein Anderes ist es mit der regelmäßigen viereckigen kufischen Schrift und der Keilschrift. Den größten Beweis der Wahrheit dieser Bemerkung liefern hier täglich die Siegelstecher im Nachstechen von arabischen Siegeln und Talismanen, indem auch die genauesten und geschicktesten derselben ohne vorläufige Kenntniß des arabischen und persischen Alphabets nie den Schwung des Neschi und noch weniger den des Taalik zu erreichen im Stande sind. Bei Weitem wichtiger als die neuarabische Inschrift des Karewanserai wäre wohl die hieroglyphische gewesen, welche ein Missionär vor einigen Jahren auf einem Steinblocke des Grabes des Cyrus gefunden, aber

*) Redscheb ist hier richtig Rejeb, in der Folge aber durchaus durch des Setzers Fehler Kejeb gedruckt; umgekehrt steht S. 95 Husein-Kuh statt Husein-Kuh, woraus klar, daß der Setzer die R der Handschrift öfters für K und die K derselben öfters für R ansah.

ſehr undeutlich abgezeichnet, ſo, daß auch aus dem Berichte des Frhr. v. B. über die Zeichnung des Padre Giovanni durchaus nichts mit Gewißheit ſich urtheilen läßt; er erhielt davon erſt bei ſeiner Rückkehr nach Thaheran Kunde, und die von ihm mitgetheilte kann wenigſtens dienen, künftige Beſucher des Grabes des Cyrus auf dieſen durch die Stelle, wo er ſich befindet, höchſt merkwürdigen Hieroglyphenſtein aufmerkſam zu machen. Außer dem Paſſe von Siwend, durch welchen der Fluß von Murghab ſich in die Ebene von Merdaſcht durchdrängt, erwähnt Frhr v. B. noch zwei anderer Päſſe, die auf M. K's Karten nicht vorkommen, nämlich: Akgeduk (Ak-Gadúk), d. i. die weiße Spalte, und links von der Siwendenge (Tengi-Sivend) der enge und kaum zu paſſirende Paß Tengi-Gilelek. Der Diſtrikt von Hafrek wird von dem Thale Kamin durch die Felſenreihe des Kjuh Husein getrennt, in welchen die Skulpturen von Nakſch Ruſtem, die aus früheren Reiſewerken bekannt genug, bei denen aber Frhr. v. B. die ihm durch eine Aeußerung eines Geber von Jeſd eingegebene neue Bemerkung macht, daß der Ring mit den zwei herabhängenden Enden, welchen die Hauptfiguren halten, und der bisher als das königliche Diadem erklärt ward, um welches ſich zwei Könige ſtreiten, der heilige Gürtel der Gebern ſey, welcher noch heute von denſelben zur Beſtätigung von Eidſchwüren gehalten wird, ſo, daß auch hier wahrſcheinlich nur die Beſtätigung eines Vertrages zwiſchen zwei Königen, welche den Koſti, d. i. den heiligen Gürtel, in den Händen halten, vorgeſtellt wird. Der Diſtrikt von Hafrek iſt zwiſchen den beiden Flüſſen Polwar oder Murghab (der Medus) und dem Kum Firuſ (dem Arares der Alten) eingeſchloſſen. Auf dem rechten Ufer des letzten liegt der Diſtrikt (Buk) von Ramgird, und zwiſchen ſeinem linken Ufer im oberen Laufe und dem rechten Ufer des Moin der Buluk von Moin. Der Diſtrikt von Hafrek hat dreißig, der von Merdaſcht zwanzig Dörfer. Von Staatsgründen, Schahi, gehören zwei Drittel des Ertrags dem Fiskus und ein Drittel dem Pächter. Von unbewäſſerten Feldern, Deimi, erhält der Diwan nur ein Fünftel des Ertrags. In den beiden obgenannten Buluk werden jährlich zwölftauſend Charwar (nicht harvar), d. i. Eſelslaſten, geſäet; ein Eſel heißt auf perſiſch Char und nicht Har, und daher ein ſehr dummer Menſch Char bateſchdid, d. i. ein Eſel mit einem Verdoppelungszeichen. Die Betrachtungen, welche dem Freiherrn die Ruinen des Palaſtes von Perſepolis einflößen, führen ihm Beckford's engliſches Mährchen Vathek (Wasik) und Lord Byron's Urtheil darüber ins Gedächtniß; er frägt: who has not read Vathek? dieß dürfte wohl bei den mei-

sten deutschen Lesern der Fall seyn, und Rec. muß, leider! gestehen, daß er unter die gehört, die dieses Mährchen eben so wenig als die in England so gepriesenen tales of the Genii je gelesen; die vom ersten hier gegebenen Auszüge lassen es ihn nicht bereuen. Frhr. v. B. besuchte den Sarkophag in der schon von Ker Porter gesehenen Höhle von Schaschar mu, und erwähnt zweier Inschriften, eine von sechzehn, die andere von vierzehn Zeilen, zu deren Abzeichnung er zwei volle Stunden verwandte, aber die Abschrift nicht mittheilt Der ausgezogenen Stelle von Vathek folgt eine aus Heeren übersetzte prosaische, und eine aus Thomas Moore's verhülltem Propheten Chorasan's genommene poetische, in welcher des Flusses Bendemir Erwähnung geschieht, und die mit dem Verse beginnt:

There's a bower of roses by Bendemeer's stream.

Das Dorf Bendemir besteht aus sechzig Häusern und zwanzig Mühlen, welche der Bendemir treibt; dieser aus dem Vereine des Medus und Arares entstandene Fluß hat seinen Namen Band Emir, d. i. Damm des Fürsten, von dem großten der drei Dämme, womit Adhaded-dewlet der Buide und Fachred-dewlet Dschault der Seldschukide die Wasser der beiden vereinten Ströme geregelt*). Frhr. v. B. scheint den Erbauer Adhaded-dewlet mit dem Herrscher des weißen Hammels Usun Hasan zu vermengen, indem er ihn Amir Uzun schreibt, was ein eben so großer Irrthum als der Morier's, welcher das Werk in seiner ersten Reisebeschreibung (S. 124) dem Timur zuschreibt; der Enkel Timur's Sultan Ibrahim, der Sohn Schah Rochs (nicht Sultan Rochs), ist der Geber des großen Korans, welcher im Gebäude der schönen Aussicht von Allah Ekber vor Schiras aufbewahret wird, und der achtzig Pfunde wiegt. Der Bach von Roknabad, welchen Hafis in seinen Ghaselen verewigt hat, würde ohne diesen Umstand keines Reisenden Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Frhr. v. B. zählt die sechs Statthalter von Schiras auf, welche das Land seit Fethalischahs Tode verwaltet haben. Wiewohl Fars eine der reichsten Landschaften Persiens, so ist dasselbe mit seinen Steuern doch sehr im Rückstande; es ist mit jährlichen 360,000 Toman, d. i. 180,000 L. St. besteuert. Von den zwei Straßen, welche von Schiras nach Behbehan führen, deren Stationen mitgetheilt werden, zog Frhr. v. B. die vor, welche ihn bei den Ruinen von Schapur und Newbedschan vorbeiführte. Ueber die Ebene von Descht Ardschan kam Frhr. v. B. durch

*) Das Umständlichere über diese drei Dämme im Aufsatze über die Geographie Persiens im VIII. Bd. dieser Jahrbücher S. 311.

die zwei Päſſe des ſteilen Gebirges, welches die Gränze zwiſchen dem rauhen nordöſtlichen Klima und dem milderen ſüdweſtlichen. Der Paß auf jener Seite heißt der des alten Weibes (Pirſen), der auf dieſer Seite der Paß des Mädchens (Tengi Dochter, wörtlich Tochter-Enge). Frhr. v. B. meint, daß dieſe beiden Namen ihren Urſprung dem verſchiedenen Klima danken, indem der Paß des alten Weibes auf der kalten Seite des Gebirgs, der des Mädchens auf der warmen; wahrſcheinlich iſt der Paß des alten Weibes viel weiter als der enge des Mädchens. Zu Kjaſerun beſuchte Frhr. v. B. die vor ihm auch von anderen Reiſenden beſuchte Berghöhle, in welcher eine coloſſale Statue Schapur's auf der Erde liegt, die vormals mit dem Kopfe an das Felſendach geſtoßen, aus dem Felſen als ein Pfeiler der Höhle ausgehauen worden zu ſeyn ſcheint. Der Fluß Schapur, welcher aus dem Paſſe des alten Weibes hervorbricht, iſt wahrſcheinlich der Granis des Nearchus. Zwiſchen den beiden Päſſen des alten Weibes und des Mädchens liegt das Thal Deſchti Ber, es heißt auch das Thal von Kjuhi Mere. Hier herum ziehen die räuberiſchen Stämme der Mamaseni und Duſchmen ſijari, deren letzter Name ihren Charakter ſehr treffend ausſpricht, indem derſelbe Feind der Reiſenden bedeutet Mune nahl iſt die Gränze zwiſchen dem Diſtrikte von Kjaſerun und Fahlijan; an einem Vorgebirge (Beſtengjah) lauern die Mamaseni und ihre Nachbarn die Bowi, ein Zweig des Koghiluſtammes, den Reiſenden auf; das ſchöne Thal von Bum mit ſeinen Weingärten und Granatenhainen ſticht gewaltig von der wüſten Strecke hinter dem Gebirge ab, welche der Aufenthalt von Antilopen, Wildſchweinen und Löwen. In der Ebene Ssahrai Behram beſuchte Frhr. v. B. die Skulpturen Nakſchi Behram, welche ſeit Kämpfer kein europäiſcher Reiſender beſucht hat, und die einen viel roheren Meißel kundgeben, als die von Nakſchi Ruſtem und Nakſchi Redſcheb. Die Ruinen der mehr als einmal verwüſteten Stadt Newbendſchan ſind nichts als zerſtreute Steinhaufen. Zwei Paraſangen vom nördlichen Ende der Ebene Behram ſind die Ruinen des in perſiſchen Gedichten und Geſchichten ſo oft erwähnten Kaalai ſefid, d. i. des weißen Schloſſes. Eine Hügelreihe trennt die Ebene Behram von dem ſchönen Thale Schaab Bewwan, welches ſeiner Schönheit wegen unter die vier Paradieſe des Oſtens gerechnet wird. Frhr. v. B., welcher zu Perſepolis und am Bendemir das Mährchen Beckford's und die Verſe Moore's anführte, hätte hier weit füglicher der ſchönen fünfzig Diſtichen langen Kaßidet erwähnt, welche Motenebbi zum Lobe

Adhad-ed-dewlet's auf dem Wege nach Schaab Bewwan [1]) gesungen, sie beginnt:

Was Frühling unter Jahreszeiten,
Ist unter Ländern dieses Land,
Und seltsam ist, wer es bewohnet
An Bildung, Zunge und an Hand.

Dann erwähnt er der damals noch blühenden Stadt, anderen Ruinen Frhr. v. B. vorbeizog.

Mir ist als ob Damaskus Ebne
Mir folgte her nach Neubendschan,
Es spricht Gesang der Turteltauben
Den Ton der Sängerinnen an.
Die Turteltauben sind hier nöthig,
Um Leid und Klage zu versteh'n,
Verschieden sehr von dem Bewohner,
Dem sie an Wildheit ähnlich seh'n.
Soll ich von hier in Schlachten gehen?
Fragt mich zu Schaab-Bewwan das Pferd [2]).

Fahlijan, das zur Zeit der Dynastie der Ssafewi eine kleine Stadt von 5000 Einwohnern war, zählt heute nur sechzig bis siebenzig Häuser; das Wasser des Flusses Abischur, d. i. Bitterwasser, ist, wie schon der Name desselben anzeigt, nicht gut zum Trinken; indessen führt der Fluß doch auch den Namen Schekerab, d. i. Zuckerwasser; er entspringt in dem Schneegebirge Ardekan's, nordöstlich des weißen Schlosses, durchschneidet die Ebene von Schaab Bewwan, geht beim schwarzen Schlosse (Kalaa siah, der Gegensatz von Kalaa sefid) vorbei, durch die wilde Gegend Mohur in den persischen Meerbusen. Das Thal Serabi siah (Schwarzwasserquell), wodurch der Weg weiter führte, hat Ueberfluß an Quellen, die von allen Seiten aus den Felsen und unter den Füßen aufspringen. Der Fluß Abischir, d. i. Milchwasser, macht die Gränze zwischen den zwei Stämmen Mamaseni und Koghilü. Baschk hat ganz das Aussehen eines alten europäischen Ritterschlosses. Frhr. v. B. bemerkt hier, daß der persische Charakter ein Gemische von großer Freimüthigkeit und großer Schlauheit.

---

[1]) Im XIII. Bande des Journals der englischen geogr. Gesellschaft sagt Frhr. v. B. der Name heiße: »die Schlucht des Zeltpfahls;« dieß ist ganz unrichtig, denn der Name der Schlucht ist Bewwan nicht Bewan; der Zeltpfahl heißt aber nicht Bewan, sondern Biwan oder Bowan. Kamus III. Band. Konstantin. Ausgabe S. 602.

[2]) Motenebbi der größte arabische Dichter. Wien 1824, S. 405. Eben da S. 419 die schöne Kaßidet auf die Gemsenjagd Adhad-ed-dewlet's in der Ebene Desch Ardschan.

Mandelbäume und der Kjuhinar (Feuerberg) ſtanden in voller Blüthe, der letzte trägt eine den Sorben ähnliche gelbe Frucht. Die wandernden Stämme (Iliat) legen im Sommer unglaublich weite Strecken zurück, um von ihrer warmen Gegend Germsir (vielleicht verwandt mit dem mähriſchen Ortsnamen Kremſier) in kühlere Weiden zu kommen, von den ſüdlichſten Geſtaden Perſiens ziehen die Kaſchgoi (ein türkiſcher Stamm von 12000 Familien) im Frühlinge nach Iſſfahans Weiden. Ob Daghünbezún als Daghunbeſun oder Daghembiſen auszuſprechen ſei, wiſſen wir nicht. Von hier ſind noch zwölf Paraſangen nach Behbehan durch ein vom Fluſſe Schemsi Arab (Araberſonne) durchwäſſertes Thal, welcher vielleicht der Brizana des Nearchus. Das von den Mamaseni-Stämmen bewohnte Land wird ſüdlich von Kjaſerun, nördlich vom Ardekan-Gebirge begränzt, und trägt den Namen Schuliſtan. Frhr. v. B. gibt eine Note Quatremere's über die Schul aus dem Mesalikol-ebßar; ſie haben dieſelben Sitten wie die Schebankjare. Ueber den urſprünglichen Diſtrikt der Schebankjare und ihre Dynaſtie hätte Frhr. v. B. das Wichtigſte in der Geſchichte der Ilchane finden können. Die Mamaseni ſind nicht die Nachkömmlinge der Schul, ſondern gehören, wie ihre Nachbarn, die Koghilu und Bachtjari, den luriſchen Stämmen an, welche alle Abkömmlinge der Send. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung des Frhr. v. B., daß die Mamaseni die Mamaceni [1]) des Curtius, die von Maracanda (Semerkand) hieher verpflanzet worden; ſo ſey der alte perſiſche Stamm der Artæi oder Ardæi von ihrem urſprünglichen Sitze in Mittelaſien nach Fars überſiedelt worden; dieß mag ſeyn, aber in keinem Falle hat der Namen der Lur, wie Frhr. v. B. meint, die geringſte Verwandtſchaft mit dem Namen Lohrasb, auch beſteht keine Gewährleiſtung für Rhode's Ueberſetzung dieſes Namens als »Herr der Pferde.« Rec. bemerkt, daß der Name des Stammes Art oder Ard ſich im deutſchen Hart wieder findet, daß daſſelbe aber im Perſiſchen vermuthlich Ardad gelautet, was heute der Name eines Wüſtengeſpenſtes, welches Reiſende vom wahren Wege abführt [2]). Von den vier Abtheilungen der Mamaseni (Ruſtemi, Bekeſch, Duſch-

[1]) Dieſe Vermuthung hat nur dann einige Wahrſcheinlichkeit, wenn Mamaseni wirklich ſo geſchrieben wird, wie es Frhr. v. B. ausſpricht; nach Fraſer (Jahrbücher der Literatur Bd. LXIII., S. 23) iſt aber die richtige Ausſprache Mahmud Sunni, derſelbe erklärt auch Iliat als den arabiſchen Plural des türkiſchen Il, was ſowohl Volk als Land heißt.

[2]) Ferhenge Schuuri I. Bd., Bl. 68.

men sijari, Dschoji) sind die ersten die tapfersten und mächtigsten, nach ihnen die Bekesch, mit denen sie immer sehr gespannt. Die Familien (Chanewar) der Mamaseni sollen mehr als 4000 betragen, sie sind mit 7000 Tomanen (2800 L. St.) besteuert. Die Koghilu sprechen ein verderbtes Persisches, wahrscheinlich Reste des ältesten; ihre Unterabtheilungen sind die Bowi, Borahmet, Rui, Tenghebi oder Thaibi und Bachmai. Ueber die Häuptlinge und den Sitz derselben, die Zahl ihrer Familien und ihre politischen Verhältnisse wird hier zum ersten Male genügende Auskunft gegeben. Frhr. v. B. bemerkt, daß, da über den Ursprung der Kurd und Lek, welche weder von türkischem noch arabischem Stamme, nie genügende Auskunft gegeben worden, dieselben wohl die ursprünglichen persischen Bewohner des Landes seyn dürften. Frhr v. B. bemerkt, daß Strabo den Namen der Cardaces von Carda ableite, was in ihrer Sprache tapfer und kriegerisch bedeute; hierüber ist zu bemerken, daß Kjard im heutigen Persischen ein Messer bedeutet, und daß Kurd der Name des Volkes, ganz verschieden von Gurd, welches im Schahname durchaus für den Namen von Helden gebraucht wird, und so auch bei Saadi:

Dani ki tschi güft Sal ba Rustem *gurd*
Duschmen netuwan hakir u bitschare schumurd
Weißt was zum tapfren Mann Rustem gesprochen Sal
Verachte nicht den Feind als klein und schwach zumal.

Die Landschaft Fars, welche vormals in die fünf Distrikte Isstachr, Darabdscherd, Schapur, Ardeschir und Kobad eingetheilt war, besteht heute aus drei Theilen: das eigentliche Fars, Laristan am persischen Meerbusen und Behbehan (der ehemalige Distrikt Kobad), der Sitz der Koghilu. Behbehan wird nördlich von der großen Bergreihe begränzt, welche die südlichen Provinzen Persiens von Irakiadschem trennt, südlich von dem nördlichen und nordöstlichen Gestade des Meerbusens; östlich und südöstlich umgeben dasselbe die Mamasenei, nördlich und nordwestlich die Bachtjari, westlich und südwestlich die Schaab-Araber, bewässert wird Behbehan von dem Schemsi Arab, dem Chairabad und Kurdistan; der Himmelsstrich ist so mild und das Erdreich so fruchtbar, daß im Jänner die Wiesen mit Narcissen übersäet sind, daß das Korn vier und zwanzigfach trägt. Halbwegs zwischen der Stadt Behbehan und dem Flusse Kurdistan sind weit ausgedehnte Ruinen, die aber nicht die von Aredschan, welche weiterhin auf dem linken Ufer des Flusses mehr landeinwärts. Die Lithographie der Ruinen einer mächtigen

Brücke, welche in der Nähe von Aredschan[1]) über den Fluß Tab führte, ist dem ersten Bande vorgesetzt, wahrscheinlich die im Idrisi, welchen Frhr. v. B. anführt, erwähnte Brücke, deren Erbauer Deilemi, der Arzt des tyrannischen Statthalters Hadschadsch Ben Jusuf's. In der Nähe des Passes Tengi Teko, aus welchem der Fluß Kurdistan oder den Ruinen Aredschans hervorbricht, hoch im Gebirge ist eine Spalte, aus welcher das von den Persern für Beinbrüche so außerordentlich heilsam gehaltene Pech quillt, das sie Mumia nennen; die beste Mumie aber, wie bekannt, quillt zu Darabdscherd[2]). Aus arabischen Quellen weiß man, daß der Berg, welcher die Mumia liefert, ursprünglich ein Vulkan, und wahrscheinlich war der Feuertempel von Ardschan oder Aredschan in der Nähe des Vulkans. Mahruban war der Hafen von Aredschan an der Mündung des Tab. Der Fluß Hindijan ist schiffbar von der See bis nach Seitun, das nur fünf Parasangen, d. i. eine Tagreise von Behbehan, entfernt. Zu Behbehan hörte Frhr. v. B., daß acht Parasangen davon gegen Norden beim Dorfe Dihdascht am Ufer des Flusses Kurdistan Ruinen einer Stadt, deren Stoqueler in seiner fünfzehnmonatlichen Pilgerschaft erwähnt, so auch die Ruinen einer andern Stadt bei Sadaat und zahlreiche Höhlen bei dem Passe Teng Berare. Alle diese vom Frhr. v. B. nicht gesehenen Ruinen empfehlen sich der Aufmerksamkeit künftiger Reisender in Persien. Diese zahlreichen Spuren alter Kultur berechtigen Frhrn. v. B. zur Vermuthung, daß hier das Asylum Persarum zu suchen, und daß der Hedypnes des Plinius, welcher jenseits des Asylum Persarum entsprang, der heutige Tab seyn dürfte. Frhr. v. B. vermuthet weiter, daß dieser Distrikt ein Theil des Verfschue, des Wendidad sei, welches im selben eine paradiesische Gegend genannt wird, wie noch heute die Ebene Schaab Bewwan eines der vier Paradiese Asiens. Zu Behbehan erhielt Frhr. v. B. Kunde von Ruinen, die sieben Parasangen nördlich im Gebirge der Behmei, die er aufzusuchen

---

[1]) Ueber die Geographie Persiens Bd. VIII., S. 341.

[2]) In den Auszügen, welche Frhr. v. B. im XIII. Bde. des journal of the R. geog. society gegeben, wird das Dschihannuma doppelt irrig citirt, 1) S. 272 statt 271, 2) Arechan statt Aregan, nämlich: ارغان statt ارخان; in Nerciat's Uebersetzung des Aufsatzes über Persien steht zwar richtig Arghan und nicht Arkhan, aber von Erdjam findet sich im deutschen Aufsatze keine Spur, Frhr. v. B. hat Unrecht, nicht das deutsche Original zu Rathe gezogen zu haben.

beschloß; auf dem Wege dahin kam er nach Taschun, dessen Einwohner für sich die Sage in Anspruch nehmen, daß hier Abraham von Nimrod in den Feuerofen geworfen worden, während nach Rawlinson die Einwohner von Mendschenik in dem Lande der Bahtjari dasselbe behaupten. Einigen Anstrich zu dieser Behauptung für diese oder jene gibt das zwischen den beiden obgenannten Orten gelegene Dorf Ur, gleichnamig dem Geburtsorte Abrahams in Chaldäa. Von hier ging es nach den vom Frhrn. v. B. zuerst beschriebenen höchst merkwürdigen Skulpturen am Passe Tengi Saulek, die durch drei beigegebene Lithographien anschaulich gemacht, ganz neue Vorstellungen enthalten, die bisher noch auf keinem der bekannten persischen Felsenmonumente vorgekommen; die merkwürdigste derselben ist die des mit einem Bande umwundenen Lingam, welchem ein Priester an der Spitze von neun Personen Verehrung zollt. Da Frhr. v. B. selbst die Vermuthung ausspricht, daß er hier im alten Elymais an der Stätte eines alten Heiligthums der Anaitis oder Mylitta stehe, welche vorzüglich in Elymais verehrt ward, und da es allbekannt, daß Anaitis die persische Venus, so hätte Frhr. v B. seine Vermuthung sehr leicht durch die Stelle des Tacitus bestätigen können, welche lehrt, daß Venus in ihrem Heiligthume auf Cypern nicht als Statue, sondern gerade in der auf diesen Skulpturen abgebildeten Lingamsform verehret ward: Simulacrum deae non effigie humana: continuus orbis latiore initio tenuem in ambitum, metae modo, exsurgens, et ratio in obscuro. Die Ursache, warum die Göttin der Liebe in priapäischer Form metae modo exsurgens verehrt ward, konnte wohl auch für Tacitus nicht dunkel seyn, aber er fand es für besser dieselbe errathen zu lassen, als sie deutlich auszusprechen. Unter dieser Tempelvorstellung ist eine Jagdscene abgebildet, mit einer fünfzeiligen Inschrift in Schriftzügen, die Frhrn. v. B. gänzlich unbekannt, eine zweite solche Inschrift von fünf Zeilen unter dem Altar. Es ist sehr zu bedauern, daß Frhr. v. B. nicht von diesen beiden Inschriften sowohl, als von der fünfzeiligen, welche sich auf der nächstfolgenden Seite dieses großes Felsenblockes, welcher 30 — 40 Fuß hoch, 80 — 90 im Umfange hat, befindet, genauere Abschrift genommen, einige Zeilen derselben sind jedoch zu Ende des ersten Bandes auf einer Tafel gegeben. Die zweite Vorstellung ist nicht minder merkwürdig:

»Die Hauptfigur liegt auf einem Bette (couch) mit dem linken Arme auf ein Kissen gestützt, in der Rechten einen Kranz (circlet) haltend, der Kopf ist mit zwei Buschen (clusters) dicken Haars geschmückt, aber nicht ein Zug des Gesichts ist zu unterscheiden, zwei Figuren sitzen

am Fuße des Bettes, eine derselben mit einer Art von Diadem auf dem Kopfe mit sechs (muß sieben heißen) aus einander fahrenden Strahlen, deren jeder mit einem kleinen Kügelchen endet *).«

Frhr. v. B. sagt nicht, ob die Figur auf dem Bette männlich oder weiblich, aber außer dem Haarschmucke läßt die Bildung der Brust auf der beigegebenen Abbildung keinen Zweifel übrig, daß es eine weibliche Figur; auf einem persischen Bette, welches einige Aehnlichkeit mit dem ägyptischen, in Wilson's Werke über Aegyptens Alterthümer (II. Bd., S. 201) hat; diese vom Frhr. v. B. in einer Note bemerkte Aehnlichkeit ist aber keine große, indem das ägyptische Ruhebett mit einer am oberen Ende überhängenden Federdecke überzogen ist, das persische aber ein geländerloses Sofa ist, an dessen obersten Ende ein großer Polster, worauf die Figur sich stützt. Die sieben (nicht sechs) Strahlen, womit die letzte der beiden unten sitzenden Figuren gekrönt erscheint, ist der bekannte Kopfschmuck des Sonnengottes Helios, der auf alten Denkmalen ganz so abgebildet ist; der Kopfschmuck der andern Figur scheint die phrygische Mütze zu seyn. Wir haben also hier ein vollkommenes Lectisternium der Göttin Anaitis, welcher Helios und Luna zu den Füßen sitzen; die hinter ihr auf Zehen stehende weibliche Figur ist am Kopfe so beschädigt, daß Frhr. v. B. nur mit Mühe den Umriß erfassen konnte. Gegenüber dieses großen, schwarzen, gelbgestreiften Monolith's ist ein kleinerer mit anderen Felsen zusammenhängender Stein, worauf ein Reiter im vollen Rennen, den drei Zwerge mit Steinwurf und Pfeil verfolgen. Frhr. v. B. macht auf den unter den Füßen des ersten Zwerges liegenden Hammer (welcher aber in der Abbildung nicht sichtbar) aufmerksam, weil demselben die Zwerggestalten auf babylonischen Alterthümern führen. Vielleicht sind aber hier bloß Bergleute vorgestellt, welche einen in ihre Felsenpässe eindringenden Reiter verfolgen. Frhr. v. B. bemerkt, daß der Styl dieser Figuren ein ganz anderer als der sasanischen zu Nakschi Rustem, Nakschi Redscheb, Nakschi Behram am Berge Bisutun, zu Tachti Bostan und zu Schapur; sasanisch hingegen ist das große Thor Rahdar Derwasei getsch in dem Gebirge der Bachtijari in der Nähe der Ruinen der Stadt Tesseng oder Thaijb, welche Frhr. v. B. für das Tabae des Polybius hält. Frhr. v. B. beschreibt auch die Ruinen von Mendschenik, die der Brücke von Harahsad oder

*) Diesem alten Kopfschmucke des Helios ist augenscheinlich der neuere der lombardischen Bäuerinnen und Bürgerinnen nachgebildet, indem die Strahlen ihrer silbernen Kämme in solchen Kügelchen enden, wie hier die sieben Strahlen der Figur.

Dschirsad und andere in der Nähe von Mal Emir, welche vielleicht die der Stadt Eidedsch. Bei Gelegenheit der zahlreichen Löwen (das Symbol Ali's des Löwengottes) auf persischen Friedhöfen, bemerkt Frhr. v. B., daß der schwarze Bock zu Tebris sich vielleicht aus der Zeit der Dynastie Kara Kojunlu (nicht Kaïulú), d. i. vom schwarzen Hammel herschreiben dürfe. Dem zweiten Bande ist ein kleines Kärtchen beigegeben, das nicht breiter als das Oktavformat, die Straße des Freiherrn durch die Ebene von Murghab und dann von Schuster nach Burudschird durch Klein-Luristan gibt. Von Mal-Emir folgte der Reisende der großen acht bis neun Fuß breiten gemauerten Straße, welche je nach fünfzehn oder zwanzig an einander gefügten Felsstücken von einer Reihe behauener Steine durchschnitten ist, welche das Mauerwerk festhalten; diese Straße heißt im Lande die des Atabeg. Frhr. v. B. ist der Meinung, daß ein solches Werk keineswegs einem der Atabege von Klein-Luristan angehören könne, sondern den alten persischen Königen zugeschrieben werden müsse, und daß dieß der Climax-Megale des Plinius und die Leiterstraße (des Diodor von Sicilien) sei. Frhr. v. B. folgt der französischen Uebersetzung Miot's und übersetzt dessen Echelles ganz richtig mit Ladder. Da das Original Diodor's kein anderes Wort als Plinius, nämlich Climax*) hat, so ist darüber, daß der Climax des Plinius und Diodor's eine und dieselbe Straße sei, wohl kein Zweifel. Indessen möchte Rec. die Straße des alten Atabeg doch nicht so unbedingt den alten Persern zuschreiben, und dem großen Atabeg, welchen die Sage als den Werkmeister nennt, das Verdienst, dieselbe in dem heutigen Zustande gebauet oder wenigstens hergestellt zu haben, absprechen. Dieser große Atabeg ist aber keiner der Dynastie von Klein-Luristan, sondern kein anderer als der große Atabeg Aadhadedewlet, Herr von Fars, Luristan und Chusistan, Erbauer der drei großen Dämme in Fars und des Schadirwan zu Schapur. Es ist möglich, daß Aadhadedewlet die alte persische Leiterstraße nur wieder hergestellt, wie Justinian die alte gepflasterte Römerstraße über den Hämus. Die Ebene von Mal-Emir hat zwei Seen, welche Schahbend heißen, und auf derselben sind mehrere künstliche Hügel von der Höhe des großen zu Schusch bei Dissul. In einer Höhle des die Ebene begränzenden Berges fand Frhr. v. B. Skulpturen, welche den Namen Schikjafti Selman, d. i. die Spalte Selman's, tragen, und wobei eine drei und dreißig Zeilen lange, zum Theil verwitterte Inschrift in Keil-

*) ἕως τῆς καλουμένης κλίμακος κοίλη.

schrift, welche Frhr. v. B. abschreiben wollte, aber als er dieselbe vom Wasser zu sehr beschädiget fand, den Gedanken aufgab. Den Namen Selman's (des Barbiers Mohammed's) danken diese Skulpturen dem Umstande, daß jener vierzehn oder fünfzehn Miglien von hier zu Ramhormus geboren. Die von Rawlinson zu Schusch abgeschriebene Keilinschrift hat dieselbe Anzahl von Zeilen. Frhr. v. B., welcher Hindernisse fand, nach Schusch oder Schuschan zu gehen, spricht sich in einer Note dafür aus, daß das alte Susa zu Schusch und nicht zu Schuster zu suchen, und daß der Choaspes der heutige Kerche[1]) und nicht der Kuren sei. Im Frühlinge und in den Regenmonaten stürzen hier zahlreiche Cascatellen über die Felsen, und Frhr. v. B. zählt bei dieser Gelegenheit ein halbes Dutzend von Wasserfällen Persiens auf. Vor der Höhle von Schikjafti Selmann[2]) sind Spuren von Wohnungen; Frhr. v. B. glaubt, daß die von Curtius erwähnte Stadt der Uxier in der Ebene von Mal Emir zu suchen sei, in deren Mitte drei Miglien östlich von den Berghöhlen ein großer künstlicher Hügel, so hoch als der von Babylon und Schusch; wenn dieß richtig, so kann, wie Frhr. v. B. sagt, kein Zweifel seyn, daß der Pasi Tigris, wofür Rec. den Dscherahi gehalten, der Kuren sei; dieser ist nach allem Anschein derselbe mit dem Karun oder Dischlei Schuster der orientalischen Geographen[3]).

Im XIX. Hauptstücke gibt Frhr. v. B. die Eintheilung von Luristan in Groß- und Klein-Luristan, welche schon aus dem Dschihannuma bekannt, ohne jedoch die Gränzen von beiden näher zu bestimmen. Groß-Luristan ist von dem Stamme der Bachtjari bewohnt, welche mit weniger Abweichung dieselbe Sprache wie die Kurden sprechen, und die daher Rich für Kurden, Frhr. v. B. beide für Abkömmlinge der alten Sendstämme hält; sie zerfallen in die zwei Hauptstämme der Tscheharleng und Heftleng, deren jeder acht Unterabtheilungen hat. Frhr. v. B. gibt eine äußerst schätzbare Stammtafel, in welcher diese Stämme mit den von ihnen abhängigen, mit den Namen ihrer Häuptlinge, ihren Winter- und Sommerlagern aufgeführt sind. Luristan ist das Elymais des Plinius, das

---

1) Der Kerche heißt im Dschihannuma der Fluß von Sus, er nimmt die Wasser von Gulgu, Silahur, Churremabad auf, geht durch die Landschaft Huweise, mischt seine Fluthen mit denen des Flusses von Disful und Schuster, und fällt dann in den Schatholarab. S. 286.

2) Im Texte II., S. 53 Shikáfti-Salmán, auf der Lithographie der Skulpturen irrig Shikofti-Salman.

3) VIII. Bd. der Jahrb. S. 359.

Elam der Schrift, dessen Urbewohner nach den Quellen morgenländischer Geschichte weder die Kurden noch die Bachtjari waren, sondern die Schulen; über diese sowohl als über die späteren vom Berge Sumak in Syrien eingewanderten arabischen Stämme, so wie über die Dynastien von Groß- und Klein-Luristan, die großen und kleinen Atabege, jene aus der Familie der großen Fadhluje, diese aus der Familie Chorschid, hätte sich Frhr. v. B. aus den über dieselben in der Geschichte der Ilchane nach den verläßlichsten Quellen persischer Geschichte gegebenen Kunden belehren können. Frhr. v. B. gibt die Geschichte der Bachtjari erst seit der Zeit Nadir Schah's; in Europa wurden sie zuerst durch Hanway bekannt, welcher einen Kriegszug derselben gegen Ißfahan zur Zeit der afghanischen Herrschaft über Persien erzählt. Die Sprache der Bachtjari ist ein gebrochenes Persisch mit vielen veralteten Wörtern. Frhr. v. B. bringt mit ihrem Namen eine Stelle des Plinius in Verbindung, welche nach den Cossäern, den östlichsten Nachbarn Susiana's, die Bactrier nennt [1]). Darüber, daß Cossäer die Einwohner des heutigen Chusistans waren, kann wohl kein Zweifel obwalten, da sich ihr Name im heutigen der Landschaft erhalten hat, und so mögen wohl auch die Bachtjari die Abkömmlinge der Bactrier, d. i. der Oestlichen, seyn, indem Bachter auf persisch den Osten, so wie Chawer den Westen bedeutet [2]). Zwischen den Heftleng und Dscheherleng besteht große Gereiztheit ihres Weiderechtes willen, welche oft im Blutvergießen endet. Die Bachtjari haben sehr schlechten Ruf in ganz Persien, und wiewohl die Perser überhaupt Lügner, so sind die Bachtjari unter diesen noch als größere Lügner verrufen. Diese wilden Stämme sind Schii, und die Weiber viel andächtiger als die Männer. Ißfahan, das trotz seines Verfalles noch heute 70—80000 Einwohner zählt, wird durch zwei Drittel des Jahres von Kermanschah und Ardelan aus mit Hammelfleisch versehen, und während eines Drittels des Jahres von den Luren und türkischen Stämmen in Fars. Der Tabak, der in dem Gebiete der Dschaniki, Serhad und Germsir wächst, versieht die Märkte von Schuster und Dissul. Die Pferde der Bachtjari sind etwas größer als die arabischen, von denen sie sehr viel Blut in den Adern haben, sie sind flink, sicheren Tritt's und weichmaulig. Die Pferde der Schaab-Ara-

[1]) Susianis ab Oriente proximi sunt *Cossaei* — inde mollissimo transitu in *Bactros*. L. VI. C. 27.

[2]) Im Ferhenge Schuuri Bd I., S. 159 sind die Belege hiezu aus persischen Dichtern gegeben.

ber sind in ganz Persien sehr geschätzt, aber am Hofe des Schahs wird die turkmanische Rasse der Tekke der arabischen vorgezogen. Die Kleidung der Bachtjari ist ein kurzärmlicher Ueberrock aus Filz, dessen unterer Theil wegen der Steife des Filzes weit wegsteht, während die Filzmütze hart an dem Kopfe anliegt; das Unterkleid besteht aus einem kurzen baumwollenen Hemde und Beinkleidern. Die Sandalen der Jliat sind oben aus Baumwolle gewirkt, unten starkes Leder mit einer vorne hoch, wie das Vordertheil einer venetianischen Gondel, emporragenden Spitze; die Abbildung ist dem Texte einverleibt. Die sieben Seiten lange Note zu diesem Hauptstücke ist ein Auszug aus Sir John Malcolm's Geschichte von Persien über die Atabegen von Luristan oder Loristan (keineswegs Laristan). Frhr. v. B. ist ganz in demselben Irrthume befangen wie S. J. Malcolm, indem er Luristan mit Laristan vermengt, und beide für Eines hält. Laristan, d. i. das Gebiet von Lar, ist der südöstlichste Winkel von Fars, der unmittelbar an Kerman stößt, während Luristan auf der entgegengesetzten nordwestlichen Seite von Fars liegt; Lar ist das Larike der Alten, nach welchem die arabischen Geographen das Meer von Herkend auch das larische nennen [1]). Lar oder Lare ist das altdeutsche Wort für Wohnung, Wohnsitz [2]), daher Gilare (das persische Kilar, das neudeutsche Keller). Frhr. v. B. hätte diesen großen Irrthum nicht nur aus M. Kinneir's Karte, sondern auch aus der im VIII. Bde. dieser Jahrbücher enthaltenen Abhandlung über die Geographie Persiens (S. 349) leicht berichtigen können, da in dem letzten die Gränzen Laristan's nach dem Dschihannuma S. 258 genau angegeben sind. Was die Aussprache der Landschaft Luristan oder Loristan betrifft, so ist zwar die erste der zweiten vorzuziehen, weil das Volk sich selbst Lur und nicht Lor nennt, aber die Aussprache von Loristan ist deßhalb keineswegs eine unrichtige; im Ferhenge Schuuri (Bd. II. Bl. 342) steht nur Loristan (ohne Waw) als das Land der Loren, und keineswegs Luristan; im Burhani kathii [3]) stehen hingegen die Lur mit Waw, jedoch mit der Bemerkung, daß dieses medschhul sei, d. i. als O ausgesprochen werden müsse. Diese Aussprache ist in jedem Falle eine Anomalie, denn auf derselben Seite des Ferhenge Schuuri stehen die Lulu (im Plural Lulian), d. i. die Natursänger beim Ausbruche der Freude (die

[1]) Reinaud, relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine. Paris 1845.

[2]) Urdeutsche Sprache nach den Stammwörtern S. 176.

[3]) Konstantinopolitaner Ausgabe S. 739.

Ludler), mit Waw geschrieben als maaruf, d. i. mit U auszusprechen. Rec. ergreift diese Gelegenheit, um auf die uralte Verwandtschaft der persischen Lulian mit den österreichischen Ludlern aufmerksam zu machen; die Lulian werden in der Note nach Chanikoff als ein zigeunerartiger Stamm Bochara's aufgeführt, wir werden darauf bei der Anzeige von Chanikoff's Werk zurückkommen, und bemerken hier nur, daß die Luli (die Ludler) keineswegs mit den Luthi, welche Frhr. v. B. (S. 157) als buffoons übersetzt, und welche mit den Lotterbuben zunächst verwandt, zu verwechseln sind. Frhr. v. B. gibt genauere Nachricht über die Schaab-Araber, welche erst seit ihren Seeräubereien zu Ende des vorigen Jahrhundertes und der Eroberung ihrer Stadt Mohammere durch den Pascha von Bagdad in Europa bekannt geworden sind; der Name dieser Stadt steht vielleicht in Bezug mit der alten freigeisterischen Sekte der Ismaeliten oder Siebner, welche auch Mohammere, d. i. die Gerötheten, vermuthlich von den rothen Kleidern, die sie trugen, genannt wurden *). Zur Zeit der Dynastie der Ssafewi unternahm Kulichan, der Statthalter von Fars, einen Zug wider die Schaab-Araber; damals standen unter persischer Hoheit, jedoch mit unumschränkter Macht, vier Wali's, wie ehemals (nach Thaberi) sieben Könige, daher ihr Oberherr der König der Könige betitelt ward; diese waren der Wali von Hawise (Huweise) oder Arabistan; der von Gurdschistan, d. i. Georgien; der von Ardelan, d. i. dem östlichen Kurdistan, und der von Luristan. Frhr. v. B. setzte seine Reise nach der Ebene von Gülgir zum Lagerplatze der Dschaneki fort, deren Weiber größere Freiheit als die Städterinnen genießen. S. 136, die Unterabtheilungen der Dschaneki und Fortsetzung des Weges nach Beitawend. — Frhr. v. B. besuchte eben so wenig den alten Tempel von Suleiman Kudschuk als Rawlinson, welcher davon die erste Kunde gegeben, wahrscheinlich ein Tempel der Anaitis, deren Kultus in Elymais vorzüglich blühte. Von Beitawend nach Schuster sind fünf Parasangen. Der Fluß von Schurischab (Sauerwasser) fließt durch Zuckerpflanzungen, hieraus erklärt sich's, wie ein und derselbe Fluß die so entgegengesetzten Namen von Schurab, d. i. Bitterwasser, und Schekerab tragen kann. Zucker wurde vormals auch zu Schuster und besonders zu Ahwas gepflanzt, was heute nicht mehr der Fall. Schuster ist seiner großen Hitze und Augenkrankheiten wegen verrufen, nirgends sah Frhr. v. B. so viel kranke Augen als zu Schuster und Dissul.

*) Geschichte der Assassinen, Stuttgart, 1818; S. 39.

Die Einwohner von Schuster sind eben so witzig als liederlich. Als Erbauer der großen Brücke von Dissul von vier und vierzig Jochen wird Schapur Sul-ektaf angegeben, die Herstellung der eingestürzten Joche durch Mohammed Ali Mirsa, den Sohn Feth Ali Schah's, kostete sechzig Tausend L. St. [1]). S. 165 spricht Frhr. v. B. von den drei hellen Sternen, welche regelmäßig im Osten vor der Morgendämmerung erscheinen. Diese Stelle verräth doch gar zu große Unkunde mit den Namen der Sterne und ihrem Laufe, wahrscheinlich rief der Gürtel des Orion diese naive Stelle hervor, sie paßte besser in dem Munde lyrischer Dichter, welche so oft den Mond und den danebenstehenden Stern besingen. Dieser astronomischen Unkunde hält auf der folgenden Seite die historische das Gleichgewicht, wenn Frhr. v. B. sagt, daß er nie mit Gewißheit habe erfahren können, wen die Perser unter Dekianus meinen. Daß dieser kein anderer als der Christenverfolger Decianus, ist Allen bekannt, welche die morgenländische Sage der Siebenschläfer kennen; Rich, welchen Frhr. v. B. in der Note anführt, hat im III. Bde. der Fundgruben des Orients die Geschichte des Dekianus mit den Siebenschläfern umständlich gegeben. Frhr. v. B. hält das heutige Schahabad mit seinen Ruinen für das alte im Beginne des Chalifats durch seine medizinischen Schulen so berühmte Dschondi Schapur (eigentlich Kendi Schapur [2]), doch stimmt mit dieser Vermuthung die beigegebene Karte nicht überein, auf welcher Schahabad weit näher bei Schuster als bei Schusch, während nach dem Dschihannuma S. 284 die Entfernung Dschindi Schapurs von Tuster acht Parasangen, von Schusch aber nur sechs beträgt. Diese Ruinen liegen wie die von Rei mitten unter gepflügten Feldern. Frhr. v. B. gibt die von ihm zu Schuster über die Sabier oder Johanneschristen gesammelten Nachrichten, und meint, daß sie wohl Reste der alten Sabäer seyn könnten. Wiewohl ihnen Frhr. S. de Sacy im Journal des Savans sowohl die Verwandtschaft mit den Sabäern als das Christenthum abgesprochen, so stimmt Rec. doch der Meinung Frhrn. v. B's. bei, daß sie wirklich Reste der alten Sabäer mit einem Anfluge von Christenthum seien, wel-

---

[1]) Die Brücke von Dissul hat nach dem Memoir M. Kinneir's S. 99 nur zwei und zwanzig Joche, welche im VIII. Bde. der Jahrb. S. 371 durch Druckfehler in zwei und dreißig, vom Frhrn. v. B. aber gar auf vier und vierzig Joche vermehrt worden sind. S. 202 kömmt die Brücke von Dissul abermal aber nur mit zwei und zwanzig Jochen vor, und als Erbauer derselben wird dort der alte persische König Huscheng genannt.

[2]) Jahrbücher der Literatur VIII. Bd., S. 371.

chen sie durch die Annahme eines apocryphen Evangeliums St. Joannis erhalten haben. Das Fihrist macht keinen Unterschied zwischen den Sabäern und Sabiern, und der in der arabischen Literaturgeschichte unter dem Namen Essabi berühmte Wohlredner gehörte ganz gewiß dieser aus dem Heiden- und Christenthume gemischten Sekte an. Die Sabier haben den größten Abscheu vor der blauen Farbe, als der des Teufels, welche sie nicht einmal berühren wollen, dieß ist der Fall auch mit den Teufelsanbetern, den Jesidi, welche aus heiliger Scheu weder den Namen des Satan (Scheithan) aussprechen, noch mit der blauen Farbe etwas zu thun haben wollen, bloß weil der Name derselben in ihrer Sprache Schin heißt, welches mit einem Sch beginnt, wie Scheithan. Den Teufel heißen sie nicht anders als Melek (nicht Melik) Thaus, d. i. den Engel Pfau. Frhr. v. B. vermuthet, daß die von Tavernier nicht näher beschriebene Ceremonie des nur von den Priestern der Sabier zu verrichtenden Vogelopfers dieselbe seyn dürfte, die er im Sagros Gebirge beim Stamme Gurani, welche ihrer Sekte nach Ali Ilahi, d. i. Vergötterer Ali's, sind, angetroffen; der Priester kocht an diesem jährlichen Feste alle von der Gemeine zusammengetragenen Vögel in einem Kessel, und theilt dann das Vögel-Abendmal an die Gemeine aus. Frhr. v. B. glaubt, daß dieser Gebrauch von dem rabbinischen jährlichen Opfer des Hahnes am Vorabende des Sühnungstages sich herschreiben möge. Frhr. v. B. besuchte die Ruinen von Schusch, und gibt die Abbildung des dortigen Wallfahrtsorts, nämlich des Grabmals Daniel's, dessen Architektur an die von einem englischen Reisenden gegebene Abbildung des Grabmals des Scheich's der Jesidi erinnert. Ober dem Würfel des Gebäudes steigt der Thurm kegelförmig, jedoch in Stufen auf, von denen jede Reihe in kleine Fächer untergetheilt, an das Honigwabenwerk der sarazenischen Baukunst erinnert. Indessen sagt Frhr. v. B., daß das Gebäude ein neues, nichts an sich habe, das an entfernte Zeitalter erinnere, wenn nicht die Bruchstücke einiger Marmorsäulen mit Lotosskulpturen, wahrscheinlich aus der Zeit Susa's, dessen Name, wie bekannt, der altpersische Name der Lilie, welche noch heute im neupersischen Susen heißt. Ein in einem Fensterwinkel stehender Wunderstein wird vom Frhrn. v. B. für einen Aerolithen gehalten, er besitzt die Wunderkraft, unfruchtbaren Frauen, die denselben an ihr Herz drücken (wenn sie vorher mit dem Priester gebetet), Kinder zu verschaffen. Der Wiener kann bei dieser durch das Reiben am Steine bewirkten Fruchtbarkeit nur an seinen Idiotismus des Reibens alter Jungfern am Stephansthurme denken, welches synonym mit dem französischen coiffer Sainte

Catherine. Der schwarze Inschriftstein, dessen Rawlinson Erwähnung gethan, ist verschwunden. Unter dem Grabe Daniel's wird die Löwengrube gezeigt, die natürlich bei diesem Wallfahrtsorte Daniels nicht fehlen durfte. Die westliche Mauer des Grabmals stößt hart an den Fluß Schapur, welchen Frhr. v. B. für den Eulâus der profanen alten Schriftsteller und für den Ulai der Schrift hält, an welchem Daniel die Gesichte des Herrn sah; er bezeichnet als den Platz, auf welchem der Seher gestanden haben mag, den größten der in der Ebene von Schusch zerstreueten Hügel. Frhr. v. B. setzte nun seinen Weg nördlich fort, doch sind nicht alle im Buche genannten Ortsnamen auf seiner Karte enthalten, wozu es doch nicht an Raum gefehlt hätte, und einige sind anders im Buche und anders auf der Karte geschrieben; z. B. Kilab, das auf der Karte Kilob geschrieben ist, ohne Beisetzung des zweiten Namens Bala Geriwe, der Lagerplatz des Stammes Diri Kawend. Von hier führen zwei Straßen nach Chorremabad, die eine gerade über das Gebirge, welche Rawlinson nahm, die andere ein Umweg, welche Frhr. v. B. der Bequemlichkeit und Sicherheit wegen vorzog. Zu Kala Risa waren die Gräber von eilf Räubern des Stammes Divi Kawend mit Haarlocken behangen, welche nach einer bei den Luren üblichen Sitte die Mütter, Weiber und Schwestern den Verstorbenen weihen. Frhr. v. B. stellt diesen Gebrauch mit dem von Herodot erwähnten der Bewohner von Delos zusammen, welche zu Ehren der dort verstorbenen hyperboräischen Jungfrauen ihre Haare abschnitten. Der gewöhnliche Trank der Iliat ist gewässerte und ein wenig gesalzene Buttermilch, welche sie Abi dugh (ob-i-dhug) nennen. Die Note führt eine Stelle der von Burnouf und Jacquet herausgegebenen l'Inde française an, welche das Dhui, d. i. die saure Milch der Inder, vom Sanscrit Dahde ableitet; näher und sicherer als diese Ableitung ist vom persischen Dugh wohl die des englischen dough und des deutschen Topfen, so daß Abi Dugh eigentlich Topfenwasser. Frhr. v. B. macht aufmerksam, daß der Fluß Abi Sal nicht mit dem Abi Disful zu vermengen sei. Das folgende Kapitel (XXVII.) enthält zuerst Bemerkungen über die Mängel der Einrichtung der persischen regelmäßigen Truppen, und dann die lithographirte Abschrift einer langen kufischen Inschrift von Chorremabad, die aber leider, so wie sie hier gegeben worden, ganz unentzifferbar; größern Dank verdient die Lithographie der Stadt Chorremabad, der ehemaligen Hauptstadt der Atabege von Klein-Luristan, am Fuße des Berges Jafte; der Fluß Abi Tel (Ob-i-tel) fließt in den Fluß von Chorremabad. Nach der Sage der Schii thei-

len die Cypressen von Chorremabad die Trauer über den Tod Husein's (nicht Hasan's), indem sie am Tage seines Mordes (zehnten Moharrem) auch bei völliger Windstille zittern. Im folgenden Hauptstücke werden die Gränzen und die Eintheilung von Klein-Luristan bestimmt; nördlich ist es von Burudschird und Kermanschah begränzt, östlich durch den Fluß Dissul von den Bachtjaren Groß-Luristan's getrennt; eingetheilt wird es in Luristan Pischkjuh und Puschti kjuh, d. i. Luristan vor und hinter dem Berge, eines der hügelreichsten Länder Persiens, Kurdistan nicht ausgenommen. Die Kette des Zagros heißt heute Taghi Girre (Girrah), doch ist dieselbe nicht so hoch als der Elwend (der Orontes der Alten). Eine besondere Tafel gibt die Liste der Stämme von Klein-Luristan, welche ein schätzbares Seitenstück zu der oben erwähnten Tafel der Stämme der Bachtjari in Groß-Luristan. Was über die frühere Geschichte Luristan's gesagt wird, ist sehr mangelhaft, und es wird nicht einmal die Folge der Atabege der Dynastien Groß- und Klein-Luristan's gegeben. Die darüber in der Geschichte der Ilchane (S. 70 und 71) enthaltene kurze Nachricht ist einer der besten Quellen persischer Geschichte entnommen, nämlich: dem Tarichi güside Hamdallah Mestufi's (richtiger Mostewfi's [1]); in der Geschichte der Ilchane geschieht der von Syrien ums Jahr fünfhundert der Hidschret, d. i. im zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, aus Syrien vom Berge Sumak [2]) eingewanderten Stämme zweimal nur kurze Erwähnung; der Zweck jenes Werkes verbot nähere Umständlichkeit, hier hingegen glauben wir uns verpflichtet die Namen der im Güside aufgeführten Stämme auch im orientalischen Texte hieher zu setzen, weil der orientalische Text die richtige Aussprache der Reisenden kontrollirt; so z. B. die Memaseni, deren schon im Aufsatze über die Geographie Persiens [3]) nach Dupré und Morier mit der Anführung der Stelle des Curtius (Memaceni valida gens) Erwähnung geschehen. Dupré nennt sie Mammessani, Morier Memeh Sunni, und Fraser gar, wie wir oben gesehen, Mahmood Sunni, so, daß der Deutsche sie für Sunniten Mahmud's zu halten geneigt seyn dürfte; aus der Schreibweise des orientalischen Textes [4]) erhellet, daß die

[1]) Im Kataloge von Hammers morgenländischen Handschriften im LXIX. Bde. der Jahrbücher, Anzeigeblatt S. 31.

[2]) I. Bd., S. 70 durch Druckfehler Saumal statt Sumak, wie es richtig im II. Bde., S. 88.

[3]) Jahrbücher der Literatur VIII. Bd., S. 337.

[4]) Mim (weicher Buchstabe), folglich Me; Mim Elif, folglich Ma; Sin (weicher Buchstabe), folglich se; Nun Je, d. i. Ni, nämlich: Memaseni.

richtige Aussprache Memaseni noch ganz die des Curtius (Memaceni) ist. Diese Stelle des Curtius würde allein zur Ueberzeugung genügen, daß die Memaseni eben so wenig als die Bahtjari erst im fünften Jahrhundert der Hidschret von Syrien eingewandert seyn können, und eben so wenig konnten dieselben, wie das Güside will, arabischer Abkunft seyn, und von Okail dem Sohne Ebu Thalib's abstammen. Da Frh. v. B. und andere Reisende bisher keiner Spur des Arabischen in der Sprache dieser Stämme erwähnet haben, so bleibt künftigen Reisenden diese Untersuchung und die Entscheidung vorbehalten, ob nicht alle diese vom Berge Sumak an die Stelle der vernichteten Schulen, der Urbewohner des Landes, eingewanderten Stämme rein kurdische, ohne die geringste Verwandtschaft mit Arabern gewesen. Wir geben nun die Liste des Tarichi guside mit Beziehung auf die beiden Listen des Frhr. v. B., in so weit sich in diesen jene Namen des Tarichi güside wieder finden: 1) die Astereki sind die Ashtiraki des Freiherrn; 2) die Hamaguje könnten wohl von dem Gaue (das persische Gui ist das deutsche Gau) ihre Abstammung haben, wenn nicht vielleicht in der sehr incorrecten vorliegenden Handschrift ein Punkt ausgelassen ist, wie bei den zwei folgenden uns schon bekannten der 3) Bachtjari und 4) Dschewaniki, 5) die Bidasan, 6) die Rahdian, 7) Alaji, 8) Guidir, 9) Peiwend oder Niwend (die Punkte fehlen), 10) Perasegi oder Jarasegi (die Punkte des ersten Buchstaben fehlen), 11) Schewend, 12) Raki die Urak Rawlinson's, 13) Haki, vielleicht die Mehaki, 14) Hasui oder Hasewi, 15) Eski, 16) Kewi oder Gui, 17) Ebrari oder Jrari (die Punkte fehlen), 18) Ausi? 19) Jedschaun, 20) Kemankeschi, d. i. die Bogenschützen, 21) Memaseni, die oberwähnten, 22) Aumeleki, 23) Tuwani, 24) Ked, 25) Medihaa? Medindsche (die Punkte fehlen)? 26) Ekuru? Aguru? 27) Gularu. Das Güside setzt hinzu, daß diese

---

1) استرکی 2) حاکویه 3) بختیاری 4) جوانکی 5) بیداسان

6) راهدیان 7) علاجی 8) کویدیر 9) پیوند 10) پرازکی 11) شوند

12) راکی 13) حاکی 14) هازوی 15) اسکی 16) کوی 17) ابراری

18) اوسی 19) جعوں 20) کمانکشی 21) مماسنی 22) اومکی 23) توانی

24) کد 25) مدحہ 26) اکورو 27) کولارو

und andere Stämme sich als der Anhang Hesarsif's und seiner Brüder verstärkt, mit dem Schwerte die Ueberreste der Schulen (die sich nach Fars geflüchtet) aus dem Lande vertrieben und sich in den Besitz von ganz Luristan und Schulistan gesetzt haben. Diese Liste kann einem künftigen Reisenden zur Ergänzung der vom Frhr. v. B. gegebenen beiden Listen dienen. Die Luren sind, wie ihre Nachbarn, die Bachtjaren, ein räuberischer Stamm, doch treiben sie ihr Handwerk minder offen; hinsichtlich der Religion sind sie sehr gleichgiltig, und ihre Sitten ganz die der anderen nomadischen, türkischen oder kurdischen Stämme (Iliat); wann Fremde einem Lager der Iliat nahen, werden dieselben von den Weibern des Stammes bewillkommt, die ihnen brennende wohlriechende Kräuter entgegen tragen. Frhr. v. B. bemerkt, daß Rich gleicher Sitte der kurdischen Chaldäer erwähnet, und daß solcher Bewillkomm mit Rauchwerk häufig im Schahname vorkommt. Burudschird wird auch Urughird genannt, und vom Missionär Sanson (i. J. 1683) Ourigueerd. Die Stadt ist berühmt durch ihre Zitze, welche, wenn sie auf europäischen Calico gedruckt sind, auf dem Markt Kjalemkjar, d. i. beschriebene oder gezeichnete heißen, wenn sie aber eigener persischer Baumwollenstoff, Tschit genennet werden, was der ursprüngliche persische Name des deutschen Zitz, so wie die mindere Gattung Tafti, d. i. das gewebte, das deutsche Taft und Kerbas das lateinische carbasus. Die Zahl der zu Burudschrid gehörigen Dörfer ist 386, und die von der Krone bezogenen Einkünfte beiläufig 25000 L. St. im Baaren und 3832 Charwar (nicht Harvar), d. i. Eselslasten Getreides, die Hälfte Weizen und die Hälfte Gerste. Den reichsten Beitrag an Baumwolle für die Fabriken von Burudschird gibt der zwischen Burudschird, Nehawend, Gendschawer (Kengover) und Hamadan gelegene reiche, 94 Dörfer enthaltende Distrikt Tusurkan, in welchen die zwei unglücklichen, nach der Thronbesteigung des regierenden Schah's geblendeten Prinzen, seine Brüder, mit einem Unterhalt von 3150 L. S. verbannet wurden. Schehernew (Shehr-nó) ist, wie schon der Name sagt, eine neue Stadt; im Gebirgsdistrikte Maharat residirt das Oberhaupt der Ismaili, von denen sich seit der Vernichtung der Herrschaft der Assassinen einige Reste in Persien, so wie in Syrien und Indien erhalten haben. Der türkische Stamm, welchen Frhr. v. B. Heledsch (Helej) nennt, muß richtiger Challadsch oder Kaladsch ausgesprochen werden, und ist derselbe Stamm, dessen in den Geschichten der Mongolen auch unter dem Namen Cholodsch, Choldsch, Childsch

und Chaſledſch erwähnet wird*); den Beweis dafür liefert das perſiſche Sprichwort, welches den Namen dieſes Stammes als ſynonym mit Eſel und Bär erklärt (Har, Hirs. Helej); der Eſel heißt auf perſiſch Char nicht Har, der Bär Chirs nicht Hirs, und der Stamm Challadſch nicht Heledſch. Das größte Verdienſt um die bisher ſo ſtreitige Hydrographie dieſes Theils Perſiens hat ſich Frhr. v. B. durch die dem Schluſſe ſeiner Reiſebeſchreibungen angehängten Beobachtungen über den Marſch Timurs und Alexanders von Suſa nach Perſepolis erworben. Rec. hat in ſeinem vor 27 Jahren im VII. und VIII. Bande dieſer Jahrbücher über die Geographie Perſiens gelieferten Aufſatze die Frage über die Identität des alten Suſa mit Schuſch oder Schuſter, und über die der heutigen Flußnamen mit den alten griechiſchen nach den Quellen orientaliſcher Geographie auf das mühſamſte und gründlichſte unterſucht, und hat noch vor ſieben Jahren (im LXXXVIII. Bande dieſer Jahrbücher) die ſowohl vom Reiſenden Ainsworth als vom Major Rawlinſon für die Identität von Schuſch mit Suſa vorgebrachten Gründe mitgetheilt. Wider den von Rawlinſon im IX. Bande der Verhandlungen der engliſchen geographiſchen Geſellſchaft enthaltenen Aufſatz iſt im XII. Profeſſor Long als Gegner aufgetreten, der ſchon früher im III. Bande derſelben Verhandlungen die Meinung des Rec. über die Identität Suſas mit dem heutigen Tuſter und des Euläus mit dem Choaspes angegriffen. Trotz aller von dem letzten vorgebrachten Gründe hat er die Schwierigkeit der ſeiner Meinung widerſprechenden und für die des Rec. entſcheidenden Stelle Arrians, daß Alexander den Euläus herunter geſegelt, und während ein Theil von ſeinen Schiffen durch den Kanal (Hafar) in den Tigris hinüber ſegelte, ſeinen Weg auf dem Strome in den Meerbuſen fortſetzte, nur durch die Vorausſetzung gelöſt, daß Arrian über die Flüſſe Suſiana's eben ſo verwirrt geſchrieben, wie Vincent und D'Anville[2]). Die Schwierigkeiten ſind alſo bisher von den Gegnern der Meinung des Rec., daß Suſa nicht zu Schuſch, ſondern im heutigen Tuſter zu ſuchen (wofür die Autorität der orientaliſchen Geographen ſpricht) nichts weniger als auf eine befriedigende Weiſe gelöſet. Das Zeugniß

---

1) Geſchichte der goldenen Horde, Peſth, 1840, S. 20 und 480, und Geſchichte der Ilchane, Darmſtadt, 1842, I. 65, II. 99 u. m. a.

2) A difficulty remains, which we cannot explain, except on the supposition that Arrian's notion of the rivers of Susiana was as confused as that of Vincent, D'Anville, and geographers generally, till Kinneir's Memoir appeared, which itself will some time be found to require considerable corrections.

Frhrn. v. B's., welcher das Land selbst bereiste, wie vor ihm M. Kinneir und Rawlinson, verdient hier, wie das ihrige, die größte Beachtung, und die Aufklärungen, die er über die von Timur auf seinem Marsche übersetzten Flüsse nach ihren heutigen Namen gibt, lassen, da er zugleich die Stellen Idrisis, Ibn Haukal's, Abulfeda's und des persischen Geographen der Hofbibliothek, so wie die Bemerkungen der neueren Reisenden (M. Kinneir, Ainsworth, Stocqueler) berücksichtigt, nichts zu wünschen übrig. Frhr. v. B. erhärtet das von Ritter bezweifelte Daseyn einer dritten Straße zwischen der mit Felsenblöcken gepflasterten des Atabeg und der von Timur verfolgten. Das Resultat der Untersuchungen Frhrn. v. B's. mit Curtius und Strabo in der Hand ist in Betreff der Flüsse: die Identität des Choaspes mit dem Kerche, des Koprates mit dem Flusse von Dissul oder Absal, des Pasitigris mit dem Kuren (Karun), des Agradates mit dem Dscherahi oder Thab; das letzte könnte so verstanden werden, daß der Agradates einer der beiden letzten Flüsse sei, und nicht, daß der Dscherahi und Thab ein und derselbe Fluß. Doch läßt der weiter unten erwähnte erste Schlußpunkt keinen Zweifel übrig, daß Frhr. v. B. wirklich der Meinung ist, daß der Thab und Dscherahi ein und derselbe Fluß sei. Frhr. v. B. nimmt zum Theil Rawlinson's und noch mehr Long's System an, welches ihm annehmbarer als die früheren scheint, jedenfalls hat er Unrecht den Tab für den Sitiogagus des Plinius (der Sitacus Arrians) zu halten, welcher der Sitaregan der morgenländischen Geographen*). Die Gebirgsgegend Ardekjan, wo der Tab und Kumfirus entspringen, ist das Paraetacene der alten Griechen, und da die Perser nach Herodot Artaei hießen, so hält Frhr. v. B. Ardekjan für den ursprünglichen Sitz des ältesten persischen Stammes. Er kommt dann zum Schlusse auf die folgenden vier Punkte, 1) daß Strabos Agradates und der Sitiogagus des Plinius durch den Thab (Jerahi, or Kurdistán) vorgestellt wird, der Thab und Dscherahi sind aber zwei ganz verschiedene Flüsse, wie aus M. Kinneir's Karte, Memoir und dem darüber im VIII. Bande dieser Jahrbücher (S. 357 und 358) Gesagten erhellet; 2) die Pylae-Susidae, or Pylae-Persicae sind der heutige Paß Tengi Teko, wo also die Gränze zwischen Persis und Susiana, als dessen Gränzfluß das Dschihannuma den Thab angibt; 3) das Gebirge Paraetacene ist dasselbe mit der Bergkette von Ardekjan; 4) ein Passargadae sei im oberen Thale des Thab zu suchen. Dem Recn. scheint die

*) Jahrbücher der Literatur VIII. Bd., S. 314.

Annahme von zwei Passargadae eben so überflüssig, als der von Rawlinson aufgebrachte Unterschied zwischen dem Susa der Griechen und dem Schuschan der Schrift; mit besserem Grunde könnte angenommen werden, daß der Arosis und Oroatis zwei verschiedene Flüsse seien. Da die griechischen Geographen den Oroatis als den Gränzfluß von Susiana und Fars angeben, wie das Dschihannuma den Thab, so kann über die Identität von beiden wohl kein Zweifel seyn, und der von Rawlinson im persischen Geographen Hamdallah aufgefundene Orowa[1]) wäre dann der Arosis; der Thab oder Oroatis ist der Gränzfluß zwischen Susiana (Chusistan) und Persis (Fars), und in keinem Falle der Fluß Abischirin. Einen Theil der in diesem Reisewerke enthaltenen Beobachtungen, nämlich den Auszug des Tagebuchs während der Reise durch das Gebiet der Memaseni und Bachtjari, dann die Beschreibung der Skulpturen des Passes von Saulek sammt den Bemerkungen über die gepflasterte Heerstraße des Atabeg, und endlich die über die vermuthliche Lage der Stadt der Urier, hat Frhr. v. B. im XIII. Bde. der Zeitschrift der Londner geographischen Gesellschaft bereits vor drei Jahren kundgemacht, und dadurch zu den schönen Erwartungen berechtigt, welche seine vorliegenden Reisebeschreibungen auch größtentheils erfüllt, und dafür den Dank aller Liebhaber des Orients und der Geographie erheischt. Wir haben hier, wie in der Anzeige aller früheren seit dem Bestehen dieser Jahrbücher über persische Geographie und Geschichte erschienenen Werke[2]) auf das Neueste und Merkwürdigste ihres Inhalts aufmerksam gemacht, und wollen auch diese Gelegenheit eben so wenig als die früheren vernachläßigen, um zum Nutzen und Gebrauche künftiger Reisender und zur Bereicherung europäischer Kenntniß über persische Geographie und Topographie aus noch unübersetzten orientalischen Handschriften unser Scherflein beizutragen. Den mit persischen Reisebeschreibungen bekannten Lesern müssen mehr als einmal die zahlreichen von den Reisenden erwähnten Gräber der Imamsade aufgefallen seyn, deren weder in den syrischen und ägyptischen, noch in den kleinasiatischen und indischen Reisebeschreibungen Erwähnung geschieht. Die Ursache ihrer Abwesenheit in diesen Ländern und ihres zahlreichen Daseyns in Persien ist die sehr einfache der Religion, indem die Perser Schii sind, welche die zwölf Imame (von Ali bis auf Mehdi) allein für die wahren und gesetzmäßigen Erben des Chalifates anerkennen, was bei den Suni der Fall nicht

---

[1]) Jahrbücher der Literatur LXXXVII. Bd., S. 134.

[2]) VII., VIII., LXII., LXIII, LXXII., LXXIII. Bd.

ist. Diesen ist die Familie Ali's sehr gleichgiltig, während jedes Mitglied derselben in den Augen der Schii ein Heiliger und seine Grabstätte ein Wallfahrtsort. Alle bisherigen europäischen Reisebeschreibungen Persiens haben sich bloß mit der Angabe der Gräber dieser Imamsade begnügt, ohne daß sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, es der Mühe werth gehalten, um die Namen der Heiligen selbst nachzufragen. Auch Frhr. v. B. erwähnt in seiner Reisebeschreibung ein Dutzend solcher Imamsade. Zuerst bei Nobendjan (Newbendegan) rechts von Nurabad (I. 228) auf dem Wege nach Kaalasesid. In dem von Murtschehar (I. 40) wechselte er das Hemd, in dem Schah Abdullah's beim schwarzen Schlosse (I. 238) fand er Bruchstücke weißen Steins mit kufischer Inschrift, und eine kufische Inschrift in einem anderen (I. 250) am Ufer des Flusses Schur oder Schir (der Schirin des Dschihannuma). Bei Daghunbesun (I. 260) ließ er das Grab eines Imamsade links am Gebirge liegen. Unter den Ruinen einer alten Stadt beim Dorfe Keikawus fand er einen alten viereckigen Thurm in der Gestalt eines Musulman Imam-Záddéh (saints' sepulchre). Von einem Imamsade, das er auf der Straße von Isfahan nach Hammadan (I. 348) antraf, erzählt er ein Wunder der dort im Wasserbecken aufbewahrten heiligen Fische, welches an das erinnert, welches die Armenier von den Fischen des heiligen Goldquelles zu Konstantinopel erzählen. In der Nähe des durch seine Skulpturen so merkwürdigen Passes von Saulek ist das Grab des Imamsade Baba Ahmed (I. 366), dessen weiße, kegelförmige aus einer Gruppe von Palmen hervorscheinende Kuppel wie eine ungeheuere Ananas aussieht; bei zwei anderen Imamsade (soll heißen Gräbern von Imamsade) kam Frh. v. B. vorbei, unmittelbar ehe er den Fluß Alaï oder Tesseng erreichte (I. 388), welcher, wie der Fluß Allar oder Abitelch, d. i. Bitterwasser, ein Zufluß des Flusses Kurdistan oder Abighun, mit dem sie sich in der Ebene von Ramhormus vereinigen. Auch an dem steilen Ufer des Abiserd, d. i. gelbes Wasser, ist ein vereinzelter Hügel mit dem Grabe eines Imamsade gekrönt (I. 396). In der Ebene von Gugird (bei Rawlinson Gulgir) steht ein verödetes Grab eines Imamsade, wo mehrere Grabsteine mit arabischen Inschriften (II. 127). Nach so vielen ungenannten Imamsade wird bei den Ruinen von Schahabad das Grab des Imamsade Abdul Kjasim genannt (II. 166); eben so der Besitzer des Grabes an dem äußersten Ende von Dissul (II. 203) der Imamsade Schah Ruben, und am Gipfel des Berges Kjuhi Kebir steht das vereinzelte Grabmal des Imamsade (Piri-Schah Ahmed), zu welchem die

andächtigen Frauen der Luren wallfahrten, um mit Kindern gesegnet zu werden. In der von den Stämmen Dilfan und Asadbachti (deren letzte Ali Ilahi, d. i. Vergötterer Ali's) bewohnten Gegend von Kjuhdescht sind zwei Gräber von Imamsades Daudrisch und Hajat ghaib (II. 246). Fihr. v. B. sagt: with a Piri, or Imam-Zadeh of the same name. Diese Füreinsnehmung eines Pir und Imamsade ist ein Irrthum. Pir, d. i. ein Alter, heißen insgewöhnlich die Scheiche und Meister der Ssofi, welche auf dem Wege des beschaulichen Lebens zu großem Rufe gelangt sind, aber deßhalb nicht den geringsten Anspruch auf den Titel eines Imamsade machen können; dieser gebührt nur den wirklichen Abkömmlingen der Familie Ali's. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn nicht die meisten, doch wenigstens sehr viele der in Persien für Gräber eines Imamsade ausgegebenen Grabmale frommen und heiligen Männern angehören, welche keine Abkömmlinge Ali's sind. Die auf der königl. Bibliothek zu Berlin in zwei Foliobänden befindliche Handschrift der persischen Geschichte Haideri's setzt uns in den Stand, wenigstens die wirklichen und berühmtesten der in Persien als Wallfahrtsörter besuchten Gräber der Imamsades nicht nur mit ihrem Namen und jenem der Orte, wo sie sich befinden, sondern auch nach den Graden ihrer Verwandtschaft anzugeben; die Uebersetzung dieses Abschnittes Haideri's ist also nicht minder interessant für den Geographen als für den Genealogen, indem daraus eine Stammtafel aller jener Abkömmlinge Ali's, deren Grabstätte aus Haideri's Geschichte bekannt, zusammengesetzet werden kann. Nach der Angabe der Handschrift, welche meistens den Vater oder Großvater nennt, haben wir jeden Imamsade an seinem gehörigen Orte in die beiliegende Stammtafel eingetragen, die um so wichtiger, als die Grabstätte aller der darin aufgenommenen Mitglieder der Familie Ali's im Texte Haideri's mit dem Ortsnamen angegeben ist.

Erwähnung der berühmtesten Gräber der Kinder der Unschuldigen (Imame) mit der Angabe, wo jedes sich befindet [1]). Seid Ebu Ahmed, der Enkel Mohammed Honeife's (Mohammed Ibn Hanefije's), auf dem Wege von Germ Dschegan [2]) in der Gegend von Kum erschlagen; so auch die Kinder Ibrahims B. Musa (el-Kjasim), Mahmud, Merjem und Chadidsche. Aun der Sohn Mohammed's des Sohnes Alis und Abdallah B. Dschaafer, B. Mohammed, B. Ali ward in der Gegend von Kaswin erschlagen, wo man ihn zum Könige der Dilemiter ausgerufen hatte, er ist auf einem Hügel beim Dorfe Biwersen

---

[1]) Tarichi Haideri I. Bd., Bl. 127. [2]) گرم جگان

Harim [1]) begraben, mit ihm fiel eine Schaar Musulmanen, deren Grab am Ufer des Fluſſes zwiſchen Semii [2]) und Masulagu [3]) auf der Straße, die nach Gilan führt. Der Imamſade Haſchim iſt bei Tharim sufla [4]) in der Nähe von Ebu ſchahm begraben. Weli B. Ismail, B. Mohammed, B. Dſchaafer eß-ßadik iſt zu Kum begraben, und das Grab Amran's beigenannt Schihabeddin iſt in der Mitte der Stadt im Palaſte; die Männer von Dſchewsſak hatten ihn mit Stein und Feuer zum Martyr gemacht. Der Imamſade Abdallah B. Hasan, B. Ali el-aßghar ruht in einer Zelle (Ssawmaa), Hasan und Husein mit zwei anderen Söhnen des Imam Seinol-aabidin ſind zu Haſm [5]) in der Ebene von Kjaſchan begraben; ihr Grab iſt 90 Schritte vom Dorfe Tetmatſch [6]) am Rande des Weges; ihre Mörder waren die Männer dieſes Dorfes [7]). Haider, der Sohn Musa II. (des Enkels Musa el-kjaſim), und ſeine Schweſter Seineb ſind im Gebiete von Kjaſchan zu Heikelabad begraben. Tahir B. Musa, Manßur B. Musa, Haris B. Musa und Dſchidib B. Musa II. liegen in der Stadt Kaſchan am Thore Ißfahan's; man heißt dieſes Thor auch das Thor von Awe oder Sawe. Fünf Söhne des Imam Hasan el-askeri (des zehnten Imam's) ruhen eben da auf dem unteren Wege in der Moſchee, welche die von Awlan (Ewwelan?) genannt wird. Sein und Ain, die Söhne Ali's, ſind am Berge Surchab bei Tebris begraben. Suleiman und Ismail, die Söhne Musas (I) ſind bei der Stadt Kjaſchan inmitten des Sandes. Ahmed B. Musa II. zu Niraſ [8]). Der Emir Hamſa, Sohn Musa II., in der Stadt Peraſ [9]), beim Thore Ißthachr's ſechzig Schritte von der Brücke des Doctors oder Weiſen (Puli Hakim). Abdallah, der Sohn Seinul aabidins (des vierten Imams), ruht am Fluſſe der obgenannten Stadt inmitten der allgemeinen Gräberſtätte. Ebul-Hasan im Grabe oder des Hügels. Harun, der Sohn Musa II., im Gebiete Rudbar's beim Dorfe Duſchab. Aſtar B. Musa II. zu Schiraſ am Roknabad. Asia, die Tochter Musa's, zu Schehr surch, welches insgemein Gul-badakan [10]) genannt wird. Man ſagt, daß bei fünfhundert den Beni Omeje ergebene ſchlechte und elende Leute dieſelben hier zu Martyrern gemacht. Dſchafer, der Sohn Musa's (I), mit ſeinen Söhnen Ahmed und Hasan iſt zu Sawa begraben. Aakidet Chatun, die Tochter Alis des Sohnes Ssalih, mit drei anderen Imamsſöhnen und mit der Frau Fathima ruht im Gebiete von Schuijſtan (Schuliſtan?). Der Imamſade Sehl B. Ali wurde beim Auszuge des Imamſade Ebul-Maali zum Martyr gemacht, ſein Grab iſt im Gebiete von Pilachur [11]), nach einigen in der Stadt Komudſch [12]). Der Imamſade Ahmed B. Musa Kjaſim's ruht im Dorfe Chan [13]). Emeran [14]) im Gebiete von Loriſtan, und ſein geſeg-

---

[1]) بیورزن حارم [2]) سمیع [3]) ماسولاکو [4]) طارم سفلی [5]) حزم

[6]) تتاج [7]) Hier iſt es تاج geſchrieben.

[8]) نیراز [9]) پراز [10]) کل بادقان [11]) پیلاخور [12]) قنوج

[13]) خان [14]) امران

neter Name ist unter den Loren berühmt. Ahmed und Ismail, die Söhne Ebul-Maali's, mit vier Töchtern, wurden zu Kjaswin gemartert; der König von Dilem brachte sie nach seinem Lande, aber tapfere Männer machten sie ihm streitig, und nach vielen Worten und langem Streite ward festgesetzt, daß zwei der Töchter zu Menikjal[1]) und zwei andere zu Aasker[2]) begraben werden sollen; Ebul Hasan Ahmed mit seinen Schwestern und einem Haufen von Auswanderern (Mohadschirin) und Hilfsgenossen (Anßar) des Propheten, in Allem bei 700 Araber trugen die Särge bis an das Ufer des Ssefidrud. Sein, der Sohn Musa II., wurde mit vielen anderen Martyrern an einem Orte zwischen Sefidrud und Schahrud begraben; einige derselben im Dorfe Aliabad und sieben Personen an der Gebetstätte (Moßella) an der Heerstraße (Scharii); als sie in der Moschee von Germsir die Särge der Imamsade niedergesetzt und dieselben wieder nach Kakutschuk[3]) tragen wollten, konnten sie die Särge nicht aufheben, was sie als einen Wink nahmen, sie dort zu begraben, die Tochter Melik Ssafijeddins, die Frau Chur Melik mit vielen Männern und Weibern, Großen und Kleinen erhob Weinen und Klagen; zwölf Schritte von der Moschee machten sie ein unterirdisches Gewölbe (Serdabe), wo sie die Leiber der Imamsade beisetzten, und ihre Schwestern hinter dem Schlosse begruben; sieben andere der Ausgewanderten und Hilfsgenossen wurden auf der Westseite der Moschee begraben. Melik Scherefeddin Ibn Scherde Thalisch wurde auch unterhalb des Imamsade im Winkel der Moschee beigesetzt. Die Frau Siwer gab ihre juwelenbesetzten Goldgefäße her, um damit ein Imaret zu stiften nebst Bad und Moschee in der Nähe des Grabes des Imamsade. Ebu Thalib, der Sohn Ebul-Maali's, und sein Bruder Ali el aßghar wurden nach dem zu Rahmetabad gehörigen Dorfe Medabad gebracht[4]), wo Ebu Thalib mit drei seiner Schwestern begraben ward, auf einem hohen Hügel gegenüber von Germsier Iskjufal[5]). Ali Aßghar mit drei Schwestern wurde im Dorfe Kejabad[6]) und Rewabad[7]) begraben. Der Prinz (Schahsade) Ebul Aun, welcher berühmt unter dem Namen Mahi Rewan, d. i. des wandelnden Mondes, begab sich nach langen Kämpfen mit den Beni Omeje nach dem persischen Irak. Als er nach Kurdistan kam, schlug er sich mit dem unter dem Namen des Goldschuhes (Serinekessch) bekannten Rebellen, besiegte denselben, und kam über Siperan[8]) nach Tharim, wo Athwak Tasi, der Befehlshaber des Schlosses Schemiran. Er schlug sich dort einige Tage im Felde und in der Umgegend des Schlosses herum, bis zuletzt dieser Prophetensohn getödtet ward; Aßghar B. Athwarf brachte Hilfe von Kiptschak, und schlug sich drei Tage und Nächte, bis Aaßiret B. Ibrahim, B. Malik den Eschter Nachaai mit vierzig Reitern tödtete. Der elende Aßghar schlug den Imamsade, der diesen Verfluchten mit einer Lanze zur Erde warf und zur Hölle schickte. Unversehens gerieth das Pferd des Schahsade in ein Mausloch, so, daß es niederfiel und der Prinz abstieg, und der vielen empfangenen Wunden willen den Kampf aufgab. Ibrahim B. Malik und Nisam B. Mohammed Ha-

---

1) منیکال 2) عسکر 3) قاکوچک 4) مدایاد 5) اسکوفال

6) کیاباد 7) روایاد 8) سیران

nefije und Mikdad Kindi und Aßghar Kindi zerstreuten die Ungläubigen und brachten den Prinzen ins Lager zurück; er ordnete an, daß, wenn er stürbe, man ihn dort, wo sein Pferd ins Mausloch gerieth, begraben möge; nach zwölf Tagen empfahl er seine Seele der göttlichen Barmherzigkeit; Ibn Malik und Nisam eddin Ibn Mohammed vollzogen den letzten Willen des Prinzen, indem sie ihn an jenem Hügel begruben. Ebul Kasim B. Hamsa, Ismail Ebul Maali und Haris B. Musa II., bekannt als Haschim, mit acht anderen Mitgliedern des Prophetenhauses und zehn Martyrern der Anßar und Mohadschirin und Scheih Mohammed Afsar wurden zu Nehrerud begraben. Kasim, der Sohn Hasan II. (des eilften Imams), beim Dorfe Biwersen auf der östlichen Seite eines hohen Hügels. Die Grabstätte Seid Dschelaleddin Eschref's ist in Lahdschan beim Dorfe Ekim; er ist ein Sohn Seid's des Sohnes Husein's, der vergiftet starb; vor seinem Tode ordnete er an, daß man nach der Leichenwaschung seinen Sarg auf den Fluthen des Sefidrud gehen lasse, und ihn dort begrabe, wo er landen werde. Baba Hadschi Mahmud ist ein Abkömmling Okail's, nämlich der Sohn Huseln's B. Emir Mahmud, B. Hamsa, B. Dschaafer, B. Okail, B. Ali, B. Ebuthalib. Mohammed, Hasan, Hamsa, Kasim, Ismail, Ali, Ibrahim, Abdallah, Husein, Daud, Abbas, die Söhne Ishak's, des Sohnes Musa Kjasim (des siebenten Imam's) sind zu Nischabur begraben. Zu Ilekünbed [1]) ruht Ebul fadhl B. Ibrahim, B. Musa, B. Dschaafer, B. Mohammed, B. Ali, B. Husein, B. Ali, B. Ebuthalib. Ismail, der Sohn Dschaafer eß ßadik's (des sechsten Imam's), ruht ebenfalls zu Ilekünbed. Dschumeini, der Verfasser der Geschichte Dschihankuscha, sagt, daß Ismail in der Nähe von Medina gestorben, dort zu Bakii begraben ist. Ahmed B. Ali, B. Mohammed Bakir (des fünften Imam's) und Dschaafer B. Mahmud, B. Ali, B. Mohammed Bakir wurden zu Kunbed el-Moßawwelide? [2]) erschlagen und ist dort begraben; sein Mörder war Ersak el-Bersen. Von den Töchtern des Imam's Musa Kjasim sind einige in jenem Dorfe begraben, und zwei Parasangen davon ruht Seineb, die Tochter Musa Kjasim's, in einer Höhle. Kjaib (Thalib?), der Sohn Musa II., ist im Distrikte von Derkechuan [3]) begraben. Sare und Merjem, die Töchter Musa's, ruhen im Dorfe Ssafije [4]); Reis Ali Ibn Ebu Jaali, Ibn Ebul Albas Mohammed Dschordschani bauete an ihrem Grabe ein großes Speisehaus. Lenhi (Lerichi? Jahja? das Wort ist undeutlich geschrieben), im Distrikte Chaweran im Dorfe Sinanaaije [5]) bei der Stadt el Ebher. Kasim, der Sohn Hasan II. (des eilften Imam's), ist zu Kum außer der Stadt begraben. In der neuen Geschichte (Tarichi dschedid) wird erzählt, daß Astiare, der Sohn Musa's, am Rande von Enarabad [6]) begraben ist. Asia, die Tochter Musa's, ruht zu Gülbaikan und Dschafer, dessen Sohn mit den seinen Ahmed und Hasan zu Sawe [7]), so auch Aakidet Chatun die Tochter

---

[1]) ایله کنبد [2]) کنبد المصولده [3]) درکه خوان [4]) صافیه

[5]) سنانعیه [6]) انارآباد

[7]) Diese Stelle ist reine Wiederholung der schon oben vorgekommenen.

Musa's [1]) und Ali B. Ssalih, B. Seinul Aabidin mit drei Imamsade. Fathima, die Tochter Seinul Aabidin's, ist in Schulistan (der alte Namen Luristans) beim Dorfe Newbendegan [2]) am Fuße des weißen Schlosses begraben. Sehl, der Sohn Ali B. Ebi Thalib's, zu Charkan, nach einer anderen Ueberlieferung zu Churrem in der Ebene Kjaschan's sechs und neunzig [3]) Schritte vom Dorfe Tetmadsch am Rande der Heerstraße. Seineb [4]), die Tochter Musa's, ist zu Kjaschan beim Dorfe Melikabad begraben. Sahir, Suleiman, Manßur, die Söhne Musa's, Haris B. Hasan, B. Musa und Habib B. Musa sind zu Kjaschan beim Thore Ißfahans begraben [5]) mit fünf ihrer Söhne. Hasan, der Sohn Ali's, ist in einem unterirdischen Gewölbe des Dorfes Araku begraben, welches unter dem Namen des Dorfes des Imam Hasan el askeri bekannt ist. Jahja B Husein, B Seid, B. Hasan, B. Ali, B. Ebu Thalib in der Stadt Rei im Thorwinkel beim Kerker an der Moschee, welche das Haus des Grußes heißt, weil in jenem Winkel ein Baum stand, welchen der Imamsade grüßte. Abdallah, der Sohn Ebi Thalib's B. Mohsin, B. Ali, B. Ebi Thalib ist zu Rei begraben, sein Mörder war Abdallah Ghaidh, und ihn begrub Mahmud Haider, Siradsch rasi. Ebu Haschim B. Husein, B. Mohammed, B. Sabi, B. Hasan, B. Ali, B. Ebu Thalib ist im Thorwinkel (Dergudsche) von Dschakerabad begraben, sein Mörder war Dhohak B. Maarif der Damasker. Ebu Thalib B. Moslim, B. Ismail, B. Hasan ist im Distrikte Nischaburs im Dorfe Dawer begraben, sein Mörder war Omer B. Rebii. Der Schahsade Jahja B. Hasan ist am Rande von Sehl Dschui an der Gränze Thaberistans mit 7000 heiligen Arabern begraben, sein Mörder war Sinan Ibn Rastan der Damasker. Einige sagen, er liege im Gebiete von Tharim auf der Spitze eines Berges, jener Ort ist unter dem Namen Pejangur (Jebangur?) berühmt. Der Schahsade Abdul-aasim B. Abdallah, B. Ali, B. el-Hasan, B. Seid, B. el-Hasan, B. Ali, B. Ebu Thalib in der Stadt Rei an der Seite Saaferansades, sein Mörder Schihab Ibn Barkin. Mehdi, der Sohn Ebi Thalibs, ist in der Moschee Hasri der Stadt Rei begraben. Dschaafer B. Ali, B. Hasan, B. Seid, B. Hamid, B. Imam Mohammed Bakür (des fünften Imam's) ist in der Stadt Rei im Viertel Kalitan begraben. Mooßab Ibn Dschaafer mit fünfzehn Personen (seines Hauses) ist zu Kum begraben. Von den

---

[1]) Oben erscheint eine gleichnamige als Tochter Ali's und Enkelin Seinul Aabidia's, dieselbe ist aber nicht zu Sawe begraben.

[2]) Dieß ist das erste der in der obigen Liste vom Frhrn. v. B. erwähnten Imamsadegräber.

[3]) Oben neunzig.

[4]) Oben erscheint Seineb, die Tochter Musa II., zu Hekelabad in der Ebene von Kjaschan begraben, und Seineb, die Tochter Musa I., in einer Höhle verschwunden; es ist also hier augenscheinlich eine Wiederholung der ersten Stelle, wo von der Tochter Musa II. die Rede.

[5]) Wiederholung der früheren Stelle, in welcher Sahir als Thahir, Haris als der Sohn und nicht als der Enkel Musa's, und Habib vermuthlich durch Schreibfehler der nicht sehr correcten Handschrift als Dschidib erscheint.

Söhnen des Imam Seinul Abidin ruhen Mohammed Bakir (der fünfte Imam) und Musa, der Sohn Dschaafer's, zu Kum in verschiedenen Vierteln zerstreut, so, daß einige ihrer Gräber offenbar und einige nicht offenbar. Von den Söhnen Hasan el-Askeris ruhen achtzehn Personen im Viertel Kalinan (Kalitan?), von denen einige offenbar andere nicht. Ibn Musa, Ibn Dschaafer, die Frauen Chadidsche und Sarife, und ein Sohn Ishak's des Sohnes Abdallah's B. Musa, B. Dschaafer eß-ßadik gingen nach Kalem (soll Kum heißen), wo sie nach dem Fetwa der Rechtsgelehrten Kufa's hingerichtet wurden. Naßr Ibn Abdallah, Ibn Ishak, B. Musa ist im Schooße des Berges begraben, Musa II., der Sohn Ibrahim's des Sohnes des Imams Musa Kjasim (des siebenten Imam's), hatte ein und sechzig Kinder, von denen vierzig Söhne und ein und zwanzig Töchter; nach einer anderen Ueberlieferung vier und vierzig Söhne und sechzehn Töchter, die Gräber aller dieser aufzufinden ist schwer, deßhalb sagt Mewlama Husein Waiß, daß in der Welt kein Hügel, wo nicht einer von ihnen erschlagen worden sei. Abdallah, der Sohn Ebi Thalibs B. Hasan, B. Ali, B. Ebi Thalib, ist in der Stadt Rei begraben am Thore Seradschan, und heißt Abdallah der Weiße; er entfloh aus Bagdad den Händen der Dränger, Maaridsch Ibn Dhamir und Belal Barkin verfolgten diesen Unschuldigen bis an die Thore der Stadt Rei, wo sie ihm am Thore des Gartens des Rennplatzes Abdallah's viele Wunden beibrachten, so, daß er dort starb und begraben ward. Von diesem Tage an hieß dieser Ort Dschui Barik; dort lebte ein Mann Namens Mahmud Ibn Haider Siradsch rasi (Löwe, Lampe der Reijer), welcher den Imamsade begrub. Den Ebu Haschim[1]) B. Ali, B. Mohammed, B. Mobaii, B. Hasan, B. Ali, welcher in der Stadt Rei am Thore el-maßalih im Winkel Dschakerabad ruht, erschlug Dhohak Ibn Faruk der Damasker. Mohammed, der Sohn Jusuf's des Sohnes Dschaafer eß-ßadik (des sechsten Imam's), ist in der Stadt Awe im Viertel Adschure begraben, ihn erschlug Akis (Kais?) Ibn Moslim der Damasker. Ebu Thalib B. Moslim, B. Ismail, B. Hasan, B. Ali aus der Tochter Moslim's, ist zu Ramin am Rande von Sehl Dschui begraben; ihn erschlug Alinan Ibn Raschib der Damasker. Dschaafer B. Ali, B. Kasim[2]), B. Seid, B. Hamid, B. Mohammed Bakir ruht in der Stadt Rei im Viertel Felisan, wo auch noch achtzehn Söhne des Imams Husein begraben sind; von ihren Gräbern sind einige offenbar und andere nicht. An der Moschee von Nurabad ruhen in einer Reihe sechs unschuldige Imamskinder, unter denen die Töchter Musa's B. Dschaafer's Chadidsche und Sarife, ein Sohn Ishaks B. Abdallah's, B. Musa, B. Abderrahman Mansßur, der Sohn Abderrahman's B. Ishak, B. Abdallah, B. Musa, B. Dschaafer eß-ßadik ist zu Kum begraben, sein Bruder Naßr mit Seineb und Merjem, den Schwestern Ali's B. Musa er-Ridha (des sechsten Imam's) und Chadidsche und Ssarife, die Töchter Ahmed B. Ibrahim's, B. Mohammed Bakir's (des sechsten Imam's), wurden von den Bewohnern Thire's und Serdsch, die sie von Harun Reschid empfingen, erschlagen. Ein Weib und ein Sohn Ibrahims sind

---

[1]) Oben heißt er Ebu Haschim, B. Husein, B. Mohammed, B. Sabi, B. Hasan, B. Ali.

[2]) Oben steht in dieser Geschlechtsfolge statt Kasim, Hasan.

in der Nähe des Dorfes Thiruserdsch[1]) auf dem Friedhofe begraben, wo auch Seineb und Chadidsche die erschlagenen Töchter Mohammed Bakir's (des fünften Imams) begraben sind. Wenn alle Gräber der Imamsade, die mir zu Gesichte gekommen, hier aufgezeichnet werden sollten, so würde diese kurze Geschichte eine sehr lange werden, weßhalb die Erwähnung derselben abgekürzet worden.«

Nach der Angabe der hier übersetzten Stelle des Tarichi Haideri ist die hier beigegebene Stammtafel verfaßt. Die Uebersetzung der russischen Reisebeschreibung Chanikoff's erfordert so mehr zu Dank, als russische Bücher in der Ursprache von Deutschen wenig gelesen werden, und als seit der vor zwanzig Jahren erschienenen Reisebeschreibung des Frhrn. v. Meyendorff[2]) und der späteren von Burnes[3]) über Buchara oder Bochara (das letzte ist das richtigere) nichts Wissenschaftliches verlautet hat; denn die Berichte des die Juden von seinem vorigen Glauben zu seinem jetzigen bekehren wollenden Missionärs Wolf sind höchstens nur für Zeitungsleser gutes Futter. Das Porträt des durch seine Hinrichtung englischer Offiziere so berühmt gewordenen dermaligen Emirs von Bochara Emir Naßrullah Behadir Chan ist der englischen Uebersetzung des Frhrn. v. B. vorgesetzt, und dem Werke eine Karte Bochara's angehängt, welche sich auf das eigentliche Gebiet der Chanschaft beschränkt; während die dem Werke Meyendorff's beigegebene Karte sich nördlich über die Steppen der Kirgisen bis nach Orenburg und zum 53. Grade n. B. erstreckt, reichet die dem Werke Chanikoff's beigegebene nur bis zum 44. Grade, und enthält über den 49sten hinaus nur wenige Namen und Richtungen der Gebirge, ist aber dafür um die beiden Hauptstädte von Bochara und Semarkand so reicher mit Ortsnamen ausgestattet. Für den Deutschen wird Bochara immer das größte Interesse haben, weil die alte germanische Verwandtschaft durch die Bedeutung des Wortes Bochara außer allen Zweifel erwiesen ist. Bochara oder Buchara heißt, wie aus Mirchuand's und Chuandemir's Geschichten und aus den persischen Wörterbüchern[4]) bekannt, der Sammelplatz der Wissenschaft von der großen Zahl seiner Gelehrten. Ein Gelehrter und Schriftkundiger heißt aber

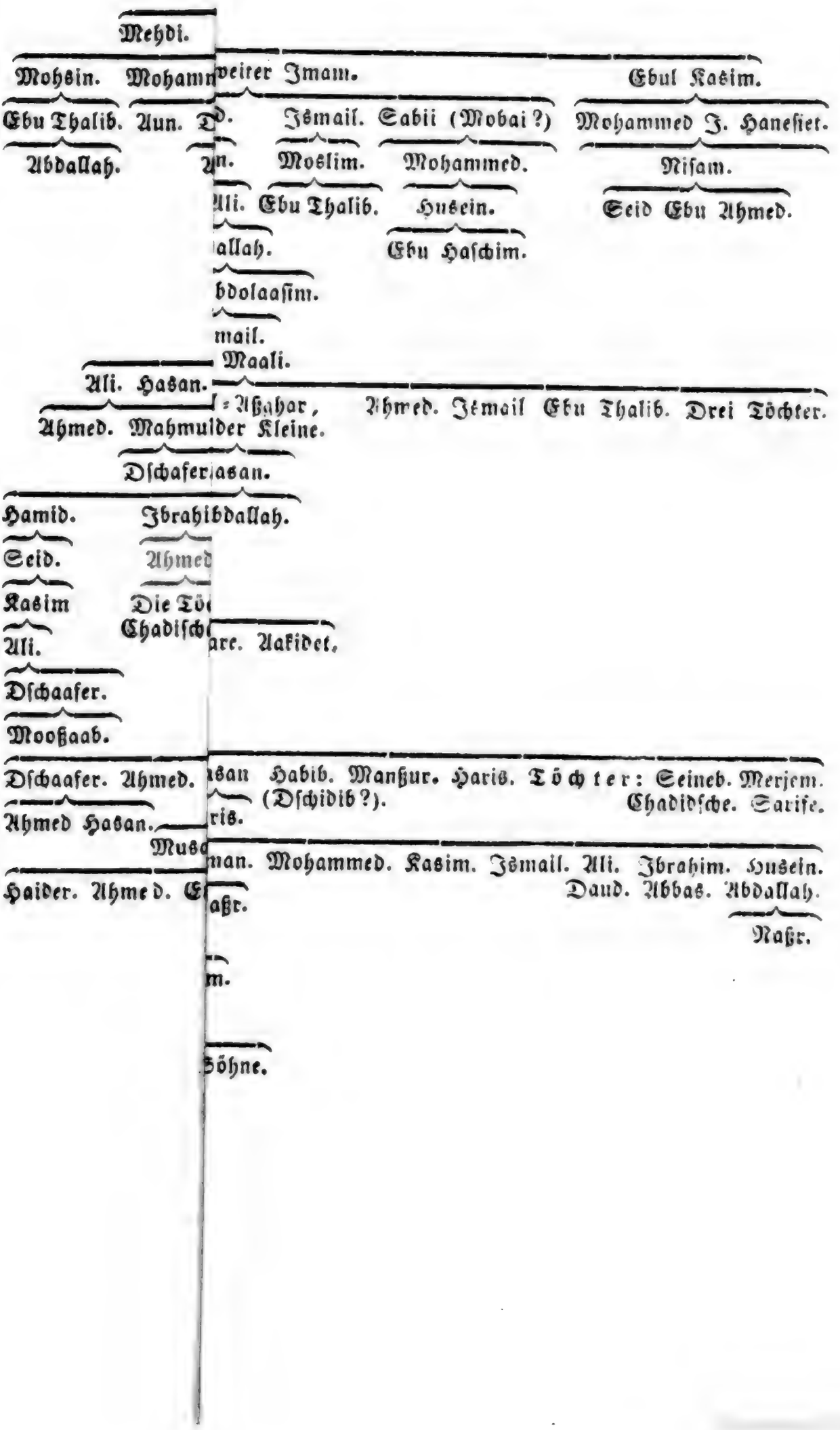
---

[1]) Oben طيرد سرج hier طيردسرج

[2]) Voyage d'Orenbourg a Boukhara, Paris 1826.

[3]) Travels into Bokhara, London 1834.

[4]) Ferhengi Schuuri I., Bl. 210. Burhani katii Konstantinop. Ausgabe, S. 138, und das Dschihannuma S. 351.


Mehdi.
Mohsin.
Mohamm
weiter Imam.
Ebul Kasim.
Ebu Thalib.
Aun.
Ismail.
Sabii (Mobai?)
Mohammed J. Haneſiet.
Abdallah.
Moslim.
Mohammed.
Niſam.
Ali.
Ebu Thalib.
Husein.
Seid Ebu Ahmed.
allah.
Ebu Haſchim.
bdolaaſim.
mail.
Maali.
Ali.
Hasan.
= Aßghar,
Ahmed.
Ahmed. Ismail Ebu Thalib. Drei Töchter.
Mahmud der Kleine.
Dschafer
asan.
Hamid.
Ibrahib
dallah.
Seid.
Ahmed
Kasim
Die Tö
Chadisch
are. Aakidet.
Ali.
Dschaafer.
Mooßaab.
Dschaafer.
Ahmed.
asan
Habib.
Manßur.
Haris.
Töchter: Seineb. Merjem.
(Dschidib?).
Chadidſche. Sarife.
Ahmed
Hasan.
ris.
Musa
man.
Mohammed.
Kasim.
Ismail.
Ali.
Ibrahim.
Husein.
Haider.
Ahmed.
E
Daud.
Abbas.
Abdallah.
aßr.
Naßr.
m.
öhne.

Digitized by Google

beim Ulphilas nicht anders als Bokareis. Bochara oder Buchara ist also ganz das deutsche Bücherei, welches sich zwar noch nicht vor dem fremdartigen Bibliothek den Vorzug im allgemeinen Sprachgebrauche erworben, aber das gute alte Recht seiner einheimischen Geburt ganz gewiß noch eines Tages vor dem eingedrungenen Fremdling behaupten wird. Die alte Bedeutung des Wortes Bochara hat die Stadt in der moslimischen Geschichte durch den ihr beigelegten Namen Kubbetul-Islam, d. i. die Kuppel des Islam's, bis auf den heutigen Tag bewahrt, und die zwei Hauptstücke des vorliegenden Werkes (das 28. und 29.), welche unter dem Titel: Civilisation of Bokhara von den heutigen Unterrichtsanstalten und den Werken, nach welchen der Unterricht ertheilet wird, handeln, gehören unter die lehrreichsten des Werkes, erfordern aber eben deßwegen eine so strengere kritische Beurtheilung zur Berichtigung der Büchertitel und der Namen ihrer Verfasser. Das Distichon, womit Hafis sich den Vorwurf Timur's zuzog, daß er die zwei schönsten Städte seines Reiches Semerkand und Bochara für das Schönheitsmal seines geliebten Schiraser's gerne verschenken wollte, ist aus der deutschen Uebersetzung und der Lebensgeschichte von Hafis längst bekannt, und ist auch im Ferhenge Schuuri als das berühmteste Dichterlob beider Städte angegeben [1]). Aber die zur näheren Kenntniß Bochara's weit wesentlichere Stelle des Dschihannuma ist bisher, außer in der ganz unbrauchbaren Uebersetzung Norbergs, der nicht einmal den Namen richtig (Bachara statt Bochara) schreibt, noch nirgends erschienen, und wir glauben uns daher durch die treue Uebersetzung derselben hier den Dank der Geographen zu erwerben.

»Bochara 97½° L. 39½° Br. in einem an Dörfern und Gärten reichen Distrikte westlich von Semerkand gelegene berühmte Stadt und Handelsort. Im Habis es-sijer (der Geschichte Chuandemir's) ist geschrieben, daß das Wort Bochara in der Sprache der Maghen [2]) Sammelplatz der Wissenschaft bedeutet, und in dieser Bedeutung der Beinamen der Stadt war, deren eigentlicher Name Mahles (?). Wer von dem Schlosse (Kohundis) der Stadt in die Weite hinausschauet, sieht nichts als Grün, indem die anmuthigen Felder sich wie ein grüner Teppich vor ihm ausbreiten; aus der Mitte des Grün steigen anmuthige Gebäude und unvergleichliche Paläste empor, welche die Trefflichkeit der Bucharer (als Baumeister) beweisen; die Stadt hat ein gro-

---

[1]) Eger an Türki Schirasi bedest ared dili mara
Be chali hindujesch bachschem Semerkand u Bucharara.

Nähm' der Türke von Schiras mein liebend Herz zur Hand,
Gäb' ich für sein schwarzes Mal Bochara, Semerkand.

[2]) Aus den Maghen hat der Verfasser des Ferhengi Schuuri Mogholen gemacht, was aber vielleicht nur ein Druckfehler.

ßes Schloß, das noch die Samaniden gebauet, unvergleichliche Märkte und Moscheen, und ist von einer Mauer, die sieben Thore hat, umfangen, welche einen Raum von zwölf Parasangen im Gevierten umschließt; in ihrem Umfange ist weder Berg noch Heide, sondern nichts als Dörfer, Saaten, Wein- und Obstgärten. Thawawis, Turak, das untere Ferghana, Bum, Rustakja, Hestewan, das untere und obere Firawan sind eben so viele besondere Distrikte innerhalb des Umfangs der Mauer; außerhalb derselben sind die Distrikte mit Kanälen durchzogen, wie die von Rusai, Kermine, Menahas, das obere Ferghana, und Rostak Aarkid; die Wasser von Soghd Semerkand kommen nach Bochara, gehen durch die Stadt, treiben Mühlen, bewässern Saaten und die Gärten, welche alle am Ufer des Flusses, der von hier nach Bikend und in den Dscheihun (Oxus) geht. Außerdem sind noch zahlreiche Flüsse, als: Rudi büsürg, der große Fluß, Rudi Makehan, Dschuibari Aaridh, Rudi Newbehar, d. i. der Fluß des Frühlings, welche von dem Hauptstrome Soghd's abgeleitet, in die Dörfer gehen und die Saaten bewässern. Der Fluß Kjafirgam bewässert bis nach Harmesch hinunter einen großen Distrikt, so auch der Fluß Newkend; der Rudi Berdsche, Rudi Debeste, der Rudi Erminije, der Fluß des unteren Firawan, bewässern jeder ein Paar Distrikte. Das Holz von Buchara kömmt nicht vom Gebirge, sondern bloß von den Gärten. In Transoxana gibt es keine besseren Früchte als die von Bochara; der Boden ist so fruchtbar, daß der Ertrag von ein paar Jochen zur Erhaltung einer ganzen Familie hinreicht; da aber das Volk sehr zahlreich, so genügt der Ertrag der Felder nicht um Alle zu nähren, und es kommt Getreide von Außen. Die Einwohner von Bochara sprechen die Sprache von Soghd, und sind meistens schön und wohlgeartet; sie tragen Mützen (Külah) und Capote (Kaba); sie haben außer den Märkten in der Stadt noch andere, zu denen sie sich an bestimmten Tagen versammeln; das Schloß (Kohondis) hat den Ruf des Glückes, ein Heer, das sich unter der dort aufgesteckten Fahne versammelt, wird nicht geschlagen. Keines Padischah Leichnam ward außer das Schloß getragen, sondern jeder darin begraben; die Einwohner sind Königen und Befehlshabern gehorsam. Die Stadt liegt im Dreieck mit Semerkand und Balch, von jeder 25 Parasangen entfernt. Der Verfasser des Heft Iklim (die sieben Himmelsstriche) sagt, daß Bochara die rühmliche (Fachire) genannt wird, weil sie sich am Tage der Auferstehung ihrer vielen Martyrer rühmen wird. Die Zahl ihrer Heiligen und Gelehrten ist gränzenlos; zu einer Zeit lebten dort 4000 Rechtsgelehrte, deren jeder Fetwa zu ertheilen im Stande, ausgezeichnet in den Haupt- und Nebenwissenschaften der Rechtsgelehrsamkeit. Von den Ueberlieferern: der Imam Ebu Abdallah Mohammed B. Ismail, der Verfasser des Ssahih Bochari, dann die Familie Mahbubi Omer B. Mase's, nämlich Ssadr esch-Scheriaat I. und II., Burhan esch-Scheriaat, Tadsch esch-Scheriaat. Von den Scheichen der Nakschbende: Chodscha Abdul-Chalik, Chodscha Mohammed Baba, Seid Emir Kelal, Chodscha Bohaeddin, Chodscha Alaeddin Aathar, Chodscha Hasan Aathar, Chodscha Mohammed Parsa und sein Sohn Ebu Naßr Parsa, Seid Burhaneddin Chawendschah, Emir Chuand Mohammed und sein Sohn Chuand Emir. Von Dichtern: Naßir und Chodscha Iß met, Mewlana Boron-

dok, Chiali, Seifi und Haschimi alle aus Bochara gebürtig*).«

Die Gränzen der Chanschaft Bochara sind wegen der vielen von Seite Chokand's, Balch's und Schehrsebs bald abgerissenen, bald wieder hinzu gekommenen Stücke, nicht leicht mit Genauigkeit zu bestimmen; am schwersten die westlichen gegen Chiwa, von welchem es durch keine natürlichen Gränzen getrennt ist; von den dasselbe umgebenden kleinen Staaten hat Schehrsebs 40, Hißar 430, Balch 250, Anchui 30, Meimane 140, die Chanschaft von Bochara 5600 Quadr. Meilen, wovon aber nur 5 — 600 feste Wohnsitze haben, neun Zehntel aber entweder gar nicht bewohnbar, oder wenigstens nicht bewohnt sind. Die Berge (ein Dutzend derselben wird mit ihrem Namen und mit ihrer Lage angegeben) sind wahrscheinlich keiner über tausend Fuß hoch. Die Gegend südlich von der großen Sandwüste Kisilkum (rother Sand) leidet Mangel an Wasser, und zwischen dem 80 und 83° östlicher Länge sind nur sieben magere Quellen, deren Wasser kaum trinkbar. Der Fluß des Landes ist der Amu Deria, d. i. der Orus, dessen beide Zuflüsse der Sereffchan, d. i. der goldstreuende, und der Fluß von Schehrsebs (grüne Stadt), der aber heute nicht mehr den Orus erreicht. Ueber den Ursprung des Orus wird der Bericht Kapitän Wood's aus dem Journal der geographischen Gesellschaft zu London gegeben, und über den alten Lauf desselben die Angabe Mr. Jaubert's im Nouveau Journal Asiatique für die richtigste erklärt; hienach verschwindet die Wahrscheinlichkeit, daß es möglich sei mittelst Durchstechung des von den Einwohnern zwischen Tasch Hauf und Alt Urgendsch aufgeführten großen Dammes den Amu Deria, der jetzt sich in den See von Aral ergießt, wieder in sein altes Rinnsal, das in der kaspischen See mündet, zurückzuführen. Im folgenden (IV.) Hauptstück wird der Lauf des Sereffchan und des Flusses von Schehrsebs beschrieben, in den beiden folgenden das Klima Bochara's durch beigegebene Tafeln des Thermometerstandes näher bestimmt. Die Bevölkerung besteht aus den Urbewohnern, den Tadschik, den von der arabischen Eroberung sich herschreibenden arabischen Ansiedlern, den Usbegen (Türken), die im zehnten Jahrhunderte des Landes sich bemächtigten, und von deren Stämmen eine Centurie namhaft gemacht wird, den Persern, den Juden, und endlich im nördlichen Theile den Kirgisen und Karakalpaken. Die Chanschaft wird in Kreise eingetheilt, deren jeder in kleinere Distrikte

*) Die letzten neun Zeilen fehlen bei Norberg ganz.

(Tuman) zerfällt, von denen Bochara acht, und Semarkand sieben zählt. Die Namen der neunzehn Städte der Chanschaft, der eilf Thore Bochara's (das Dschihannuma, wie wir gesehen, zählt deren nur sieben), der dreizehn Friedhöfe und die Entfernung von einem Thore zum andern werden nach Werſten und Sadschinen mitgetheilt; die Stadt bedeckt einen Raum von 1,564,875 Quadrat-Sadschinen oder 1739 Tanaps, und hat 360 Gassen; die merkwürdigsten Gebäude sind der Palast des Emir (Ark, das lateinische arx), der durch Wolf's Berichte und die Einkerkerung englischer Offiziere so berühmt gewordene obere und untere Kerker Sindani, bala und pajin (nicht poin) fast überall, wo der Uebersetzer in den persischen Namen das russische O beibehält, ist dasselbe als A zu lesen, wie z. B. der Deutsche Gollizin als Gallizin ausspricht. Die Zahl der Moscheen wird, wie die der Straßen, nach der runden beliebten Zahl von 360 angegeben, eine Zahl, die sich auch beiläufig in Europa bei so vielen Schlössern wiederfindet, welche so viele Fenster haben sollen als Tage im Jahre. Die acht vorzüglichsten Moscheen werden genannt, die letzte Mesdschidi Pajende Atalik (nicht Meschidi Païonde-Atalik). Die Medreseen haben zwei Stockwerke, in deren oberem die Studenten wohnen, im unteren die Vorlesungen gehalten werden; nach der Liste sind deren 103, von denen die sechzig berühmtesten mit ihrem Namen aufgeführet werden; wir bedauern, daß Chanikoff nicht die vollständige Liste gegeben, und sich um die Akademien Bochara's nicht dasselbe Verdienst erworben, als Hr. Prof. Wüstenfeld um die von Bagdad und Damaskus *), hingegen gibt er die Namen der 38 Karawanserai, wovon 24 aus Stein und 14 aus Holz gebaut sind. Die Gebäude, worin Waaren verkauft werden, welche zu Konstantinopel Chan, in Aegypten Okal genannt werden, heißen zu Bochara Timi, fünf derselben aus Holz, vier aus Stein gebaut; die Namen der sechzehn vorzüglichsten Bäder werden gegeben. Alle Bäder haben vier Gemächer, in deren erstem die Oberkleider, im zweiten die Unterkleider ausgezogen werden, in deren drittem geschwitzt, und im vierten der Leib des Badenden unter Krachen aller Glieder geknätet wird. Die Privathäuser Bochara's bestehen gewöhnlich aus einem oder mehreren viereckigen Höfen, deren Wände nur einen Stock hohe Lehmgebäude; dann folgt die Liste von 24 Märkten inner der Stadt und 22 außer derselben, deren oben im Dschihannuma Erwähnung geschehen ist. Die merkwürdigsten Gebäude außer der Stadt sind: 1) die Moschee Nemasije oder Nemasgah, d. i. des Betortes (nicht Namazi-gah,

*) Die Akademien der Araber und ihre Lehrer. Göttingen, 1837.

was statt Gebetort Gebet des Ortes hieße), wo im Ramasan und am Opferfeste die öffentlichen Gebete gehalten werden; 2) Fethabad; 3) Feisabad mit Medreseen und Gärten; 4) Mesari Bohaeddin, d. i. das Grabmal des großen Scheich der Nakschbende, dessen Namen oben im Dschihannuma vorgekommen, und welchen der Uebersetzer nach Chanikoff in Bogoüed-din verstümmelt; auch hier ist ein schwarzer Stein, welcher Sengi Murad, d. i. der Stein des Wunsches heißt, an welchem die Wallfahrter ihre Stirne reiben, wie die Pilgrime zu Mekka den schwarzen Stein der Kaaba küssen; die Gebäude, die das Grab umgeben, sind von Abkömmlingen des Scheih Bohaeddin bewohnt, indem sonst Niemanden dort zu wohnen gestattet ist. So wohnten vormals zu Konia an der Grabstätte des größten mystischen Dichters Dschelaleddin Rumi nur die Abkömmlinge desselben. Der Garten der Medresee ist im Mai mit Rosen bedeckt, und heißt daher Seili Güli surch, d. i. der Strom der rothen Rose. Die Bevölkerung von Bochara schätzt Chanikoff auf 60—70,000 Seelen, die Zahl der Studenten allein beträgt über 9000. Die Stationen zwischen Bochara und Semarkand werden mit ihren Entfernungen nach Werst en und Sadschinen gegeben. Das Dschihannuma S. 362 gibt die Reiserouten nach Ferghane, Bedachschan, Kesch, Osruschene, Schasch und Isbidschab, worauf wir hier die Geographen nur aufmerksam machen wollen; statt der nicht hieher gehörigen trockenen Namenliste schicken wir der im Werke Chanikoff's XIII. Hauptstück gegebenen Topographie von Semarkand den im Dschihannuma S. 349 die Stadt betreffenden Artikel voraus:

»Semerkand, 99° 16′ L. und 39½° Br. südlich der Ebene Soghd, ist eine auf einer Anhöhe gelegene große Stadt mit großen Mauern und Graben, ein Fluß geht mitten durch. Das Schloß hat vier Thore, östl. Tschin, westl. Newbehar, nördl. das Thor von Bochara, südl. das von Kesch; jedes Haus hat fließendes Wasser; der Serithak genannte Ort ist ein wohlgebauter Markt. Wenn man von der Festung (Kohondis) auf die Stadt ausschaut, verdecken meistens grüne Bäume die Gebäude. Der Graben ist mit Wasser gefüllt; auch die Vorstadt hat zahlreiche Thore, als: das Thor Id Awer, Enfesek, Serchas, Efschine, Kjuhekj, Ruschenin, Diwer, Ferchunde Die Gebäude sind von Holz und Lehm, die meisten Einwohner wohlgesittete und schöne Leute. Das Heft Iklim führt nach dem Asari bilad an, daß diese Stadt Keikjawus erbaut, Alexander mit einer Mauer befestiget habe. Zu Ende des Raudhateß-ßafa (der Geschichte Mirchuand's) wird gesagt, daß der Umfang der Mauern der Stadt vormals 50,000 Ellen (Kuladsch) hatte, daß die im Laufe der Zeit verfallenen der Weltheld (Pehliwani Dschihan) mit dem dort gefundenen Schatze erneuerte, und daß hernach K-juschtasb der Kejanide die Stadt weiter ausbaute, und zwischen Transoxana und Turkistan eine

Gränzmauer zog, und daß Alexander die Stadt erweiterte und erneuerte. Der König Jemen's Schemer verwüstete die Stadt auf seinem Zuge nach Turan, sie wurde nach ihm Schemerkend genannt, woraus die Araber Semarkand gemacht. Kend heißt so viel als Dorf (das englische kent). Nach meiner Meinung heißt der Name so viel als zu Kent gehörig, indem einem großen Theile der Oerter jenes Landes zu Kent beigesetzt ist, wie Taschkent oder Taschkend, Barkent oder Barkend, Beikent oder Beikend, Uskent oder Uskend, und also auch Semerkent oder Semerkend der Ursprung des arabisirten Semarkand.«

Chanikoff nennt sechs Thore statt der vier vom Dschihannuma angegebenen; der Raum, den die Stadt einnimmt, beträgt 2,280,000 Quadrat-Sadschinen oder 25,333 Tanaps; das ganze Erdreich nördlich zwischen der Stadt und dem Ufer des Serefschan in der Ausdehnung von sechs Werften, ist mit Ruinen bedeckt, welche den Namen des Schlosses Efrasiab's führen. Die Stadt ist von drei Strömen bewässert, welche von dem nördlichen Abhange des Aghalikthagh (Tau) kommen; außer denselben und zahllosen Kanälen hat die Stadt viele Cisternen (Hauf), zwei Karawanserai und öffentliche Bäder. Die Citadelle ist größer als die von Bochara und Karschi, indem sie drei Werste im Umfange, einen Flächenraum von 90,000 Sadschinen oder 100 Tanaps beträgt. In derselben ist der Palast des Emir mit dem blauen Steine, auf den sich jeder Emir niedersetzen muß, wenn jeder Zweifel an seiner Rechtmäßigkeit gehoben seyn soll. Das Grabmal Timurs ist ein hohes achtseitiges, mit einem hohen Dome bedecktes Gebäude, dessen innere Wände mit Inschriften aus dem Koran verzieret sind. In zwei Gemächer getheilt, deren erstes gleichsam das Heiligthum (shrine) der großen Moschee, in welcher Timur begraben liegt; in der Mitte des zweiten Gemachs erhebt sich das Grabmal Timur's in Gestalt einer drei Fuß hohen abgestumpften Pyramide, deren Grundlage fünf oder sechs Fuß im Gevierten; der wohlgeglättete schwarzgrünliche Stein ward, als er vor Nadirschah gebracht ward, entzwei gebrochen. Weiße Marmorsteine rund herum mit Inschriften bezeichnen die Gräber der Familie Timur's. Chanikoff erwähnet nicht des zum Kopfe Timur's begrabenen großen Heiligen Scherif Seid Bereke, dessen Sarg von der Grabstätte des Seid zu Andekuh nach Semarkand gebracht, und in dem Grabmale, welches Timur für sich erbauet hatte, beigesetzt ward. Timur hatte mehrmal den Wunsch geäußert, daß er unterhalb dem Grabe dieses heiligen Mannes seines Rathgebers beigesetzt werde*), was dann auch geschah. Die drei von Timur

*) Le corps de Timur fut mis au-dessous de celui de Cherif. Petis de la Croix, Histoire de Timurbec IV. pag. 286.

gestifteten Medreseen Ulugbegi, Schirdar und Thilakori stehen nach den drei Himmelsgegenden, Ost, West und Nord, die mit Porzellan? (Fayence?) bekleideten Wände sind mit Mosaik in den mannigfaltigsten Farben ausgelegt, die schönste, kleinste, aber auch am meisten beschädigte ist die dritte; von Innen sind dieselben mit Gold und Lazur verziert, und die Vergoldung, wiewohl meistens nur auf Papier, hat sich wunderbarer Weise seit Timur's Tod, d. i. seit bald fünfthalb hundert Jahren erhalten. Auf der Nordseite dieser Gebäude zunächst dem Thore Schahsende ist die Medresee Hanum, d. i. Tukelchanüm, der neunten Gemahlin Timur's; diese war aber keineswegs, wie der Verfasser sagt, die Tochter des Kaisers von China, sondern eine Mongolin [1]). Chanikoff und seine Quellen haben hier augenscheinlich den Timur mit Tschengis Chan verwechselt, welcher eine Tochter des chinesischen Kaisers zur Frau hatte. Diese fromme Stiftung der mongolischen Prinzessin besteht aus drei Moscheen mit hohen Domen und einem viereckigen Gebäude (die Medresee), aus deren mit Inschriften und Schnitzwerk verzierten ehernen eingeschmelzten Thoren Emir Haider Münzen schlagen ließ; östlich davon ist das sehr verwüstete Grabmal der Chanum. Außer der Stadt ist das merkwürdigste Gebäude der Pallast Timur's, der heute Hasreti Schahsende (Schahsinde?) heißt, nach aller Wahrscheinlichkeit ist dieses der Palast, welchen Timur i. J. d. H. 799 (1396) am Ende der schönen Ebene Chanigül durch die geschicktesten Baumeister Semerkand's erbauen, und mit dem schönsten Porzellan (Fayence) Kaschan's bekleiden ließ, und dessen Garten unter dem Namen Dilguscha, d. i. des herzeröffnenden, weltberühmt war [2]). Die Bevölkerung der Stadt schätzt Chanikoff auf 25 bis 30,000 Köpfe. Da die Straße von Semerkand nach Karschi bisher von keinem Europäer besucht worden, gibt der Verfasser einen Auszug seines Reisetagebuchs.

»Die Stadt Karschi ist von drei concentrischen Wällen umgeben, deren erster die Citadelle von der Stadt, der zweite die alte Stadt von der neuen, der dritte diese von den benachbarten Dörfern trennt; der Durchmesser der Stadt ist drei bis viertehalb Werste, die Citadelle ist größer als die von Bochara, außer einer großen Freitagsmoschee hat die Stadt noch vier Medreseen. Der Basar ist ein großes Gebäude, die Wollbuden allein nehmen eine Länge von 250 Sadschinen ein; die zwei merkwürdigsten Gebäude außer der Stadt sind die von Abdallah Chan erbaute Brücke über den Fluß von Schehrsebs, und die große

[1]) Tukel Canum, fille de Keser Coja Aglen, Roi des Mogols, ebenda II. S. 425. Die neun Gemahlinnen Timurs sind in der Geschichte des osmanischen Reichs I. S. 615 aufgeführt.

[2]) Ebenda II. S. 424.

für die Volksversammlungen im Ramasan und am Opferfeste gebaute große Moschee.«

Im XV. Hauptstücke, welches nebst den fünf folgenden von der Industrie Bochara's handelt, gibt der Verfasser nach dem Dschamiul-rumus, nicht Jamit-ul-rumus Schemseddin Bocharis, die Maße und Gewichte, und die Abgaben des Grund und Bodens, nach welchen derselbe in Uschriet, d. i. Zehentgrund, und Charadschije (nicht Hirajia) eingetheilt wird. Der erhobene Zehent soll nach dem Gesetze unter die folgenden sieben Klassen vertheilet werden: 1) Die Fakire, d. i. die Armen, 2) Meskin, d. i. die Elenden, die gar Nichts haben, 3) für den Einsammler des Almosens, dieser heißt Aamili sekjat (nicht Omili Zakat the crown tax-collector), 4) Mukjateb, der freigelassene Sklave, 5) Medjun, der zahlungsunfähige Schuldner, 6) Munkathiul-Ghusat, die Invaliden, 7) Ibnes-sebil (Sohn des Weges), die Reisenden. Die Eintheilung der Grundsteuer in Charadschi mukasem (nicht hiraj mukozem) und Charadschi muwasaf (hiraj muazaf) ist die schon aus dem Werke über des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung bekannte. In den fünf folgenden Hauptstücken, welche alle den Titel der Industrie Bochara's führen, wird die Liste von dreizehn Traubengattungen, Feigen, Aprikosen, acht Aepfelgattungen, zwei Birnenarten, zwei Palmenarten, zehn Frühmelonen, sechs Spätmelonen, neun Kürbisarten, zwei Baumwollgattungen, die Abbildung des sehr einfachen Pflugs und andere zum Feldbaue gehörige Nachrichten gegeben. Die Pferde Bochara's sind dreierlei, 1) das turkmanische oder Arghomak, 2) das usbegische Pferd, 3) das von Chokand. Milch und Butter sind schlecht, indem die Zucht des Rindviehes vernachläßiget, desto sorgfältiger aber die Schafzucht betrieben wird; die Schafe sind dieselben, wie die der Kirgisen; der Pelzhandel ist in den Händen der Kirgisen und Karakalpaken, welche meistens Füchse und Marderfelle zum Verkaufe bringen. Der Handel Bochara's ist ungeachtet der vielen Buden, in welchen meistens aber nur russische Waaren verkaufet werden, sehr unbedeutend, zum Theil wegen des schlechten Zustandes der Brücken und Wege; indessen ist in Bochara doch eine große Niederlage von Waaren, besonders russischen, welche die Karawanen von Troitzks, Orenburg und Nowoiletzsk bringen, und dafür die Manufakturen Indiens und rohe Stoffe, wie Häute und Eisen, ausführen. Fünf bis sechs tausend Kameele werden jährlich zu diesem Handel verwendet, und da die Kameelladung gewöhnlich auf sechzig Dukaten geschätzt wird, so beträgt das in Umlauf gesetzte Kapital zwi-

schen vierthalb und fünf Millionen. Nach Chiwa handelt Bochara mit Aepfeln und rohen Ochsenhäuten. Von Meschhed werden durch vier Karawanen jährlich persische Stoffe eingeführt, Lammwolle, Baumwolle und Reis ausgeführt. Von Herat und Kaschmir kommen Shawle, über Kabul (aber nur im Sommer, weil im Winter die Straße wegen des tiefen Schnees nicht gangbar) englische Waaren. Mit Chokand und Taschkend besteht der Verkehr das ganze Jahr hindurch über Kaschgaar und Jarkend mit China. Den Beschluß dieses Hauptstückes macht eine Preisliste der vorzüglichsten Waaren.

Vier Hauptstücke (24 — 28) handeln von der Verwaltung Bocharas; die zwei ersten Klassen des Landes sind die Seid, d. i. die unmittelbaren Abkömmlinge des Propheten, und die Chodscha, d. i. die Abkömmlinge der Chalifen Ebubekr und Omar; die zwei nächsten Klassen sind die Ruhdar und Schagirdpische, die ersten ausgezeichnete Usbegen, die zweiten die Tadschiken (die Ἀδιχαι Herodots, die Vorfahren der Deutschen), die Ureinwohner des Landes. Wiewohl diese oft wiederholte Bemerkung des Recn. über die Ursitze der Deutschen bisher bei ihren Geschichtschreibern wenig Anklang gefunden, so läßt sich doch die Thatsache keineswegs bestreiten, daß die Tadschik die Urbewohner Chuaresm's, Mawerain-nehr's und Chiwa's ihrer Sprache nach Perser, und daß sich in ihrer Mundart noch manche deutsche Wörter finden, die selbst in dem der deutschen Sprache so nahe verwandten Persischen nicht mehr üblich. Was schon zu Anfang des verflossenen Jahrhundertes Burton[1]) und Borhorn, Celsius[2]) und Leibniz[3]) von der nächsten Verwandtschaft des Deutschen und Persischen mit Recht behauptet, und Rec. bei der Anzeige des Siebenmeers in dem durch vier Bände dieser Jahrbücher (L. — LIII.) laufenden Verzeichnisse von 3300 persischen mit germanischen verwandten Wörtern dargethan hat, läßt sich eben so wenig abläugnen, als die im CVII. Bde. (S. 27) aus Ferhenge Schuuri angeführte Stelle Enweri's, nach welcher in der Sprache Chiwa's Sub und Pekend Suppe und Backwerk heißt. Merkwürdig und hieher gehörig ist auch, daß die Klasse der untersten Soldaten nicht anders als Aleman[4]) heißt, so, daß heute im Namen Bochara's, d. i. Sammelplatz der Wissenschaft, der gothische Bo-

---

[1]) Guilielmi Burtoni ΑΕΙΨΑΝΑ. Lubecae, 1720.

[2]) De convenientia linguae Persicae cum Gothica. Upsalae 1723.

[3]) Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat.

[4]) The lowest military grade is that called Aleman.

karei's, wie in den Tadschik und Aleman die beiden Volksnamen der Deutschen und Alemanen sammt der Suppe und dem Brod erhalten sind, denn Pekend ist ja nichts anders als der Backende. Die Eintheilung der Stände nach verschiedenen Klassen ist wohl ursprünglich die chinesische, welche in diesen Ländern am Hofe der Chuaresm Schahe schon vor der Ueberschwemmung der Mongolen da gewesen, durch diese aber in Rußland als Tschin aus Tschin, d. i. aus China eingeführt worden. Die erste Klasse sind die Mahrem, d. i. die Geheimen (so heißen in der Türkei die geheimen Räthe Mahremol esrar), die acht ersten sind Hofdienste, wie der Boghdschaberdar (Buckcheh-berder), d. i. der Bündelbewahrer, der Saatberdar, d. i. der Uhrbewahrer, der Kitabberdar, d. i. der Buchbewahrer (Hofbibliothekar), der Museberdar, d. i. der Stiefelbewahrer, der Scherbetberdar, d. i. der Scherbetbewahrer. Diese Aemter sind die alttürkischen, welche sich am osmanischen Hofe bis auf den heutigen Tag erhalten haben, nur mit dem Unterschiede, daß dort das zweite Wort dar statt berdar lautet, wie Dschokadar, Silahdar, Rikjabdar u. s. w.; andere Titel schreiben sich von den Mongolen her, wie der Kataul, d. i. der Bauübergeher; der Bakaul, d. i. der Oberstküchenmeister; der Schahgaul, d. i. der Einführer der Botschafter. Tunkatar sind zwei Personen, welche in der Nacht abwechselnd am Fuße des Bettes des Emirs wachen. Udaischi sind zwei Personen, welche rothe Stäbe führen, und so oft der Emir ausgeht, ausrufen: »Möge der Allmächtige Sr. Herrlichkeit dem Emir beistehen, lebenslang nicht vom Pfade der Gerechtigkeit abzuweichen!« — diesen Ausruf beantwortet das Volk mit einem allgemeinen Amen! (Amin nicht Omen). Der Mihter oder Mehter, d. i. der größere (le maitre), ist der Schatzmeister; der Destarchandschi (nicht Dostarkhanchi), mit einer goldenen Hacke in der Hand, bringt dem Emir die stets versiegelten Speisen; die höchste Würde ist die des Kuschbegi oder Wesirs, welchem alle Nacht die Schlüssel der eilf Stadtthore überbracht werden. Die Chodschas, d. i. die Abkömmlinge Omar's und Ebubekr's, haben wieder besondere Ehrentitel (bis auf sieben), welche ihnen das Vorrecht, in den Hof einzureiten und zu dem Rathe des Emirs berufen zu werden, gewähren. Die erste Würde des Gesetzes führt denselben Titel wie zu Konstantinopel der Mufti, nämlich Scheichul Islam, der zur Linken des Emirs sitzt, wie die Sipahi zu dessen Rechten, dann der Nakibul Eschraf, d. i. der Vorsteher der Prophetenverwandten; der Kasi Asker, d. i. der Richter des Militärs, der Kasi Fukara, d. i. der Richter des Civils;

Fukara, d. i. Arme, heißen zu Bochara alle, welche nicht Soldaten. Der Reis versieht das doppelte Amt eines Censors der Sitten und eines Polizeivogts, indem er zweimal des Tags die Runde um die Stadt zu Pferde macht. Aglem (?) ist das Oberhaupt der kleinen Mufti's, welche das Recht haben, ihr Siegel Bittschriften beizusetzen, um dadurch die Richtigkeit der darin angeführten Stellen des Gesetzes zu bezeugen. Muderris (nicht Mudaris) ist ein ausgelernter Professor. Imam dschumaa (nicht Imma-Juma), d. i. der Freitags-Imam, steht dem Gebete in der großen Freitagsmoschee vor, wie der Imam pendsch wakt, d. i. der Imam der fünf Tageszeiten, dem fünfmaligen gesetzlichen Gebete; der Muesin als Ausrufer ist allbekannt, zu Bochara wird er aber auch noch der Ssufi, d. i. der Mystiker, genannt; der Koransleser heißt Surechuan, d. i. der Surenleser, nicht Mak-surekhan; hier scheint eine offenbare Verwechslung der Sure mit der Makßure, d. i. der Emporkirche des Emirs in der Moschee; wäre Makßurechuan richtig, so könnte es nur einen Leser der Emporkirche bedeuten. Das Kloster heißt, wie bekannt, Chankah nicht khanaka, und der Ort des Noviciats Tschilechane, von den vierzig Tagen, welche das Noviciat dauert; der ausgelernte Myste heißt Ishan (?), der Freisprechungsbrief Chaththi ruchßat oder Chaththi irschad (nicht batiruhsat or hati-irshat). Die verschiedenen mystischen Grade heißen Makam, die dem Jünger des beschaulichen Lebens vorgeschriebenen acht Gebete werden aufgeführt; die Bettelmönche Bocharas sind die Kalendere, sie tragen nicht das Salle (der Uebersetzer vermuthet in der Note, daß dieß die bocharische Mütze sei). Die Förmlichkeiten, welche zu einer regelmäßigen Bittschrift erfordert werden, sind drei: die Auseinandersetzung der Thatsache, die Anführung von Belegen aus dem Koran oder der Ueberlieferung, das Siegel, welches die Richtigkeit der angeführten Stellen bezeugt. Die zwei vorletzten Hauptstücke handeln von dem Unterrichtswesen und der Gelehrsamkeit, welche von jeher zu Bochara in Flor, welche, wie schon aus der oben angeführten großen Zahl von Medreseen zu schließen, den alten Ruhm der Stadt bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat, und die Bedeutung ihres alten Namens als Sammelplatz der Wissenschaft einigermaßen bewährt. Die verschiedenen Arten von Aberglauben, welche Eingangs des 28. Hauptstückes erwähnet werden, sind freilich nicht geeignet, eine große Meinung von der zu Bochara blühenden Gelehrsamkeit zu begründen. Sie theilen die Dämonen in fünf Klassen ein: Scheithan, d. i. Satan, Dschinn, d. i. Genien, Albesti (Alp?), Adschine und Diwe. Da die Adschine immer als Weiber mit fliegenden

Haaren erscheinen, so dürften dieselben die Stelle der arabischen Ghule vertreten, welche auch weiblich, während die Dive männlich. Die vorzüglichsten Wahrsager sind die Munedschim, d. i. Astronomen, deren Wissenschaft aber nur in Astrologie besteht, und die Falbini, d. i. die aus Büchern das Loos Stechenden. Das Wort Fal schreiben englische Reisende, namentlich Morier, häufig als Fall, nicht zweifelnd, daß es dasselbe mit dem deutschen Fall sei. Der vom Verfasser S. 275 angegebene Studienkurs ist kein so wohlgeordneter, als der in der Geschichte des osmanischen Reichs*) gegebene konstantinopolitanische von zehn Wissenschaften und den Grundwerken derselben. Nach dem Verfasser besteht der Lehrkurs der unteren Schulen zu Bochara in dem Vortrage von acht Werken, nämlich: 1) das Alphabet, 2) der Koran, 3) das Fardhi ain (die vornehmsten Religionspflichten), 4) Tschehar kitab, d. i. die vier Bücher (vielleicht die vier Mokaddeme), 5) Dozbi (ist dem Recn. unerrathbar), 6) Hafis, 7) der Pfad (Meslik nicht Maslak) der Gottesfürchtigen, 8) Mirsa Bidil; außerdem noch die fünf folgenden türkischen Werke: 1) das Buch Fodhulis (vermuthlich sein Hadikates-soaada, d. i. die Biographien der Martyrer und Heiligen), 2) Lisan eth-thair, d. i. die Vogelsprache; wenn hierunter, wie höchst wahrscheinlich, kein anderes Werk gemeint ist, als das berühmte mystische Gedicht Feridedin Aaththar's, so ist dieses Buch ein persisches und kein arabisches; 3) der dschagatai'sche Diwan Emir Newaji's; 4) Húaïda (?); 5) Kißai Diwanei meschreb (Kissch-i-divaneh-i-meshreb). Dieser Kurs dauert sieben Jahre, ganz wie der römische und griechische zu Athen et studiis annos septem dedit; dieß sind die Werke, welche in den Primarschulen (Mekteb) vorgetragen werden; in den höheren zerfallen die dort vorgetragenen Wissenschaften in die drei Klassen, 1) die gesetzlichen (scherije nicht Sherghich), 2) die arabischen, d. i. die Sprachwissenschaften, 3) die philosophischen (Hikmije). Wir verfolgen nun mit dem Verfasser die einzelnen Wissenschaften jeder dieser drei Klassen, und berichtigen seine Angaben. Die erste Klasse hat sieben Wissenschaften I.) Tefsir, d. i. die Koranseregese nach dem Werke Beidhawis, dessen vom Verfasser nicht angegebener Titel Enwar et-tenzil we esrar et-teewil, d. i. die Lichter der wörtlichen Sendung des Korans und die Geheimnisse der Auslegung desselben, mit den Commentaren Scheichsade's (nicht Sheikh-i-Zadeh, was statt der Sohn des Scheichs heißen würde der Scheih des Sohnes), Abdul Hakim La-

*) III. Bd. 238 und 585

huri's, Oßameddin's und Teftaſani's. Den letzten nennt der Verfaſſer hier und ſpäter Al-Omet-al-Taftazani, dieſes Al'-omet ſoll das arabiſche Wort Aallamet vorſtellen, welches der Gelehrteſte oder der Gelahrte heißt, und welches dem Namen Mesud Teftaſanis immer vorgeſetzt wird. II.) Die Ueberlieferung nach dem Miſchkjat (d. i. die Leuchte) mit den arabiſchen Commentaren Ali Ibn Sultan el kari's nicht el-kori, Mir Seid eſch-Scherif, Tibi(?) und dem perſiſchen Abdullah Chans; III.) Fikh (nicht Fickeh, d. i. die Rechtsgelehrſamkeit, deren drei Grundwerke das Hidaijet, Wikaijet und der Commentar des letzten; das Hidaijet fil foruu, d. i. die Leitung in den Zweigen der Rechtsgelehrſamkeit, ward verfaßt vom Scheih Burhaned-din Ali Ibn Ebibekr aus Meragrah, geſt. 593 (1196)[1]), und nicht, wie der Verfaſſer angibt, von Abdul Muni aus Semerkand. Ganz irrig wird dieſes Grundwerk, nach welchem erſt das Wikaijet und der Commentar deſſelben erſchienen (ſtatt als erſtes), erſt als drittes angeſetzt. Als das erſte Werk wird ein Auszug (Mochtaßar nicht Muhtoser) des Wikaijet Obeidallah Ssadr eſch-Scheriaa's (nicht Abeid-ullah Sadri-Shariyah) angeſetzt. Dieſe Angabe erfordert mehr als eine Berichtigung. Aus der berühmten Familie von Geſetzgelehrten, welche auch das Dſchihannuma (S. 352) unter den Gelehrten Bochara's als die Familie Mahbubi aufführt, und deren Stammbaum zur Berichtigung der bibliographiſchen Irrthümer früherer Orientaliſten im CII. Bde. dieſer Jahrbücher S. 63 gegeben worden, gab es zwei Obeidallah Ssadreſch-ſcheriaat, den erſten und zweiten; der erſte iſt der Verfaſſer des Wikajet er-riwaijet, welches er für ſeinen Enkel Obeidallah Ssadreſch-ſcheriaat II. verfaßte; dieſer ſchrieb einen Commentar zum Werke ſeines Großvaters, und verfaßte einen Auszug davon; als das zweite Hauptwerk wird der Commentar des Wikajet angegeben, nämlich der des obgeſagten Obeidallah Ssadreſch-ſcheriaat II. des Sohnes Mesud's, geſt. i. J. 750 (1349), welcher zugleich der Verfaſſer des Auszuges des Wikajet unter dem Titel Nikaijet[2]). Bei Chanikoff fehlt beim Muchtaßar, d. i. dem Auszuge des Wikajet, der Titel deſſelben, nämlich Nikaijet; zweitens wird beim Wikajet ſelbſt ein ganz falſcher Ver-

---

[1]) Des osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung, Wien 1815, I. Bd., S. 15 nach Hadſchi Chalfa.

[2]) In den Jahrbüchern der Literatur CII. Bd. S. 63 iſt Wikajet einmal als Wikalet verdruckt, und es fehlt bei Ssadreſch-ſcheriaat II. das Nikaijet.

fasser, nämlich Mahmud tadschesch-scheriaat angegeben; einen Gelehrten dieses Namens und Zunamens gab es nicht, denn der Name Tadschesch-scheriaats des Sohnes Ssadresch scheriaat's des ersten war Omar und nicht Mahmud, und sein Sohn Vater Ssadresch scheriaat's des zweiten hieß Mesud; Tadschesch-scheriaat schrieb keinen Commentar zum Wikajet, sondern einen zum Hidajet unter dem Titel Nihaietul-kifajet fi scherhil-Hidajet, d. i. das Ende dessen, was zur Erklärung des Hidajet genügt. Als Commentare des Hidajet nennt der Verfasser das Inajet, Kifajet und Nibaijet, welche mit den beiden obgenannten dem Wikajet und Nikajet fünf in der ersten Sylbe mit dem Hidajet anklingende Titel berühmter gesetzlicher Werke sind Hienach sind die vier Glieder der Familie Mahbubi Verfasser berühmter gesetzlicher Werke, nämlich: Obeidallah Ssadresch-scheriaat I., dann seine beiden Söhne Mahmud Burhan esch-scheriaat (Beweis des Gesetzes) und Omar Tadschesch-scheriaat (Krone des Gesetzes), und endlich Obeidallah Ssadresch-scheriaat (Ehrensitz des Gesetzes) II. (bei dessen Werke Foßuli chamsin gibt Hadschi Chalfa sein Sterbejahr als 745, bei Flügel 9087, und eben so bei dem Werke Schoruth Ssadresch-scheriaat II., d. i. Obeidallah B. Mesud B. Tadsch esch-scheriaat, bei Flügel 7564), genau von einander unterschieden, und uns bleibt nur noch übrig zum Besten künftiger orientalischer Bibliographen die sechs Werke, deren Titel in der ersten Sylbe als Reime anklingen, sammt einem siebenten, achten und neunten, nämlich dem Riwaijet, dem Dirajet und Rijaijet, hier in chronologischer Ordnung ihrer Verfasser aufzuführen, nämlich: 1) das Hidajet Alii B. Ebibekr's el Merghainani's, gest. 593 (1196); 2) das Riajet fi tedscherrudi mesailil hidajet, d. i. die Beobachtung in der Entkleidung der Streitfragen des Hidajet, von Ebul-melih Mohammed B. Osman bekannt als Ibn Akreb, gest. 624 (1226); 3) das Wikajetor-Riwajet, von Burhanesch-scheriaat Mahmud dem Sohne Obeidallah's Ssadresch-scheriaat I.; 4) das Nihajetol-kifajet fi scherhil hidajet, von Omar Tadschesch-scheriaat dem Sohne Ssadr.-scheriaat's I., gest. 673 (1274), dem Bruder des Burhanesch-scheriaat's; 5) das Riwajetul Hidajet, d. i. die Ueberlieferung des Hidajet, von Mesud dem Gemahle der Tochter Omer tadschesch-scheriaat's (fehlt in Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche, befindet sich aber auf der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien); 6) das Nikajet, d. i. die Läuterung des Auszuges des Wikajet, von Obeidallah B. Mesud

Ss. schriaat II., geſt. 750 (1349), von ſeinem Sohne Mahmud; 7) das Kifajet, ein Auszug des Hidajet von Alaeddin Ali B. Osman, berühmt als Ibnet-Türkmani von Mardin, geſt. 750 (1349), vollendet von ſeinem Sohne; 8) das Inajet, d. i. die Gnade, vom Scheich Ekmel eddin Mohammed B. Mahmud el Baiburti, geſt. 796 (1393); 9) das Dirajet, eine Auswahl der Ueberlieferungen des Hidajet vom Scheich Ahmed B. Ali B. Hadschr. IV. Uſſuli fikh, d. i. die Grundlehre der Rechtsgelehrſamkeit, iſt die vierte der Geſetzwiſſenſchaften; der Titel des erſten Werkes iſt unrichtig und ohne den Namen des Verfaſſers angegeben, es heißt nicht Fenkikh-ul-Usúl, ſondern Tenkihol-foßul fil-Uſſul, von Schihabeddin Ebul-Abbas Ahmed B. Idris, geſt. 684 (1285), hierauf folgt das Tewdhihol-uſſul von Obeidallah Ssadr eſch-ſchriaat, fehlt bei Hadſchi Chalfa, dann das Telwih Teftaſanis fehlt ebenfalls in Hadſchi Chalfa. V.) Die Metaphyſik Ilmi Kelam, d. i. die Wiſſenſchaft des Wortes, nicht Ilm-i-Kalem, was die Wiſſenſchaft der Feder heißt; als das erſte Grundwerk wird das Aßli tewhid angegeben, und die Autorſchaft dem großen Imam Ebu Hanife zugeſchrieben, was ganz ſicher unrichtig, indem weder Hadſchi Chalfa ein Werk dieſes Namens kennt, noch in den ſehr ausführlichen Lebensbeſchreibungen Ebu Hanife's ein ſolches erwähnt wird. Das zweite Hauptwerk die Dogmen Neſefi's, d. i. des Scheich Neſchmeddin Ebu Haſß Omer B. Mohammed, geſt. 537 (1142). Der Verfaſſer des vierten der eilf angeführten Commentare heißt Chijali und nicht Hioli; was das dritte angeführte Werk Risalei Gazdueh für ein Buch ſei, iſt Rec. mit Gewißheit zu errathen nicht im Stande, vielleicht Güſide(?); VI.) Ilmi feraidh, d. i. die Wiſſenſchaft der Erbtheilungen; VII.) Ilmi kiraet, d. i. die Leſekunde des Korans nach den Werken Dſcheſeri's des Zeitgenoſſen Timur's, der Schathibijet und dem Werke Sedſchawendi's(?). Die zweite Klaſſe der auf den hohen Schulen Bochara's gelehrten Wiſſenſchaften umfaßt deren ſieben: die Lexikographie, Grammatik, Syntax, Proſodie, Reimlehre und Geſchichte: I. Lexikographie, die bekannten Wörterbücher: der Kamus, nicht Komus, Firuſabadi's, der Ssihhah Dſchewheri's, das Tadſchol maßadir Beihaki's, das Ssurah und ein ungenanntes, deſſen Titel bloß als Fi'l-lúghat, d. i. über die Wörter angegeben wird. II. Die Grammatik: der Titel des erſten Werkes Múhzi ſoll el-Iſi heißen, d. i. die berühmte Abwandlungslehre des Scheich Jamadeddin B. Ibrahim eſ-ſendſchani, geſt. 655 (1257), deſſen Commentar richtig vom Gelahrten (Jallamet) Teftaſani, aber nicht Mokadde-

met heißt; dann die Schafijet Ibn Hadschibb's, deren Titel ein Seitenstück zu dem seiner Syntax, welche die allbekannte Kjafijet; jenes heißt die Heilende, diese die Genügende. Der angeführte Commentator derselben heißt aber nicht Nizámi, sondern ist Nisameddin Hasan B. Mohammed von Nischabur, der andere heißt nicht Járbirdi, sondern Tscharpardi. Die Wafijet ist kein Commentar der Schafijet, sondern jene vom Verfasser in Reime gebracht, vielleicht steht es für Ssafijet, d. i. die Reine, welches der Titel des Commentars Jusuf B. Abdolmelik's, gest. ums Jahr 840 (1436); das Spiel mit dem Reime in den vier Titeln der Schafijet, Kjafijet, Wafijet und Ssafijet springt eben so ins Auge, als der reimende Anklang in der ersten Sylbe der acht obgenannten das Hidajet erläuternden oder abkürzenden Werke. III. Ilminahw, d. i. die Syntax, das Hauptwerk Semachscheri's heißt Enmusedsch nicht In-Muzzáj; die schon oben gerügte irrige Schreibweise des russischen O tritt hier neuerdings bei der Kofieh statt Kjafijet, wie oben beim Komus statt Kamus hervor. Dschami's berühmter, zu Konstantinopel mehr als einmal gedruckter Commentar, den er für seinen Sohn Jusuf Dhiaeddin verfaßte, heißt nach demselben Fewaid edh-Dhiaije, d. i. die Dhiaijischen Nutzanwendungen: eben so irrig ist der Name des Commentators des letzten Werkes Abd-ul-Afúr geschrieben, während derselbe Abdul-Ghaffur und Asam-ed-din Asferani Osameddin el-Isferaini geschrieben seyn sollte. Die vierte und fünfte Wissenschaft die Prosodie und Reimlehre. Die letzte, Ilmi Kafije, ist wieder in Ilm-i-Kofieh, die sechste Wissenschaft die Rhetorik, Ilmi Bejan in Ten-i beion verwandelt. Fenn nicht Fen heißt die Kunst im Gegensatze von Ilm der Wissenschaft, wie im Deutschen die Redekunst. Ilmi maani, d. i. die Wissenschaft des Sinnes der Rede, befaßt sich keineswegs, wie Chanikoff sagt, mit der Euphonie arabischer Wörter, und eben so irrig ist die Ilmibedii (nicht Ilm-i-bedigh), d. i. die Tropik als die Wissenschaft definirt: which contains the rules for preserving the euphony of the language by a proper distribution or arrangement of the words. Das Hauptwerk ist das Telchiß (Talkhiz) des Kanzelredners von Damaskus, dessen vorzüglichster Commentar der Teftasani's; die Namen der übrigen sind wieder zum Theile verstümmelt, wie Khalkholi statt Tchalchali, Khitai statt Chithabi, welcher Mewlana Nisameddin Osman el-Chithabi, gest. i. J. 901 (1495), Verfasser einer Randglosse des Telchiß. Das Ukudet-dürrer, d. i. die Perlenknoten, ist eine gereimte Rhetorik des Scheich Abdol aasis el-Maliki. Welchen Namen

Kuduki vorstellen soll, erräth Rec. nicht, vielleicht Kuduri, der aber keine Rhetorik schrieb. Bekanntermaßen ist das Telchiß nur ein Commentar zur zweiten Hälfte des grammatischen und rhetorischen Gesammtwerkes Sekjaki's, welches den Titel Miftahol-olum, d. i. der Schlüssel der Wissenschaften, führt; es hätte also in der Ordnung dem Telchiß vorgehen und nicht nachgesetzt werden sollen. Höchst armselig ist die siebente Wissenschaft, nämlich die Geschichte auf den Lehranstalten Bochara's bestellt, wenn dieselben nichts als die drei vom Verfasser aufgeführten Werke, nämlich die Geschichte Alexanders, die persische Dschuweini's und die Biographien Ibn Challikjan's (nicht Ibn-i-Khalkan) kennen. Die dritte Klasse, d. i. die der philosophischen Wissenschaften, umfaßt nur die Logik, Metaphysik, Arithmetik und Naturkunde. Das Grundwerk der Logik ist die arabische Uebersetzung von Porphyr's *Εισαγωγη* (diesen Namen stellt das Issa-Gúdja Chanikoff's vor), dann die Schemsijet Nedschmeddin Omer B. Ali el-Kaswini's berühmt als Kjatibi (nicht katib) des Schülers Naßireddin's von Tus, gest. 893 (1487). Das berühmte Werk Teftasani's, welches die beiden Wissenschaften der Logik und Metaphysik umfaßt, heißt Tehsib und nicht Teazib, und der berühmteste Commentator desselben, der Gelahrte (auch el-Allamet, wie Teftasani) Dschelaleddin Mohammed B. Esaad ed-Dewani (nicht Dowani); das vierte von Chanikoff angeführte Werk Sullem-el-Ulúm ist vermuthlich das Sollemol morawenak (bei Flügel 7225), welches eine gereimte Logik. Von den Naturwissenschaften wird nur das Hikmetul Ain, d. i. die Weisheit der Wesenheit, Kjatibi's des Verfassers der Schemsijet aufgeführt, welches aber, wie aus Hadschi Chalfa erhellet, keineswegs naturhistorischen, sondern logischen und metaphysischen Inhalts. Den Beschluß dieses, trotz der obigen bibliographischen Irrthümer, sehr schätzbaren Reisewerks macht im letzten Hauptstücke eine kurze Lebensbeschreibung Naßr allah's des heutigen Emir von Bochara.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation, von Dr. Ludwig Friedrich Heyd, Stadtpfarrer zu Markgröningen, Mitglied des württembergischen Vereins für Vaterlandskunde. Dritter Band, vollendet und herausgegeben von Dr. Karl Pfaff, Konrektor am Pädagogium zu Eßlingen, Mitglied des württembergischen Vereins für Vaterlandskunde und der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau. Mit dem Bildnisse des Herzogs Christoph. Tübingen, bei Ludwig Friedrich Fues. 1844. 8. IV und 610 S.

Bekanntlich hatte das eben genannte Werk (vgl. Bd. XCVI und XCIX dieser Jahrbücher) durch den zu frühen Tod seines Verfassers eine beklagenswerthe Unterbrechung erfahren, und würde, da es sich in der Handschrift nicht vollendet vorfand, wahrscheinlich für immer ein bloßes Bruchstück geblieben seyn, hätte nicht Hr. Dr. Pfaff theils aus Pietät gegen den Verewigten, theils aus Rücksichten für die Wissenschaft die Vervollständigung des Materials und die völlige Ausarbeitung des noch Fehlenden auf sich genommen. Daß er sich dabei einem wenig dankbaren und wohl auch wenig angenehmen Geschäfte unterzog, erkennen wir ohne Bedenken an. Ein wissenschaftliches Unternehmen der Art zu Ende zu bringen, erfordert dieselben mühsamen Vorarbeiten, dieselben genauen Quellenstudien, dasselbe Prüfen, Sichten, Ordnen, Berichtigen, Ergänzen, wie es bei einem ganz neuen Werke einzutreten hat. Es erfordert aber noch weit mehr. Es erfordert das getreueste Anschmiegen an das bereits Gegebene in Geist und Haltung, in Anordnung und Vortrag; es erfordert, daß das Ganze wie aus Einem Gusse erscheine, ohne irgendwie eine fremde Hand gewahren zu lassen. Dieses Verläugnen der eigenen geistigen Individualität, dieses völlige Ein- und Aufgehen in einem fremden Genius ist ohne Zweifel der bei weitem schwierigere Theil einer Aufgabe, bei deren Lösung selbst im günstigsten Falle in den Augen des gewöhnlichen Beurtheilers nur ein secundärer literarischer Ruhm zu gewinnen steht.

Ueber Wesen und Umfang der Arbeit können wir uns einen vorläufigen Begriff machen, wenn wir sehen, wie viel von dem vorliegenden dritten Bande vorhanden, wie viel hinzuzufügen, oder aus dem Rohesten herauszuarbeiten und völlig neu zu schaffen war. Es fand sich nämlich bloß der erste Abschnitt des dritten Buches vollendet vor; bei dem zweiten Abschnitte fehlte der Schluß, für den dritten und vierten gab es nichts als das Materiale, welches theilweise unvollständig war, und vorzüglich in Bezug

auf den letzten Abschnitt und auf den Rechtsstreit mit K. Ferdinand die meisten Lücken auszufüllen gab.

Hiezu kam noch, daß Hr. Pfarrer Jäger von Münchingen, der sich den kirchlichen Theil der Geschichte zu bearbeiten erklärt hatte, noch ehe er Hand an's Werk legte, durch ein eigenes ungünstiges Verhängniß mit dem Tode abging. Somit war die ganze Arbeit allein und ungetheilt auf Hrn. Pfaff zurückgefallen.

Indem wir den ganzen Umfang der Aufgabe und die Größe des Opfers willig anerkennen, tragen wir kein Bedenken, unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß das Werk keinen würdigeren Händen hätte vertraut, und das literarische Vermächtniß des verewigten Heyd keinem gewissenhafteren Vollstrecker hätte überlassen werden können. Gewiß hat sich Hr. Dr. Pfaff den Dank eines jeden Geschichtsfreundes, dem Förderung vaterländischer Geschichtskenntniß am Herzen liegt, im hohen Grade verdient, und wir werden im weiteren Verlaufe unserer Anzeige das Verdienst desselben oftmals zu würdigen Gelegenheit haben, und dieses um so lieber thun, je mehr wir uns gedrungen fühlen, der Hingebung, der Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, mit der er seine Aufgabe löste, unseren ganzen Beifall und unsere ganze Achtung zu erkennen zu geben.

Eben so wenig, wie bei den beiden früheren, beschränkt sich die Darstellung bei dem gegenwärtigen Bande auf das individuelle Leben des Fürsten; wir finden im Gegentheile die Gränzen eben so weit gesteckt und auf die politischen und kirchlichen Verhältnisse in ihren mannigfaltigen Berührungspunkten ausgedehnt, so daß uns in dem scheinbar engen Rahmen eines Einzellebens der Genius des Zeitalters und ein Lebensbild des gesammten deutschen Reichskörpers kennbar und treu gezeichnet entgegentritt. Wir haben es hier mit den übrigen sechzehn Jahren des Herzogs Ulrich, von seiner Wiedereinsetzung bis zu seinem Ableben zu thun. Das geschichtliche Materiale ist gruppenweise in vier Hauptabschnitte vertheilt, in denen das Gesetz strenger Oekonomie waltet und eine zweckmäßige Uebersichtlichkeit zu erkennen ist. Der erste Abschnitt handelt von der Wiederherstellung der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung, in dem zweiten und dritten werden des Herzogs Beziehungen zum Schmalkald'schen Bunde gründlich und vollständig erläutert, und der Schmalkaldsche Krieg und das sogenannte Interim, so ferne Ulrich und Württemberg dabei betheiliget waren, in die Erzählung aufgenommen; in dem vierten endlich die Landesverwaltung und die Verhältnisse der herzoglichen Familie geschildert, und das Ganze mit der Charakteristik des Herzogs geschlossen.

Gleich an der Spitze des ersten Abschnittes begegnen wir

allen den mannigfaltigen und nach verschiedenen Seiten hin betriebenen Verhandlungen, durch welche die Verhältnisse im Staate und in der Kirche, den jetzigen Umständen gemäß, in Ordnung gebracht, und die streitigen Punkte zwischen H. Ulrich und seinem Freunde, dem Landgrafen Philipp von Hessen, durch eine friedliche Beilegung ausgeglichen werden sollten. Jene waren allerdings nothwendig bedingt durch die tief eingreifenden Wechselfälle, die in wenigen Jahrzehenden über das Land und seine Regenten ergangen waren, und betrafen eben so gut die herzogliche Familie, als den Privatbesitzstand, worüber der Kadaner Vertrag nicht viel mehr als allgemeine Bestimmungen an die Hand gab.

Die Spaltungen mit dem Landgrafen aber müßten in der That befremden, in Berücksichtigung der wichtigen und aufopfernden Dienste desselben, wenn es nicht feststände, daß Ulrichs an und für sich störriger und mißtrauischer Sinn durch die Einschläge ränkesüchtiger Rathgeber gegen jenen aufgestachelt und zu kleinlichen Berechnungen und zu Bitterkeiten aufgereizt wurde. Man darf hier nicht übersehen, daß es in Württemberg noch immer eine Partei gab, welche thätig dahinwirken wollte, daß der Herzog verdrängt und sein Sohn Christoph an das Reich gebracht werde. Sie mochte nur in Hader und Zwietracht der fürstlichen Personen ihren Zweck erreichen, und konnte es ihr gelingen, den Herzog seiner letzten Stütze zu berauben, so war er aufgegeben und verloren. Daß Ulrich zuletzt ihre Ränke durchsah und sich auf einer Seite durch Nachgiebigkeit gegen K. Ferdinand sicherte, und durch eine aufrichtige Versöhnung seinem gespannten Verhältnisse zu Philipp ein Ende machte, war der einzige Weg zu seiner Erhaltung, und so verwickelt auch manche Angelegenheiten seyn mochten, ihre Beilegung ging nun um so rascher und glücklicher vor sich, je mehr das bisherige Hinderniß, Uebelwollen und Mißtrauen verschwunden war. Alle diese Unterhandlungen, die in dem Buche ihrem inneren Zusammenhange nach entwickelt werden, sind auch über die engen Landesgränzen hinaus für die damaligen Zustände des Reichs von vielfacher Belehrung.

Ein noch allgemeineres Interesse dagegen gewähren die im zweiten Kapitel enthaltenen Nachweisungen über die Reformation der Kirche und der hohen Schule, und zwar sowohl im Gebiete des eigentlichen Württemberg, als auch in den überrheinischen Besitzungen. Auch tritt hier, im Gegensatze zu jener Objectivität, die wir an anderen Orten wahrgenommen haben, die Subjectivität des Verf.'s mehr in den Vordergrund, und bemächtiget sich mit Entschiedenheit des Standpunktes, von dem aus er die

kirchlichen Umstaltungen und die Art, wie Württemberg in dieselben hineingerissen wurde, würdiget. Von diesem Standpunkte aus, den wir als den protestantisch-vaterländischen bezeichnen möchten, nennt er die österreichische Herrschaft eine usurpirte, eine Fremdherrschaft, die dem Lande widerrechtlich aufgedrungen worden, gegen welche nicht Menschen, sondern ein Gottesgericht entschieden, und in höherem Walten das alte, angestammte Fürstenhaus zurückgeführt habe.

Wir wollen hier nicht auf die Rechtsgründe uns einlassen, nach denen Ulrich, in Gemäßheit althergebrachter Reichssatzungen und nachdem die letzten Versuchsmittel an seinem Starrsinne gescheitert waren, den Besitz seines Herzogthums verwirkt hatte; eben so wenig wollen wir den Rechtstitel, nach denen das habsburgische Haus das Land erworben hatte, hier näher betrachten. Es genüge statt dessen die einzige Bemerkung, daß es ohne Zweifel höhere Rücksichten, Rücksichten einer ganz anderen Art gewesen sind, die jenes Fürstenhaus zu einem treuen und unerschütterlichen Horte der katholischen Kirche machten, und ihm die feste Bahn vorzeichneten, auf der es sich zum entschiedenen Gegner der kirchlichen Bewegung von vorne herein erklären mußte. Wir geben gern zu, daß durch eine offene Begünstigung der Glaubensneuerung im Sturme und Wirrsale der Zeit manche bedeutende Vortheile zu erreichen gewesen wären. Wir räumen ein, was der Hr. Verf. p. 38 behauptet, daß, hätte sich K. Ferdinand entschließen können, in Württemberg »dem Geschrei nach dem Worte Gottes« ein williges Gehör zu schenken und der Reformation daselbst eine gesetzliche Stätte zu eröffnen, das Land mit festeren Banden an die übrige Hausmacht zu binden gewesen wäre. Daß er es aber trotz dem nicht gethan hat, daß er lieber ganz auf den Preis verzichtete, als ihn mit einem Köder festzuhalten, dessen er sich ohne Gefahr für seine Ueberzeugung nicht bedienen durfte, ist eine Erscheinung, die des Geschichtschreibers beifällige Anerkennung eben so gut verdient hätte. Wo höhere Zwecke sprachen, mußten kleinere Interessen billig in den Hintergrund treten, und dieß um so mehr, da Ausnahmen zu Gunsten Württembergs das ganze System in Gefahr gebracht, und auch andererseits das laute Verlangen nach Zugeständnissen hervorgerufen haben würden.

Die Nachweisungen des Hrn. Verf.'s über die religiösen Zustände des Landes sowohl vor als nach der Zurückkunft Ulrichs erfreuen sich eines hohen Grades von Gründlichkeit, und nehmen unter den Mitteln des Herzogs, sich im Reiche zu befestigen, in der That einen sehr wichtigen, ja man kann sagen den vornehmsten Platz ein. Trotz aller Hindernisse und Verbote hatte das

Volk auf heimlichen Wegen eine innige und zugleich desto gefährlichere Bekanntschaft mit den verschiedenen Lehren und Sekten der Nachbarschaft erlangt. Theologische Streitpunkte, jenem Zeitalter so geläufig, hatten die Köpfe erhitzt, die Gemüther gegenseitig angefeindet und Unfriede und Verwirrung in das öffentliche und Privatleben gebracht. Alles kam darauf an, für welches religiöse Bekenntniß sich Ulrich entscheiden würde. Diese Wahl war für ihn keine leichte zu nennen, und forderte die vielseitigste Bedachtnahme. Es kam nicht allein auf die Stimmung des Volkes an; es mußte die Nachbarschaft berücksichtigt, auf die von allen Seiten einlangenden Mahnungen und Aufforderungen gehört, endlich sollte auch den bindenden Worten des Kadaner Vertrages getreulich nachgelebt werden.

Entschloß sich Ulrich für das Lutherthum, so hatte er zwar den Vertrag für sich; allein sein Land war von dem Hauptsitze desselben zu entfernt und die Stimmung des Volkes bereits für die Sekten der Nachbarschaft zu sehr eingenommen. Weit befreundeter fand er Württemberg mit dem Zwinglianismus der Schweiz, und er hatte gewichtige Gründe, ihn in seinen besonderen Schutz zu nehmen. Doch stand er eben damals unter einer Art politischer Vehme, er gehörte zu der hart verpönten Sekte der Sakramentirer, und sollte insbesonders nach dem Vertrage im Lande nicht geduldet werden.

So ergab sich von selbst die Nothwendigkeit eines Mittelweges, eines gewissen Juste-milieu. Mit Hilfe desselben gewann er den meist zwinglisch gesinnten Adel und alle diejenigen, welche es mit den kirchlichen Einrichtungen der oberländischen Städte, Eßlingen, Ulm u. s. w. hielten; auch war er um Prediger, welche die Schweiz und jene Reichsstädte in genügender Zahl boten, nicht verlegen. Sofort wurden Ambrosius Blaurer und Erhard Schnepf zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten in's Land berufen.

Allein wie es im Leben häufig geschieht, daß, wer es Allen recht machen will, in Gefahr ist, es mit Allen zu verderben, so schien auch nach Württemberg mit jenen beiden Männern statt Eintracht und Friede, vielmehr der Zündstoff zu neuen Zerwürfnissen, zu gegenseitigen Anfeindungen und fanatischen Controverspredigten gekommen zu seyn. Wir stehen gegenwärtig jener Zeit so ferne, daß wir den Bewegungen der verschiedenen Parteien folgen können, ohne selbst von dem allgemeinen Wirbel fortgerissen zu werden. Doch läßt sich's ohne Mühe begreifen, wie manche oft nur in unwesentlichen Dingen von einander abweichende Meinungen den unverwüstlichen Stoff für die gehässigsten Anfeindungen geben mochten. Diese Heftigkeit, diese Zähigkeit liegt

in der Natur des Meinungskampfes, zumal, wenn er, wie hier, die höchsten und heiligsten Interessen betrifft. Wir brauchen nicht an der Aufrichtigkeit der Gesinnung zu zweifeln. Es war nicht Maske oder Gleisnerei, nicht Gewinn- oder Herrschsucht, was in den Kampf trieb oder den Streiter begeisterte. Es war das Streben und Ringen nach etwas Festem und Haltbarem, wie es einer Zeitperiode eigenthümlich seyn muß, die mit der Vergangenheit gebrochen hat, mit der Zukunft aber bei sich noch nicht einig geworden ist.

Beide Männer betrachteten sich anfangs mit so feindseligen Augen, daß an eine Einigung nicht zu denken war. Schnepf sah in Blaurer nichts als einen gefährlichen Irrlehrer, einen Sakramentirer, und trat ihm mit Forderungen entgegen, die jener gegen sein Gewissen fand. Beide bemerkten dem Herzoge klageführend, daß die Verschiedenheit der Lehre Nachtheil bringen müsse; nur wollte jeder die seinige zur herrschenden gemacht wissen. Blaurer gab nach, in sofern er erklärte, die leibliche Gegenwart im Nachtmahle nicht anzuerkennen, und es kam eine Einigung zu Stande, die unter dem Namen der Stuttgarter Concordie vom 2. August 1534 bekannt ist. Aber ihre wohlthätigen Folgen wurden sehr in Frage gestellt, als die Stimmführer der Zwinglianischen Partei über Treu- und Wortbruch Blaurer's schrieen, und mündlich und schriftlich die ganze Eintrachtsformel in Mißkredit zu bringen suchten, und es erregt in der That Bedauern, daß sich so manche Geister des zweiten Ranges fanden, welche anstatt an der Einigung im Geiste und in der Wahrheit zu arbeiten, durch hämischen Siegeslärm der Entzweiung und Erbitterung neuen Nahrungsstoff zutrugen.

Man warf nun das Auge sehnsuchtsvoll auf Melanchthon, den Mann der Ruhe, der Mäßigung und Versöhnung, und hoffte von seiner Anwesenheit Gewinn. Der Kurfürst von Sachsen aber verweigerte seine Einwilligung zur Reise, und die württembergische Kirche mußte, ohne Vermittlung einer anerkannten und geschätzten Autorität, ihre Entwicklungsstadien selbst durchmachen.

Indeß hatte Blaurer fortwährend einen sehr harten Stand. Von den strengen Zwinglianern wegen seines vermeintlichen Uebertrittes zum Lutherthum vielfach angefochten, blieb er auf der anderen Seite auch wieder von den Lutheranern aus Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit und aus Aerger über abweichende Meinungen zurückgestoßen. Das Leben selbst mußte den Zwiespalt der Lehre einigermaßen ausgleichen. Jeder der beiden Männer bekam sein besonderes Kirchengebiet zugewiesen, Blaurer das Land ob

dem Staig mit dem Sitze in Tübingen, Schnepf das Unterland mit dem Sitze in Stuttgart.

Wie wenig der Hr. Verf. die Schattenseiten des damaligen Kirchenwesens verkennt oder vor seinen Lesern in einen Schleier hüllt, geht am besten aus seinen eigenen Worten hervor. So sagt er p. 60: »Die schon so lange andauernden Streitigkeiten hatten überhaupt den Geist der protestantischen Kirche und gerade zu der Zeit, da sie Herzog Ulrich seinem Lande bringen sollte, verschlimmert. Viele ihrer Diener ließen sich von der Hauptsache des Berufs eines geistlichen Hirten, die Bedürfnisse des Herzens seiner Gemeinde zu befriedigen und eine gute Zucht zu begründen, abziehen. Wenn sie nur in den Streitlehren recht zu Hause waren, und diese, an sich unfruchtbar, auf den Kanzeln trieben, und auf ein rechtgläubiges Bekenntniß der Hauptartikel mit allem Eifer drangen, und gegen anders Denkende polterten und schalten, so hielten sie sich für rechte Männer.«

In der That offenbart sich in dem Wesen der Uebergangszeit allenthalben die Schwierigkeit, einen neuen festen Haltpunkt wieder zu gewinnen. Das Gezänke der Theologen, die gegenseitige Verdammung und Ausschließung aus dem Kreise der Rechtgläubigkeit, die ärgerlichen Verketzerungen und Verfolgungen, die Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht streng in das Glaubensgebiet gezogen werden konnte, der Verfall der Sitten, die Abnahme wahrer christlicher Gesinnung, lassen bei aller Ueberschwänglichkeit zur Genüge erkennen, daß man sich nicht ungestraft von der alten Glaubenseinheit losgetrennt, und gegen die so anstößig gefundene Kirchenautorität das sehr zweideutige Gut der Glaubensfreiheit eingetauscht hatte.

Und wie nachtheilig mußte sich der kirchliche Dogmenstreit für das praktische Leben selbst gestalten, wie mußte er die gesellschaftlichen Bande lockern, wie die Grundpfeiler des Staates bedrohen, welche heftige Gährungsstoffe in alle Abstufungen der Gesellschaft verbreiten, und welchen Anstoß dem tieferen religiösen Gemüthe bringen. »Wie manche Laien von Bildung, Menschenkenntniß und Erfahrung in der Welt,« fährt der Hr. Verf. fort, »so wie Gemüther, welche tiefere Erbauung, ergreifendere, seien es auch mystische Ideen, und wie im Leben Liebe um Liebe, so in dem kirchlichen Kreise ein Recht zur ungestörten Behauptung und Uebung ihrer Glaubensansichten suchten, konnten einer Kirche mit diesen Mängeln und der Herrschaft dieser Kirchendiener nur widerstrebend sich hingeben. War es daher ein Wunder, daß sich im Volke das Bedürfniß nach einer innigeren und wärmeren religiösen Befriedigung immer dringender herausstellte; war es ein Wunder, daß religiöse Schwärmerei neben den das

Herz erkaltenden Grübeleien der Theologen in weiten Kreisen des Lebens Wurzeln schlug, daß jeder Eiferer, der es verstand, auf Herz und Einbildungskraft zu wirken und das religiöse Gefühl anzuregen, eines wachsenden Anhanges gewiß seyn, und sich in kurzer Zeit als Mittelpunkt eines Kreises von Auserwählten sehen konnte?«

Einen solchen Fall treffen wir in Württemberg in der Person des bekannten Kaspar Schwenkfeld von Ossing, der, von dem Adel unterstützt, einige Zeit hindurch eine bedeutende, einflußreiche Rolle spielte, und durch seine Opposition gegen die Geistlichkeit einen beharrlichen Widerstand hervorrief, dem er jedoch zuletzt unterlag. Die hieher gehörigen Schilderungen des Hrn. Verf.'s verbreiten sich mit eben der Schärfe über die psychischen Eigenheiten des Schwärmers, als über die krankhaften Symptome der Zeit, für die er als der erlösende Heiland auftrat. Welchen Standpunkt man auch immer festhalten mag, man kann einem Manne seine Theilnahme nicht versagen, der, mitten unter den gegenseitigen Verketzerungen der Parteien, Katholiken, Protestanten und selbst wiedertäuferisch Gesinnte mit gleicher Liebe aufnahm, der Frömmigkeit des Lebenswandels zum Zwecke des Christenthums setzte und bei aller Sanftmuth und Bescheidenheit seines Charakters, wenn es noth that, mit unerschütterlicher Festigkeit gegen die ganze Masse theologischer Kämpfer Stand hielt.

Was war natürlicher, als daß Schwenkfeld wegen jener separatistischen Richtung bitter angefeindet und besonders dem weltlichen Regimente als ein gefährlicher Neuerer verdächtigt wurde, als einer, der den Kirchendienst verachte, der Predigt und Sakramente verwerfe und der Obrigkeit das Recht abspreche, in Glaubenssachen zu richten. Was war natürlicher, als daß man den Mann, der öffentlich für die Sekte der Wiedertäufer auftrat, und, so sehr er übrigens Lehre und Treiben derselben verabscheute, christliche Duldung für sie verlangte, zuletzt selbst in eine Klasse mit diesem verfolgten christlichen Radicalismus zusammenwarf, wiewohl er auch jede Gemeinschaft mit ihnen gemieden hatte? Vor härteren Verfolgungen schützte ihn der Adel, dessen Schlösser er abwechselnd besuchte, und des Herzogs gemäßigter, allen Verfolgungen abgeneigter Sinn.

Auf dem Schlosse zu Tübingen ward mit ihm ein Religionsgespräch versucht, das ihm Gelegenheit bot, sich öffentlich und klar über seine Absichten auszusprechen und den Beweis zu geben, daß das, was er wollte, dem evangelischen Geiste des Christenthums näher liege, als man irrig oder böswillig über ihn ausgestreut hatte. Hier finden wir die Mittheilungen des Buchs so

genau und umständlich über die Einzelnheiten der Controverse, als es sich mit seinem Zwecke vertrug.

Es wird nicht in Abrede gestellt, daß Schwenkfeld ein Schwärmer gewesen; allein seine Schwärmerei hatte einen edleren und geistigeren Charakter; sie ward zunächst veranlaßt durch die verkehrten Richtungen der Theologen, wich aber in ihren Extremen eben so gut von dem Katholicismus als von dem Lutherthum ab. Er wolle, erklärte er unter Anderem auf die Beschwerden seiner Gegner, das Predigen in der Kirche, ja in allen Häusern, aber die Prediger sollen eines frommen, tugendhaften Lebens und dabei demüthigen und sanften Geistes seyn. Er halte es mit Jedem, der Gott fürchte und Christum liebe, aber noch sei unter den Kirchen die rechte nicht. Die rechte Kirche sei und bleibe bis an's Ende der Welt die Gemeinschaft der wahren Gläubigen, die durch den Geist Gottes wiedergeboren im Gehorsam des Glaubens wandeln. Noch seien diese nicht ordentlich versammelt, wie zu der Apostel Zeit; man solle aber Gott bitten, daß er seinen Geist dazu gebe.

Die Besprechung endete bei der Stimmung für Versöhnlichkeit, die damals die Wortführer leitete, zur Zufriedenheit: allein der Friede war von keiner Dauer, indem Schwenkfeld in seinen schwärmerischen Reformations-Ideen immer weiter ging, den Boden einer vernünftigen Speculation immer mehr verließ und in das Reich abstrakter und transcendenter Grübeleien sich verirrte. Seine zahlreichen, orthodoxen Gegner griffen ihn mit steigender Heftigkeit an, eine Fluth von Gegenschriften erschien, und es erfolgte endlich die feierliche Verdammung seiner Lehrsätze durch die zu Schmalkalden versammelten Theologen.

Von den Männern, in deren Hände das Werk der Reformation niedergelegt war, geht der Verf. auf die Art und Weise und auf die Mittel über, durch die man zu einer festen, einheitlichen und allgemeinen Kirche im Lande gelangen wollte. Wir treffen hier auf ähnliche Erscheinungen, wie sie sich damals in den protestantischen Ländern überhaupt kund gaben. Die Fürsten fingen an, der Vortheile sich bewußt zu werden, welche die kirchliche Neuerung für Erweiterung ihrer Macht und Rechte haben konnte, und handelten nach wohlbedachten Grundsätzen. So verdient es bemerkt zu werden, und wird auch von dem Verf. mit Zugrundelegung der Urkunden und mit kritischer Schärfe dargethan, daß H. Ulrich nicht minder als andere Reichsfürsten das Prinzip festzuhalten wußte, daß jede Obrigkeit schuldig sei, unrechten Gottesdienst abzuschaffen (p. 79), wodurch das kirchliche Regiment unmittelbar unter den Landesherrn gestellt und die Unterordnung der neuen Kirche unter den Staat grundsätzlich

ausgesprochen wurde, worin aber zugleich auch die Entfernung einer in kirchlichen Angelegenheiten mitberathenden Landschaft auf indirekte Weise vorbereitet lag.

Ueber die thatsächliche Uebung dieses Grundsatzes oder vielmehr über den genauen Zeitpunkt seines ersten Erscheinens waren die württembergischen Geschichtsforscher bisher nicht einig. Die Einen, und unter diesen Stimmen aus der neuesten Zeit, wollten unverkennbare Spuren gefunden haben, daß Ulrich nach seiner Zurückkunft mit der Landschaft über Glaubensgegenstände unterhandelt und insbesondere die Reformfrage dem Gutachten seiner Stände vorgelegt habe. Nach sorgfältiger Untersuchung der Quellen und genauer Abwägung der Gründe und Gegengründe spricht sich der Hr. Verf. mit voller Entschiedenheit dahin aus, daß eine solche Verhandlung an und für sich nicht Statt gefunden habe, überhaupt gar nicht in dem herkömmlichen Wirkungskreise der Landschaft liegen konnte; wie denn auch auf dem vom 8. — 12. März 1535 abgehaltenen Landtage die Reformation, nicht als Gegenstand der Berathung, sondern als eine bereits völlig entschiedene Sache betrachtet worden sei.

Dieses Resultat wird durch die Analogien der Zeit gehalten und steht in voller Uebereinstimmung mit den persönlichen Grundsätzen, nach denen H. Ulrich in kirchlichen Dingen seine Handlungsweise richtete. So äußert er sich in einem Schreiben an den Kurfürsten von Mainz mit Bestimmtheit, er betrachte es als seine Amts- und Gewissenspflicht, die in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche, da von kirchlicher Seite die Abhülfe durch ein Concilium verzögert werde und ganz unwahrscheinlich sei, abzuthun, und das nach dem Urtheile der Sachverständigen ursprünglich Christliche durch schriftmäßigen Unterricht und äußere Anordnungen wiederherstellen zu lassen (p. 85). Als man später das Bekenntniß des Landesherrn für Jeden der Unterthanen maßgebend erklärte, konnte man wenigstens protestantischerseits nicht über Inconsequenz klagen.

Es war eine Folge dieses Grundsatzes, wenn der Herzog bei Durchführung der Reformation, als Prälaten und Stifte wegen der ihnen unterstehenden Pfarreien Schwierigkeiten erhoben, bestimmt erklärte: er wolle Eine Lehre im Lande haben und könne nicht dulden, daß ihre Pfarrer die anderen lästern und die göttliche Wahrheit schelten; sie mögen daher evangelische Pfarrer verordnen, und wenn sie keine solche fänden, darüber berichten, daß er ihnen solche zuschicke.

Es war eine weitere Folge desselben Grundsatzes, daß bei der bevorstehenden Glaubensänderung keine Gemeinde um ihre Ansicht befragt wurde, weder ob sie dem neuen Glauben anhan-

gen wolle, noch ob sie mit dem ihr zugesandten Pfarrer zufrieden sei.

In der Anwendung der Mittel lassen sich zwei Epochen unterscheiden, die eine vor, die andere nach der Reise des Herzogs nach Wien. Während der ersteren handelte er gleichsam versuchsweise, ohne Anwendung von Zwangsmaßregeln, und beschränkte sich auf die Einrichtung des pfarrämtlichen Wirkens. Bei der zweiten dagegen, wo er die Gewißheit hatte, daß seine Schritte bei K. Ferdinand keine Hindernisse finden würden, zeigte er eine festere Haltung und eine über alle lokale Rücksichten oder Einzelinteressen hinwegsehende Strenge. Die Gemeinden mußten sich seinen Anordnungen fügen, sie mochten wollen oder nicht, Klöster, Mönche, Aebte, Prälaten die ihnen zugedachte Reformation über sich ergehen lassen, oder den stillen Klostermauern den Rücken kehren und in die Ferne ziehen mit dem kargen Ausmaße ihres Lebensunterhaltes. Hartnäckige und Unfügsame wurden wohl auch in das gemeinschaftliche Kloster zu Maulbronn gethan, wo sie in stiller Eingezogenheit und in geistlichen Uebungen ihr Leben verbrachten, oder sie wurden, falls sie es vorzogen, gegen Ausstellung eines Reverses rücksichtlich des Kirchengutes, aus dem Lande geschafft.

Daß man hartnäckigen Widerstand zuletzt mit bewaffneter Macht niederzuschlagen kein Bedenken trug, zeigte sich bei den Stiften Alpirsbach und Herrenalb. Jenes wurde militärisch besetzt, von den herzoglichen Abgesandten aller Kostbarkeiten beraubt; bei diesem von Büchsenschützen der Schlüssel erpreßt und Heiligthum mit den Kunstwerken, Gold und Silber in Fruchtsäcken nach Stuttgart gebracht.

Auf einen größeren Widerstand traf man bei den Frauenklöstern und den zahlreich im Lande zerstreuten Beguinenhäusern. So klagten die Reformatoren z. B. über die Frauen von Gnadenzell, daß die Predigt des h. Evangeliums »bei den halsstarrigen verblendeten Weibern gar nicht verfange« (p. 118). Allein es lag auch hier weniger in der Absicht des Herzogs, die Sache auf die Spitze zu treiben; man überließ sie der Zeit und erwartete in der Folge von selbst die Ausgleichung der Gegensätze.

Daß ein solches Verfahren gewaltsam und tumultuarisch, und nicht durchaus von religiösem Eifer eingegeben gewesen sei, leidet keinen Zweifel, und der Verfasser selbst ist weit entfernt, dieß läugnen zu wollen. Er ist nur bedacht, es aus der besonderen Lage des Landesherrn zu erklären und mit der Noth der Umstände zu entschuldigen. Diese war bei keinem der Reichsfürsten so groß und so dringend, und konnte durch nichts so schnell und wirksam entfernt werden, als mittelst des durch die Reformation erledigten Kirchengutes.

Indeß traten zu diesem Geldbedarfe wohl auch Rücksichten politischer Art. Der Schlag traf den katholischen Klerus insgesammt, er traf eben die Aebte und Mönche, welche, wie richtig bemerkt wird, schon wegen der Glaubensverwandtschaft, dem Hause Oesterreich treu und aufrichtig ergeben und eben deßhalb dem Herzoge abgeneigt waren. Galt es also auf der einen Seite, mit dem Kirchengute die finanzielle Lage zu verbessern, so galt es zugleich von der anderen, durch Ausrottung des Kloster- und Mönchswesens die geheimen Freunde Oesterreichs zu stürzen und dadurch die eigene Herrschaft zu befestigen. Noch mehr. Die Kirchengüter deckten nicht bloß den augenblicklichen Geldbedarf, sondern sie warfen noch bedeutende Ueberschüsse ab und setzten den Herzog in den Stand, jährlich große Ersparungen zu machen. Der Verf. gibt sie auf die für jene Zeit bedeutende Summe von 100,000 Gulden an. Auf solche Weise sammelte jener sich einen Schatz für mögliche Wechselfälle auf, und wenn die religiösen Differenzen zu einem ernsten Auftritt zwischen den Parteien führen sollten, so durfte H. Ulrich im Lager seiner Verbündeten nicht mit leeren Händen erscheinen. Es liegt in der That eine große Ironie des Schicksals darin, daß eben die Güter, welche seit Jahrhunderten und großen Theils Spenden frommgläubigen Sinnes zum Zwecke der katholischen Kirche gedient hatten, nun plötzlich als Waffe gegen dieselbe gebraucht und eine Bestimmung erhalten sollten, die der ursprünglichen so geradezu entgegenstand.

Der Bedrängten nahm sich zwar das Reichskammergericht und auch K. Ferdinand mit Nachdruck an; insbesondere gingen von Seite des Letzteren Ermahnungen in's Land zur Mäßigung und zur Aufrechthaltung des Kadan'schen Vertrages. Allein Ulrich schaltete nichts desto weniger willkürlich und unumschränkt. Entweder verschwieg er seine gewaltsamen Maßregeln, oder er gab ihnen einen glimpflichen Anschein, als hätte er nichts anders bezweckt, denn die Ausrottung ärgerlicher Mißbräuche und eines ungottseligen Wesens, und es wären die geistlichen Güter zur Aufrechthaltung der armen Kirchen und Spitäler, für Land und Leut' und sonderlich zum Besten der armen Unterthanen verwendet worden (p. 123).

Nach dem Gebote innerer Nothwendigkeit mußte in die kirchliche Reformation auch die des Schulwesens hineingezogen werden. Der Verf. geht auf diesen Gegenstand ein, nicht ohne im Voraus des Herzogs Sinn für die höhere Bedeutung der Sache, wenn er auch mehr einseitiger Natur war und die hohe Schule auf Kosten der Volksschule begünstigte, mit lobender Anerkennung hervorgehoben zu haben.

Natürlich zeigte sich auch auf diesem Felde der mühsame

Kampf zwischen Altem und Neuem, und letzteres konnte nur langsam Platz greifen und die alten, eingebürgerten Gewohnheiten von ihrer Stelle verdrängen. Dazu kam noch, daß die Männer, die mit der Leitung des Ganzen beauftragt waren, nicht in allen Stücken mit einander übereinstimmten und es an tauglichen Organen zur Erreichung des Hauptzweckes fehlte. Bei aller Schattirung einer individuellen Anschauungsweise war man darüber einverstanden, daß die Reformation der Tübinger Universität an und für sich und in Bezug auf das kirchliche Bekenntniß unerläßlich geworden. Das ganze scholastische Studiensystem, veraltet, wie man erachtete, sollte nach dem Bedürfnisse der Gegenwart verjüngt und mit Lehrformen verwechselt werden, die in dem Protestantismus ihre Wurzel hätten, und diesem, so wie sie von ihm ihre Nahrung empfingen, auch wieder Dauer und Festigkeit geben sollten. Und man hatte darin keineswegs Unrecht. Denn es entbehrte die neue Kirche so lange eines unwandelbaren Haltpunktes, als die Pflege der Wissenschaft nicht in ihrem Geiste geschah und die hohe Schule nicht den Vereinigungspunkt für ihre Lehren abgab. Solchergestalt aber durfte diese Reformation keine bloß äußerliche bleiben, sie mußte vielmehr den ganzen Geist der hohen Schule durchdringen und den Grundsätzen der Reformation die ausschließende Herrschaft sichern. Es konnte sich nicht etwa bloß um die Rechte der Universität als einer politischen oder wissenschaftlichen Körperschaft handeln, sondern die Umstaltung mußte vom kirchlichen und pädagogischen Standpunkte aus geschehen, und eine völlige Scheidemauer zwischen Vormals und Jetzt aufführen.

Man traf dabei auf Seiten der alten Scholastik auf einen größeren Widerstand, als man erwartete. Jene sträubte sich gegen die Neuerung, weil sie nicht als das Ergebniß einer triumphirenden wissenschaftlichen Auctorität auftrat, sondern als eine im Voraus beschlossene und durch höheren Willen gebotene Sache. Die Akademiker der alten Schule nahmen es übel, daß man ihnen zumuthete, ohne Kampf und gelehrte Gegenwehr die Waffen zu strecken; sie stellten an den Herzog das Ansuchen um eine öffentliche Disputation, welche ihnen Belehrung, Beruhigung und, wenn nöthig, auch die Gelegenheit verschaffen sollte, sich ohne Schimpf und Schade und ohne böswillige Nachrede zurückzuziehen. Die Herren gaben also, wie man hieraus ersieht, ihre Sache bereits für verloren, und sie dachten nicht mehr an den Triumph des Sieges, sondern nur an den äußeren Anstand des Rückzuges.

Es mochte als eine gute Vorbedeutung gelten, daß sich der vielseitig gelehrte und in der Philologie, Philosophie und Mathematik, in der Medicin und Theologie rühmlich bewanderte

Grynäus für das Werk gewinnen ließ, der denn auch mit seinem Freunde Blaurer gemeinschaftlich Hand an's Werk legte, und einen Reformationsplan entwarf, an welchem die Professoren aus Scheu vor dem Neuen eine allzu starke Hinneigung zu revolutionären Tendenzen rügten; sie wollten durch ihre Bemängelung so viel als möglich von dem Alten retten.

Auf Grundlage jenes Entwurfes erließ H. Ulrich im J. 1535 die sogenannte Reformation und New Ordnung. Sie sollte das öffentliche Studienwesen den jetzigen Bedürfnissen gemäß regeln, und ein stufenweises Fortschreiten, Ordnung und Zusammenhang in dasselbe bringen; zugleich wurde darin der Grund gelegt zu dem Gymnasialunterrichte und den sogenannten philosophischen Disciplinen oder, wie man sie nannte, zu der Artisten-Facultät; die übrigen Facultäten erhielten wesentliche Verbesserungen. Dankenswerth sind des Verf.'s Detailangaben über diese neue Universitätsordnung, indem er umsichtig und gründlich über die verschiedenen Rangstufen der wissenschaftlichen Institute sich verbreitet, auf die einzelnen denselben zugewiesenen Lehrgegenstände eingeht und über den Charakter derjenigen Männer, um welche sich damals das gelehrte Leben drehte, willkommene Nachweisungen gibt. Er hat sie großentheils den Nachrichten von Zeitgenossen entnommen, welche bei den neuen Anordnungen selbst betheiligt waren.

Bei allen Bemühungen wollte es mit der Hochschule nicht vorwärts gehen. Uneinigkeiten und fortwährende Reibungen zwischen den Professoren und die Unzulänglichkeit der Einkünfte, ungeachtet des jährlichen Zuschusses, den der Herzog aus der Rentkammer verabfolgte, hinderten Gedeihen und Blüthe, veranlaßten laute Klagen und setzten Tübingen hinter andere Universitäten zurück.

Was die überrheinischen, unter einer besonderen Verwaltung stehenden Besitzungen Württembergs anbelangt, so theilten sie natürlich die Loose des Hauptlandes. Doch würde daselbst die kirchliche Neuerung an der entschlossenen Geistlichkeit einen harten Kampf gehabt haben und kaum zu einem allgemeinen Durchbruche gekommen seyn, hätte sie nicht an dem Grafen Georg, des Landes Statthalter, die kräftigste Stütze gehabt. In Mömpelgard bedurfte es der ganzen Autorität des weltlichen Armes, um mit der Abschaffung der Messe und mit der Einstellung katholischer Ceremonien in den widerstrebenden Gemeinden durchzudringen, und die standhafte Opposition der Stiftskirche, welche Duldung der Kirche, Schonung der Rechte und Freiheiten forderte, konnte nicht ohne Gewalt und Zwang niedergehalten werden.

Allein diese Maßregeln mochten wohl die alten Formen ent-

fernen, nicht aber den Volksgeist für die neue Lehre gewinnen. Wie sehr es überhaupt bei dem Volke an kirchlichem Sinne gefehlt habe, läßt sich zum Theil aus einer Verordnung des Grafen Georg entnehmen, der diejenigen, welche die Predigt nicht hören wollten, unter Strafandrohung auffordern ließ, daß sie während der gottesdienstlichen Feier weder spielen, noch auf der Gasse stehen, gehen, schwätzen oder tanzen, noch in den Wirthshäusern liegen sollen.

Auch Toussaint, mittlerweile zum Superintendenten der Grafschaft ernannt (1538), mußte mit der ganzen Erbitterung seines mißachteten Apostelamtes gegen die Neuenburger Achtzehner losbrechen, als diese unter dem Vorgeben von Beeinträchtigungen ihrer bürgerlichen Gerechtsame den Widerruf einiger polizeilich-kirchlicher Verordnungen durchsetzen wollten. »Sie bekümmern sich,« redete ihnen Toussaint zu Gewissen, »mehr um ihre Privilegien, als um die ewige Seligkeit; sie wollten sich nicht in Güte leiten lassen, lieber im Mißbrauch ihrer Privilegien Gottes Wort unterdrücken, ihre Laster beibehalten und leben wie die Hunde, ohne Gesetze und Religion. Während die Anderen in der Predigt sind, wollen die Herren da am Spieltisch, im Wirthshaus oder bei Frauen und Mädchen ihres Nachbars auf der Straße stehen; der Herr möge lieber das ganze Land zu Grunde gehen lassen, als noch länger solchen Unfug dulden« (p. 147).

Indeß half auf die Länge alles Widerstreben nichts; Toussaint drang, gestützt auf den Beistand des Grafen, in seinem Eifer für die Sache durch, und bald konnte man die Reformation der Grafschaft — allerdings im Sinne des schweizerischen, zwinglischen Lehrbegriffs — als vollendet ansehen.

Der Verf. bedauert, daß das eben erst wirksam in Gang gebrachte kirchliche Leben nach kurzer Dauer abermals in Frage kommen sollte. Denn als im J. 1542 Herzog Christoph zur Statthalterschaft gelangte, wollte er das strenge, den Zwinglianern feindselige Lutherthum einführen, weil dieses mit seiner persönlichen Denkweise mehr als jenes übereinstimmte und damit die kirchliche Einheit mit dem Hauptlande erreicht war. Gewiß war dieser Mangel an dogmatischer Einigkeit, das häufige Uebergehen von einer Partei zur andern, das gewaltsame Eingreifen der weltlichen Oberen in streng kirchliche Angelegenheiten am wenigsten geeignet, das Vertrauen zu den Führern und Liebe für eine Sache, die ihm die nächste Stunde wieder nehmen konnte, bei dem Volke zu befestigen.

Das Ungewitter traf zuerst und vorzüglich die Prädicanten, die man, in Ermanglung einheimischer Verkünder des Evange-

liums, aus Savoyen und der Schweiz herbeigerufen hatte. Die Mißvergnügten holten sich Rath an der Quelle zu Genf. Calvin nahm an den Punkten des Streites einen so großen Anstoß, daß er erklärte, man möge lieber sein Blut hingeben, als von den Lehren nachlassen. Es fehlte nicht viel, so hätte die Angelegenheit, bei der Unbeugsamkeit auf der einen und bei der fanatischen Aufgeregtheit auf der andern Seite, eine sehr verderbliche Wendung genommen. Dem kam aber glücklicherweise Toussaint durch seine rechtzeitige Vermittlung bei Ulrich noch zuvor. Der letztere hatte seine guten Gründe, die Sache nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen. Durch das Einlenken der lutherischen Theologen zu Stuttgart fand man endlich den Mittelweg, auf dem der tief bedrohte innere Friede in dem kleinen Ländchen wieder hergestellt wurde.

Hat der Verf. in dem Bisherigen die Maßregeln aus einander gesetzt, die von Oben ausgegangen waren, um die kirchlichen Verhältnisse neu zu regeln; so hielt er es nun an der Zeit, seine Leser auf die entgegengesetzte Seite zu führen, und die Wirkungen im Volke und die Umstaltungen, welche in den öffentlichen Zuständen vor sich gingen, deutlich zu machen; er sucht ferner nachzuweisen, wie Kirche und Staat nach Innen und Außen durch Gesetze und Verträge Festigkeit gewonnen haben.

Große Verlegenheiten verursachten hier der Regierung die Wiedertäufer, die damals unter den Predigern Württembergs viele Anhänger gefunden und eben auch im Volke eine viel zu große Theilnahme erregt hatten, als daß die Regierung ihrem gefährlichen Treiben nicht energisch hätte begegnen sollen. Woher aber dieser tiefe Haß der Regierung gegen die ganze Sekte, woher ihre Berechtigung, sie mit den grausamsten Strafen zu bedrohen, sie allenthalben zu verfolgen und auszurotten? Die erbittertsten Gegner mußten den Täufern das Lob eines sittlichen Lebens zugestehen. Sie bekannten offen, daß man bei ihren Rottengeistern einen solch feinen Schein des Lebens finde, gegen den das ganz wilde, freche und verruchte Wesen, wie man es bei dem großen Haufen der Kirchlichen wahrnahm, in einem grellen Gegensatze erschien. Wer gedenkt dabei nicht der Donnerworte des zürnenden Fabricius, wenn er, nicht in Folge einer vergällten Weltanschauung, sondern aus leidigen Erfahrungen in die bitteren Worte ausbricht: »Geistliche sollen Geistliche seyn, nicht Seifensieder, Metzger, Schuster, Schneider und gar Henker und Soldaten« (p. 156).

Insbesonders galt dies Lob auch von den sogenannten Schwenkfeldianern, die man damals ohne weiteres mit den Täufern in eine Klasse zusammenwarf, und eben deßhalb auch in einer stren-

geren Aufsicht hielt. Von ihnen war es erwiesen, daß sie sich durch einen christlichen Wandel hervorthaten, daß sie dem größten Theile nach den protestantischen Glaubensartikeln anhingen. Nur gaben sie dadurch öffentliches Aergerniß, daß sie weder den Gottesdienst besuchten, noch gemeinschaftlich das Abendmahl begingen. Es war genug, daß man sie für Täufer nahm, um den Bann des Staates, unter dem Alles lag, was nur im Entferntesten täuferisch aussah, auch auf sie auszudehnen.

Das kaiserliche, zu Worms erneuerte Mandat sprach über die Wiedertäufer kurzweg die Todesstrafe aus. In Württemberg ging man von dieser Strenge in so weit ab, daß man sich nur in den äußersten Fällen auf die Androhung des Todes beschränkte, die Strafe aber niemals wirklich in Vollzug setzte. Dagegen aber forderte man von ihnen, daß sie von ihrem irrigen Leben ablassen, ihre Kinder taufen, die vorgeschriebenen kirchlichen Gebräuche mitmachen, fremde Prediger aber und Täufer, die sich bei ihnen einfänden, der Obrigkeit anzeigen.

Die Ursache dieser auffallenden Strenge fällt nicht sowohl mit dem Streben nach kirchlicher Einheit zusammen, sie ist vielmehr außerhalb dem kirchlichen Gebiete zu suchen. Man machte sich längst keine Illusionen mehr über der Täufer wahres Wesen und letzten Zweck. Sie waren der gesellschaftlichen Ordnung, dem Fortbestande der bürgerlichen Verhältnisse sehr gefährlich und bedrohten das politische Leben, die Gesammtheit des Staates mit völliger Auflösung und radikaler Zersetzung. Da, wo sie in ihrer Entwicklung am weitesten gegangen waren, wo sie die Maske der Zurückhaltung abgeworfen und sich in ganzer Nacktheit und in ihrer abschreckendsten Gestalt gezeigt hatten, auf der äußersten Linken in Münster und Westphalen hatten sie Grundsätze gepredigt und in's Leben gebracht, welche die damalige Gesellschaft mit Abscheu und Entsetzen erfüllten, und ihre Namen mit einer Schmach brandmarkten, daß man jedes Mittel zu ihrer Ausrottung für geboten hielt.

Die Täufer waren im sechzehnten Jahrhundert beiläufig das, was in unseren Tagen die Communisten sind. Ganz richtig erachtete man diesen politischen Radicalismus um so bedrohlicher, da er sich unter das Gewand der Kirchlichkeit steckte; ganz richtig erkannte man in ihm den gefährlichsten Feind des Staates, der Rechte, des Eigenthums. Daher die allgemeine Furcht, daher die strenge Verfolgung, daher die grausamen Strafmittel, daher endlich die ungewöhnliche Erscheinung, daß Katholiken und Protestanten diesem Feinde gegenüber ihren Hader vergaßen und gegen den gemeinschaftlichen Gegner gemeinschaftlich zu Felde zogen. Wenn H. Ulrich in seiner Landesordnung, auf die wir später noch zu sprechen kommen

werden, einige Winke über sie fallen läßt, indem er sich äußert: »Es gebe Leute, die das Wort Gottes so fälschlich auslegen, als sollte Gott alle Dinge gemein zu seyn geschaffen haben« (p. 190); so geht daraus hervor, daß man auch in Württemberg, trotz ihres harmloseren Auftretens daselbst, über die wahre Natur dieser Sekte keinen Täuschungen sich hingab.

Ueberhaupt finden wir die Nachrichten, die der Verf. in dem dritten Kapitel zusammenstellt, sehr interessant und lehrreich; sie dienen vorzüglich zu Aufklärungen über des Landes innere Zustände sowohl in kirchlicher, als auch in staatsrechtlicher Beziehung. Die alte Kirche war gefallen und sollte bald bis auf ihre letzten Spuren vertilgt werden. Ihre Bekenner durften nicht nach innerer Ueberzeugung wählen; das Volk mußte ohne Ausnahme dem höheren Gebote nachgeben und sich in die neue Ordnung der Dinge fügen, willenlos und gehorsam. Es wurde (Frühjahr 1536) auf öffentlichem Markte in Stuttgart verkündet, Niemand solle das Evangelium und das Wort Gottes, wie es nach göttlicher Schrift und Concordia gepredigt wird, schmähen oder lästern, vielmehr ein Jeder die Predigt alle Sonn- und Feiertage wenigstens einmal besuchen, und der dawider Handelnde im ersten Uebertretungsfalle mit zehn Schillingen, beim zweiten mit einem Gulden und so fort bestraft werden. Mit gleicher Geld- oder nöthigenfalls Thurmstrafe bei Wasser und Brot wird der Besuch der Messe an fremden Orten bedroht, und selbst das Stehen auf öffentlichem Platze während der Predigt zieht einen Pönfall von fünf Schillingen oder Thurmstrafe nach sich (p. 176).

So hat die Sitten- und Kirchenpolizei, an sich in ihrer Sphäre nothwendig und heilsam, die kirchliche Freiheit absorbirt und dem Staate ein Uebergewicht über die Gewissen eingeräumt, das keine Duldung anderer Confessionen neben sich erlaubte; sie hat sich als ein Ergebniß einer inneren, drängenden Nothwendigkeit herausgestellt, da beim Beginne der Reformation mit ungeahnter Schnelle die Zucht entwich und das sittliche Verderbniß in das Innere des Familienlebens eindrang. Da hieß es schnell und kräftig den Neubau beginnen, den religiösen Sinn anregen, Ehesachen und Armenpolizei regeln, den Cultus und das Ceremonienwesen ordnen und die nöthigen Vorschriften über Gottesdienst, Taufe, Begräbnisse verfassen und dem Ganzen Zusammenhang, Uebereinstimmung und Festigkeit geben. Das Letztere geschah vermittelst der sogenannten Visitation, einer permanenten Kirchenbehörde, welche die kirchlichen Angelegenheiten zu leiten, Güter und Diener der Kirche zu beaufsichtigen und über den Vollzug der an die Pfarreien ergangenen Befehle zu wachen hatte.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns kein näheres Eingehen auf Einzelnes; wir müssen uns begnügen, den Leser darauf aufmerksam gemacht und auf das Buch selbst angewiesen zu haben. Der denkende Geschichtsfreund wird hier manche Belehrung, manchen wichtigen Aufschluß über den Geist der Zeit und der neuen Kirche antreffen; er wird mit dem Verf. ganz einverstanden seyn, wenn dieser klagend zu erkennen gibt, wie sehr es an strenger Befolgung der Kirchenordnung noch gefehlt habe, wie wenig Uebereinstimmung und Einheit im Gottesdienste zu Stande gekommen und wie manches Aergerniß dem gläubigen Gemüthe durch die Verschiedenheit des Ceremonienwesens gegeben worden sei.

In dieser Hinsicht mögen die Bemerkungen des Dr. Käufelein, den man geheimer Anhänglichkeit an die katholische Kirche beschuldigte, so wenig der Wahrheit entbehrt haben, daß man in ihnen den Ausdruck eines tief verwundeten Gemüthes erkennt, und sie als eine schneidende Bemängelung der erzielten Kirchenzustände betrachten kann. Indem er eine Parallele zwischen der alten und der neuen kirchlichen Zeit ziehet, äußert er sich freimüthig: »Was die Gleichheit der Ceremonien der alten Kirche für Stärke zur Befestigung der Kirche gebracht habe, wann allenthalben in der Kirche gleich gelesen, gesungen und gehandelt, auch ein einiger Brauch der Weihung der Sakramente gehalten worden sei; wiederum sehe Jedermann, wie heftig die fremden Nationen geärgert, auch verhindert werden, die reine Lehre des Wortes Gottes anzunehmen, wenn sie hören, daß alles dieß freventlich abgethan und an dessen Statt nichts Besseres, sondern Aergeres geordnet worden sei« (p. 182).

Zustände der Art sind von jeder Uebergangsperiode unzertrennlich, sie mußten aber hier um so fühlbarer hervortreten, weil, wie der Verf. selbst zugibt, weder von dem Herzoge, noch von dessen weltlichen Räthen eine durchgreifende, von ächt kirchlichem Geiste beseelte Leitung zu erwarten war.

Konnten sich bei Streitfragen die Stimmführer nicht vereinigen, wie dieß namentlich bei dem Bilderzwiste der Fall war, so trat der Herzog als höchste Autorität mit entscheidender Stimme dazwischen und schlichtete den Streit durch ein Machtgebot. So geschah es auf seinen Befehl, daß sämmtliche Bilder, ohne Rücksicht auf das, was sie vorstellten, sammt den Altären aus den Kirchen entfernt werden mußten, und die Reformation zeigte hier einen nicht weniger kunstfeindlichen Charakter, als man es auch anderwärts ihr zum Vorwurfe machte; sie kehrte ihren Eifer eben so zerstörend gegen Denkmäler christlicher Kunst, welche unter der Herrschaft der katholischen Kirche ein sicheres Asyl genossen,

und ein Jahrhundert später auch bei der protestantischen eine größere Schonung gefunden haben würden.

Gemeinschaftlich mit der Kirchenordnung hatte auch die Landesordnung den Zweck, das sittliche Leben des Volkes zu regeln. In Bezug auf die politische Bedeutsamkeit der letzteren verdient bemerkt zu werden, daß der Beirath der Stände bei ihr bereits ein völliges Abkommen gehabt, und ihr Einfluß eben so wenig, wie bei der kirchlichen Reformfrage in Anwendung kam. Es wiederholt sich also auch hier die Erscheinung, daß die Reformation mittelbar zur Erweiterung der Macht des Landesfürsten beigetragen, und mit der kirchlichen auch die gesetzgebende Vollgewalt in seine Hände gegeben.

Auch wollte es der Landschaft nicht gelingen mit jenen Bestimmungen des peinlichen Rechts, welche die Personen vor richterlicher Willkür in Schutz nehmen sollten, namentlich, daß Niemand anders, als mit Urtheil und Recht gestraft werde. Der Grund für einige Beschränkungen, welche der Herzog in dieser Beziehung erlangte, wurde aus den letzten Vorgängen während seiner Abwesenheit hergenommen, und es läßt sich begreifen, daß er sowohl zur Sicherung seiner Person, als auch zur Entfernthaltung unbesonnener Wagnisse einen gewissen Einfluß auf das Richteramt und auf die Strafgewalt in seiner Hand behalten wollte. Bekanntlich hatte er darin den ausdrücklichen Vorbehalt des Tübinger Vertrages gegen sich, dem zu Folge Fälle des peinlichen Rechts vor dem ordentlichen Richter und nach dem Gesetze, ohne Einfluß und unabhängig von einem höheren Willen abgeurtheilt werden sollten.

Dieser ausdrückliche Vorbehalt hatte bereits unter der österreichischen Verwaltung eine Aenderung erfahren. Es wurde den Amtleuten eine Erweiterung ihres Wirkungskreises auf Kosten der ordentlichen Gerichte, und zwar dahin eingeräumt, daß sie bei offenbar am Tage liegenden Verbrechen oder entschieden verdächtigen Personen für sich einschreiten, und Untersuchung und Gefängniß verhängen durften. Aehnliches wollte jetzt auch der Herzog sich vorbehalten wissen. Er erklärte in peinlichen und andern sträflichen Sachen sich vermöge seiner Regale und Obrigkeit, wie einem Fürsten des Reichs gebührt, zu halten, und es solle, außerhalb seines Befehles, Niemand anders als mit Urtheil und Recht von den Amtleuten gestraft werden. Ihrerseits aber wollte die Landschaft die Gelegenheit nicht verabsäumen, ihr wichtiges Palladium in voller Geltung zu erhalten und es unverkürzt den Nachkommen überliefern. Sie legte daher wiederholt dem Herzoge vor, »daß nur da, wo die That und der Bezug offenbar, die peinliche Frage ohne Weiteres Statt finden solle, wo aber

nicht, der Beschuldigte vor dem Gerichte seines Wohnorts belangt und gerichtlich über die Frage erkannt, und daß ferner bei Sachen, die um Geld gebüßt werden können, Niemand gefänglich angenommen werde.« Sie berief sich ferner auf den gleichen Vorgang in der Nachbarschaft und bemerkte schlau, daß mancher Ausländer, solcher Vortheile willen, zur Ansiedlung im Lande verleitet werden würde. Allein was sie so dringend wünschte, ging, wenigstens unter H. Ulrich, nicht in Erfüllung. Der Tübinger Vertrag erlangte erst unter dessen Nachfolger, und zwar gegen ein bedeutendes Geldopfer, gesetzliche Geltung.

Auf diese Weise ward für das religiöse Bedürfniß und für die bürgerliche Ordnung Sorge getragen, und es mußte der Zeit überlassen bleiben, die neuen Umstaltungen mit der Denk- und Handlungsweise des Volkes zu einem innigen Ganzen zu verschmelzen.

Sofort wendet sich jetzt der Verf. im zweiten Abschnitte zu den auswärtigen Verhältnissen, zu des Herzogs Beziehungen zu den Nachbarfürsten, und thut dieß mit seiner gewohnten Umsicht, Ruhe und Klarheit. Er bemerkt sehr richtig, wie die religiösen Vorgänge die Stellung der Reichsfürsten gegen sich und das Reichsoberhaupt allmälig verändert haben. Wo politische Interessen eine Einigung rathsam gemacht hätten, trat gegenwärtig der religiöse Zwiespalt nicht selten hindernd in den Weg, und Freundschaften und Bündnisse hingen jetzt von Rücksichten ab, an die man ehedem nicht gedacht hatte. Der weitere Entwicklungsgang der Geschichte beweiset es leider zu deutlich, daß die Grundfesten des Reichs in seinen innersten Tiefen erschüttert waren. Was ist die weitere Geschichte anders, als ein Bild grollender Zerwürfnisse, als eine Reihe gähnender unvereinbarer Spaltungen, als eine lange Kette der bittersten und verderblichsten Parteikämpfe, die erst mit völliger Erschöpfung der Reichskraft endigten, nachdem das Reich an Fremde verrathen, der Reichsboden an den Nachbar verloren war. Wohl mochte das deutsche Herz mit größerer Innigkeit an den mit Opfern und Bruderblute errungenen Vortheilen festhalten; allein freuen konnte es sich derselben nicht, und nie sollte man vergessen, daß in dem ruhigen, natürlichen Entwicklungsgange der Zeit, bei Ueberhandnahme der Bildung und geistiger Reife die erstarrten Formen, an denen man so großen Anstoß nahm, von selbst und auf friedliche Weise, ohne Feindschaft und Hader, ohne Kampf und Blutvergießen, ohne Zerstörung und Verlust am gemeinsamen Vaterlande hätten zurückweichen und lebenskräftigeren Platz machen müssen. Die Vergangenheit läßt sich nicht ungeschehen machen, aber es läßt sich vieles für die Zukunft daraus lernen.

Herzog Ulrich hatte sich nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten dem schmalkaldischen Bunde angeschlossen. Als er im J. 1537 zum ersten Male seit seiner Vertreibung wieder im Fürstenrathe als stimmberechtigtes Mitglied erschien und zu Schmalkalden die Angelegenheiten der protestantischen Kirche mitberathen half: konnte der Beobachter die Veränderungen wahrnehmen, welche das reifere Alter und die Schule des Unglücks in seiner Denk- und Handlungsweise hervorgebracht hatte. Hochmuth und Prachtliebe der früheren Zeiten lagen hinter ihm, das rasche, zorn- und streitsüchtige Wesen der jüngeren Jahre war einer löblichen Besonnenheit und Ruhe gewichen, und an ihre Stelle war eine Anspruchslosigkeit getreten, die gegen sein öffentliches Erscheinen von ehedem sehr abstand. Er schien nichts inniger, nichts sehnlicher zu wünschen, als das Gedeihen der Sache, der er sich ergeben, als den Triumph der »reinen Lehre,« die er zum alleinigen Bekenntnisse in seinem Lande erhoben hatte. Er, der vordem eifersüchtig um jedes kleine Recht gestritten, wollte jetzt Friede, Eintracht und Mäßigung, und bat ausdrücklich Melanchthon: »daß man nicht viel Disputation mache und die Gelehrten bei der Unterredung sich mäßigen.« Man rühmte an ihm, daß er bei einem Rangstreite der Fürsten in die Worte ausbrach: »Ihr könnt mich hinter den Ofen setzen, nur macht, daß das zu Stande kömmt, warum wir hier sind.«

Einen vorzüglichen Gegenstand der Besprechung bildete die Güterfrage. Hier fühlte sich Ulrich immer unangenehm berührt und wurde mehrmals in die Enge getrieben, und zwar nicht bloß von den Gegnern, sondern selbst von den Eiferern seiner eigenen Partei, und er hatte seine ganze Entschlossenheit nöthig, um die Angriffe von sich abzuwälzen. Auf eben dem Tage traten die sogenannten Prädicanten mit lauten Klagen hervor über eigenmächtige Verwendung des Kirchengutes, wie wenig dieses an vielen Orten zur Hülfe der Kirchen gebraucht, wie Diener der Kirche und Schulen sehr gering versorgt oder gar nicht bestellt werden, wie Obrigkeiten und Privatpersonen Kloster- und Kirchengüter ihres Gefallens einziehen. Derlei Gut möge fortan, so baten sie, zur Bestellung von Kirchen und Schulen verwendet werden.

Hielten sich diese Klagen, die übrigens, wie wir oben dargethan haben, nichts weniger als aus der Luft gegriffen waren, nur an allgemeine Beschwerden, so ging dagegen der kaiserliche Bevollmächtigte, Vicekanzer Dr. Held, ganz besonders dem Herzoge selbst zu Leibe und klagte ihn an, er hätte in dieser Sache geschwinder gehandelt und mehr Neuerungen sich unterfangen, als weder von dem Kurfürsten von Sachsen, noch von dem Land-

grafen von Hessen geschehen. Als man zwei Jahre darauf zu Frankfurt den Antrag machte, daß bis zur Erledigung der ganzen Religionsfrage von den Kirchengütern nichts mehr zum eigenen oder Privatnutzen der Fürsten verwendet werden solle, ließ Ulrich durch seinen Gesandten mit allem Nachdruck den Vorschlag bekämpfen, und wenn irgendwo, so liegt in seiner dießfälligen Instruktion das stille Geständniß, daß er zu weit gegangen und in der Verwendung des Kirchenvermögens zu weltlichen und persönlichen Zwecken rücksichtlos verfahren sei.

Er berief sich auf seine landesherrlichen Rechte, auf die besonderen Verträge, die er mit Prälaten, Conventualen, Klöstern und Stiftspersonen wegen ihrer Verpflegung abgeschlossen, auf die Dotirungen der Pfarreien, Armenhäuser, der Universität, und fügte das Versprechen bei, so wie er aus seinen Schulden und Beschwerden herausgekommen, wolle er Schulen und Hospitäler und Anderes noch reichlicher bedenken. Auch wies er darauf hin, wie er ohne jene Zuflüsse das Land weit mehr hätte bedrücken, wie er seinen Verbindlichkeiten gegen Gläubiger und gegen den Bund nicht hätte nachkommen können; auch nicht im Stande gewesen wäre, der gebieterischen Nothwendigkeit der Erbauung von Festungen ein Genüge zu thun.

Der Verf. selbst gesteht, daß, so wenig auch in diesem Zeitraume den Herzog der Vorwurf der Verschwendung treffe, seine tumultuarische Art der Besitzergreifung vielfache Klage veranlaßte; daß es fast unmöglich wurde, den Besitzstand der Kirche, auch bei dem besten Willen, nun wieder herzustellen, und daß auch von dem Uebrigen keine besondere Verwaltung oder Berechnung Statt gefunden, so daß man für alle Zukunft wegen des Kirchenvermögens in Sorge gerathen mußte (p. 218).

Im nächsten Jahre (1540) endlich gelangte man zu Schmalkalden zu einem festen Beschlusse. Bezüglich der Pfarrgüter war man einverstanden, daß sie bei der Kirche zu verbleiben haben. Die Güter der Stifte und Klöster aber solle der Landesfürst als Schirmherr der Kirche in Besitz nehmen, jedoch der Art, daß er sie der Kirche nicht entfremde, im Gegentheile, daß er sie getreulich verwalte, und zwar für's Predigtamt und für die Schule, zur Unterstützung der Armuth und der studirenden Jugend, zur Belohnung ausgedienter Kirchendiener, zu einem Vorrathe für theure Zeiten, und erst, wenn alle diese Zwecke bedacht, möge er den Ueberrest für sich verwenden in Hinsicht auf die Kosten, welche ihm die Verwaltung der Güter und die Besorgung der Kirche verursacht.

Auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) ertheilte der Kaiser, gegen Erwarten milde gestimmt für die Protestanten,

dem damaligen Besitzstande seine einstweilige Bestätigung. Für jetzt durfte Württemberg keine weitere Belästigung befürchten und mochte sich an dem Provisorium um so weniger stoßen, da mögliche Wechselfälle der Zukunft sehr leicht eine eben so günstige definitive Bestimmung nach sich ziehen konnten.

Wir haben diese Frage mit einer größeren Aufmerksamkeit verfolgt, weil, wie wir glauben, in ihr nicht weniger, als in der religiösen selbst, und vielleicht noch mehr als in dieser, der eigentliche Knoten aller Verwicklungen zu suchen ist, weil sie auf Seiten der katholischen Fürsten den beharrlichsten Widerspruch erregte, wie denn schon 1540 auf dem Tage zu Hagenau das katholische Bayern die ausdrückliche Forderung um Zurückgabe der Güter stellte und neunzig Jahre später in dem bekannten Restitutionsedikte die letzte Hand an die Beilegung der ganzen Sache gelegt, aber eben dadurch die Einigung mehr als je in Frage gestellt wurde.

Bedeutungsvoll für die Zeit erscheinen die Unterhandlungen zu Naumburg über die Vereinigung mit Frankreich und über die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Was jene anbelangt, so beschränken sich die Nachweisungen des Verf.'s darauf, daß er zeigt, wie Ulrich einem Anschlusse an Frankreich an und für sich nicht abgeneigt war, ihn jedoch an gewisse Bedingungen knüpfen wollte, welche weniger nationalen Regungen, als dem Glaubenseifer angehörten und verlangten, man solle »denen frommen Christen in Frankreich« den Schutz der Regierung erwirken, daß sie nicht also erbärmlicher Weise verfolgt, gemartert und getödtet werden. Ob Frankreich in seiner politischen Richtung auf die Stimme deutscher Protestanten geachtet haben würde, ist eine andere Frage, und wie bei diesen zuletzt politische Rücksichten die confessionellen Gewissensscrupel überwogen, lehrt der weitere Verlauf der Geschichte.

Die Doppelehe des Landgrafen aber veranlaßte großes Geschrei und gab viel Aergerniß in der protestantischen Welt. Auch H Ulrich nahm eifrigen Antheil und legte das Anstößige der Sache seinem Freunde unumwunden vor Augen. Es kam zu einem lebhaften Schriftenwechsel, worin besonders hessische Theologen mit vieler Gelehrsamkeit, aber auch feilen Sinnes die Uebereinstimmung der Bigamie mit den Grundsätzen der Bibel und aus dem alten Testamente auf eine Weise zu erhärten suchten, die man komisch nennen könnte, wenn sie nicht so ernst gemeint gewesen wäre.

Von der heiklichsten und bedenklichsten Art für Ulrich war sein Verhältniß zum bayerischen Hause. Er stand durch eine doppelte Scheidewand von demselben getrennt. Hatten in früherer

Zeit die Familienverhältnisse eine unangenehme Trübung erfahren, so waren später religiöse Antipathien hinzugekommen, und die Spannung war mehrmals so bedrohlich geworden, daß man einen Ausbruch des Krieges ernstlich befürchtete. Auch fehlte es nicht an gefährlichen Zwischenträgern, deren Geschäft es war, den alten Haß nie einschlummern zu lassen. Der unermüdetste von diesen war der intrigante Dr. Eck, der offenbar an Ulrichs Sturz arbeitete und damit umging, den jungen Christoph zum Reiche zu bringen; eine Combination, der man sich von mehreren Seiten um so lieber hingab, da man dadurch das Land zur katholischen Kirche zurückführen zu können hoffte.

Auf Ulrichs Seite war indeß der Wunsch einer Aussöhnung mit Bayern aufrichtig, desto wirksamer konnte sich das Streben des Landgrafen nach einer Einigung und die Vermittlung des Pfalzgrafen Otto Heinrich von Neuburg am Ende zeigen, zumal da auch Bayern, durch des Vicekanzlers Held hochfahrendes und vorlautes Wesen eifersüchtig gemacht, den Absichten des Kaisers zu mißtrauen anfing. Die mancherlei Anstände wurden beseitigt, die Beziehungen Ulrichs zu seinem Sohne blieben, als eine reine Familiensache, ausgeschlossen, und Bayern zeigte sich in der für Ulrich so mißliebigen Frage der Bundesschuld (p. 249) nachgiebig. So kam bei der persönlichen Zusammenkunft zu Lauingen der Friedens- und Freundschaftsvertrag glücklich zu Stande.

Das Detail dieser mannigfaltigen Verwicklungen und vielseitigen Schwierigkeiten ist von dem Verf. auf Grundlage des brieflichen Verkehrs der dabei betheiligten Personen dargestellt und gewiß geeignet, dem Leser einen offenen Blick auf die Politik und die verschiedenen Bestrebungen der kleineren deutschen Fürstenhöfe zu gestatten. Man findet hier ein im Ganzen schlichtes, aber in einzelnen Zügen sehr beredtes Bild der Zeit und entdeckt manche Keime, die sich in ihrem weiteren Fortgange sehr einflußreich für die höhere Politik entfalteten.

Die Zeitverhältnisse gingen damals langsamen, aber sicheren Schrittes einem wichtigen Entwicklungsgange entgegen, und es muß anerkannt werden, daß Ulrich als österreichischer Afterlehensmann manche Klugheitsrücksichten im Auge zu behalten hatte, die ihm einen besonnenen Gang zur Pflicht machten. So finden wir auch auf sämmtlichen Reichstagen und Bundesversammlungen, zu Speier, Schweinfurt, Dillingen, Worms, eine gewisse Vorsicht und Mäßigung in seinem diplomatischen Verkehre, wir gewahren die Friedenspolitik des Mittelweges, in deren Folge er seine Bundespflichten mit seiner Stellung zum Reiche und zu Oesterreich im Einklange zu erhalten bemüht war. Doch können wir hierin unsern Verf. unmöglich Schritt für

Schritt begleiten, so sehr auch die zahlreichen Einzelheiten nicht bloß für Württemberg, sondern für das Reich von Belang sind; wir müssen es bei der allgemeinen Bemerkung bewenden lassen, daß der Verfasser in Anbetracht der ihm zu Gebote gestandenen Quellen seinen Zweck vollkommen erreicht und seines Herzogs politische Richtung und dessen Theilnahme an den Bestrebungen der Zeit in's gehörige Licht gestellt hat.

Um jedoch zur Erhärtung des eben Gesagten nur eine einzige Seite hervorzuheben, möge es uns erlaubt seyn, seiner besonderen Stellung gegen die Reichsfürsten zu gedenken.

Es fiel schon damals auf, daß er an den zahlreichen Verhandlungen nur selten persönlich Antheil nahm, sondern sich durch Abgeordnete vertreten ließ, die er an feste Instructionen band. Dieß hatte seinen nächsten Grund in den schwankenden Gesundheitsumständen, die ihm das öftere Reisen verleideten. Auch hatte er eine besondere Abneigung gegen die mancherlei Unzukömmlichkeiten der Verhandlungen. Es mochte der alternde, argwöhnische und sparsam gewordene Fürst aus früherer Gewöhnung sich lieber in den Wäldern und ländlichen Zerstreuungen umtreiben, als sich den Langweiligkeiten des Reichstagslebens hingeben, für das er sich auch nicht das nöthige Phlegma zutraute. Die einzelnen dringenden Aufforderungen, selbst von Seite des Kaisers, blieben ohne Erfolg. Schrieb er doch selbst an seinen »guten Lips,« er müsse den Gedanken an eine persönliche Zusammenkunft mit ihm fahren lassen. »Denn uns hat der Teufel oder seine Mutter abermals in's Wildbad gebracht, daß wir ohne Noth und Beschwerniß nit können von einem Tisch zu dem andern gehen« (p. 270).

Gleichwohl finden sich hinlängliche Beweise für seine Handlungsweise und Politik in den zahlreichen Instructionen an seine Bevollmächtigte, die über sein Inneres Aufschluß geben. Seine exceptionelle Stellung zu den Bundesfürsten erhellet unter Anderm bei dem Kriege Kursachsens und Hessens gegen Braunschweig, dessen Ursache in der Verletzung der Bundesstadt Goslar lag. Er versagte hier jede ihm als Bundesglied zugemuthete Hülfe mit der Erklärung, daß er den Zug selbst nicht der Einigung gemäß halte, weil diese nur auf Gegenwehr gestellt sei. Er läugnete also den Casus foederis und somit auch die Gemäßheit dieses Krieges mit den Bestimmungen des Regensburger und Speirer Abschiedes, und wiederholte nachdrücklichst seine durch Massenbach gegebene Erklärung: Er werde nie einen Antheil an diesem Kriege nehmen, zahle an den Kosten nichts, helfe nicht seiner eigenen Schwester Kinder verjagen, vertreiben und also jämmerlich, wie man sagt, an den Bettelstab richten. Seine Räthe sollen sich

alle Mühe geben, zu gut der Kinder zu wirken, daß sie beim Land bleiben, dieses nicht getheilt und die Festungen nicht geschleift werden« (p. 260).

Auch gehört hieher sein engerer Anschluß an Bayern, welches schlauer Weise die Häupter des protestantischen Bundes an sich zu ziehen suchte. Zu diesem Zwecke unterhandelten Eck und Pernhofer. Auf jenen war Ulrich sehr übel zu sprechen, er äußerte sich in seiner derben Weise: »Der Schelmhals, der verzweifelt Bub hat, wie wir verständigt wurden, wie Niemand Anders, uns Protestirenden und Andern die Haare zusammen zu knüpfen gepraktiziret.« Die Vereinigung kam im J. 1543 zu Dillingen zu Stande. Die Fürsten sagten sich mit Mund und Hand Beistand und Hülfe zu in allen Angelegenheiten, versprachen Alle für Einen Mann zu stehen und wollten auch sächsische und brandenburgische Fürsten in den Bruderbund ziehen. Wie locker das Band war, zeigte die nächste Zukunft.

Als man endlich auf den beiden Reichstagen die Religions- und Rechtsfrage den Verhandlungen über die Türkenhülfe vorangestellt wissen wollte, benahm sich Württemberg weit gefügiger gegen das Begehren des Reichsoberhauptes, nicht zwar, wie der Verf. zu verstehen gibt, um sich Oesterreich angenehm zu machen, sondern aus nationalen und patriotischen Beweggründen; es wollte der guten Sache dienen und Deutschlands Ehre retten, und ließ sich auch durch Sachsens lautes Mißvergnügen über seine Sonderstellung von dem vorgesetzten Zwecke nicht abbringen.

Dagegen, als der Friede zu Crespy geschlossen war und der Kaiser die freie Verfügung über seine Streitmacht erlangt hatte, als die Besorgnisse der Protestanten wuchsen, als ein geheimer Artikel jenes Friedens ihre Sache ernstlich bedrohte, und des Kaisers Absicht gegen sie, falls sie dem Ausspruche des Concils sich nicht unterwärfen, immer unzweideutiger hervortraten: so ließ auch Ulrich bei sich ein Vorwiegen seiner protestantischen Interessen über seine nationalen Rücksichten deutlich erkennen und befahl nun ausdrücklich seinen Gesandten, »sie sollen keinen Pfennig mehr verwilligen, man habe denn Friede und Recht.«

Insonderheit hatte die juridische Facultät zu Tübingen, auf des Herzogs Aufforderung, ein gründliches Bedenken gegen die Beschickung des Concils verfaßt. Sie verwarf es als nicht deutsch und unsicher, als unfrei, »weil die Geistlichen nicht bloß, sondern auch der Kaiser dem Papste eidlich verpflichtet seien.« Sie bezweifelte das Recht des Papstes zur Zusammenberufung, »da auch Laien zum Concil gehören und da frühere ökumenische Synoden von den Kaisern berufen worden wären.« Sie erblickte in dem Papste und dem Clerus eine Partei; »jener habe die Evan-

geliſchen öffentlich Ketzer genannt und damit ſchon verurtheilt. Man möge zwar Geſandte dahin ſchicken, jedoch nur, um zu ſehen, wie man verfahre, und dann die Verwerfungsurkunde vorlegen« (p. 291). Dieſer Antrag hat eine gewiſſe geſchichtliche Bedeutung erlangt, nicht weil darin der juridiſche Standpunkt vorherrſcht, ſondern weil er bei der Abfaſſung des officiellen Recuſationslibells der Bundesſtände im J. 1546 zu Grund gelegt wurde.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß Württemberg klug und beſonnen die Mitte zu halten ſuchte zwiſchen dem Kaiſer und den ihm beharrlich opponirenden Bundesfürſten, theils weil ihm dieſe Politik durch die Umſtände geboten war, theils weil es Sonderintereſſen den Forderungen der allgemeinen Wohlfahrt zu rechter Zeit geſchickt nachzuſetzen wußte; es geht aber auch hervor, daß es in der Zeit religiöſer Noth und Gefahr den verbündeten Fürſten feſt und treu anhangen würde.

Indeß wurde die Gewißheit eines blutigen Conflictes immer größer, als die letzten Verſuche einer friedlichen Ausgleichung auf dem Reichstage zu Regensburg, gleichwie ſo viele frühere, erfolglos geblieben waren. Es fehlte an der nothwendigen Bedingung eines nachgiebigen, verſöhnlichen Sinnes unter den Reichsſtänden. Die Katholiſchen beharrten auf dem ſchroffen Gegenſatze und verlangten Unterwerfung unter das Concil, das im Kirchlichen allein ſpruchberechtigt wäre, ſelbſt mit Anwendung von Zwangsmitteln. Die Evangeliſchen, eines Sinnes in der religiöſen Frage, ſchwankten in den Mitteln und waren verſchiedener Anſicht, welche Stellung ſie zu dem Oberhaupte des Reiches zu nehmen hätten. Mangel an Einigkeit, Entſchiedenheit und Thatkraft offenbarten ſich als unheilvolle Keime, aus denen ſich nur zu ſchnell das Verderben für ihre Häupter entwickeln ſollte. Als der Kaiſer zu Regensburg eintraf, fand er einige Geſandte, aber nicht Einen der deutſchen Fürſten vor, und noch lange vor dem Erlaſſe des Abſchiedes wurden jene abberufen, was die Beſchwerde veranlaßte, daß es die Proteſtanten ſeien, auf welche die Schuld von der Fruchtloſigkeit der Verhandlungen zurückfalle.

Gleichzeitig mit dem Reichstage nahmen die Rüſtungen des Kaiſers ihren ſtillen Fortgang. Auf die Frage um den Zweck derſelben antwortete Naves den Proteſtanten, der Kaiſer wolle Frieden und Recht beſchirmen und eine aufrichtige Ausgleichung unter den Ständen; ſtets werden die »Gehorſamen« einen väterlichen und guten Willen bei ihm finden, gegen die »Ungehorſamen« aber werde er ſich ſeiner Auctorität aller Gebühr nach halten und erzeigen.

Ließ diese Antwort die Absichten des Kaisers kaum mehr zweifelhaft: so brachte die Nachricht von dem Abschlusse des Bündnisses mit dem Papste volle Gewißheit. Nun hielt man es für offenbar, daß es nicht auf ungehorsame Stände, sondern auf den Protestantismus selbst abgesehen sei und die gesammte deutsche Nation zum Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl zurückgebracht werden solle. Die voreilige Bekanntgebung dieses Vertrages durch den Papst, die Aufforderung desselben an katholische Nachbarstaaten, gegen Zusicherung eines reichlichen Ablasses an dem Kampfe gegen die Ketzer Theil zu nehmen, erschwerte die Stellung des Kaisers und erregte durch die Aussicht auf einen Religionskrieg die größte Erbitterung. Protestantische Publicisten benützten diesen Umstand, um das Oberhaupt des Reichs als einen Unterdrücker deutscher Freiheit, als den Begründer einer Zwingherrschaft zu verschreien und die öffentliche Meinung durch leidenschaftliche Verunglimpfungen gegen dasselbe aufzuregen. Man erinnerte an sein gewaltsames Verfahren in den Niederlanden und ließ für die deutschen Lande ein gleiches Schicksal fürchten. Der Parteihaß glaubte sich aller Rücksichten der Ehrfurcht überhoben und gefiel sich in den grellsten Farbentönen. Man ging so weit, Papst und Kaiser zu beschuldigen, daß auf Beider Befehl Sendlinge sich über das Reich verbreitet hätten, um die Brunnen zu vergiften und Feuer anzulegen.

Die dringende Gefahr, hätte man glauben sollen, würde die schmalkaldischen Bundesglieder zu Eintracht und Einigung gebracht haben. Allein dieß war nicht der Fall. Es fehlte ihren widerstrebenden Elementen die hohe, feste, einigende Kraft. Die Seele ihrer Berathungen blieb der unermüdliche Landgraf, aber er vermochte nicht durchzudringen. Die norddeutschen Stände zeigten wenig Eifer, mehrere derselben traten auf die Seite des Kaisers, unter den süddeutschen entstand Zwiespalt und Trennung.

Auch Herzog Ulrich wurde zum Abfalle versucht. Der Kaiser ließ ihm in's Gedächtniß zurückrufen, wie gnädig er sich ehedem gegen ihn und seinen Sohn erwiesen, und sprach von seiner Zuversicht, der Herzog werde diese bedenken und sich als einen gehorsamen Fürsten des Reichs gegen ihn bewähren. Er solle seiner letzten Zusage eingedenk seyn und sich in kein Bündniß mit Jemanden einlassen, sondern sich zum Kaiser halten und alle Praktiken, welche gegen ihn vorgenommen werden möchten, sorgfältig vermeiden, auch seinen Unterthanen nicht verstatten, bei dessen Widersachern Dienste zu nehmen. Er habe sich bisher gegen ihn, den Kaiser, wie sich's gebühre, benommen, und dadurch finde er sich bewogen, ihm in gnädiger Meinung anzeigen zu lassen, wie er entschlossen sei, zur Erhaltung seiner kaiserlichen

Hoheit etliche ungehorsame, widerspenstige Fürsten zu billigem, gebührendem Gehorsam anzuhalten. Er möge nicht glauben, daß die Sache anderswohin gerichtet sei, und sich daher gegen ihn nicht aufwiegeln oder bereden lassen, seinen Widersachern Hülfe oder Zuzug zu beweisen.

Ulrich umging in seiner Erwiderung den Hauptpunkt, um den es sich handelte; indem er verspricht, fürderhin nicht weniger wie bisher als gehorsamer Fürst sich aller Unterthänigkeit zu befleißen, drückt er sein Bedauern aus, daß etliche Fürsten sich angemaßt hätten, die kaiserliche Reputation anzugreifen; es thäte ihm treulich leid, wenn die evangelischen Stände, mit denen er in eine Einung sich eingelassen, dieß gethan hätten oder noch thun würden. Sollte es aber dennoch geschehen seyn, so bitte er ganz unterthänigst, der Kaiser möchte, als ein milder Herrscher und ein gütiger, getreuer Vater des Vaterlandes, gnädigst bedenken, was aus einem Hauptkriege dem Reiche, der deutschen Nation und der ganzen Christenheit für Verderben entspringen würde, und nach dem Speier'schen Reichstagsabschiede oder sonst durch friedliche Unterhandlung ausführen, und wenn er hiebei Dienste leisten könne, werde er sich dazu ganz bereitwillig finden lassen.

Dem Sinne dieser Antwort gemäß versuchte Ulrich nochmals den Weg der Vermittlung und wollte Sachsen und Hessen dazu vermögen, daß sie Abgeordnete an den Kaiser senden und auf Abstellung der Kriegsrüstungen, auf rechtliche Austragung oder gütlichen Vergleich dringen lassen. Allein es mochte dieß nicht so ernstlich gemeint gewesen seyn, auch fehlte es jetzt an der ersten und nothwendigsten Bedingung, am Vertrauen, und man fürchtete, da man den Kaiser zum Kriege fest entschlossen glaubte, durch eine wehrlose Hingabe keine freundlichere Entscheidung zu bewirken.

Da dachte nun der Herzog sogar daran, sein Lehen dem Kaiser aufzukünden. Er beschäftigte sich so ernstlich mit dem Plane, sich seiner drückenden Afterlehensherrschaft zu entwinden, daß er bei Sachsen und Hessen Umfrage hielt und die Meinung seiner Räthe einholte. Jene eiferten ihn an, es so bald als möglich zu thun; er könne sich seiner Pflichten gegen den Kaiser um so mehr für frei und ledig halten, als dieser durch die unverkennbare Absicht, die Nation und den Glauben zu bekämpfen, seine Pflichten gegen das Reich und gegen ihn verletzt hätte. Besonnener hingegen dachten die Räthe. Schärfer die Verhältnisse auffassend und ruhigeren Sinnes die Lage der Dinge erwägend, gaben sie zu bedenken, daß ja der Kaiser bisher noch keinen Krieg angefangen habe, und weder er noch K. Ferdinand

einer feindlichen Begegnung gegen den Herzog beschuldigt werden könne. Erfolge jetzt die Aufkündung des Lehens, so würde sie als eine Kriegserklärung gelten und im Falle eines Unglücks den Verlust des ganzen Landes nach sich ziehen. Würde aber der Kaiser mit dem Kriege den Anfang machen, so wäre sie gar nicht nöthig, weil dann der Schmalkald'sche Bund im Falle der Nothwehr sei, und diese nicht nur durch das natürliche Recht, sondern auch durch den Landfrieden erlaubt wäre.

Diese gewichtigen Gründe bewogen denn auch den Herzog, von dem Plane ganz abzustehen und dafür desto lebhafter die eigenen Rüstungen (März 1546) zu betreiben. Sie waren so umfassend, wie sie der Ernst der Sache und die Größe des Gegners erforderte. Ulrich ließ Werbeplätze eröffnen, berief das Landesaufgebot und befahl allgemeine Bewaffnung, sorgte für Reiterei und Geschütz, sorgte für Ausbesserung der Festungen und bestellte erfahrene und versuchte Führer. Göppingen war der Sammelplatz. Um die Mittel zu dem kostspieligen Unterhalte der Streitmacht, monatlich über 50,000 Gulden, zu erlangen, machte er, weil die Ersparnisse bald erschöpft waren, eine Anleihe, und verfügte zuletzt die Beschlagnahme auf die Einkünfte der fremden Stifte und Klöster (p 362).

Bevor wir dem weiteren Gange und der blutigen Lösung dieser beklagenswerthen Verwicklungen folgen, mag es der Mühe werth seyn, einen Blick auf des Herzogs Nachbarverhältnisse zu den Reichsstädten zu werfen, weil sie nicht bloß über den Charakter des Fürsten, sondern auch über die Stellung der kleineren, reichsfreien Stadtgemeinden ihren mächtigeren Nachbarn gegenüber wichtige Aufschlüsse bringen. Wir fassen hier, statt aller anderen, die Stadt Eßlingen in's Auge. Seit langer Zeit lebte sie mit Württemberg im Streite um das Jagdrecht und die forstliche Gerichtsbarkeit. Der Verf. nimmt als wahrscheinlich an, daß sie auf keines von beiden ein Recht hatte und daß selbst der Vogelfang um die Stadt nur eine besondere Begünstigung Württembergs gewesen war. Von dieser Vergünstigung seiner Vorfahren ging nun Ulrich ab und war Willens, sein volles Recht gegen Eßlingen in seinem ganzen Umfange und nach der äußersten Strenge zu brauchen. Er verbot der Stadt alles Waidwerk und nahm sich heraus, gegen Uebertreter mit harten Strafen einzuschreiten. Es fehlte auf der einen Seite nicht an Provocationen gegen das ergangene Verbot durch fortgesetzte Wilddiebereien, auf der anderen an Gewaltthätigkeiten und grausamen Prozessirungen.

So mehrten sich Klagen und Beschwerden, die Gemüther geriethen in Erbitterung. Ulrich war nicht der Mann der Nach-

giebigkeit, wo er in seinem Rechte stand, und griff, um der Stadt das ganze Gewicht seiner Ungunst fühlen zu lassen, zu empfindlichen Repressalien, und untersagte den Verkehr und Handel mit Lebensmitteln.

Umsonst verwendeten sich einige Bundesglieder bei ihm um Milderung, auch Sachsen und Hessen thaten in der Sache erfolglose Schritte, und selbst das kaiserliche Mandat, welches Aufhebung der Sperre und Freigebung der Gefangenen anbefahl, brachte keine andere Wirkung hervor, als eine kalte Erwiderung des Herzogs, worin er den »vermauerten, aufrührerischen Bauern von Eßlingen« die Schuld beilegte, durch falsche Berichte jenes Mandat veranlaßt zu haben. Die Sache hatte sich seit längerer Zeit auf Reichstagen herumgezogen, ohne irgendwie zu einer Entscheidung zu gelangen.

Als nun Ulrich durch ein verschärftes Verbot der Zufuhr die Verlegenheit der Städter vermehrte, brachen diese, im Hinblick auf die Unwirksamkeit des kaiserlichen Mandates, in die bittersten Klagen aus. »Der Kaiser sei nicht im Reich,« sagten sie, »der König ohne Ansehen, da thue fast jeder, je nachdem er stark oder vermöglich sei, der Türke im Anmarsch, der Rechtsgang langsam und unkräftig, denn die kaiserliche Acht gelte jetzt so viel, als des Papstes Bann.«

Darauf legte Ulrich der Stadt einen Vergleich vor. Sie sollte allem Jagdrecht und forstlichem Banne bis an ihre Mauern entsagen, einen Schadenersatz von 2000 Gulden leisten und Ober-Sielmingen unentgeltlich überlassen. Diese Härte erbitterte die Bürger neuerdings, und auf ihr Bedenken, darauf einzugehen, brach Ulrich übermüthig alle weiteren Unterhandlungen ab und äußerte sich in unziemlicher Weise: »daß er jederzeit ihre Falschheit verspürt und in ihrem Ansuchen nur eine Vorbereitung zu einer neuen Büberei gefunden hätte« (p. 311).

Unter diesen Umständen setzte Eßlingen seine Hoffnung auf den Kaiser, und ließ ihm, bei seiner Durchreise durch Ulm, einen vergoldeten Becher, 200 Gulden, 8 Pletten Fische, 9 Eimer Wein und 59 Säcke Haber verehren. Endlich zu Speier (1544) erwirkte sie sich Gehör und eine Entscheidung des Inhalts, daß der Herzog in seiner fürstlichen und forstlichen Obrigkeit geschützt, die Sperre aufgehoben und alle Thätlichkeiten eingestellt werden. Den Eßlingern aber gab der Kaiser insbesonders die Weisung: »Es habe Herzog Ulrich einen harten Kopf, wolle mit Ernst nicht zu bewegen seyn, man müsse in Güte mit dem Manne handeln; er wolle dieß selbst als Eigenthums- und Lehensherr des Fürstenthums bei ihm versuchen.«

Wenn nun auch der Herzog die Sperre aufhob: so war damit

der Friede noch lange nicht hergestellt. Neue Wilddiebereien auf Seite der Eßlinger zogen neue Gewaltthätigkeiten von seiner Seite nach sich, und er maßte sich jetzt sogar die »geleitliche Obrigkeit« im Stadtgebiete an. Wie sehr er auf dem Tage zu Worms (1545) die Meinung gegen sich hatte, erhellt aus dem Berichte der Eßlinger Gesandten. Dem Fürsten, schrieben sie, sei Niemand treu, günstig und hold, alle Menschen schreien über ihn und sie meinen, daß die Zeit seines Verjagens und Verderbens nahe wäre; sie fügen den Wunsch bei, Gott wolle, daß es bald geschehe (p. 313).

Durch die Dazwischenkunft des Schmalkald'schen Krieges blieb die Sache wie sie war, und erst 1557 unter Herzog Christoph erfolgte die endliche Beilegung.

Die harte, oft unbarmherzige Bestrafung der Jagdfrevel lag im Geiste der Zeit; sie folgte aus dem strengen Begriffe des Eigenthumsrechts und stand mit der allgemeinen Vorliebe der Fürsten für das Waidwerk in Verbindung. Nicht daß Ulrich auf sein Recht hielt, störte das Nachbarverhältniß, sondern daß er für das Vergehen weniger Frevler die ganze Gemeinde in die Strafe einbezog, daß er voll Hochmuth und Verachtung gegen das kleinbürgerliche Leben der Reichsstadt die Verbrecher ihrem zuständigen Stadtgerichte entzog und Großmuth und Milde gegen die schwächere Partei ganz bei Seite setzte, dieß war es vorzüglich, was den Frieden störte, was ihm die Herzen abwendig machte und eine lange Reihe ärgerlicher Begegnungen zur Folge hatte.

Größtentheils bis hieher reicht die Arbeit des Hrn. Dr. Heyd. Sie schließt mit den Regensburg'schen Verhandlungen und mit dem Antrage der Schmalkald'schen auf ein deutsch-nationales Concil (p 331). Das Folgende bis zum Schlusse des Abschnittes, die Forderungen des Kaisers an einige protestantische Reichsstädte, sich von dem Bunde loszusagen, Ulrichs Vermittlungsversuche und Plan der Lehensaufkündung, der Uebertritt einiger protestantischen Fürsten auf die Seite des Kaisers, der Vertrag des letzteren mit dem Papste, Ulrichs energische Kriegsrüstungen, alles dieß ist bereits aus der Feder des Hrn. Dr. Pfaff, der besonders in Bezug auf Württemberg einer lobenswerthen Vollständigkeit sich befleißet, und dessen schätzenswerthen Berichtigungen und kritischen Zusätzen wir bereits öfter begegnet sind, mit dem wir uns im weiteren Verlaufe ausschließend zu beschäftigen haben werden.

(Schluß folgt.)

Art. III. Cöllner Dombriefe, oder Beiträge der altchriſtlichen Kirchenbaukunſt, von J. Kreuſer. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot, 1844. 384 S. gr. 8.

Dieſes Werk, welches ſich durch ſtrenges und fruchtbares Forſchen in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt, wie durch Klarheit und praktiſche Brauchbarkeit auszeichnet, behandelt in acht, an den Dombaumeiſter Zwirner gerichteten Sendſchreiben die Früchte gegenwärtiger Verhältniſſe des altchriſtlichen Kirchenbaues überhaupt und des Cöllner Doms insbeſondere, zugleich im letzten Sendſchreiben des Verfaſſers Hoffnung für die Zukunft ausdrückend, die er an den Dombau knüpft.

Das erſte handelt vom altchriſtlichen Kirchenbau und ſeiner Sinnbildnerei mit Rückſicht auf den Cöllner Dom.

Um ſich gleich Anfangs zu verſtändigen, gibt der Verfaſſer die Gründe an, aus welchen er die Sinnbildnerei in die Baukunſt mengt. Sie gehört weſentlich mit zu dem Bauwerke, ja ſie iſt einer der Geiſter, der am lauteſten aus den Steinen ſpricht. Will und darf die heilige oder Kirchenbaukunſt nichts anders verkörpern, als den Glauben, die Meinungen und die Gefühle der Völker in ihrem Verhältniſſe zu dem Unſichtbaren, d. h. der Gottheit, ſo liegt das Sinnbild nicht nur nahe, ſondern iſt nothwendig; denn das Außerſinnliche läßt ſich auf keine andere Weiſe darſtellen, als ſinnlich, d. h. im Sinnbilde. Leider iſt es ſchwer, bei verſchollenen Religionen oft unmöglich, ſich in die Denk- und Gefühlsweiſe andersgläubiger Stämme hineinzudenken, und daher haben wir über Indien, Aegypten, Griechenland u. ſ. w. oft ein Tollhaus mythologiſcher Meinungen, in welchem Jeder zwar ſeine Sprache ſpricht, aber eine unverſtändliche. So viel iſt jedoch gewiß, daß alle Völker mit ihrer heiligen Baukunſt auch eine Kunſtſymbolik entwickeln mußten und entwickelt haben, gleichviel, ob wir ſie richtig erkennen und erklären können oder nicht. Anders iſt in Indien das Haus des Wiſchnu mit ſeinem Lotos, anders die Buddhakirche beſchaffen. Wenn wir die Verzierungen an den Kranzgeſimſen eben ſo wenig leſen und deuten können, als die Perlenſchnüre an altperſiſchen Bauwerken, oder das Schmuckwerk an dem Hauſe der Sonne und des Mondes in Mexiko, ſo iſt das eben nicht die Schuld der damaligen Baumeiſter. Reich an Sinnbildern war auch die heilige Baukunſt der Aegypter. Sie war, wie Platon oft ſagt, ſtrenge feſtgeſtellt, und mögen wir über die Bedeutung uneins ſeyn, ſo hatten doch in dem voreinſtigen Leben die Thierköpfe auf den ſchiffenden Götterleibern, der Lotos, die Sphynre, Kelche, Scarabäen u. ſ. w. ihre feſte, jetzt ſchwankende Bedeutung, und im Einzelnen des Tempelbaues war wohl ebenfalls Alles feſt

bestimmt, wie im Buddhadienste das Heiligthum des Dagop, und im Feuerdienste der Perser der heilige Herd. Judenland hatte nur einen einzelnen Tempel, der zuerst mit der Bundeslade wanderte, ehe ihn Salomon in Stein fest gründete. Daß seine Lage, Zeltform, Cherubim u. s. w. ein reiches Feld für sinnbildliche Deuterei sind, lehren bis zum Ueberdrusse die Erklärer hebräischer Alterthümer. Auch bei den Griechen wurden, trotz der vermeintlichen Freiheit der Kunst, die Tempel nicht nach Laune erbaut, sondern es gab sinnbildliche Gesetze, über deren Befolgung das hellenische Priesterthum sicherlich wachte. Für die verschiedenen Götter war sogar verschiedene Bauart nöthig; denn wie Vitruvius sagt, den starken männlichen Gottheiten Minerva, Mars, Herkules gebührt strenge dorische Bauweise, eine zartere der Venus, Flora, den Nymphen und ihres Gleichen. Dieselbe Lehre wiederholt er vielfach, und nach ihm müssen einige Tempel auf der Höhe, andere im Thale, einige innerhalb, andere außerhalb der Ringmauer angelegt werden. Ueberhaupt hatte er eine feste Ueberlieferung, nach der er, gleich seinen Vorgängern, gebaut wissen will. Dabei vergißt er nicht, der sinnbildlichen Bedeutsamkeit in der Baukunst ausdrücklich zu erwähnen, und wenn dieser Stoff bei uns noch ziemlich im Unklaren liegt, so kommt das daher, weil erstens die Gelehrten noch wenig Augenmerk darauf gehabt, zweitens die vielen Schriftsteller über Baukunst, deren Vitruvius schon eine Anzahl erwähnt, insgesammt verloren sind, endlich die Baumeister altehrwürdiger Heiligthümer, z. B. des Trophonios in Lebadeia, des Apollon in Delphi, in die Priestergeschichte verflochten sind. Der griechische Priester hatte aber, wie man bei Platon oft genug lesen kann, und wie in der Schrift des Verfassers dieser Briefe: »der Hellenen Priesterstaat« nachgewiesen, schon frühe den Grundsatz gehandhabt: Hiera me kinein, d. h. kein weltlicher Laie, am wenigsten ein Gesetzgeber, mische sich in das Geistliche! Sogar der Islam hat seine Sinnbildnerei, obgleich er aller Bilderkunst geborner Feind ist, da der Koran das Abbilden der Menschengestalt nicht zuläßt. Gleich den Juden hat er nur einen Tempel in Mekka, nach der Sage von Abraham gegründet und durch den schwarzen Stein geheiligt; aber alle Moscheen müssen nach ihm gerichtet seyn, und die gesetzmäßige Kibla und das rechtgläubige Gebet ist nur in der heiligen Richtung der Kaaba von Mekka. Ob der Bildungstrieb, der seit der Gründung so vieler herrlicher Bauwerke unter den Kalifen zu Damaskus in so reiches und wunderliches Arabesken- und Schnörkelwerk ausartete, sinnbildern wollte, mögen Gelehrte erforschen; auf keinen Fall wäre es beim Morgenländer auffallend, der Alles, sogar einen Dichter wie Hafiz, sinnbildlich aufzufassen liebt.

Vor allen Religionen aber ist gerade das Christenthum der Ausbildung sinnbildlicher Darstellung vorzüglich günstig, da sein Boden reine Geistigkeit in der Welt des Unsichtbaren, der Hoffnung des Jenseits, dem Reiche des Himmels fußet, und der Sichtbarwerdung durch die Kunst das reichste Feld darbietet. Außerdem leiteten der Heiland und die ersten Begründer des Christenthums von selbst auf diese Richtung, die später ächt christlich weiter ausgebildet ward. In Gleichnissen und Sinnbildern sprach der göttliche Meister zum Volke, und was er vom guten Hirten, dem Säemanne, dem Weinstocke u. s. w. lehrte, wurde bald auf ihn selber angewandt, den ja die Propheten des alten Bundes schon vorher verkündet und sinnbildernd angedeutet hatten. Diese einfache sinnige Sprache des Sinnbildes behielten auch die Apostel und ihre Nachfolger bei, ja thaten es um so lieber, da die heidnische Umgebung und Verfolgung das freie Wort wie das freie offene Thun nicht zuließ, und man durch eine verhüllte sinnbildliche Sprache sich schützen mußte, ehe man den Lehrling (Katechumen) in die christliche Gemeinschaft aufnahm. Um viele Worte zu vermeiden, so bedarf es nur der Nennung der Offenbarung des Lieblings des Herrn, um an einer großartigen Darstellung gleich beim Beginne des Christenthums die Liebe für sinnbildliche Rede erwiesen zu haben. Die folgenden Zeiten bildeten diese ursprünglich christliche Richtung immer weiter aus, und als später alle Welt dem Christenthume huldigte, wurde Wirklichkeit, was Paulus so schön sinnbildert: Auferbauet seid Ihr auf dem Grunde der Apostel und Propheten, und der Schlußstein ist Jesus Christus selbst, in dem der ganze Bau zusammengefugt wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, in welchem auch Ihr mit auferbauet werdet, zu einer Wohnung Gottes im Geiste. — Wie dieß Paulinische Sinnbild von dem deutschen Dombaumeister eben so geistreich als wörtlich ausgeführt wurde, weist der Verfasser in der Folge nach.

Was die Betrachtungen über den Kirchenbau betrifft, so ist zu bemerken, daß der Verfasser in seiner eigenen Weise, seiner eigenen Anschauung und Erkenntniß gemäß erklärt, daß dieß aber Alles auf eine klare, durch unwiderlegbare Hinweisungen gerechtfertigte Weise geschieht.

In Berücksichtigung des ersten christlichen Kirchenbaues wird gewöhnlich dargestellt, als ob in den ersten drei Jahrhunderten vor der Zeit Constantins nicht die Rede davon seyn könne. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß bei näherer Betrachtung es mehr als wahrscheinlich sei, daß die Constantin'sche Zeit

ihren Kirchenbau nach früheren Muſtern einrichtete, ja daß die Bauweiſe in vielen Beziehungen ſchon geordnet und geſetzlich feſtſtand. Erſtlich nämlich finden wir vorconſtantiniſche Kirchen, z. B. die der Apoſtelfürſten Petrus und Paulus kurz nach ihrem Tode erbaut, von Heliogabal ſchon zerſtört, von den Päpſten Leo und Innocenz III. wieder erneut und hergeſtellt. Zweitens findet ſich in der Offenbarung des heiligen Johannes eine höchſt merkwürdige Stelle. Er ſieht nämlich in ſeinen Geſichten den Tempel des himmliſchen Jeruſalems mit ſeiner Opferſtätte, wo der Altar ſteht für die Prieſter, mit dem übrigen Raume, der dem anbetenden Volke beſtimmt iſt, und endlich iſt auch von der Vorhalle die Rede. Finden wir nun mit Conſtantin dieſe dreifache Abtheilung der Kirche immer wieder, und bedenken wir, daß Johannes in ſeinem chriſtlichen Sendſchreiben an chriſtliche Gemeinden eine chriſtliche Zukunft vor Augen hatte, aber, um verſtändlich zu ſeyn, auf eine chriſtliche Gegenwart und Wirklichkeit ſich beziehen mußte, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß die Orte, an welchen die erſten Chriſten ſich verſammelten (man mag ſie nun Kirchen, Betſäle oder wie immer nennen) dieſe dreifache Abtheilung hatten für 1) Prieſter, 2) die Gemeinde, 3) für die in der Vorhalle. Jedoch, da ſolche Unterſuchungen leicht in Wortkriege ausarten, ſo ſchlägt der Verf. einen andern Weg ein. Auf keinen Fall hatte eine chriſtliche Baukunſt nach neuern Begriffen in den drei Jahrhunderten vor Conſtantin Statt. Die kleinen und großen Gemeinden der erſten Chriſten verſammelten ſich anfangs in Häuſern von gläubigen Bürgern, und zwar in dem oberſten Stockwerke, wo bei den Alten der geräumige Speiſeſaal war. Solche Einzelbürger gaben freiwillig ihre Wohnungen zu chriſtlichen Verſammlungen her, und auf ſolche beziehen ſich mehrmals die Briefe der Apoſtel, ſo wie wir dann auch von dem Hauſe der h. Hilaria wiſſen, daß es zu chriſtlichen Zwecken geſchenkt ward. Als ſpäter die Verfolgungen eintraten, ſuchten die Chriſten die Verborgenheit in Höhlen, Wüſten, Katakomben und derlei Schlupfwinkeln der Einſamkeit, und blieb auch wie vor Diokletian, das Chriſtenthum zuweilen einige Jahre unangefochten, ſo kann doch an größere Kirchenbauten um ſo weniger gedacht werden, als der apoſtoliſche Gottesdienſt in Einzelhäuſern noch fortdauerte und nach Conſtantin erſt verboten werden konnte und mußte. Dieſer Kaiſer führte das Chriſtenthum aus dem Drucke und Geheimthun in die Freiheit und Oeffentlichkeit; der frühere nächtige Gottesdienſt konnte in die Tagesſtunden verlegt und vertheilt werden, und jetzt bewegte das Chriſtenthum ſich ungehemmt und konnte an den Bau von Häuſern des Herrn denken, d. h. an Kyriaka (ſprich Kirjaka), woher das Wort Kirche.

Von den Betrachtungen über die Bauweiſe der alten Kirche ſind von beſonderer Eigenthümlichkeit und Bedeutung die über die Baulinie, über das Kreuz und den Altar. Schon vor Conſtantin, ſagt er, war es Sitte, ja Geſetz, das von Tertullian und andern Kirchenlehrern berichtet wird, daß die chriſtliche Gemeinde bei dem Gebete und Opfer mit dem Geſichte dem Altare im Oſten zugewendet war, da es bei den Juden gerade verboten war, das Angeſicht nach Oſten beim Gebete zu wenden. Auch der Prieſter, in der älteſten Zeit dem Volke im Weſten zugewandt, mußte ſich bei gewiſſen Gebeten, z. B. dem (Gloria) Lobgeſange der Engel, nach Sonnenaufgang wenden. Schon in dieſer Sitte des Gebetes und der chriſtlichen Kirchenſtellung liegt die Nothwendigkeit, daß der alte Chriſt ſchon bei der Wahl, geſchweige dem Baue eines Bet- und Gotteshauſes die Lage nach Oſten berückſichtige; ein Geſetz, das nur die Unwiſſenheit ſpäterer Jahrhunderte vergeſſen konnte. Mußte der alte Chriſt das Geſicht nach Oſten gewendet haben, nach dem Altare der Darbringung hin, ſo ſtand dieſer alſo auch in Oſten, und der Eingang des Volkes in Weſten iſt von ſelbſt gegeben. Schon in dieſer Richtung liegt ein reicher Stoff zur Sinnbildnerei, und dieſe war auch wahrſcheinlich, nur in anderer Weiſe, den Römern und Griechen nicht fremd, und eben ſo wenig den Höhanbetern in der Bibel, die zu offenbar an den perſiſchen Zend-Aveſta und den Mithras- (Sonnen-) Dienſt erinnern. Griechen und Römer nämlich bauten ſo, daß, wo es anging, bei geöffneten Thoren die Morgenſonne in den Tempel ſchien, der Eintretende alſo den Oſten im Rücken hatte und mit dem Geſichte ſich nach Weſten kehrte. Zwar war auch der Altar und alſo auch das Götterbild der Heiden nach Oſten hin; allein bedenkt man, daß ihr Altar zum Schlachten der Opferthiere beſtimmt, das Bild des Gottes (ἔδος θεοῦ) wegen der Beſudelung von ihm abſtand; daß ferner um den Altar Chöre ihre Reigen aufführten, während ſie in ihren kleinen unbedeckten Tempeln dem eigentlich gedeckten Heiligthume (ἄδυτον) nicht nahen durften; daß ſie alſo zu dieſen Zwecken Raum bedurften: ſo hat man ſich bei den Heiden den Altar nur etwas nach Oſten und nach der Eingangsthüre hin vorgeſchoben zu denken, um einerſeits die Richtigkeit der alten Nachrichten zu faſſen, andererſeits aber einzuſehen, daß die Chriſten die entgegengeſetzte Baulinie annahmen, da ſie mit Heiden und Juden in keinem weſentlichen Dinge Aehnlichkeit liebten. Rechnen wir vom Eingange aus, ſo bauten die Heiden von Oſten nach Weſten, die Chriſten aber umgekehrt von Weſten nach Oſten. Mit andern Worten: der Chriſt ſtrebt aus Weſten, dem Orte des Sonnenunterganges,

der irdischen und geistigen Finsterniß des Heidenthums und der Unterwelt, nach dem Lichte der Oberwelt, der Auferstehung, der Belehrung, der Gemeinschaft; denn auch Lehre und Gemeinschaft kommen aus Osten und gehen nach Westen, und in Osten steht der Altar, der Opferer, der Lehrer. Leicht sieht Jeder, daß diese sinnbildliche Deutung weitläufig durchgeführt werden könnte; allein wir begnügen uns mit dem Ergebnisse, daß, so viel wir wissen, diese christliche Baulinie von West nach Ost seit den ersten Zeiten geachtet ward, bis Michael Angelo's Künstlerwillkür (er lebte 1474 bis 1564) und die gleichzeitige Religionsspaltung Verwirrung und Unwissenheit auch in diesen Dingen hervorbrachten. Diese westöstliche Kirchenbaulinie wurde später die heilige genannt, und kommt schon bei Prokopius deutlich, namentlich aber in der Legende des heiligen Dunstan vor.

Was das Kreuz betrifft, so finden wir später die Kirche vorzüglich darauf gegründet, am frühesten auf das längliche Viereck und das Achteck, und namentlich Constantin baute so. Ohne Kreuz, d. h. ohne Kreuzestod des Herrn, gäbe es keine Erlösung, und das Sinnbild des Kreuzes für die Erlösung lag also ganz nahe. Das Siegespanier des Christenthums ist das Kreuz, wie auch die Sage von Constantin, seinem Siege und seiner Reichsfahne (Labarum) an das Kreuz schon zu Lebzeiten dieses Kaisers und seines Lebensbeschreibers geknüpft ward. Darum wanderte es auch mit Recht auf die Kirchen, und wie wir später sehen werden, auch auf den Altar. Was bei den alten Christen geschah, geschah nur in diesem Zeichen. Getauft, gesalbt, gebüßt, gesühnt, geweiht, geräuchert, gesegnet ward und wird noch Alles im Kreuzeszeichen. Nach Augustinus ist die Beschneidung das Kennzeichen der Juden, das Kreuz auf offener Stirne das Kennzeichen des Christen. Nach der Lehre des Cyrillus soll man beim Essen, Trinken, Sitzen, Liegen, Aufstehen, Reden, Gehen, kurz bei jeder Sache sich mit dem Kreuze bezeichnen. Daß die ersten Christen es auch so hielten, zeigt im zweiten Jahrhundert Tertullian, der also spricht: »Bei jedem Schritte und jeder Bewegung, jedem Ein- und Ausgange, beim Kleider- und Schuhanziehen, bei Bad, Tisch, Licht, Bett, Sitz und jedem beliebigen Gespräche bezeichnen sie die Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes.« — Augustinus ist auch der Meinung. Ohne das Kreuzzeichen auf Stirne, Taufwasser, Salböl, Opfer geschehe keine Handlung gültig, und die Stellen reden deutlich genug. Das Kreuz galt für den mächtigsten Schutz gegen die Dämonen, man schützte damit seine eigene Person, trug es schon unter Chrysostomus den Zügen vor mit Begleitung von Wachs-

lichtern, und Conſtantin errichtete ſchon auf allen Landſtraßen Kreuze, um dem Heidenthume entgegen zu treten, das ebenfalls auf den Landſtraßen bei Trivia dem Hermes und ſonſtigen Gottheiten Bilder aufzuſtellen gewohnt war. Derſelbe Kaiſer baute und benannte auch zu Jeruſalem eine Kirche zu Ehren des Kreuzes und ſtattete ſie reich aus. Sogar im Gebete ahmte man das Kreuz nach, oder, wie Ambroſius ſagt, malte das Kreuz — oder wie wir ſagen, man betete mit ausgeſtreckten Armen und ſtellte ſo mit ſeinen Gliedern das Leiden des Herrn dar. Jedoch dieſer Gegenſtand iſt von Gretter ſo erſchöpfend behandelt, daß wir uns weiterer Worte entſchlagen können.

Stand nun das Kreuz bei den alten Chriſten in ſolchen Ehren und hatte ohne das Kreuz keine kirchliche Handlung Gültigkeit, ſo konnte die Baukunſt um ſo weniger des Kreuzes ſich entſchlagen, da gerade ſie die Kunſt der Verherrlichung des Kreuzes, der Erlöſung und des Erlöſungsopfers iſt.

Worauf fußet aber die Erlöſung? Auf dem alten Bunde der Verheißung, der im neuen Bunde Erfüllung ward. Das Judenthum iſt die Vorhalle des Chriſtenthums, und die Apoſtelgeſchichte lehrt, wie Einige anfangs das Chriſtenthum nur den Beſchnittenen mitgetheilt wiſſen wollten. Der Tempel Jehovah's zu Jeruſalem iſt daher das Vorbild des chriſtlichen Tempels, und die Baukunſt hat dieſe Anſicht in chriſtlicher Weiſe durchgeführt und nach den Zwecken des Chriſtenthums höchſt leiſe verändert. Wie aber war dieſer Tempel Jehovah's? Gleich der Erde nach der alten Anſicht und gleich der Stiftshütte und gleich dem für die Baukunſt ſo wichtigen Tempel der Erneuerung, den Ezechiel und Johannes in ihren Geſichten ſehen, war auch der ſalomoniſche Tempel, das Vorbild chriſtlicher Kirchen, ein längliches Viereck. Chriſtenthum und Judenthum, Verheißung und Erfüllung, neuen und alten Bund, Jehovahsopfer und Erlöſung; Viereck und Kreuz mit einander zu verbinden, war alſo die Aufgabe und wird immer die würdigſte Aufgabe der chriſtlichen Baukunſt bleiben. Das Kreuz aber bleibt die Hauptſache, und wie das Viereck, das auch wohl im ſalomoniſchen Hauſe nur auf den eigentlichen Tempel, d. h. auf das Opfer- und Bethaus, ohne Rückſicht auf die Vorhöfe und Nebengebäude, gefaßt werden muß, angepaßt werde, da es das Kreuz ſchon in ſich ſchließt, iſt die Sache der Baumeiſter, und wurde auch ſchon als ſolche von den Erbauern der Sophienkirche betrachtet, die ein längliches Viereck, dennoch durch die Stellung der Pfeiler im Innern das griechiſche Kreuz bezeichnet.

Die Betrachtung der Hauptſache, um welcher willen die Kirchen erbaut werden, nämlich des Altares, zeigt, daß man

irren würde, wenn man glaubte, der alte Altar habe ungefähr ausgesehen wie der jetzige. Der alte Altar stand nicht an der östlichen Schlußwand der Kirche, noch viel weniger verdeckte er sie, wie oft in unschöner Weise der Fall ist. Er war, wie schon die Stellung des Bischofs und der Priester hinter dem Altare nothwendig machte, von der Kirche westlich vorgerückt, und bestand während der ersten zehn Jahrhunderte aus einem einfachen Tische, weßhalb ihn auch Paulus schlechtweg Tisch des Herrn nennt. Auch im Cöllner Dome stand ursprünglich nur der einfache Opfertisch, oder vielmehr er steht noch da, aber unverletzt und unverdeckt ist er nur auf der Westseite erhalten. Das vorige französelnde, scheinbar so aufgeklärte und geschmackvolle und dennoch so geschmacklose und geistesöde Jahrhundert, das seit dem reichen, freigebigen, für den Dom aber filzig-kargen Baufreunde Clemens August sich so vielfach am Dome versündigte; vorzüglich aber die Jahre 1767, 1768 und 1769 waren es, welche auch dieses Kunstwerk versudelten. Die Siebenzahl ist bekannt heilig, da sie aus Drei, dem Sinnbilde Gottes, und aus Vier, dem Sinnbilde der Welt besteht. Auch die Baukunst liebt die Siebenzahl und hat sieben Kapellen um den Chor unsers Doms, wie nach alter Ansicht sieben Planeten um die Sonne. Ferner hat die Kirche sieben Gnadenmittel, der heilige Geist sieben Gaben, der Christ sieben Stücke des Glaubens, sieben Werke der Barmherzigkeit, sieben Schmerzen und Freuden Mariä, so wie das deutsche Reich sieben Churfürsten, das Licht sieben Farben, die Wissenschaft sieben freie Künste, die Musik sieben Töne und das alte Cölln sieben Stifter. Schon in der Offenbarung ist die Siebenzahl bedeutsam: sieben Gemeinden und Geister, sieben Leuchter, sieben Sterne, sieben Siegel, sieben Posaunenengel, sieben Schalen.

Den alten Altar oder einfachen Opfertisch auf vier Stützen kann man sich noch sehr leicht in der Unterkirche (Krypte) zu St. Gereon in Cölln versinnlichen, wo noch ein solcher marmorner Opfertisch steht, der schon durch die Sage als Altar sich beglaubigt, da über ihm die heiligen Märtyrer getödtet seyn sollen. Wie der gewöhnliche Tisch, so war der Altar ursprünglich von Holz, und so konnte man ihn in den Zeiten der Heidenverfolgung leicht wegschaffen. Mit dem sechsten Jahrhundert und dem befestigten und gesicherten Christenthume werden schon Altäre von Stein gefunden. Dieß hindert aber nicht, daß es nicht auch frühere Altäre von Marmor und anderen kostbaren Stoffen gegeben, ja diese Sache ist so ziemlich gewiß Wie es nämlich tragbare Altäre gab, welche Constantin, Carl der Große und sonstige Heidenbekehrer mit in's Feld oder auf Reisen nahmen, so

gab es auch schon frühe kostbare Altäre von Silber und Gold, mit Verzierungen von Edelsteinen, wie Sozomenos der Kirchenlehrer und Paulus Silentiarius der Sänger der Sophienkirche beschrieben. Uebrigens war die Gestalt des Altares länglichviereckig, an den Seiten bedeckt, jedoch mit Thürmchen versehen, inwendig aber hohl; denn wie in der altjüdischen Bundeslade die bekannten Heiligthümer lagen, so fanden sich auch im hohlen Innern jedes altchristlichen Altars stets die Gebeine oder Reliquien, d. h. Ueberbleibsel seines Märtyrers, nach welchem die Kirche stets benannt wurde, und nicht nach dem Herrn und höchsten Gott.

Der eigentliche alte Altar war ein einfacher Opfertisch. Man würde sich aber dennoch eine falsche Vorstellung vom alten Altare machen, wenn man bloß den einfachen Opfertisch festhalten wollte. Um dieses zu erläutern, wollen wir den neuern bekannten Altar nehmen. Gegen das dreizehnte Jahrhundert erhielten die Altäre allmälig die jetzige Gestalt, verloren den innern hohlen Raum, trugen aber noch immer nach der Sitte der ersten Christenheit ein heiliges Ueberbleibsel in sich. Bis zu dieser Zeit standen die Priester dem Volke zugekehrt an der östlichen Seite des Altares, also mit dem Gesichte nach Westen gewandt, da die übrige Gemeinde bei dem Gebete sich nach Osten richten mußte. Zugleich rückte der Altar näher an die Schlußwand, oft sie ganz verdeckend, und so entstand von selbst die Nothwendigkeit, daß der Priester vor die westliche Seite des Altares treten, also dem Volke den Rücken zudrehen, ebenfalls die Kathedra verlegt werden mußte.

Die Veranlassung zu dieser Veränderung des Altares, erklärt der Verfasser, ist sehr einfach. Im Mittelalter nämlich hatte sich das Christenthum überall befestigt, an Heiden war nicht zu denken, und offen konnte dargelegt werden, was in den ersten christlichen Zeiten verhüllt ward und verhüllt werden mußte. Auch der Altar, jetzt offen, war in alter Zeit verhüllt, sowohl wegen der Lehrlinge (Katechumenen), die bloß der Belehrung, nicht dem Altarwerke, dem Opfer beiwohnten, als auch wegen der Heiden, die einen unerwarteten Ueberfall machen konnten, und wie Chosroes und die Geschichte des h. Babylas und Numerianus beweisen, machten. Die heiligen Gefäße, der Märtyrerschrein und alles Opfergeräthe wurden daher bis zu dem Beginne des Opfers verhüllt. Nachdem aber die Kindertaufe allgemein geworden war, die alte Katechumenen-Einrichtung also sich wesentlich umgestaltete, wozu sollte nun noch eine Verhüllung des Altares dienen, die keinen Zweck mehr hatte, und obendrein ihre Mißstände und Unbequemlichkeiten? So erklärt sich die Altarveränderung leicht.

Der einfache Opfertiſch war früher überdeckt von einem ſchützenden Ueberbau, gleichſam einer deckenden Laubhütte, die noch jetzt da iſt im Tragehimmel, der bei feierlichen Umzügen gebraucht wird. Dieſer Traghimmel bildete ein Schutzdach, unter welchem auch noch jetzt der Prieſter das alte Kleid, die Casula, trägt, und es heißt dieſer Ueberbau bei Griechen und Lateinern Ciborium. Dieſes Ciborium wird ſo vielfach erwähnt, daß wir die klarſte Anſchauung uns davon bilden können. Es ruhte gewöhnlich auf vier dünnen feſtſtehenden Säulchen, und überſchattete den offenen Altar. Außerdem hatte es zwiſchen den Säulchen Vorhänge, Intravela genannt, die an dem Altare zu St. Columba in Cölln noch vor wenigen Jahren geſehen wurden. Die Vorhänge wurden nur in Gegenwart der Gläubigen beim Opfer geöffnet, bei der Anweſenheit der Lehrlinge oder aber bei plötzlichen Ueberfällen der Heiden vorgezogen. So war alſo der Altar jedem Anblicke entzogen, da das Ciborium eine geſchloſſene Hütte über ihm bildete. Flüchtlinge ſuchten daher in Lebensgefahr zuweilen ſich in das Ciborium an den Altar zu retten und an die Säulchen feſtzuklammern, wenn man ſie wegziehen wollte, wobei dann die Säulchen zuweilen umgeriſſen wurden. Oben auf dem Ciborium ſtand ein Kreuz, und zwar mit dem Bildniſſe des Gekreuzigten, ſo wie auch an Feſttagen die obere Decke des Ciboriums mit Lichtern und Blumen geſchmückt ward. Woher aber hat das Ciborium den Namen? Von der heiligen Speiſe (Cibus), die nicht nur auf dem Altare geheiligt, ſondern auch über dem Opfertiſche als Wegzehrung für die Kranken aufbewahrt ward. Es war nämlich an der Unterdecke der Altarhütte das heilige Speiſegefäß und gewöhnlich in Geſtalt einer Taube befeſtigt, wie denn auch noch jetzt dasſelbe Gefäß Ciborium heißt, in welchem die Hoſtien aufbewahrt werden. Nach dem Verſchwinden des Heidenthums und der unnöthig gewordenen Verhüllung veränderte ſich nun mit der Baukunſt auch der Altar. Dieſer erhielt einen größeren Umfang, ward aus einem einfachen Opfertiſche zum eigentlichen Bauwerke, und auf ihn wurde geſetzt, was früher auf dem Ciborium ſtand. Dieſe Veränderung des Altares machte aber eine andere Neuerung nothwendig. Nämlich das heilige Speiſegefäß, früher in der Altarhütte verdeckt, erforderte ſeinen eigenen Aufbewahrungsort, und ſo entſtanden jene kunſtreichen neuen Hütten, gewöhnlich Tabernakeln genannt, die ſich in den alten Kirchen neben dem Altare bald nördlich, bald ſüdlich, ſpäter im Altare ſelbſt finden. Auch im Cöllner Dome befand ſich, wie in ſeinem Nachbilde zu Ulm, nördlich vom Altare ein höchſt kunſtreiches Tabernakel.

Von den geiſtreichen Unterſuchungen über die ſymboliſchen Bedeutungen der Verhältniſſe des Cöllner Domes, deren Richtigkeit der Verfaſſer auf das Klarſte erweiſt, iſt die bedeutendſte die: Ob der Dom wirklich das iſt, was die Kirche ſeyn ſoll: ein Abbild der chriſtlichen Welt. Der Verfaſſer bemerkt, daß die Symbolik ſo einfach iſt und ſo ruhig fortſchreitet, daß die Wahrheit des Satzes ſchwer geläugnet werden kann. Die Welt und die Begründung des Chriſtenthums und des Erlöſungswerkes in ſeiner erſten Verheißung beginnt in der Vorhalle mit Adam und Eva in dem ſogenannten Paradieſe. Aus der Vorhalle treten wir in die Mittelhalle, und befinden uns unter den Vorläufern und Herolden des Meſſias, den Propheten des alten Bundes, an deren Spitze die vier großen Meſſiaspropheten ſtehen. Auf den andern folgt der neue Bund des neuen Opfers, und ſo treten wir aus der Prophetenhalle durch das Triumphthor mit dem ſiegenden Heilande in die Apoſtelhalle, den Chor, den neuen Bund, das begonnene Chriſtenthum. In den Gemälden auf den Scheideplanken ſetzt ſich das gewordene Chriſtenthum fort bis zu Ende der Dinge oder bis zu den Tagen des Widerchriſts. Indeß bleibt der Heiland ewiger Hoheprieſter, umgeben von lobpreiſenden Engeln, in und mit ſeiner Gemeinde, wie er ſelber verſprach, als ihr Haupt und ihr Schluß, und er verläßt ſie bis zum Weltvergange eben ſo wenig, als ſein bedeutſames Bild in Oſten über dem Altare. Einmal jedoch wird der ſchreckliche Tag kommen, den Giacopone di Todi in ſeinem Dies irae ſo ergreifend beſchreibt, und dieſes Ende alles Irdiſchen, die Verklärung der Chriſtwelt, ſpricht das Gemälde des Weltrichters auf der Weſtwand deutlich genug aus. Es iſt alſo der Dom gleichſam wie die alten Zeitbücher (Chroniken) der erſten Druckzeit, die mit der Weltſchöpfung beginnen und mit dem jüngſten Gerichte ſchließen, eine kurze Darſtellung der chriſtlichen Welt von ihrem Beginne bis zu ihrem Untergange. Die Durchführung der Sinnbilder kann nicht klarer, folgerechter und einfacher gegeben werden.

Das dritte Sendſchreiben beſchäftigt ſich mit der Beantwortung der ſo oft aufgeworfenen und bis jetzt noch nicht beantworteten Frage: wer der erſte Dombaumeiſter war, der gewaltige Mann, der das Ganze in ſeinem Geiſte zuſammenfugte und den erſten Grundriß zeichnete? Daß ein ſolcher Grundriß auf Pergament gleich dem Aufriſſe der weſtlichen Thürme urſprünglich wirklich da war, liegt in der Natur der Sache und iſt auch ſonſt zu beweiſen. Crombach, deſſen Zeit an den Weiterbau des Domes dachte, aber in dem unſeligen dreißigjährigen Kriege begreiflicher Weiſe nichts fördern konnte, gibt in ſeiner dickleibigen Geſchichte der heiligen drei Könige den Grundriß,

und daß er nicht der Mann dazu war, ihn zu erfinden, ist klar; er hatte ihn aus dem Domarchive entnommen. Daß der alte Original-Grundriß noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Domarchive verwahrt ward, wahrscheinlich also bei der Zerstreuung des Domkapitels in der französischen Umwälzung verloren ging, beweisen die Stimmen mehrerer Zeitgenossen. Im J. 1781 erschien zu Bonn in deutscher und französischer Sprache eine Beschreibung der Edelsteine, Gemmen und Caméen, womit der Dreikönigenkasten verziert ist. Der Verfasser dieser Schrift heißt Vogel, war Hofrath, Aufseher des Naturalienkabinetes, Bibliothekar und Historiograph des Erzbischofs zu Bonn, und hatte also die Verpflichtung, sich namentlich um die Urkunden des Erzbisthums zu kümmern, deren Einsicht ihm das cölnische Domkapitel auch schwerlich wehrte. Dieser Vogel gibt nun in seiner Beschreibung zugleich eine Ansicht der westlichen Thürme und den Original-Grundriß, oder um des Verfassers Worte zu gebrauchen, den »verkürzten« und »Originalkirchengrundriß,« der mit Crombach stimmt. Der Zeichner war Dupuis, ein Artillerie-Offizier und Schützling des Churfürsten zu Bonn. Drei Jahre später (1784) erschien das erste Heft der »Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst aus den Gegenden des Niederrheins, machte damals viel Aufsehen und verletzte vielfach. Auch hier wird unser Dom besprochen und zugleich nach der Zeichnung des obengenannten Dupuis der Grundriß mitgetheilt, und dabei versichert, er sei haarscharf nach der im Stiftsarchive aufbewahrten Oriainalzeichnung copirt. Der Verfasser dieses Heftes ist nach Ersch und Kayser der geistig hochstehende J. W. K. Adolph Frhr. v. Hüpsch, der auf Haus Krekelberg jenseits Aachen geboren, 1805 in Cölln starb, und durch viele Schriften seine Tüchtigkeit bewährt hat, also volle Glaubwürdigkeit verdient. Endlich spricht auch Philipp Wilhelm Gerken in seinen Reisen durch verschiedene Provinzen des Kurkraysses am Rheine u. s. w. (Stendal 1786) von dem prächtigen, auf Pergament gezeichneten Originalgrundrisse des Domes, der noch jetzt im Domarchive vorgezeigt werde, und den er selber sah, und zwar, wie er berichtet, in Begleitung des Reichsgrafen Truchseß von Zeyl-Wurzach.

Kann nun, sagt der Verfasser, kein Verständiger das frühere Vorhandenseyn des nun verlornen Urgrundrisses bezweifeln, so möchte auch wenig dagegen einzuwenden seyn, daß er von dem ersten Baumeister herrührte. Allein wer war dieser? Hier verlassen uns alle Nachrichten, und doch möchte es gerade für unser Cölln eine Ehrensache seyn, wenigstens sein Möglichstes

zu thun, über diesen Gegenstand Licht zu verbreiten. Er erinnert an die Rathsprotokolle, die seit Hohenstaufenzeit in ununterbrochener Reihe unbenützt vorhanden sind; macht darauf aufmerksam, daß gewiß noch Manches im Rheinlande vereinzelt vorhanden seyn dürfte, was auf den Cöllner Dom und seine Geschichte Licht verbreiten dürfte, und theilt eine Urkunde mit, welche der königliche Domainenrentmeister zu Königswinter, Hr. Heinr. Schmitz, dem Verfasser zum Geschenke machte. Aus ihr erfahren wir erstens: von einem bisher unbekannten Baumeister Joannes Cholin. Daß dieser hochgestellte Geistliche aber kein wirklicher Baumeister nach neuerm Wortverstande war, sondern vielmehr geheimer oder gar kein Baumeister, stellt sich bei weiteren Untersuchungen über die Geistlichen als wirkliche Baumeister fest. Das Baumeisteramt war ursprünglich gleich dem Schulmeister (Scholastikus) ein Klosteramt, und der Name blieb, als die Geschäfte und Kenntnisse längst in andere Hände und Kreise übergegangen waren. Cholin war auch so ein Baumeister, der seine Werkmeister unter sich hatte, selbst aber schwerlich viel von dem Handwerke verstand.

Zweitens erfahren wir, daß St. Peters Haus in Königswinter ein Eigenthum des Cöllner Domes war, zu seinen Bauzwecken als Steinbruchhütte auferbaut. Daß diese Steinbruchhütte zu Cholin's Zeiten nicht sehr besucht ward, ergibt sich aus der Urkunde; denn das Haus war am Ende des sechzehnten Jahrhunderts abgebrannt. Wäre damals der Dombau und also auch der Drachenfelser Steinbruch noch im Betriebe gewesen, so hätte man das Petershaus nicht entbehren können und es neu aufbauen müssen. Man that dieß nicht, weil nämlich der Bau und der Steinbruch ruhten. Uebrigens ist St. Peters Haus, obgleich in mehrere Häuser getheilt, noch sehr gut in Königswinter an der Haupt- und Seitenstraße, die nach dem Rheine führt, zu erkennen, und es hatte wie alle Steinmetzhütten die Gestalt eines länglichen Vierecks, die Langseite nach der Seitenstraße hin. Wo am Drachenfelsen gebrochen ward, ist ebenfalls im Volke noch nicht verschollen, das bekanntlich noch die Domkaul kennt, wo jetzt der Weinberg des Herrn Appellationsraths Dahmen ist.

Drittens wird der Verkehr zwischen Königswinter und der Cöllner Domhütte angedeutet. Letztere sandte ihre Diener und Werkmeister und besorgte selbst den Bruch der Steine, um nach Tauglichkeit auszuwählen. Eben um dieses Zweckes willen sollte stets das Haus für die Domfabrik, ihre Bau- und Rentmeister, Werkmeister und Diener offen seyn. Für die Diener. Also wurde auch in Königswinter gearbeitet, wie denn auch ein

Vorredder (Parlierer) daſelbſt ſich aufhielt, der ein Ehrenmann und des Ortes Schultheiß war.

Viertens ſieht man aus der Urkunde, daß der Baumeiſter in der Einzahl ein Mitglied des Domkapitels und die Werkmeiſter in der Mehrzahl nicht gleichbedeutend ſind. Jetzt werden gewöhnlich die alten Namen Baumeiſter, Werkmeiſter, Magister operis, Rector fabricae u. ſ. w. durch einander gewürfelt; jedoch werden wir dieſe Namen ſpäter ſondern und auf ihre eigentliche Bedeutung zurückführen. Nimmt man das Wort Baumeiſter in neuerer Bedeutung, ſo hatte der Dom früher während ſeiner Bearbeitung eine Menge Baumeiſter, die alle unter einem Obermeiſter ſtanden. Zur Zeit der Urkunde aber ruhte offenbar der Fortbau, wenn er auch nicht aufgegeben war. Leider aber war das Jahr 1620 dem Werke wenig günſtig; denn dieſes Jahr ſchürte den eben begonnenen dreißigjährigen Krieg weiter, der Deutſchland verödete, das Reich und die Einheit vernichtete, Freiheit und Bildung brach, kurz, die neue Zeit mit ihren böſen und guten Folgen einleitete.

Das vierte Sendſchreiben beſchäftigt ſich bei weiterer Unterſuchung der Frage: wer der erſte Dombaumeiſter geweſen, nämlich jener edle Geiſt, der den Plan fertigte, nach welchem die übrigen Dombaumeiſter arbeiteten, mit der Betrachtung der Baumeiſter chriſtlicher Kirchen in den erſten zehn bis zwölf Jahrhunderten, der Geiſtlichkeit nämlich und vorzüglich der Mönche, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen. Als erſten Dombaumeiſter oder Schöpfer des Planes erkennt der Verfaſſer Albertus Magnus — als zweiten Simon von der Lippe, Biſchof von Paderborn, über welche hinter dem umfangreichen Buche noch ein Anhang mitgetheilt wird. Alle Forſchungen und Erkenntniſſe werden von hiſtoriſchen Nachweiſungen auf das Genaueſte unterſtützt.

Das fünfte Sendſchreiben beſchäftigt ſich mit Betrachtungen der altdeutſchen Baukunſt überhaupt. Die Reſultate ſind die Darſtellungen ihrer Wunder, ihrer Bedeutung, ihre Vertheidigung gegen die Angriffe der Unkenntniß und der vorgefaßten Meinung. Mit der Sache der deutſchen Baukunſt vertheidigt der Verfaſſer aus Ueberzeugung und redlich zugleich die Sache der deutſchen Kunſt und des deutſchen Vaterlandes.

Das ſechste Sendſchreiben enthält die Unterſuchung und Würdigung des Antheils, den die Malerkunſt bei den deutſchen Kirchenbauten hat, und die Nachweiſung, daß ſie auch von Vorfahrern mehr berückſichtigt wurde, als man in der Regel glaubt. Der Schluß des Schreibens beantwortet bezeichnend die ſo oft aufgeworfene Frage: ob der Cöllner Dom bemalt werden ſollte

oder nicht. Vergoldet sind die Säulenknäufe und die Gewölbekranzsteine, und sie waren es. Gewissenhaft hat man die Farben in dem gerippten Gezähne unter dem Laubgange des Chores wieder erneut, so wie auch die Bilder auf der einstmaligen Fensterwand im Westen. Die Bogenplanken unter dem Laubgange hatten ebenfalls Darstellungen aus der Offenbarung. Die Einschlußmauer des Chores war ebenfalls nach innen und außen bemalt, und die Gemälde sind auf der Binnenseite hinter den Dorsalen noch erhalten, auf der Außenseite noch erkennbar, vorzüglich auf der Südseite, wo noch einige gar schöne Engelsköpfchen Sprüche, Wappen u. s. w. aus der Ueberkalkung hervorblicken. Daß die Wände der Seitenkapellen bemalt waren, lehrt ebenfalls der Augenschein, da die Malerei wieder herausgekommen ist. Auch die Chorsäulen hat man bemalt gefunden, wenigstens bis zur Höhe der Einschlußmauer. Daß das Gewölbe, das jetzt nur noch das Bild des Heilandes trägt, ebenfalls und zwar blau bemalt war, ist fast außer Zweifel; denn erstens sind alle alten Kirchengewölbe bemalt, und daraus entstanden später unsere Fresken; zweitens war es eben so in der alten Sophienkirche, deren Kuppelgewölbe von reichen Mosaiken den Heiland umgeben von Engeln darstellte; drittens nehmen sich im Blau die noch vorhandenen goldenen Sterne erst gut aus, da sie jetzt kaum bemerkt werden, und an ihre Deutung als Himmelsdecke kaum erinnern. Nimmt man zu all diesem die gemalten Standbilder, gemalten Untersätze, gemalten Ueberthürmchen mit den gemalten Engeln, und endlich die gemalten Fenster mit ihren bunten Lichtern, so ist kein Zweifel, daß der fertige Dom, Chör und Nebenschiffe ganz übermalt werden sollten oder übermalt waren. Das Mittelalter kannte nichts Höheres, als ein Gotteshaus. Mit aller ersinnlichen Pracht bis in's Einzelne es auszustatten, war sein Stolz, und alle Künste bis zum geringsten Handwerke wirkten dabei mit, vorzüglich aber die Malerkunst.

Jetzt soll nun der Dom auch als Farbendom wieder hergestellt werden; der Anfang ist gemacht, und natürlich ist keine Harmonie in dem Stückweisen, ja manches Auge wird beleidigt, da die Leute einmal von der angewöhnten Steinfarbe und ihren gelehrten und ungelehrten Vorurtheilen gegen die Farbe, namentlich bei den Chorsäulen nicht lassen wollen, und nicht bedenken, wie sich das Ganze machen wird, besonders wenn alle farbigen Fenster wieder hergestellt sind, und so die Farbenwelt gegenseitig in einander schmilzt, hebt und mildert. Es sind also jetzt mehrere Fragen an der Zeit, wenigstens für den fertigen Theil des Domes, den unfertigen Theil mag man einstweilen einer wohlwollenden Nachwelt überlassen. Diese Fragen sind für uns

um so schwierigee, als die Alten überlieferungsmäßig manchen christlichen Kunstbrauch und seine Bedeutung fortpflanzten, unsere Zeit aber, von der Vergangenheit gleichsam losgerissen, den verlornen Anknüpfungspunkt in vielen Dingen wieder aufsuchen muß. Diese Fragen würden vorzüglich heißen: welche Farben gibt man den Wänden, welche den Gewölben, welche den Säulen? Theilweise erledigt der Dom von selbst einige Fragen: allein den Farbengleichklang und ein schönes Ebenmaß hervorzubringen möchte dennoch nicht leicht seyn, und die neuen Wandgemälde, bei deren Behandlung den Künstlern alle nothwendige Freiheit gelassen werden muß, werden dennoch auch dem Farbengeiste des Ganzen sich fügen müssen. Alle noch vorhandenen Farben im Dome sind wirklich *satte*, matte Farben wie Menschen scheinen der Alten Liebhaberei nicht gewesen zu seyn; jedoch der Grundton im Chore scheint überwiegend ein dunkles Grün gewesen zu seyn, so wie auch, falls ich recht gesehen, in Einfassung und Leisten das Grün vorwaltet. Auf den Wänden der Kapellen, wo keine Figuren, sondern Blumenwerk sich befindet, ist der Grundton ebenfalls grün, aber das Gemälde, Christus am Kreuze nebst Maria und Johannes, an der Ostwand der Sakristeithüre roth. Was die Gemäldedecke betrifft, die nach der Ansicht der Alten vom Gotteshause als der Nachspiegelung der Gotteswelt den Sternenhimmel vorstellt, wie denn auch noch jetzt Sterne an ihm befestigt sind, so möchte wenig dagegen einzuwenden seyn, wenn er tiefblau würde, so wie ja auch das Bild des Heilandes in der östlichen Gewölbedecke noch jetzt im tiefblauen Grunde steht, und ebenfalls im Westen der Weltrichter im blauen Sternenfelde. Die Gemälde auf den Bogenplanken fordern Gemälde auf Goldgrund, welche die alten, ebenfalls in Goldgrund gelegten Mosaiken vertreten. Es bleiben also nur die großen Säulen noch übrig, und die Frage ist, wie sollen sie gefärbt werden, damit eine wohlthuende Einstimmigkeit entstehe? Wer an die lebendige Pflanzenwelt denkt, mit welcher die Säulenköpfe gekränzt sind, könnte vielleicht ebenfalls das Grün wählen wollen. Wer an die Gereonskirche denkt, deren Säulen in Gold und blau abwechseln, möchte anderer Meinung seyn. Wer ferner erwägt, wie ein sanfter, allmäliger Farbenübergang zum blauen Deckengewölbe nothwendig ist, mag sich eine dritte Meinung bilden. Der Verfasser theilt übrigens nur vorzugsweise diese Meinungen mit, ohne sich einer anzuschließen.

Das siebente Sendschreiben handelt von den Eigenthümlichkeiten der alten Baubruderschaften. Der letzte Brief spricht von Beschaffenheit, Verfall und Zukunft der Kunst. Daß sie der Hauptsache nach verfallen ist, ist nicht zu läugnen; wie aber ist

ihr aufzuhelfen? Knüpft sie, sagt der Verfasser, wieder an die Religion; aber so etwas ist leichter gesagt, ja befohlen, als gethan, besonders in unsern Tagen, wo schon die Knaben ihren Stolz darein setzen, von dem Heiligen sich los und frei zu sagen; natürlich, denn das freie Sparta, Athen, Rom, England, war, ist fromm, das Sklaven-Rom und Frankreich verthierte und setzte die Gottheit ab. Glückseliger Weise, werden Andere meinen, gibt es außer der Religion noch andere herzerhebende Ideen, die eine Art Religion spielen können, z. B. Vaterland, Gemeinwohl, Aufopferung für die Menschheit und wie sonst die hübschen Ausdrücke von der Sklavenbefreiung an bis zu den Sonntagsschulen, Gefängnißvereinen, Sparkassen und Klein- und Groß-Kinderbewahranstalten lauten. Ich will nichts dagegen einwenden; denn alles das klingt recht hübsch, ist sogar oft redlich gemeint. Eins aber sage ich: in der heiligen, göttlichen Kunst (und eine andere kenne ich nicht) hilft nie das Schwatzen, nur das Machen und Können; nie das Wort, nur die That; und auch unsere kritische Zeit wird trotz allem Gerede und Geschreibsel über Kunst sich um kein Haarbreit weiter fördern; so wie auch die gerühmten Herren aus weiland Alexandreia eben nichts leisteten, als dummes Zeug. Ich will mich durch Beispiele verständlich machen. Die neue Kunst wurde nicht durch Kunstgeschwätz begründet; aber Michel Angelo baute nebst seinen Nachtretern Palladio, Scamozzi, Vignola, und die neue Bauweise war geschaffen, die Frankreich nebst Zuthaten dem gehorsamen Deutschland überließ. Nehmen wir die Malerei, so dachte kein Alter daran, gelehrte Abhandlungen darüber zu schreiben; aber Raphael malte, und die neue Kunst war geboren und spaltete sich in Schulen. Ueber die Tonkunst war unendliches Zeug geschrieben; aber wie früher Palästrina durch seine Papst-Marcellus-Messe die Tonkunst umschuf, so schufen auch Händel, Bach, Gluck, Mozart ihre Tondichtungen, und die neue Musik war Thatsache. Sehen wir auf die Dichtung der Deutschen, so hat es seit dem nüchternen Opitz, Morhof bis auf den belachten Gottsched und seine schweizerischen Gegner an Geschreibsel darüber bis zum Ekel nicht gefehlt; aber vergebens, die Wüste blieb Wüste. Da trat vor noch nicht einem vollen Jahrhundert Klopstock, dieser von Unverstand und Unwissenheit jetzt viel geschmahte, ehrwürdige Vaterlandsfreund und Held in die Schranken, und sein Messias und sonstiges waren Thaten, an welchen nicht nur die Dichtung geboren ward, sondern auch die heiligen Ideen über Religion und Vaterland, und nicht nur Schiller und Goethe wurden erst jetzt möglich, sondern auch die Befreiung Deutschlands durch deutschen Geist. Was schreibt man nicht seit Jah-

ren über den Nemesistempel, ich meine die Bühne, die in Deutschland im Schutte liegt? Und sie wird im Schutte bleiben. Eine That, wenn sie möglich ist, und das Heiligthum wird neu erstanden seyn. Ueberhaupt schaue man überall sich um, und man wird es bestätigt finden, daß nur die Kunstthat fruchtet und nicht das Kunstwort, wie auch jetzt die Kunstverderbniß durch die That feststeht, welche nie ein Wort heilen wird, aber wohl die That eines zukünftigen Genius. Und daß solche Thaten mit der Kunstrichtung auch die Gesinnungen umändern, bedarf wohl keines Beweises.

Um nun unserm Zwecke näher zu rücken, wie ist der edlen Baukunst zu helfen? Durch That, durch Bauen in anderm Geiste, der schon lange in Baiern angeregt ist. Glückseliger Weise ist für Deutschland, belehrt durch frühere Noth und Schmach, wieder vielfach der Geist der Vereinigung, der deutsche Geist, erwacht, und die Gemüther wenden sich in gemeinsamer Liebe einem Baue zu, der gewiß als ein Vertreter altvaterländischer Herrlichkeit, und, worauf Alles am Ende ankommt, Gesinnung gelten kann, ich meine den Cöllner Dom. Das damalige, das jetzige Deutschland, ein Meer von Gedanken, wer erschöpft es? Also zur That! Baut, und die alte Baukunst wird erstehen, und mit ihr, so Gott will, die alte Gesinnung. Legt Gedanken hinein, welche ihr wollt; denn wo Geist ist, wird man ihn fassen und haben, und der Geist wird dann neu schaffen und von selbst sich weiter fördern. Nur gebaut, und laßt den geistigen Gedanken zur That werden; denn ein edles Bauwerk kann keine schlechten Gedanken entwickeln. Baut den großen Cöllner oder sonst einen großen heiligen Gemeindebau, und das Gefühl für diese Gemeinde wird allmälig ein Gemeingut, ein Gut, das mehr werth ist, als aller Mammon; denn in ihm bestehen, im Mammon zerfallen die Völker. Griechenland war seit Constantin, ja früher gestorben; seine Trümmer aber lebten, und nach anderthalb Jahrtausenden erwachte der Tod an den Steinen. Constantinopel verdankte sein Scheinleben und sein Patriarchat (sogar noch für die Gegenwart) nur dem Bau der Sophienkirche, und das lebendige Deutschland sollte nicht fröhlicheres hoffen? Jedoch gemach, denn die freien, ja freiesten Christen der Börsen werden über solche Hoffnungen lächeln und (nur zu!) spötteln. Also ruhig in einem andern Tone weiter!

Unsere Zeit leidet, wie an Aktien-, so auch an Kunstvereinen. Was letztere wirken, liegt am Tage. Sie sind ein Nothbehelf der alten schönern Kunstgemeinde und Gemeinschaft, gleich den Akademien, die eben sind, wie alle Akademien seit der Crusca,

ohne geistige Weihe, ohne geistigen Mittelpunkt, daher ohne Inhalt, Wirken. Ob eine thätige Dombauhütte ein besserer Kunstverein, eine nützlichere und geistige Akademie seyn würde, das wollen wir auf sich beruhen lassen, da das Mittelalter diese Frage schon beantwortet hat! Dagegen wollen wir den Blick auf zwei Schwesterkünste der Baukunst richten, die so lange geistig flauen werden, bis der Familienfriede wieder vermittelt ist, auf Bildhauerkunst und Malerkunst. Mögen auch einige Geistreiche jetzt einwerfen, daß es an Bildhauern und Malern nicht fehle, und eben so wenig an Büsten, Standbildern, Grabmälern, Porträts und dergleichen, so werden doch die edlern Kunstfreunde eingestehen, daß es mit den beiden Künsten nicht zum Besten aussieht, weil der heilige Geist fehlt und die gemeinsame Idee und der geistige Mittelpunkt. Wie sind nun Bildhauerkunst und Malerei überall entstanden? Offenbar aus der heiligen Baukunst, wie die Geschichte aller Völker lehrt, und ohne Baukunst hätte es niemals Malerei noch Bildhauerei gegeben, wie schon vor langen Jahren ein geistreicher Schriftsteller sagte. Man blättere in der Geschichte! An und in den Tempeln von Indien, Persien, Aegypten entwickelte sich der Reichthum dieser Künste, die ursprünglich überall nur göttlichen, nicht menschlichen Zwecken dienten. In Griechenland auf Aegina und sonst war die Baukunst weit gefördert, als sich die Bildnerei erhob und später die Malerei. Ohne den Hallenbau keine Gemäldehalle zu Athen, und als das Büstenwesen aufkam und man dem Phalerer Demetrios seine vielen Ehrenbilder errichtete und niederwarf, war Griechenland mit seiner Weihe, Kunst, Gemeinde, Freiheit, Gesinnung vernichtet. Auch in dem christlichen Kirchenbau entwickelten sich beide Künste, Malerei und Bildhauerei, und den altdeutschen Gemälden mit ihren langgestreckten, stelzenartigen Beinen kann man es noch ansehen, wie sie aus den Dombauten von den Bildsäulen und den schlanken Pfeilern sich herangebildet haben. Die alten Dombauhütten waren in Wahrheit großartige Kunstakademien, an denen Bauleute, Bildhauer, Maler in der innigsten Geistesvereinigung arbeiteten, und oft war derselbe Mann Baumeister, Bildhauer, Maler zugleich. Was sind die jetzigen Akademien? Kunstschulen? Wohl. — Aber gibt und kann es Schulen für Gemüthsweihe geben? und besteht nicht eben darin das Wesen des Künstlers; denn das technische *Handwerk*, nicht aber das *Geisteswerk* kann jede, auch ungeweihte Natur lernen. Was sind Malerei und Bildhauerei geworden? Höchstens Zimmerschmuck, Prachtgeräthe, Einzelwerk, und sie werden sich nicht eher heben, bis sie die verlorne Mutter wiedergefunden, den Kirchenbau; denn ohne ihn sind sie bedeutungs-

los, Grillen- und Launenwerk. Also zur That! und am Dome gebaut. — Das Beispiel der That ist auch im Guten ansteckend, wie der Befreiungskrieg lehrte; denn Gottlob, der Mensch neigt auch zum Guten, und ist einmal ein deutscher Dom vollendet und wieder in's Bewußtseyn des Vaterlandes gekommen, so wird sich der Kunst und Künste Geist wieder von selbst zusammenfinden, vereinen, weihen, reinigen, weiter streben. Wie solch ein deutsches Bauwerk auf das Volk und seine Gesinnung wirken würde, mag unerörtert bleiben; aber wenn die Künste und namentlich die Baukunst die Ehren- und Schandsäulen der Völker bei der Nachwelt sind, verlohnt es sich dann nicht schon in dieser Hinsicht, daß sich alle Edlen bemühen, ein Mahl der Ehren sich zu errichten und nicht der Schmach? Wo die Kunst schmachvoll ist, wie zur Zeit der Lohensteine und Hoffmannswaldau, so ist es das Volk gewiß. Also baut das würdige Heiligthum der Kunst! Unsere Zeit vorzüglich hat eines nöthig; denn welche Heiligthümer baut und achtet sie noch? Im Gegentheile, sie freut sich des Niederreißens, und mir schwanet, als ob das auch nicht zum Guten führe. Liebte ich den Predigerton, so wäre das ein trefflicher Stoff, um weiter ausgesponnen zu werden. Aber mit Erlaubniß, auch die Prediger nützen nichts, und hätten die ersten Christen nicht durch Thaten gepredigt, wahrscheinlich sähe es um das Christenthum jetzt eben so schlecht aus, als um die christlichen Künste. Jetzt hat man eigene Ideen darüber, früher hatte man bloß eine einzige gemeinsame, das ist der Unterschied zwischen geistigem Leben und Sterben. Darum baut an dem Dome, und ihr werdet die eigenen Ideen fahren lassen, die eigentlich gar nicht da sind; denn wären sie Ideen, so würden sie nicht stumm seyn, wie manche Schminkekunst, sondern wie alle ächte Kunst zu jedem Herzen reden. Ob lange oder kurz gebaut wird, ist gleichgültig, nur gebaut; auch das Alterthum hatte lange und unvollendete Bauten. So lange wenigstens gebaut wird, bleiben würdige Gedanken wach, und würdige Gedanken wie würdige Menschen und Zwecke kann es nie zu viele geben. Unter allen öffentlichen Gemeindekünsten ist die Baukunst die öffentlichste und würdigste; ein steinernes Buch, was auch diejenigen lesen können, die sonst keine Bücher lesen. Darum baut am Dome!. Ueberdieß wird der Dombau auch zwei Künste wieder zum Leben auferwecken, Malerei und Bildhauerei und vielleicht manches Andere für's liebe deutsche Vaterland, wovon der Gegenwart nichts träumet. Ehre wird gewiß der Dombau bringen, und Ehre erringen die Völker immer zuerst, dann Macht, so wie sie auch zuerst die Ehre verlieren, sodann die Macht. Unsere Zeit kann die Wahrheit dieses Satzes hof-

fentlich klar genug erhärten. Was iſt aber die höchſte Ehre eines Volkes? Nicht zu leben in und für den Tag, ſondern den Geiſt ſeiner Zukunft zu ſichern, und dieſe ſichert nur die Vorzeit, wie wir ſelber nur beſtehen durch unſere Väter und Vorväter.

Art. IV. Reiſen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, von J. G. Kohl. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846. Zwei Bände. kl. 8. 1. Bd. 456, 2. Bd. 448 S.

Wie ſich auch hin und wieder mißgünſtige Stimmen gegen den Verfaſſer dieſer Reiſen erheben mögen, ſind ihm doch zwei, für einen Schriftſteller ſeiner Art höchſt wichtige Vorzüge: Genauigkeit der Auffaſſung und Intereſſe der Darſtellung, nicht abgeſprochen worden, und dieſe finden ſich auch hier reichlich wieder.

Der erſte Band umgreift, von dem Ausgangspunkte der ſcandinaviſchen Reiſe des Verfaſſers, Hamburg, beginnend, die Erlebniſſe des Verfaſſers, Zeit- und Local-Schilderungen über Kiel bis Roeskilde.

Die Mündungen der Elbe, der Weſer und der Trave ſind die wahren Ausgangspunkte für alle ſcandinaviſchen Reiſen in Dänemark. Hier fußt der ſcandinaviſche Baum, deſſen Krone in Lappmarken, Island und Grönland bis in die Nähe des Nordpols hinaufragt, in dem mittel- und ſüdeuropäiſchen Boden. Hier verſchlangen ſich die Wurzeln Scandinaviens mit dem Stamme der deutſchen Eiche, und empfingen von hier aus deutſches Leben und deutſche Säfte. Von hier, von Hamburg und Bremen, gingen einſt die deutſchen Kirchengründer und Bisthumſtifter aus, das Licht des Chriſtenthums in dem weiten Norden Europa's zu verbreiten. Von den Biſchofsſitzen an der Elbe und Weſer aus wurde eine Zeit lang die ganze ſcandinaviſche Kirche beherrſcht und geleitet. In dieſen Gegenden erhob ſich jene mächtige Stadt, die im Mittelalter ganz Scandinavien mit deutſchen Handels- und Handwerker-Colonien überſchwemmte, und die wie ein zweites Karthago zu wiederholten Malen mächtig und entſcheidend in die Ordnung ſcandinaviſcher Verhältniſſe eingriff, nämlich Lübeck. Nach den Schilderungen der Localverhältniſſe Hamburgs, ſeines Einfluſſes auf die Nachbarländer und zeitgemäßen Betrachtungen über die Art und Beſchaffenheit deſſelben, geht der Verfaſſer zur Schilderung von Kiel über.

Dieſes Herzogthum, ſo wie die benachbarten Herzogthümer Schleswig und Lauenburg, ſind anerkannt die wohlhabendſten und einträglichſten Länder, welche die däniſche Krone beſitzt. Das kleine Herzogthum Lauenburg von 22 Q. M. Flächenraum

bringt dem dänischen Schatze allein so viel ein, als ehedem das ganze große Königreich Norwegen, für das es eingetauscht wurde.

In Dänemark ist man freilich auch keineswegs so arm, wie man es in Deutschland meistens zu glauben scheint; allein jedenfalls ist doch die Bevölkerung in diesen Herzogthümern dichter, der Handelsverkehr und die Industrie bedeutender, und der Landmann im Durchschnitt wohlhabender, als in den eigentlich dänischen Provinzen, in Jütland und auf den Inseln, die ihrerseits wieder eben so den noch nördlicher liegenden scandinavischen Landen vorgehen. Erst wenige Stunden vor Kiel kommt man in den schönen, von der Natur geschmückten östlichen Theil von Holstein.

Auch im Herzogthume Schleswig und im ganzen Jütland ist der östliche Theil der fruchtbarere, der bewohntere und der von der Natur begünstigtere. Der ganze schmale, 60 Meilen lange Landstreifen, den die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Jütland bilden — oder die cimbrische Halbinsel — zerfällt in drei sehr merklich verschiedene, parallel neben einander liegende Landstriche.

Diese Landstriche sind erstlich die Westküste, welche der Hauptsache nach eine Kette von kahlen, sandigen Dünen ist, hinter denen nur im Süden niedrige, fruchtbare Marschländer, im Norden aber wiederum nur kahle, baumlose Sandflächen liegen. Dann die Ostküste, die einen reizenden, hügeligen, mit schönen Buchenwaldungen bedeckten Länderſaum bildet. Und endlich in der Mitte zwischen beiden ein flacher, öder, baumloser Haideſtreifen.

Dieser Haideſtreifen fängt im südlichen Holstein an und geht bis in die nördlichste Spitze von Jütland hinauf. Der östliche buchenbewaldete Hügelzug thut dieß gleichfalls und die westliche Dünenkante ebenfalls.

Kiel ist ein sehr stark aufblühender Ort, auf den jetzt von vielen Seiten die Augen gerichtet sind. Wie Lübeck liegt die Stadt an einem der äußersten Buchtenzipfel der Ostsee gegen Südwesten, und ist daher für alle Waaren und Personen, die aus Norden und Osten kommen, ein sehr natürlicher Ausschiffungsplatz. Von Kopenhagen, von Stockholm, von Petersburg her hat man zwar über Lübeck noch näher zu den südwestlichen Gegenden, Hamburg, Deutschland ꝛc., denen Alles zuströmt. Allein Kiel hat vor Lübeck den außerordentlichen Vorzug, daß es an der Spitze einer Bucht liegt, die durchweg eine gewisse Tiefe und Schiffbarkeit hat, und die es den größten Schiffen gestattet, bis mitten in die Stadt in einen höchst sichern und bequemen Hafen vorzudringen, während das Gewässer, welches

nach Lübeck führt, die Trave, nur 10 bis 12 Fuß tief ist, und die größern Schiffe daher genöthigt sind, auf der Rhede von Travemünde vor Anker zu gehen. Kiel ist daher ein glücklicherer Nebenbuhler von Lübeck, als Glückstadt und Husum es in Bezug auf Hamburg seyn werden.

Die Eisenbahnverbindung mit Hamburg, die eine enge Verbindung der Ostsee und Nordsee ist, und die als solche in einem merkwürdigen Contrast mit dem im vorigen Jahrhundert angelegten holsteinischen Canale, der gleichfalls Nord- und Ostsee verbindet, steht, gewährt dieser von der Natur schon so begünstigten Stadt für die Zukunft nun eine noch größere Bedeutsamkeit, die es auf Kosten des armen sinkenden Lübecks erlangen wird.

Es scheinen in der politischen Zerrissenheit des nördlichen Deutschlands unüberwindliche Schwierigkeiten für die Ausführung einer Bahn zwischen diesen beiden Städten zu liegen, und der sehr begreifliche Egoismus der benachbarten Staaten, die ihre eigenen Interessen natürlich nicht zum Opfer bringen wollen, scheint das arme Lübeck von allem Anschluß an das norddeutsche Eisenbahnnetz auszuschließen. Sollte dieser Ausschluß noch lange dauern, so könnten indeß die Geschäftsgänge wohl rasch eine andere Richtung gewinnen, und selbst ein nachträglicher Anschluß für Lübeck dann zu spät seyn. Uebrigens ist nicht bloß Kiel, sondern überhaupt ganz Holstein und Schleswig seit zwanzig Jahren in einem merklichen Erwachen seines Lebens, in einem lebhaften Fortschritte begriffen. Wer weiß, ob nicht selbst die Reibungen mit den Dänen zu diesem Fortschritte beitragen. Solche Reibungen, so lange sie nicht in gehässige Thaten ausarten, sind vielleicht in mancher Hinsicht wohlthätig und fördernd. Vielleicht werden durch diese Reibungen, durch diese patriotischen Erregungen die Kräfte der Nation in allen Richtungen geweckt.

Die fördernde Einwirkung auf die Wissenschaft liegt offenbar zu Tage. Bei solchen Gelegenheiten werden interessante Untersuchungen angestellt. Man steigt forschend bis in die ältesten Zeiten hinauf. Man widerlegt sich, man replicirt und duplicirt, man übt den Verstand in Journalen, Broschüren, Schriften und größern Werken. Bei solchen Reibungen treten sich die gleichgesinnten Menschen näher, die verschiedenen Stände kommen mehr zusammen und bieten sich gegenseitig die Hand.

Kiel ist die einzige Universitätsstadt der Herzogthümer Holstein und Schleswig, und daher der Mittelpunkt des geistigen Lebens dieser Herzogthümer. Uebrigens ist es charakteristisch und wichtig für diese beiden Länder, daß sie gar keinen eigentli-

chen Mittelpunkt ihres ganzen geistigen und materiellen Lebens haben, wie Schlesien ihn z. B. in Breslau, wie Ostpreußen ihn in Königsberg, wie das Elsaß ihn in Straßburg, wie Curland ihn in Mietau und andere Provinzen ihn in andern Städten haben, die als Provinzial-Centralpunkte gelten können.

Diejenigen Elemente, welche das Centrum von Holstein oder von Holstein und Schleswig bilden sollten, sind eben überall im Lande auf eine ganz auffallende Weise zerstreut. In Kiel ist die Universität für beide Herzogthümer, das Ober-Appellationsgericht für Schleswig und Holstein.

In Kiel wird der berühmte sogenannte Umschlag abgehalten, auf dem ein großer Theil des Adels und der Geschäftsmänner beider Herzogthümer zur Abmachung von Geschäften zusammenkommt. In Kiel residirt ein großer Theil der gebildeten Gesellschaft beider Herzogthümer, vielleicht ein größerer, als in irgend einer andern schleswigischen oder holsteinischen Stadt. Der Statthalter beider Herzogthümer residirt dagegen in der Stadt Schleswig. Dort ist auch der Sitz des Generalcommando's und der sogenannten Regierung beider Herzogthümer, so wie der Sitz des Obergerichtes des Herzogthums Schleswig und der schleswigischen Provinzialstände. Die holsteinischen Provinzialstände kommen dagegen in Itzehoe zusammen. Die Haupthandelsstadt der Herzogthümer ist Altona, die vornehmste Festung Rendsburg. Auch viele wichtige Landesanstalten, die man sonst gewöhnlich in den Haupt- und Residenzstädten der Reiche zu finden pflegt, wie z. B. Landesseminare, Hauptgymnasien, adelige Fräuleinklöster ꝛc., sind wieder an andern Orten zerstreut.

Man vergleiche mit dieser Zerstreutheit die Concentrirung, welche in einem der genannten Provinzial-Centralpunkte, bei denen sehr oft das größte Handelsgewicht, die militärische Hauptmacht, die größte geistige Kraft, die Residenz aller obersten Behörden des Landes, alle vornehmsten Landesanstalten ꝛc. sämmtlich in den Ringmauern einer und derselben Stadt vereint sind, Statt findet, und man wird erkennen, daß die beiden genannten Herzogthümer, weder beide zusammen eine vereinte, noch jedes für sich eine besondere Hauptstadt besitzen, die in dem Grade für sie Centrum ist, wie es Breslau für Schlesien, Königsberg für Westpreußen, Straßburg für Elsaß u. s. w. ist.

Nach der geographischen Position der Universität Kiel sollte man vermuthen, daß sie die vornehmste Vermittlerin der scandinavischen und deutschen Geisterwelt seyn müsse; allein der Verfasser glaubt, daß sie dieß nicht in dem Grade ist, wie man erwarten könnte.

Unsere deutsche Literatur und Sprache und unsere deutschen

Wissenschaften haben den merkwürdigen Vorzug, daß sie mit ihren Gebieten in die literarischen und wissenschaftlichen Kreise anderer Völker eben so hineinragen, wie unsere politischen Gebiete mit den politischen Gebieten anderer Völker verwebt sind. Diesen Vorzug hat keine Sprache und Literatur irgend einer andern Nation Europa's. Die englischen Universitäten sind stockenglisch, die französischen ganz französisch, die spanischen völlig spanisch. Wir Deutschen haben erstlich in Frankreich Straßburg, eine alte deutsche Universität, bei der auch noch deutsch geschrieben, gedruckt und zum Theil auch noch gelehrt wird. Dann haben wir in Rußland Dorpat, welches ebenfalls deutsch lehrt, schreibt, druckt. Wir haben in Oesterreich mehrere deutsche Akademien, die sich mit slavischem, italienischem, magyarischem Leben innig vertraut machen können. Und endlich haben wir Kiel als den äußersten Vorposten deutschen Lebens gegen Norden, als das vermittelnde Organ zwischen scandinavischem und deutschem Geistesleben.

Wenn alle diese Vorposten, alle die vermittelnden Organe nach Osten, Westen, Süden, Norden, die unser Sprach- und Literaturkörper hat, sich nach Kräften bemühen, uns Deutsche in Allem, was sich in den Kreisen, zu deren Beobachtung und Beaufsichtigung sie zunächst berufen scheinen, regt, vertraut zu machen, wenn ihre Professoren Alles, was sich dazu eignet, aus jenen fremden Literaturen auf eine klassische Weise übersetzen, wenn sie Journale, Monats- oder Vierteljahrsschriften in deutscher Sprache für die Beobachtung der russischen, scandinavischen, französischen, italienischen, slavischen, magyarischen Zustände und Geistesregungen in Politik und Literatur anlegen und unterhalten, so müßte dann ein außerordentlicher Reichthum von Kenntnissen über fremde Völkerbestrebungen in die deutsche Literatur einfließen, und wir Deutsche müßten über alle europäischen Zustände besser unterrichtet seyn, als irgend ein anderes Volk, und für jeden gebildeten Europäer müßte die deutsche Sprache das Organ seyn, wodurch er sich am besten über alle Ergebnisse in Europa Auskunft verschaffen könnte.

In einem gewissen Grade ist dieß gewiß allerdings auch jetzt schon der Fall. In keine andere Sprache Europa's werden so viele gute Geistesprodukte fremder Literaturen übertragen, wie in die deutsche. Es gibt keine andere Sprache, in der über slavische, russische, böhmische, kroatische, slavonische, dänische, schwedische, nordamerikanische Angelegenheiten so viele Dinge geschrieben werden, als in der deutschen. Allein dieß sind lauter sehr isolirte Bestrebungen, die durch kein von höherem Standpunkte und mit großartigeren Kräften geleitetes Unternehmen

concentrirt und geſammelt werden. Wer ſich vermittelſt der deutſchen Sprache und Literatur über irgend ein mit uns in naher Beziehung und Verbindung ſtehendes Volk fortlaufend unterrichten will, hat keine als klaſſiſch anerkannte Autorität, an die er appelliren könnte. Er findet nur eine unzählige Menge theils ſchlechter, theils mittelmäßiger, theils ziemlich guter Hülfsmittel zu ſeinem Zwecke.

Scheint es nun nicht, als ob jene genannten Univerſitäten von Natur die Miſſion hätten, ein ſolches tüchtiges Organ für beſtändige Beobachtung und Ueberwachung der Bewegungen des menſchlichen Geiſtes auf denjenigen fremden Gebieten, in die ſie gleichſam wie Fühlhörner des großen germaniſchen Geſellſchaftskörpers hineinragen, zu ſchaffen.

Strömen nicht in Dorpat z. B. alle literariſchen Hülfsmittel zur Beobachtung des großen europäiſchen Oſtens in reichlicherem Maße zuſammen, als in irgend einem andern deutſchen Orte? wird es Einem hier nicht unvergleichlich viel leichter, als ſonſt irgendwo, ſich in Beſitz aller nöthigen ruſſiſchen Bücher, Journale, Dokumente zu ſetzen? gibt es hier nicht viel mehr als anderswo in Deutſchland Gelegenheit, ſich Kunde von den verſchiedenen Sprachen jenes Oſtens zu verſchaffen? gibt es hier nicht vielfache Aufforderungen und Gelegenheiten zu der Beobachtung jenes Oſtens, und ſind hier nicht tüchtige deutſche Männer aus allen Fächern der Wiſſenſchaft vereinigt, die im Stande wären, alle die mannigfaltigen, halb trüben und halb klaren, kleinen und kleinſten Quellen, aus denen unſere Kunde jenes Oſtens fließt, zu concentriren, zu läutern und ſie dem großen deutſchen Publikum in beſtändig fortgeſetzten Mittheilungen, in einer fortlaufenden Reihe von ruſſiſchen Leading articles in einem ruſſiſchen »Archive« oder »Magazine« oder Quarterly Review zufließen zu laſſen? Könnte und müßte hier nicht wenigſtens ein eben ſo tüchtiges und anerkanntes Blatt über Rußland etablirt ſeyn, wie es in England das Asiatic Journal für Aſien, das Foreign Review für den Continent iſt? Gegen ein ſolches ruſſiſch-deutſches Quarterly Review aus Dorpat müßte gar kein anderes ruſſiſch-deutſches Blatt aufkommen können.

Es gibt eine allgemeine Republik aller Gelehrten der Welt, einen literariſchen Staat, der alle denkenden Geiſter der Erde umfaßt. Für jedes Volk, für jede Sprache und Literatur gibt es aber noch weiter einen beſondern Staat. In einem ſolchen wohlorganiſirten, literariſchen Staat ſollten ſämmtliche Departements und Bureaux zur Concentrirung der Kräfte eben ſo, wie in dem politiſchen Staate, wie die Räder einer Maſchine in einander greifen. In Deutſchland iſt dieß weniger der Fall als

in andern Ländern. Wir haben zwar einen ſolchen literariſchen Staat; aber das Ganze hängt in Folge unſerer politiſchen und anderen Zuſtände ſo locker zuſammen, daß es ſchwerer iſt, ſich darin zurecht zu finden, als wie in irgend einem andern literariſchen Staate der Welt.

In Deutſchland, dem Lande der denkenden Leute, dreht ſich Jeder gern in ſeinen engen Kreiſen, die kleinen Herzogthümer und Königreiche, die Univerſitäten, die einzelnen Schriftſteller, und es kommt daher im alten deutſchen Reiche, wo niemand einer einigenden Akademie gehorchen will, nicht zu den großartigen Erſcheinungen, die wir mehr als alle andern hervorrufen könnten.

Was die Richtung der geiſtigen Bewegungen in Kiel betrifft, ſo iſt's damit eben ſo, wie mit der der materiellen Intereſſen, z. B. des Handelsverkehrs, der ſo ſehr auf den Süden gerichtet, ſo innig mit dem deutſchen Handel verknüpft, in ſo hohem Grade dem Königreiche Dänemark abgewandt iſt, daß man in der That eine ſolche Erſcheinung bei ſo benachbarten und verbundenen Ländern kaum begreift.

Aus den ſtatiſtiſchen Tabellen über den Handel beider Herzogthümer, wie ſie in Dr. Falk's ſtaatsbürgerlichem Magazine für eine Reihe von Jahren gegeben ſind, geht hervor, daß die Ausfuhr aus dem Herzogthume Holſtein während der Jahre 1833 — 1838 einen Werth von circa 42 Millionen Reichsbankthalern gehabt hat, und daß von dieſer Ausfuhr nur für 2 Millionen Thaler nach Dänemark ging, während alles Uebrige nach der Fremde, meiſtens nach Deutſchland verhandelt wurde. Der Werth der Einfuhr betrug während derſelben Zeit $17^1/_2$ Millionen, wovon für 16 Millionen aus der Fremde, für $1^1/_2$ Million aus Dänemark kamen. Demnach verhält ſich die ganze Handelsthätigkeit zwiſchen dem Herzogthume und Dänemark zu der zwiſchen jenem Herzogthume und dem Auslande etwa wie 1 zu 20. Man muß darüber erſtaunen, wenn man damit den Verkehr einer Shire Englands mit der benachbarten Shire vergleicht, der gewöhnlich, trotz der immenſen Ausdehnung des auswärtigen Handels Brittaniens, im umgekehrten Verhältniſſe zu dem Handel mit der Fremde ſteht. Selbſt der Zwiſchenverkehr zwiſchen zwei benachbarten deutſchen Ländern, z. B. Sachſen und Schleſien, oder zwiſchen Würtemberg und Baiern, iſt unvergleichlich viel bedeutender.

Der Verfaſſer ſetzte ſeine Reiſe über Däniſch Wold fort. Es iſt an der Oſtküſte das ſüdlichſte Stück des Herzogthums Schleswig, und zwar eine kleine Halbinſel, die von der Kieler

Bucht, der Ostsee und dem Eckernförder Meerbusen gebildet wird. Diese Kieler Bucht und der Eckernförder Meerbusen sind die südlichsten jener merkwürdigen schmalen, länglichen, tief im Lande eindringenden Meeresarme, die sich auf der ganzen Ostküste Jütlands zeigen, und die sich überhaupt an den Küsten fast aller scandinavischen Länder Schwedens, Norwegens, Islands, Finnlands wiederfinden, und welche die Scandinavier »Fjorde,« die hiesigen Deutschen zuweilen »Föhrden« nennen. Man möchte diese Föhrden oder Fjorde fast durchweg für etwas Charakteristisches der scandinavischen Länder ansehen. Denn außer den Küsten dieser Länder sind die Küsten keines andern Landes Europa's auf ähnliche Weise mit ähnlich gestalteten Busen zersägt, einzig und allein vielleicht Schottland ausgenommen, das auch einen halbscandinavischen Namen für seine länglichen Busen, die es »Feits« nennt, behalten hat. Selbst die Busen der griechischen Küsten haben einen ganz andern Charakter, während dagegen allen Fjorden Jütlands, Norwegens, Finnlands, Schwedens, Islands ein und derselbe Typus zum Grunde liegt, was bei Jütland um so auffallender ist, da es eine ganz andere geognostische Bildung als die übrigen scandinavischen Länder hat. Auf der Ostseite der cimbrischen Halbinsel gibt es, die Kieler Bucht nicht eingerechnet, etwa ein Dutzend solcher Fjorde oder Föhrden, die in ziemlich gleichen Distanzen von einander liegen, und je zwei und zwei immer eine kleine Halbinsel aus dem Lande herausschneiden. Gewöhnlich bilden diese Föhrden auch irgend eine politische Gränze, und theilen also auch das Land in mehrere kleine Landschaften. So weit das Herzogthum Schleswig reicht, hat jede dieser kleinen, halbinselförmigen Landschaften ihren eigenen Namen.

Das Folgende enthält sehr brauchbare Mittheilungen über die Naturverhältnisse und den Erwerb jener kleinen Halbinsel.

Von vielem Interesse sind die Bemerkungen des Verfassers über die wenig gekannte Landschaft Angeln, die Angeln und Sachsen.

Da gleich im Süden der Schlei das Land anfängt, das schon seit unvordenklichen Zeiten deutsch ist, und das ganze noch immer mit Dänenthum gemischte Ländchen Angeln nur etwa 5 Meilen lang und 5 Meilen breit ist, so ist es freilich klar, daß die Fortschritte der deutschen Sprache im Laufe des Jahrtausends, innerhalb dessen sich die Dänen und Deutschen in diesen Gegenden streiten, sehr langsam gewesen sind. Allein man behauptet mit Grund, daß gerade in neuerer Zeit die deutsche Sprache hier ein entschiedeneres Uebergewicht erlangt und raschere Fortschritte macht, als je zuvor.

Man weist eine Menge Dörfer, ja ganze kleine Landstriche nach, in denen noch vor fünfzig Jahren das Dänische herrschte, in denen aber jetzt das Plattdeutsche allgemein geworden ist. Man citirt auch Dörfer, in denen man, so zu sagen, noch vor seinen Augen das Dänische aussterben sehen kann; Dörfer, in denen noch die halbe Bevölkerung dänisch spricht, die andere Hälfte aber deutsch — andere Dörfer, in denen die ganze Jugend, ja Alles, was unter fünfzig Jahren ist, deutsch redet, und nur die alten Leute noch dänisch verstehen — wieder andere Dörfer endlich, in denen bloß noch die ältesten Greise und einzelne Großväter das Dänische reden oder aus ihrer Jugend sich etwas davon erinnern.

Man hat in neuerer Zeit sogar den Prozeß der Verwandlung aus dem Dänischen in's Deutsche so schnell vor sich gehen sehen, daß man die Art und Weise, wie und mit welcher Methode diese deutsche Ueberfluthung sich über das Land ergießt, näher geschildert hat. Man sagt z. B., das Deutsche schreitet in einer kleinen zusammenhängenden Ebene sehr rasch fort, bis es an eine natürliche Gränze, an einen Bach, Fluß, an einen Moor oder sonst ein natürliches Hinderniß kommt, wodurch es aufgehalten wird. An einer solchen Gränze bleibt es dann eine längere Zeit stehen, dreißig und vierzig Jahre lang, bis es sich in dem von dieser Gränze umfaßten Bezirk völlig festgesetzt hat. Alsdann überschreitet es auch diese Gränze, zuerst in's dänische Land hineinplänkelnd, zuerst die Jugend und die Männer und dann auch die Greise und Weiber ergreifend, und so rückt es dann wieder bis an den nächsten Bach oder Wald vor, wo es wieder eine Zeitlang auszuruhen scheint.

Dem sei indeß wie ihm wolle, so ist es ein Factum, welches sowohl durch die von dänischer als die von deutscher Seite entworfenen kleinen Sprachkarten von Schleswig, die man in neuester Zeit angefertigt hat, bestätigt wird, daß das völlig deutsch gewordene, ehemals dänische Land sich vorläufig nur erst in einer Breite von sechs Stunden von jener uralten deutschen Gränze nach Norden hinauf erstreckt. Man ziehe von Husum aus eine Linie in nordöstlicher Richtung quer durch's Land zwischen den Städten Schleswig und Flensburg mitten durch Angeln hindurch, von der Nordsee nach der Ostsee, so hat man die Gränze des Landes, von welcher aus im Süden sich ein reines Deutschthum hergestellt hat.

Diese Linie geht, wie man sieht, beinahe völlig parallel mit der uralten Gränzlinie des Deutschthums, der Linie Treene-Dannewirke-Schlei, und entfernt sich von ihr gegen Norden ungefähr um drei Meilen. Diese Linie bezeichnet zugleich die

Fortschritte, die das Plattdeutsche in seinem Siege über das Friesische gemacht hat. Denn die jetzt niedersächsisch redenden ehemaligen Eider-Friesen fallen auch südlich von dieser Linie, und es ist bemerkenswerth, daß auch sie in der Bauart ihrer Häuser, in ihrer politischen Verfassung und in vielen Sitten und Gebräuchen noch bei der Weise ihrer Vorältern geblieben, und nur in Bezug auf die Sprache, freilich also in Bezug auf die Hauptsache, Niedersachsen geworden sind.

Im Norden jener von Husum aus mitten zwischen Flensburg und Schleswig und mitten durch Angeln gezogenen Linie, der Gränze des reinen Deutschlands, fängt nun freilich noch nicht gleich ein neues Dänenthum an, sondern es kommt hier erst ein Landstrich, in welchem Deutsch und Dänisch auf eine sehr bunte und mannigfaltige Weise mit einander gemischt sind. Dieses Mischgebiet des Dänischen und Deutschen geht im Norden bis zu einer Linie vor, die sehr genau bezeichnet ist und die von Tondern aus direkt von Westen nach Osten bis an die Ostsee gezogen werden kann. Bis zu dieser Linie ist das Deutsche durchweg die Schul- und Kirchensprache. Auch gibt es auf diesem Gebiete noch Dörfer und kleine Striche, in denen das Deutsche auch als Familiensprache herrscht; auch mischt es sich in den Familien und Wohnungen der Landleute mit dem Dänischen hie und da zu gleichen Theilen; und selbst jenseits dieses Gebietes herrscht auch das Deutsche noch bis an die Gränze von Jütland unter den gebildeten Ständen in den Städten und auf dem Lande vor.

Die alten Angeln, die mit den Sachsen nach England zogen, beschränkten sich nicht auf den jetzigen kleinen, fünf Meilen breiten und langen Landstrich, den man Angeln nennt, und der von der Ostsee, von der Schlei, von dem Flensburger Meerbusen und von dem großen Haiderücken in der Mitte des Herzogthums Schleswig begränzt wird. Höchst wahrscheinlich bewohnten vielmehr jene Angeln das ganze Land, welches jetzt das Herzogthum Schleswig heißt, und erst später, als die scandinavischen Dänen sich von Jütland aus über die, durch die Auswanderung nach England geschwächten anglischen Distrikte ausbreiteten und das ganze eroberte Land »Südjütland« nannten, blieb der Name Angeln jenem kleinen Strich zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen eigen. Es mag hier etwas Aehnliches passirt seyn, wie in Brittanien, wo ein alter celtischer Name Wales oder Kimrien nur dem kleinen Fürstenthume Wales blieb, während sonst ganz England einen celtischen Namen hatte. Noch besser läßt sich die Beschränkung des Namens Angeln mit der des Namens Sachsen vergleichen. Auch dieser Name ist jetzt

nur einem kleinen Theile des ehemals so großen Sachsenlandes, dem kleinen Königreiche Sachsen geblieben, und noch dazu, um die Aehnlichkeit noch größer zu machen, sind die Leute, welche sich jetzt Sachsen nennen, nicht einmal eigentliche echte Sachsen, so wie auch die, welche sich jetzt Angeln nennen, nicht eigentlich alte deutsche Angeln, sondern wahrscheinlich Mischlinge von einigen Nachkommen solcher echten Angeln, von einer Masse später eingewanderter Dänen und wieder dazugekommener Niedersachsen sind, die auch nicht etwa einen eigenthümlichen altenglischen Dialekt, sondern zur Hälfte plattdeutsch, zur Hälfte dänisch reden, und daher auf eine alte conservirte englische Nationalität viel weniger Anspruch machen können, als die Bewohner von Wales auf eine alte conservirte celtische Nationalität.

Das Ländchen Angeln ist hügelig, wie die Grafschaft Kent, und der Boden schlägt hier etwas höhere Wellen, als in den südlichen Distrikten. Es ist sehr gut bebaut und noch etwas stärker bevölkert, als diese südlichen Distrikte. Es bietet sich daher dem Auge eine schöne Abwechslung von Dorf und freiem Felde, von einzelnen Gehöften, Wiesen und lichtem Walde. Das Vieh wird hier eben so gehalten, wie in England. Man hat für die Rinder eigene abgetheilte üppige Wiesen und ist für die Stallfütterung eben so wenig eingenommen, wie in England. Ueberall sieht man das Vieh als Staffage in der Landschaft vertheilt. Eben so lebhaft erinnern an England die lebendigen Hecken der Gärten, deren Mutterland hier zu suchen ist. Die gewöhnliche Einfassung der Felder, Holzungen und Wiesen ist folgendermaßen beschaffen. Es sind aus Erde aufgeworfene Wälle, die mit allerlei Büschen und Bäumen bepflanzt sind und »Keicken« genannt werden, und die man in England eben so wiederfindet, wie hier in Angeln und wie freilich überhaupt auf der ganzen schleswig-holstein'schen Ostküste. Der Verfasser weist umständlich Alles nach, was sich für und gegen diese Keicken sagen läßt, durch deren Vorhandenseyn sich ein eigenes Keickensystem gebildet hat.

Was die Insel Alsen betrifft, so ist sie etwa 4 — 5 Meilen lang und 1 — 2 Meilen breit, und gehört also mit Langeland, Falster, Moen ꝛc. in die Klasse der mittelgroßen Inseln des dänischen Archipels. Da sie vom Festlande des Herzogthums Schleswig nur durch einen wenige hundert Ellen breiten Sund getrennt ist, so gehört sie als eine sich dem Festlande eng anschließende Küsteninsel in physikalischer oder geographischer Beziehung zum Herzogthume Schleswig. Auch haben die Herzoge von Schleswig immer Ansprüche auf den Besitz dieser Insel gemacht, der ihnen aber lange von den Königen von Dänemark bestritten wurde,

bis dann seit Erich dem Pommer, d. h. seit 400 Jahren, Alsen auch in politischer Beziehung immer zu diesem Herzogthume gehört hat. Es ist bemerkenswerth, daß das Herzogthum Schleswig seine Herrschaft sowohl in der Ostsee als in der Westsee über eine Menge Inseln ausgebreitet hat, während das Herzogthum Holstein keine einzige Insel besitzt, wenn man nicht etwa einen kleinen Flecken Landes in der Elbe oder ein Paar Meerwiesen an der dithmarsischen Küste so nennen will. Alle friesischen Inseln bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, sogar die Helgolander Felsen, gehören zu Schleswig. In der Ostsee bildet auch die holsteinische Küsteninsel Fehmern einen Theil von Schleswig, und das Gebiet dieses Herzogthums dringt sogar in das Gebiet der fühnenschen Inselgruppe ein, indem hier die Insel Aeroe in politischer Hinsicht zu dem Herzogthume gehört, während sie doch in geographischer und geognostischer Beziehung offenbar einen Theil des fühnen-langelandischen Inselcompleres ausmacht. Auch diese Insel war lange Zeit ein Gegenstand des Streites zwischen Schleswig und Dänemark, bis sie seit dem Jahre 1438 sich für immer an das Herzogthum Schleswig anschloß. Die Insel Alsen ist sehr fruchtbar, sehr gut bebaut und bevölkert, und hat drei kleine freundliche Hauptorte: im Norden Norburg (die nördliche Burg), im Süden Sonderburg (die südliche Burg) und in der Mitte Augustenburg. Auch in der Mittheilung über jene Insel findet sich wieder eine, fast alle früheren Kapitel und viele spätere durchgehende genaue Untersuchung im Buche.

Von Alsee ging der Verfasser wieder auf den Schleswiger Continent zurück und reiste nach Apenrade durch das Ländchen Sundewit, das in Beziehung auf seine Gestalt und Natur eine Parallele zu den früher genannten Halbinseln Swansen, Angeln ꝛc. bildet. Ueberall wiederholen sich die lieblichen Landschaftsbilder, die man zwar schon hundertmal gesehen hat, deren Besichtigung man aber nicht so leicht müde wird, als ihrer Beschreibung. Das Landvolk ist hier überall in der Hauptsache seinen Sitten und Sprache nach dänisch, doch mischt sowohl seinen Sitten als seiner Sprache sich viel Deutsches bei.

Nach der Reise über den kleinen Belt, in deren Beschreibung besonders die Schilderung des Delphinfanges interessant ist, kommt der Verfasser in die dänische Inselwelt, die eigentlich von jeher den Kern und Mittelpunkt der dänischen Monarchie ausmachte, wo immer die Hauptstadt des dänischen Staats lag, wo immer diejenige schiffskundige Bevölkerung vorzugsweise erzogen wurde, welche die dänische Flotte bevölkerte und dieser meerliebenden Inselmonarchie eigentlich ihren Haupt-

charakter mittheilte, und an den sich, wie um den Kern dieser Monarchie, verschiedene Festlandtheile, Jütland, das südliche Schweden, Norwegen ꝛc. rund herum ansetzten. Es sind etwa ein halbes Dutzend größere und eine unzählige Menge kleine Inseln, die, mit Ausnahme des ganz isolirten Bornholms und einiger Inseln im Cattegat, eine sehr eng zusammengeschlossene und offenbar sowohl in geologischer als in ethnographischer und anderer Hinsicht zusammengehörende Gruppe bilden. Die Dänen faßten deßhalb auch von jeher diese Inseln unter dem gemeinsamen Namen »Oerren« (die Inseln) zusammen, und stellten sie so dem Festlande Jütland, das gewöhnlich nur schlechtweg »Halvoren« (die Halbinsel) genannt wird, gegenüber. Noch jetzt wird auch im alltäglichen Leben beständig verglichen, wie dieß oder jenes »auf den Inseln« sei und wie es sich damit auf »der Halbinsel« verhalte. Zuweilen trat auch dieser Contrast zwischen Insel und Halbinsel in entschiedener politischer Sonderung hervor. Man kann zwischen »den Inseln« und der »Halbinsel« oder zwischen dem Osten und Westen in Dänemark einen ähnlichen Gegensatz nachweisen, wie in Frankreich zwischen dem Süden und Norden. Auf den dänischen Inseln dominirt Kopenhagen, wie im französischen Norden Paris. Jütland ist die dänische Provinz. Dort findet sich das älteste und reinste Urdänenthum. Da sind die Leute am nationalsten, patriotischer und tüchtiger; auf den Inseln sind sie neumodischer, städtischer. In Jütlands Haiden und Sandwüsten wohnen große, kräftige, arbeitsame Leute, die Nachkommen der alten Cimbern, namentlich im Westen des Landes. Auf den Inseln wohnt ein kleineres und minder energisches Geschlecht. Die Jüten sind freilich ärmer und schlechter genährt als die Inselbewohner, welche viel Speck und andere fette Speisen genießen. Allein eben darum kommen aus Jütland die genügsamsten und unternehmendsten Leute, welche, zu den Inseln einwandernd, die Bevölkerung derselben auffrischen und die sich in Kopenhagen, wie die Leute der Provinz in Paris, zu Reichthum und Ansehen erheben.

Den Weg zum großen Belt machte der Verfasser von Assens aus durch Fünen über Odense. Odense ist nach Kopenhagen die bedeutendste Stadt im ganzen eigentlichen Königreiche Dänemark, obwohl es nur 9000 Einwohner besitzt. Da Kopenhagen jetzt 123,000 Einwohner zählt, so sieht man, daß die nach der Hauptstadt zunächst folgende Stadt beinahe vierzehnmal kleiner ist als diese. Man kann daraus schließen, in wie hohem Grade die Hauptstadt des Landes das Uebergewicht über alle die andern Städte des Königreichs hat. Es ist kein kleines oder großes Königreich in Europa, in welchem ein solches Mißverhältniß

zwischen Residenz und Provinzialstädten Statt fände. Wenn man sagt: Frankreich sei Paris, so kann man in diesem Sinne noch mit viel größerem Rechte sagen, daß Dänemark Kopenhagen sei. Nimmt man die Herzogthümer mit hinzu, so findet sich, daß die bedeutendsten Städte Flensburg mit 15,000 Einwohnern und Altona mit 30,000 Einwohnern sind. Aber auch dann ist Kopenhagen selbst noch viermal größer, als die größte Provinzialstadt. Kopenhagen dominirt also in Dänemark, wie die Sonne im Planetensystem. Da es in Island bloß Flecken, Dörfer und Bauernhöfe und in Grönland bloß Stationen gibt, so muß man daher sagen, daß die ganze dänische Monarchie nur eine einzige allgemein bekannte und europäische Stadt besitzt, und daß außer dieser Stadt bloß kleine unbekannte Städtchen in dieser Monarchie gefunden werden. Lissabon hat Oporto und Coimbra; München hat Augsburg, Nürnberg, Regensburg; Stockholm hat Gothenburg, Upsala, Christiania zur Seite; Dresden hat Leipzig und Chemnitz; Carlsruhe hat Mannheim, Heidelberg und Freiburg zur Seite. Kurz, an dem Städtehimmel jedes europäischen Landes gibt es eine sehr regelmäßig abgestufte Reihenfolge von Sternen erster, zweiter, dritter Größe. Nur Kopenhagen steht ganz ohne alle Trabanten da. Aller Geist, alle Kraft des Landes hat sich in diesem einen Punkte concentrirt. Beachtenswerth ist, was der Verfasser über das Verhältniß der dänischen zur deutschen Literatur sagt.

Nach Beschreibung der Fahrt über den großen Belt beschreibt der Verfasser genau die Verhältnisse des holsteinischen Bauernwesens und später der dänischen Bauerngehöfte.

Von Holsteinburg reiste der Verfasser an der Seeküste von Seeland hin, und kam in dieser Richtung zum Städtchen Nestved und von da nach Grevensveng; — es liegt am Fuße einer merkwürdigen kleinen Hügelkette, die sich wie ein Festungswall plötzlich mitten in der Ebene des südlichen Seelands erhebt, und wenige Meilen lang von Osten nach Westen vom Städtchen Nestved nach Fladsoe streicht. Dieser Damm besteht aus einer Menge kleiner, ziemlich steiler und zum Theil äußerst regelmäßig gestalteter Kegel von etwa 100 — 150 Fuß Höhe. Auf den beiden Seiten der Kette, die durchweg am Fuße nur 400 — 500 Fuß breit ist, ist völlig flaches Land weit und breit. Die Hügel bestehen von oben bis unten aus lauter Sand und Steingerölle; kurz, das Ganze sieht frappant so aus, als hätte ein Riese einen großen Sack voll Sand und Steine auf dem Rücken getragen, und hätte, weiter schreitend, dessen Inhalt hinter sich verschüttet. Daher das Volk umher sich auch folgende Entstehungsgeschichte der Hügelkette ausgesonnen hat. Es habe, erzählt man, ein Riese (ein Trold) in Fladsoe und ein anderer in Nestved gewohnt,

und jener habe auf diesen gezürnt. Um ihm und seinen Leuten in Nestved einen großen Schaden zuzufügen, habe er am Meeresstrande einen großen Sack mit Steinen und Sand gefüllt, um Nestved darunter zu begraben. Allein der Trold von Nestved habe die Sache gemerkt und zu rechter Zeit ein Loch in den Sack praktizirt, woraus dann der Fladsoer allen Sand unterwegs verloren. Er habe dieß erst, als er bei Nestved angekommen, entdeckt, und darauf im Zorne den letzten Rest Sand mitten in die Stadt hineingeschleudert, wo denn nun auch jetzt noch ein einzelner, von den übrigen isolirter Hügel liegt. — Aus dieser Sage kann man die Beschaffenheit der in Frage stehenden Hügel erkennen. Sie sehen in den flachen Wiesen in der That wie ein Hexenwerk aus, denn man fragt vergebens, wie sie entstanden seyn mögen. Von unten durch vulkanische Kräfte sind sie nicht gehoben, das ist gewiß, weil sie aus Gerölle bestehen. Von oben her, aus dem Wasser herabgeschlagen sind sie auch nicht, dagegen spricht ihre Form. Man könnte denken, es wären Dünen, und man habe hier ein altes Meeresufer vor sich. Allein auch bei dieser Annahme könnte man zweifeln und fragen, wie es denn komme, daß diese Dünenreihe bei solcher Höhe so kurz sei? Auch bestehen diese Berge nicht sowohl aus feinem Sande, wie dieß bei vom Winde und äußersten Wellenspitzen aufgehäuften Dünen sich immer findet und fast nothwendig ist, sondern bis zur Spitze aus grobem, dickem, mit Sand untermischtem Steingerölle.

Von den späteren Aufenthaltsorten des Verfassers ist besonders Jütland zu bemerken. Es scheint Jütland, das nun seit der Errichtung von Dampfschiffahrten nur etwas mehr als eine halbe Tagereise von Kopenhagen entfernt ist, da sonst selbst Dänen eher nach Deutschland und Frankreich, als nach Jütland kamen, dasjenige Land, dem jetzt das dänische Insel- und Residenzpublikum seine Aufmerksamkeit mehr als sonst zuwendet. Für uns Deutsche ist Jütland eine wahre Terra incognita, und wir reisen eher in Norwegen bis an's Nordkap, als in Jütland bis an's Vorgebirge Skagen. Aber auch für die Dänen ist es oder war es wenigstens bisher eine Art von Klein-Sibirien. Es verhielt sich zu den Inseln etwa wie Irland zu England. Viele Edelleute hatten dort Besitzungen, aber wenige residirten dort, wie die in Irland besitzlichen Engländer auch in der Regel die Absentees spielen. Jetzt nehmen dort immer mehr reiche Besitzer ihre bleibende Residenz. In Jütland, namentlich an seiner Westkante, finden jetzt diejenigen Forscher, welche die dänischen Sagen sammeln, ihre schönsten und poetischsten Mährchen und Traditionen. Jütland hat in neueren Zeiten den dänischen An-

tiquaren eine reichere Beute geliefert, als irgend ein anderer Theil von Dänemark, weil es die vortrefflichsten Magazine und Conservirungsanstalten von Alterthümern, die großen Torfmoore enthält. Dänische Geognosten haben Jütland in neuerer Zeit zum ersten Male forschend bereist und seine geognostischen Verhältnisse näher bestimmt. Die dänischen Novellen- und Romanschreiber finden jetzt ihre interessantesten Themas in Jütland, so wie die englischen in Irland. Kurz, Jütland ist in Kopenhagen an der Tagesordnung, wie überhaupt in allen Ländern und Literaturen diejenigen Nachbarländer und ihre Zustände an der Tagesordnung sind, welche bisher so wenig zugänglich waren; wie z. B. das unbekannte Land im Osten des Rheins jetzt sehr an der Tagesordnung in Paris ist. Der Verfasser gedenkt der Schilderung einer Reise in Jütland im Anfange dieses Jahrhunderts, die ein Ausländer machte, der von einem berühmten Dänen seine Instruktion zu dieser Reise bekam. Diese Instruktion und die darin enthaltenen Fingerzeige und zur Beantwortung proponirten Fragen waren wirklich ganz in derselben Art, wie man sie wohl denen mitzugeben pflegt, die in entfernte Welttheile reisen. Der junge Gelehrte sollte besonders Acht haben auf die Geräthschaften und Ackerwerkzeuge, deren die Leute sich bedienten, und sie abzeichnen, weil man daraus vielleicht Manches in der dänischen Archäologie erklären könne. Er sollte auch vor allen Dingen fleißig die eigenthümlichen jütischen Worte verzeichnen, die ihm aufstießen, und wo möglich ganze Phrasen, die ihm im Gespräche vorkämen, niederschreiben, damit man ein deutliches Bild von der Sprache und dem Dialekte der dortigen Leute bekäme, worüber noch nichts Brauchbares geschrieben sei u. s. w. Jetzt, wie gesagt, ist nun Jütland en vogue, und die Gestalt des Landes und sein Zustand tritt dem dänischen Lesepublikum immer deutlicher, lebendiger und näher hervor. Doch sprechen auch noch jetzt immer die Dänen, welche wirklich in Jütland waren, von den Jütländern wie von Leuten, die »hinter den Bergen« — hier muß es wohl heißen »hinter den Inseln« — wohnen: »O Herr, das ist ein Land, aus dem läßt sich was machen. Dahin sollten Sie reisen. Es ist noch lange nicht so geschätzt und gekannt, wie es das zu seyn verdient.«

Bei der sehr anschaulichen Beschreibung der berühmten Kirche von Roeskilde, welche der Verfasser das dänische Persepolis nennt, da es die verblichenen Könige in seinen Mauern versammelt, und vorzugsweise des großen, den Dänen unvergeßlichen Königs Christian IV. gedenkt, spricht er: Er liegt in einem ziemlich einfachen Sarge, nach dem die Kapelle ihren

Namen hat. Man sieht Christian des IV. Porträt in Dänemark so oft, wie das Heinrich's IV. in Frankreich, und er scheint mir auch selbst im Aeußern einige Aehnlichkeit mit diesem Könige gehabt zu haben. Alle Umstände, Lebensverhältnisse und Charakter-Eigenthümlichkeiten waren ganz der Art, um Christians Andenken bei den Dänen dauernd zu machen. Erstlich regierte er sehr lange, denn da er schon in seinem dritten Lebensjahre zum Könige erwählt und ihm als solchem gehuldigt wurde, da er seinen frommen Vater Friedrich II. in seinem eilften Jahre verlor, und da in seinem ein und zwanzigsten Jahre seine Bevormundung durch den Reichsrath aufhörte, und da er endlich in seinem ein und siebzigsten Jahre starb, so hieß er König von Dänemark acht und sechzig Jahre hindurch und regierte über die Dänen sechzig Jahre, zehn Jahre unter Vormundschaft und ein halbes Jahrhundert ohne dieselbe. Es ist der einzige König von Dänemark, der sein fünfzigjähriges Jubiläum hätte feiern können. Es sind wohl keine Könige bei den Völkern beliebt geworden, die nicht vor allen Dingen zwei Eigenschaften besaßen, nämlich Frömmigkeit und männliche Tapferkeit. Beide Eigenschaften, welche ja auch die beiden Hauptqualitäten eines Ritters ohne Furcht und Tadel sind, besaß jener König im hohen Grade. Trotz dem, daß er sein ganzes Leben hindurch sowohl Wissenschaften und Künste, Gelehrte und Künstler beförderte, sogar auch selbst beständig mit der Feder thätig war und vielfache diplomatische und freundschaftliche Correspondenzen führte, so schlug er sich doch sein ganzes Leben hindurch, selbst noch in seinem höchsten Alter, in vielen Schlachten, besonders mit den Schweden herum, und wenn er auch nicht immer glücklich war, so zeigte er sich doch stets von persönlichem Muthe beseelt und stand in den Land- wie in den Seeschlachten immer an der Spitze. Seine Frömmigkeit zeigte sich während seines ganzen Lebens in vielfachen Handlungen und insbesondere auf seinem Todtenbette. Als er seinen Tod nahen fühlte und sein Hofprediger hereintrat, redete er diesen mit den Worten an: »Hier liege ich als ein Gefangener Gottes.« Der Prediger ermahnte ihn, sich an Christi Verdienst in dieser Stunde festzuhalten, und der König antwortete: »O daran zweifle ich nicht.« Worauf er dann dem Prediger wieder die Hand reichte und sagte: »Nun gilt es!« Er entschlief endlich bei völliger Vernunft sehr sanft und ohne Bewegung. Nicht wenig trug auch dazu bei, daß er ein großer Baumeister war. Er hat die schönsten Schlösser und Kirchen in Kopenhagen und andern Orten in Dänemark gebaut und mehrere Städte gestiftet, die noch jetzt nach ihm benannt werden. Alle seine Gebäude sind dauerhaft und in einem schönen Style gebaut.

Bauwerke sind mehr als andere Werke geeignet, den Namen eines Königs zu verewigen und sein Andenken tiefe Wurzeln beim Volke schlagen zu lassen, da sie tagtäglich dem Volke vor Augen sind und ihm den Baumeister gegenwärtig erhalten. Bei seinen Bauten, in den Schlachten und bei allen seinen andern Verrichtungen war Christian IV. nicht nur der Anführer und Tonangeber, der den Geist und Plan des Ganzen gab, sondern er legte auch überall selbst mit Hand an's Werk. In der Schlacht war er Feldherr und Soldat, führte das Obercommando und das Schwert auf gleich geschickte Weise; bei seinen Bauten gab er die Idee und ging auch selbst auf den Gerüsten herum, den Arbeitern beizustehen, und in den diplomatischen und politischen Angelegenheiten war er fast immer sein eigener Kabinetssekretär. Auch diese Neigung zur Selbstthätigkeit ist eine von den Eigenschaften, welche besonders wirksam sind, einen König beim Volke beliebt zu machen, da es den Leuten dabei so zu sagen handgreiflich wird, daß er ihre Gewerbe hochachtet, und da er Allen in allen Richtungen als ein leuchtendes Beispiel voranzugehen strebt. Peter der Große, Heinrich IV., Gustav Adolph, Joseph II. und alle solche beliebte Nationalfürsten haben diese Tendenz gehabt und haben oft dadurch, daß sie selbst eine Furche zogen oder mit eigener Hand zur Art griffen, mehr Ruhm und Liebe beim Volke erlangt, als durch wohlthätige Gesetze oder durch umfassende Staatsreformen oder Institutionen. Freilich läuft ein König, wenn er sich dieser Richtung zu sehr hingibt, dabei Gefahr, daß er das, was er der Hauptsache nach seyn soll, nämlich Direktor und Tonangeber, und nicht Arbeiter, zu seyn aufhört. Aber Christian IV. verstand die Kunst, beides zu rechter Zeit zu seyn. Die Könige, welche ihres Volkes Liebe erwerben wollen, müssen sich mehr bei den Massen, als bei den minder zahlreichen hohen Ständen beliebt machen. Obgleich nun Christian gerade nicht nach der Liebe der Menge haschte, so begünstigte er doch auch nichts weniger als vorzugsweise den Adel, vielmehr suchte er, wie die ebenfalls bei den Dänen so hochgestellte Margaretha, die Macht des Adels einzuschränken, und zeigte sich allen Klassen des Volkes günstig. In seinen häuslichen Angelegenheiten war er der pünktlichste und sparsamste Hausvater. Er setzte selbst für die Aufseher und Erzieher seiner Kinder eine Schrift auf, welche die detaillirtesten Anordnungen für die Regelung ihres Lebens enthielt. Diese Schrift haben wir noch, und man sieht daraus, wie der König sich nicht nur um die Morgengebete und Unterrichtsstunden, sondern auch um die Schuhe und Kleider seiner Kinder und um die Heitzung oder Nichtheitzung ihrer Oefen bekümmerte. Bisher hatte Christian IV.

eines der bescheidensten Mausoleen in der Roeskilder Domkirche. Der jetzt regierende König läßt ihm aber eine schöne geräumige Kapelle zurichten und dieselbe so ausstaffiren, daß sie ein würdiges Mausoleum für die Asche eines so ausgezeichneten Regenten werden wird. Vor allen Dingen sollen die vier Wände der Kapelle mit Freskogemälden, welche Scenen aus dem Leben des Königs darstellen, geziert werden.

(Schluß folgt.)

Art. V. 1) Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Von F. Freiherrn v. Pfaffenhoffen. Carlsruhe, bei Franz Nöldeke, 1845. II und 42 Seiten in Octav und zwei Kupfertafeln.

2) Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde von Christian Binder, weiland k. württembergischem Hofrath. Ergänzt und herausgegeben von dem k. statistisch-topographischen Büreau. Stuttgart, in Commission bei F. H. Köhler; 1846. VIII und 628 Seiten in Octav.

3) Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe, vom dreizehenten bis zum neunzehenten Jahrhundert. Nach Original-Urkunden und Münzen verfaßt von Joseph Albrecht, Assessor der fürstlich Hohenlohischen Domanial-Kanzlei zu Oehringen, Archivar des Gesammthauses Hohenlohe ꝛc. Stuttgart, gedruckt bei Blum und Vogel, 1846. X und 98 Seiten in Quart, mit lithographirtem Titelblatte und sechs Steindrucktafeln.

Höchst erfreulich sind Erscheinungen, wie diese so eben genannten drei Werke, in welchen in strengwissenschaftlicher Richtung und Haltung der geschichtliche Stoff zum vorgesteckten Zwecke nicht nur sorgfältig gesammelt, sondern auch kritisch durchgearbeitet ist. Auf diesen quellengemäßen Grundlagen ruhet das richtige und belehrende Verständniß der aufgezählten und beschriebenen Denkmäler des öffentlichen Verkehrs und der historischen Erinnerung, die zusammen einen Zeitraum von mehr als neun Jahrhunderten vom Jahre 917 bis 1845 umfassen, und eine wesentliche Lücke in der deutschen Numismatik füllen.

1) Der Freiherr von Pfaffenhoffen hat seine Muße den fünfzehn Herzogen von Alemannien zugewendet, und ihre spärlichen Münzen, so viel ihrer nämlich ihm bekannt geworden, von 917 bis 1080 durch 163 Jahre in einer kleinen, aber inhaltreichen Monographie beleuchtet.

Ueber das Münzrecht dieser Herzoge war nichts Urkundliches beizubringen. Dieses Hoheitsrecht wurde von den deutschen

Königen und Kaiſern zuerſt an geiſtliche, dann auch an ihnen nacheifernde weltliche Fürſten und Reichsſtände verliehen und manchmal verſchleudert. Die erſten Verleihungen der Art ſind im rheiniſchen Franzien und Alemannien, und zwar allererſt an den Mainzer Erzbiſchof Karl (von 856 — 863), dem ſein Oheim K. Ludwig der Deutſche das Recht zu münzen gab; desgleichen erhält das Bisthum Worms von demſelben Könige ddto. Frankfurt 20. Jänner 858 mit dem Markt- und Zollrechte, wie damals gewöhnlich, zugleich auch das Münzrecht; eben ſo das Bisthum Straßburg am 12. Juni 873; Eichſtädt im J. 908; die Abtei St. Gallen für Roſchach von K. Otto I. am 12. Juni 947; von demſelben die Bisthümer Chur ddto. Fritzlar am 16. Jänner 959 und Augsburg, das ſeine erſte Münze vom h. Ulrich, dem ſiegreichen Streiter auf dem Lechfelde, vorweiſet; um dieſe Zeit auch Konſtanz, das wie Zürich, von deſſen Münze ſchon in einer Urkunde K. Otto's II. vom 17. Auguſt 972 Erwähnung geſchieht, des Markt- und Münzrechtes früher als Villingen im Schwarzwalde ſich erfreute, dem es von K. Otto III. ddto. Rom 27. März 999 verliehen wurde *).

I. Die Reihe beginnt mit Burkhard I., dem Gaugrafen der Baar, der nach dem Erlöſchen der Karolinger in Deutſchland und dem blutigen Ende der königlichen Kammerboten, der Gebrüder Erchanger und Berchtold, als erſter Herzog in Alemannien erſcheint, und von 917 — 926 ſtreng und mit Anſehen von Bodmann aus das Land verwaltete. Von ihm ſind keine Münzen bekannt; denn das Stück, welches Dr. Heinrich Meyer in ſeiner Geſchichte der Zürcher Münzen Nr. 3 Burkhard I. zutheilt, weiſet der Herr Verfaſſer S. 15 mit überwiegenden Gründen dem zweiten Burkhard zu.

II. Demſelben folgt von 926 — 948 Hermann I. aus fränkiſchem Geſchlechte, ein Vetter K. Konrad's I., der ſeines Vorgängers Witwe Regilinda aus nellenburgiſchem Stamme ehelichte, und das Schwert gegen die empörten Herzoge von Franken und Lothringen ſiegreich führte. Unter dieſem weiſen und umſichtigen Fürſten war Alemannien groß an Macht, Reichthum und Anſehen, würdig daß die romaniſirten Franken ganz Deutſchland nach ihm l'Allemagne nannten. Deſſen Tochter Ida vermählte ſich mit dem folgenden Ludolph. — Der Herr Verfaſſer theilt auf Tafel I. Nr. 1 — 4 Stücke mit, die

*) Schoepflini historia Zaringo-Badensis. Tom. IV. 11; vgl. Zürichs Münzgeſchichte im Mittelalter von Dr. H. Meyer. Zürich, 1840, S. 9; dann Dr. Beyſchlag's Verſuch einer Münzgeſchichte Augsburgs im Mittelalter ꝛc. Stuttgart und Tübingen, 1835. S. 88 und 151.

auf der Hauptſeite des Königs Namen OTTO PIVS REX, theils mit, theils ohne deſſen Bruſtbild, und auf der Rückſeite HERMANN, mehr oder weniger zuſammengezogen, und PRISAC, d. i. Breiſach führen. Das lesbarſte und beſtimmteſte Stück iſt Nr. 5 mit der Umſchrift: HERIMAN DVX. Im Felde das Monogramm OTTO. Rev.: PRISACHA. Im Felde ein Kreuz mit Halbzirkeln in den Winkeln, die zuſammen eine regelmäßige Figur bilden. Der Name des Königs oder Kaiſers beurkundet, wie ganz richtig bemerkt wird, die Lehensabhängigkeit des Herzogs. Schon vor 896 kennen wir Münzen aus dem Funde von Briosco im Mailändiſchen mit den Umſchriften des deutſchen Königs Arnulf, der im J. 896 zu Rom die Kaiſerkrone empfing, als: ARNVLFVS PIVS REX. Rev.: BERENGARIVS REX, d. i. Berengar I., Herzog von Friaul, der durch ſeine Mutter Giſela karolingiſchen Blutes war, und von Guido von Spoleto, gleichfalls karolingiſchen Stammes und Prätendenten um die Krone Italiens, bei Piacenza geſchlagen wurde, nach Trient ging und daſelbſt die Krone vom deutſchen Könige Arnulph zu Lehen nahm, welche Abhängigkeit auch die Münze beſtätigt *).

Von Hermann allein ſind zwei Münzen angezeigt, deren eine Taf. I. 6 zu Breiſach, die andere zu TVREGV-m, d. i. Zürich, der Hauptmünzſtätte Alemanniens, geſchlagen iſt. Dieſe (Taf. II. 2) führt auf der Rückſeite noch die Buchſtaben D C., die S. 10 als DVX — COMES, d. i. Herzog von Alemannien und Graf in Rhätien, welches Amt er auch bekleidete, gedeutet werden.

Aus dieſen Stücken erhellet, daß die Herzoge nicht immer den Namen des Königs oder Kaiſers beifügten.

Wie hier bei Herzog Hermann, ſind durchaus in der ganzen Schrift die Münzen, die des Herzogs alleinigen Namen haben, zuſammen geſtellt, dann die, welche mit dem Namen des Herzogs zugleich auch den ihres königlichen oder kaiſerlichen Oberherrn führen.

III. König Otto I. übertrug zu Worms im Februar 949 ſeinem Sohne erſter Ehe Liutolph oder Ludolph die herzogliche Würde, welcher aber in Folge der Empörung gegen ſeinen Vater 954 dem Herzogthume Alemannien entſagen mußte. Darauf führte er gegen Berengar II. in Italien mit glänzendem

*) Bergmann in Chmel's öſterr. Geſchichtsforſcher. Wien, 1838, S. 220 und Tafel Nr. 5; auch abgebildet in der Revue numismatique. Paris et Blois, 1839. Planche XVI. Nro. 8, wo aber S. 373 aus Trient in der franzöſiſchen Bearbeitung Trieſt wurde!

Erfolge den Oberbefehl und ſtarb im September 957 zu Piumbia bei Novara am Fieber. — Man kennt zwei Stücke, mit OTTO LIVTOLF D(ux) und ohne D, zu Breiſach geſchlagen, und zwei von ihm allein, eines von Zürich, das andere von Breiſach.

IV. Nun folgte Burkhard II. von 954—973, muthmaßlich Burkhard's I. Sohn, und wahrſcheinlich Herzog durch ſeine eheliche Verbindung mit Hadewig (Hedwig), K. Otto's ſchöner, klaſſiſch gebildeter und reich ausgeſtatteter Nichte. Er war ein ausgezeichneter Anführer ſeiner Alemannen in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde 955 und gegen Adalbert, Berengar's II. Sohn, und ſeinen Anhang in der Lombardie im J. 965. Er ſtarb kinderlos am 11. oder 12. November 973 und ruht in der Reichenau. Der Sitz Hadewig's († 994) war Hohentwiel. — Von Burkhard allein iſt eine Münze (Taf. III. 2), deren Rückſeite COMES weiſet, wahrſcheinlich weil auch er Graf in Rhätien war; dann ein Paar Stücke mit Otto als Kaiſer. Von beſonderer Schönheit iſt das Stück 5 auf der dritten Tafel.

V. Otto, des vorigen Ludolph neunzehnjähriger Sohn und K. Otto's II. Neffe, Gaugraf in Rhätien, wenigſtens im Churwalhengau, ward vom J. 973 Herzog von Alemannien, wie auch Herzog von Bayern von 976 bis zu ſeinem Tode im J. 982 zu Lucca, wohin er dem Kaiſer gefolgt war. Die Münze, welche auf dem Av. OTTO IMPMAT und Rev. verdorben OTITA DVX (Taf. IV. 2) hat, wurde zugleich mit Münzen vom Kaiſer Otto, Burkhard II. und vom Herzoge Konrad in dem damals zu Alemannien gehörigen Chur gefunden. Vgl. Dr. Meyer S. 36. Tab. Nr. 5.

In Bezug des Stückes Taf. IV. 3, wo auf der Kehrſeite OTTO und über's Kreuz (nach S. 19) $\frac{AC — \Pi}{AC — IS}$ geſtellt iſt, kann ich Mader's *) Vorſchlage, »AC: PACIficuS. OTTO« zu leſen und zu deuten, durchaus nicht beiſtimmen, aber eben ſo wenig der Anſicht des Freiherrn von Pfaffenhoffen, der S. 22 PR. IS. AC. AC. zu leſen vorſchlägt, beitreten, da ein derlei leider nicht gut erhaltenes Stück im k. k. Münzkabinete ſtatt jenes ΠS ein klares ES zeigt, und ſomit eine andere Deutung zuläßt.

VI. Dem kinderloſen Herzoge Otto folgte 982 in Alemannien, nicht aber auch in Bayern, ſein nächſter Anverwandter aus dem ſaliſch-fränkiſchen Stamme, Konrad, Neffe des

*) Mader's kritiſche Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters. Bd. IV. S. 78 und Taf. II. Nr. 29.

obigen Herzogs Hermann I., bei Schöpflin Alamannorum et Alsaciorum dux gloriosus genannt, der plötzlich am 20. August 997 starb. Von ihm allein findet man die Münze CHVONRADVS DVX. Rev.: + TVRECVM, d. i. Zürich, Taf. IV. 5, welches Stück sich auch im kaiserlichen Kabinete zu Wien befindet; dann + OTTO IMPERAT. Rev.: CHVONRADVS DVX, mit einem Kreuze im Felde. Nun ist die Frage, unter Otto II. (982 — 983) oder Otto III. (996 — 998)?

VII. Hermann II., Sohn oder Neffe des Vorigen, welcher auch den Titel eines Herzogs von Alemannien und im Elsaß führte, regierte von 997 bis 4. Mai 1003. — Von ihm ist keine bestimmte Münze vorhanden.

VIII. Von seinem Sohne Hermann III., der als Knabe die Herzogswürde unter Vormundschaft erhielt und noch minderjährig am 1. April 1012 die Reihe der alemannischen Herzoge aus dem wetterauischen Stamme schloß, sind wohl keine Münzen zu erwarten.

Das Geschlecht der Babenberger, das zu einem ruhmvollen Regentenhause in Oesterreich erblühte, versprach einen fruchtbaren Ableger in Alemannien zu machen, der aber in seiner Trennung vom Hauptstamme verdorrte; nicht dauernder war im folgenden Jahrhunderte Leopold's V. und Heinrich's II. oder Jasomirgotts Besitznahme vom Herzogthume Bayern. Glücklicher waren gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts die alemannischen Grafen von Habsburg in Oesterreich. — Das babenbergische Geschlecht gab nämlich Alemannien vier Herzoge, wenn auch nicht in ganz unmittelbarer Folge *), als:

IX. Des Herzogs Hermann III. Schwester Gisela war mit Ernest I., zweitem Sohne Luitpold's I. oder Erlauchten, Markgrafen in Oesterreich, vermählt, welcher nun das Herzogthum Alemannien erhielt und bei einer Hirschjagd durch einen unvorsichtig abgeschossenen Wurfspieß am 31. Mai 1015 getödtet wurde. Er ruht neben seinem Vater zu Würzburg. — Von ihm sind keine Münzen bekannt. — Dessen Witwe vermählte sich mit dem nachherigen K. Konrad II. und gebar ihm zu Osterbeck in Geldern am 28. Oct. 1017 Heinrich III.

X. Gisela's Sohne erster Ehe Ernest II. ward zu Goslar am 24. Juni 1015 unter der Vormundschaft der Mutter und des väterlichen Oheims Poppo, des nachmaligen Erzbischofs von Trier, die herzogliche Würde übertragen. Später erhob er sich gegen seinen Stiefvater, der am 8. September 1024 zum Könige der

*) Vgl. Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin. I. 417.

Deutschen gewählt war, besonders wegen seiner Ansprüche auf das Königreich Burgund, ward wieder ausgesöhnt und empörte sich von neuem. In Acht und Bann zog er sich in die Wildnisse des Schwarzwaldes zurück, und fristete durch Raub und Plünderung sein Leben in der Felsenburg Falkenstein, aus der er in die Baar hervorbrechend im wüthenden Kampfe am 17. August 1030 fiel. Sein Name lebt in der Volksdichtung Herzog Ernst und in Uhland's Ernst von Schwaben. — Mit Bestimmtheit ist ihm keine Münze zuzuweisen.

XI. Nach ihm erhielt sein jüngerer, hoffnungsvoller Bruder Hermann IV. von seinem Stiefvater das Herzogthum Alemannien unter der Vormundschaft Warmund's, Bischofs von Konstanz. Auch bekam er nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Markgrafen Meginfried von Susa, im J. 1037 diese Markgrafschaft. Er starb auf der Rückreise aus Italien, wohin er den Kaiser begleitet hatte, in Folge einer Epidemie im Heere am 28. Juli 1038 und ruht in Trient. — Bisher haben sich keine Münzen von ihm vorgefunden.

XII. Nach dem kinderlosen Tode dieser beiden Herzoge übertrug Kaiser Konrad II. an deren Halbbruder *), nämlich seinen eigenen Sohn Heinrich (III.), der schon im J. 1026 zum deutschen Könige gewählt wurde, das Herzogthum Alemannien, das dieser selbst nach des Vaters Hinscheiden (1039) bis zum Jahre 1045 behielt. — Eine Münze mit DVX dürfte von diesem Fürsten kaum zu finden seyn, da man eher den höheren Titel, nämlich REX gesetzt hat. Referent möchte daher jene Münze, die laut S. 33 in Hynitsch Catalog. Numismat. p 58. N. 71. 1: HENRICVS REX. Rev.: CIVITAS ZVRCHO beschrieben, und nach Zurecho in Polen und von Dr. Meyer S. 38 wegen K. Heinrichs Kriegszug gegen Ungarn sogar in dieses Land verwiesen wird, Zürich zutheilen, zumal von Stämpelschneidern, die damals der Sprache und des Schreibens wenig kundig waren, so mancher Name entstellt und hier nach der Volkssprache der deutsche Name Zürch oder Zürich beibehalten wurde. Das Stück selbst, wenn es ächt ist, könnte über Zeitalter und Va-

*) Wie die beiden Alemannen Herzoge Ernst II. und Hermann IV. aus dem österreichisch-babenbergischen Stamme ältere Stiefbrüder des K. Heinrich's III. waren, so waren auch die bayerischen Herzoge Leopold V. und Heinrich II. aus demselben Blute durch ihre Mutter Agnes jüngere Halbbrüder des hohenstaufischen K. Konrad's III., welche vereint die übermüthigen Welfen auf kurze Zeit aus ihrer Mitte hinausdrängten und den Anschein gaben, künftighin gemeinschaftlich über Süddeutschland zu gebieten. Nach einem Jahrhunderte gingen beide Herrschergeschlechter zu Grabe!

terland den besten Aufschluß geben. Zum Belege meiner Ansicht mögen die Straßburger Münzen aus der Karolinger Zeit dienen, sowohl mit ARGENTINA CYTAS, als auch mit STRATBVR CYS (civitas) und STRAZB CIVITA. S. Freiherr von Berstett Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses. Freiburg, 1840. S. 52 f. und Dr. Beyschlag S. 142.

XIII. Zu Ostern 1045 setzte Kaiser Heinrich III. den Pfalzgrafen (nicht Markgrafen nach S. 34) am Rhein Otto II., von mütterlicher Seite Enkel K. Otto's II., zu Goslar in das Herzogthum Alemannien ein. Er starb aber schon am 7. September 1047. — Keine Münze.

XIV. Otto, Markgraf von Ostfranken und vom Nordgau zu Schweinfurt, Großneffe Luitpold's I., Markgrafen in Oesterreich, somit aus babenbergischem Geblüte, und durch seine Mutter Gerberga Enkel des obgenannten Herzogs Hermann II., erhielt als der dritte dieses Namens im Jänner 1048 zu Ulm dieses Herzogthum, in welchem der kräftige Kaiser meistens alles selbst ordnete. Dieser starb für Deutschland allzufrüh am 5. October 1056 und ihm folgte Otto in's Grab am 28. September 1057, ohne Hinterlassung eines Sohnes. — Weder eine Urkunde seiner Wirksamkeit in Alemannien, noch eine Münze von ihm hat sich erhalten.

XV. Der letzte und am längsten regierende Herzog von Alemannien war Rudolph, Graf von Rheinfelden, welchem die Kaiserin-Mutter, Agnes von Güyenne, als Vormünderin des jungen Königs Heinrich IV. — mit Umgehung Berchtolds von Zähringen — im J. 1057 das Herzogthum verlieh und 1059 ihre vierzehnjährige Tochter Mechtild zur Ehe gab, die aber schon im J. 1060 starb. Darauf ehelichte er Adelheid, Tochter des Markgrafen Odo von Susa, deren Schwester Berchta sich mit K. Heinrich IV. vermählte. Da Rudolph am 15. März 1077 zu seines Doppelschwagers Gegenkönig gewählt wurde, belehnte dieser im J. 1079 Friedrich von Hohenstaufen mit dem Herzogthume, und Rudolph's Partei setzte in Ulm dessen sehr jungen Sohn Berchtold ein, mit dem im J. 1090 dieses Geschlecht erlosch. Rudolph fiel am 15. Oct. 1080 in der Schlacht bei Mölsen unweit Merseburg, wo sein Leichnam beigesetzt wurde. Mit ihm, sagt der Verfasser S. 38, endete die Reihe der Herzoge von Alemannien. Von nun an blieb das Land größtentheils als Erbgut in der hohenstaufischen Familie bis zu ihrem Erlöschen mit Conradin von Schwaben; es wurde künftig nicht mehr Alemannien, sondern Herzogthum Schwaben genannt. Der westliche Theil von Alemannien fiel den Zähringern, der östliche den Welfen, der mittlere den Hohenstaufen anheim.

Münzen Rudolph's mit dem alleinigen Herzogstitel sind nicht auf uns gekommen. Bei der Kreuzkirche nahe bei Zürich, das sein Hauptsitz war, wurde ein Münzchen aus Blei gefunden und wegen seiner Umschrift RVODOLFVS RE, Rev.: TVRE-CVM von Mader I. S. 77 unserm Rudolph als König zugewiesen. Dieses Stück ist aus der Schinzischen Sammlung in Zürich Taf. V. Fig. 2 in richtiger Zeichnung abgebildet, und von Herrn Dr. Heinrich Meyer in seinen ältesten Münzen Zürichs, wie auch vom Herrn Verfasser vielmehr für eine Stämpelprobe oder Nothmünze erklärt worden, wenn es nicht etwa ein Machwerk spätere Zeit ist? Argelati beschreibt Bd. III im Anhange S. 69 eine venetianische bleierne Münze, die um das J. 1124 vom Doge Domenico Michieli für die Kreuzfahrer geschlagen seyn dürfte. — Nicht ohne Interesse für Numismatiker dürften die Nothmünzen aus Leder seyn, welche Kaiser Friedrich II. in Ermangelung des Geldes bei der Belagerung von Faenza im J. 1240, um seinen Kriegern den versprochenen Sold zu zahlen, machen ließ. Die Stelle, welche den Typus der kaiserlichen Goldmünze jener Zeit genau bestimmt, lautet in Joann. Trithemii Annal. Hirsaug. Tom. I. 574: »— — Imperator monetam de corio, quae florenum solveret aureum. imaginem simul et inscriptionem sui nominis continentem fieri mandavit, statuens in exercitu edictum, ut quicunque praesentaret talem suo thesaurario monetam, acciperet pro eâ monetam auream, nummum videlicet aureum, qui tunc dicebatur Augustanus (rectius Augustalis), sicut hodie in Italia Ducatus, cujus quidem sculptura ex uno latere facies erat Imperatoris, et ex alio species Aquilae *) formata, cum nominis inscriptione Friderici II. Imperatoris. Et de moneta coriaria militibus in obsidione Faventina quoque stipendia solvebantur, pro qua tamen aureum postea juxta promissum receperunt, ut signa esse viderentur obligatoria potius quam pecunia.«

In dieser Schrift, deren reiner Druck und nette Ausstattung der Roos'schen Buchdruckerei im kleinen Städtchen Engen alle Ehre bringen, ist überaus klar und einfach der Weg vorgezeichnet, wie die Münzen der andern alten großen Herzogthümer Deutschlands, Bayerns, Frankens und Sachsens behandelt werden sollen. Auf die Weise läßt sich eine numismatische Uebersicht jener Zeit unseres Gesammtvaterlandes gewinnen.

---

*) Ueber den Typus der Aquilini grossi oder Adlergroschen und die Augustales s. diese Jahrb. Bd. CXIII. Anzeigebl. S. 7 und 8.

Möge es dem Herrn Verfasser belieben, auf die gleiche Art auch die Münzen der Herzoge von Schwaben aus dem hohenstaufischen Hause, wenn sie nicht etwa mit den Kaisermünzen desselben Geschlechtes zusammenfallen, zu untersuchen und zu beleuchten.

2) Binder's württembergische [1]) Münz- und Medaillen-Kunde gibt gründlichen und kritisch begründeten Aufschluß nicht nur über das mittelalterliche und neuzeitige Münzwesen für den Bereich von Alt- und Neuwürttemberg, sondern greift vermöge des nothwendigen Zusammenhanges auch in die andern Theile des vielgegliederten alten Schwabens ein, in welchem die Markgrafen von Baden, die Bischöfe von Konstanz und Augsburg, die Fürstäbte von St. Gallen und Kempten schon in früher Zeit und dann auch später die Reichsstädte Augsburg, Nördlingen, Donauwörth, Kaufbeuern, Kempten, Memmingen, Ueberlingen, Konstanz ꝛc. münzten.

Mehrere Berichtigungen, schärfere Bestimmungen und Bereicherungen haben durch diese gründliche Arbeit des verdienstvollen Hofrathes Dr. Beyschlag († 1835) Beiträge [2]) zur Münzgeschichte der alemannisch-sueviſchen Lande im Mittelalter erhalten. Diese Beiträge besprechen in bald größerer und bald geringerer Ausdehnung 54, sage vier und fünfzig Münzstätten der alemannisch-sueviſchen Lande, wovon 16 auf die heutige Schweiz, 12 auf das Königreich Württemberg, 11 auf das Königreich Bayern, 9 auf das Großherzogthum Baden, 5 auf

---

[1]) Die alte urkundliche Schreibweise ist Wirtemberg, die auch Stälin in seiner klassischen Wirtembergischen Geschichte beibehalten hat. So erscheint sie auch auf sämmtlichen Münzen und Medaillen, mit Ausnahme der drei Medaillen von den Jahren 1587 und 1685 (s. Binder S. 79. Nr. 1 und S. 154. Nr. 37 und 45), bis auf den H. Eberhard Ludwig (von 1693 — 1733), auf dessen Münzen u mit i wechselt. Seine Nachfolger setzten bis 1785 stets DUX WURTEMBERG: mehr oder weniger abgekürzt. Mit der Medaille vom J 1786 S. 239. Nr. 234 tritt die erste und richtige Schreibweise wieder ein, bis der Herzog und Kurfürst Friedrich II. im April 1803 die Verordnung ergehen läßt, künftig Württemberg zu schreiben, was seither größtentheils auch auf Münzen und Medaillen beobachtet wurde, jedoch findet man auch WURTEMBERG, WURTEMBERG und sogar S. 284. Nr. 31 u. 32 WUERTEMBERG geschrieben. Ich folge hier der Schreibweise des Verfassers.

[2]) Diese Beiträge sind Beyschlag's inhaltsreichem »Versuche einer Münzgeschichte Augsburgs in dem Mittelalter, Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1835,« von S. 67 — 172 und in den lithographirten Münztafeln IV — VII beigefügt.

das nun zu Frankreich gehörige obere Elsaß und Pfirt und 1 auf Hohenzollern entfallen. Später erschienen: Versuch einer Münzgeschichte des Elsasses von August Freiherrn von Berstett, mit 14 Kupfertafeln. Freiburg, 1840, in Quart, und die (oben S. 126 erwähnten) ältesten Münzen von Zürich, oder Zürichs Münzgeschichte im Mittelalter, von Dr. Heinrich Meyer. Beide Gelehrte haben ihren Gegenstand mit allseitiger Sachkenntniß und Liebe behandelt und zu erschöpfen gesucht. Durch solche gediegene Monographien werden die ehemaligen alemannisch-sueviſchen Lande, die Wiege der gewaltigen Herrschergeschlechter der Hohenstaufen, Welfen, Habsburger und Hohenzollern, sich nach und nach einer Münzgeschichte und Münzkunde in kritischer Begründung und in solcher Fülle von numismatischen Denkmälern erfreuen, wie sie kaum andere Gebiete unsers großen Gesammtvaterlandes in jenen frühen Zeiten nachweisen können.

Ueber die Entstehung des Werkes gibt die Einleitung, der wir des Verfassers Lebensabriß zum genauern Verständniß der Leistung vorausschicken wollen, selbst nur kurzen Bescheid. Christian Binder *), zu Eberstadt im Oberamte Weinsberg 1775 geboren, widmete sich nach tüchtiger Vorbildung dem Handelsstande, diente vom J. 1801—1818 als Kassirer der von Halder'schen (jetzt von Stetten'schen) Wechselbank zu Augsburg, und gewann bei seinem Berufe eine nachhaltige Liebe für Numismatik, besonders für mittelalterliche und die seines Vaterlandes, in das er 1818 zurückkehrte. Vorzüglich ließ er sich die Erforschung des württembergischen Münzwesens und das unermüdliche Sammeln der Münzen sowohl der alten als neuen Landestheile angelegen seyn. Diese überaus reiche und wohlgeordnete Sammlung wurde im J. 1839 vom Staate um 10,814 fl. 57 kr. erkauft und dem k. Münzkabinete einverleibt. Zudem bearbeitete er die Geschichte und Beschreibung der alt- und neuwürttembergischen Münzen und Medaillen, für welche er nicht nur gedruckte Bücher, sondern auch die betreffenden Urkunden des k. Staatsarchives und die Acten des k. Münzamtes benutzte, und somit ein kritisches Werk verfaßte. Binder, dem nichts wahrhaft Menschliches fremd geblieben, wurde wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um das Stuttgarter Armenwesen durch die k. Huld am 31. December 1838 zum Hofrathe ernannt, und starb am 26. März 1840 mit dem Nachrufe eines Biedermanns von ächt deutschem Schrot und Korn. Das Werk des

*) Vgl. dessen Nekrolog im schwäbischen Merkur vom 3. April 1840 und im neuen Nekrolog der Deutschen für 1840. Weimar, 1842. S. 345, Nr. 117.

verdienstvollen Verfassers wurde im Auftrage des statistisch-topographischen Büreau's vom Aufseher des k. Münzkabinets, dem Herrn Oberbibliothekar Dr. Stalin, vollendet, und ihm zugleich die Einrichtung gegeben, daß es zugleich als Katalog der im k. Münzkabinet befindlichen württembergischen Münzen und Medaillen dienen kann, deren Gesammtzahl (Hohenlohe mit eingeschlossen) beim Abschlusse des Werkes 5266 Stücke beträgt.

Das ganze Werk ist in XXXIII Abschnitte eingetheilt, wovon XXII den alten Grafen, Herzogen und den zwei Königen von Württemberg, nämlich der regierenden Hauptlinie, gewidmet sind, so daß jeder Abschnitt den Zeitraum eines Regenten enthält; diesen sind in V Abschnitten die nun erloschenen herzoglichen Nebenlinien angereiht. Im XXVIII. folgen fünf geistliche Stifter, von denen nur die Propstei Elwangen berechtigt war. Keine der übrigen vier, nun der Krone Württemberg einverleibten Abteien, als Ochsenhausen, Schönthal, Weingarten und Weißenau, hatte das Münzrecht, und die aufgezählten Stücke sind daher nur Denkmünzen. Der XXIX. Abschnitt enthält dreizehn Namen weltlicher Herren, von denen die Herzoge von Teck als solche, die Fürsten von Thurn und Taxis, der Freiherr von Wöllwarth und die Grafen von Zimmern nie münzberechtigt waren; der XXX. fünf und zwanzig Städte, darunter eine altwürttembergische und fünfzehn ehemalige Reichsstädte, nebst etlichen andern Orten, von denen man nur Medaillen kennt. Im XXXI. folgen Medaillen auf 85 mehr oder minder merkwürdige Personen; im XXXII. sechs landschaftliche Medaillen; den XXXIII. und Schlußabschnitt »Verschiedenes« machen die sogenannten Miscellaneen in 137 Nummern. — Im ganzen Werke sind aus verläßlichen Quellen die schätzbarsten, mit großem Fleiße gesammelten historischen Nachrichten und Notizen niedergelegt, in denen die Bei- und Nachhilfe des gelehrten Geschichtschreibers von Württemberg nicht zu verkennen ist. Der geschichtlichen Grundlage jedes Abschnittes folgt die Beschreibung der betreffenden numismatischen Denkmäler. Münzen und Medaillen, als sich oft gegenseitig erklärend und ergänzend, sind nicht getrennt, sondern in chronologischer Ordnung neben und nach einander gestellt.

Höchst dankenswerth beginnt der Verfasser mit den schwierigen mittelalterlichen Münzverhältnissen, besonders Schwabens im Allgemeinen, den damaligen Geldrechnungen und dem zeitweiligen Werthe der einzelnen Münzsorten, und hat nach fleißigen Studien mit kaufmännisch-praktischer Sachkenntniß Resultate zusammengestellt, welche Andere übergehen, und hierin für ähnliche Arbeiten ein Musterwerk hinterlassen.

Württembergs Münzgeschichte fängt im I. Abschnitte mit K. Karl's IV. Freiheitsbriefe ddto. Prag am 17. Jänner 1374 an, in welchem er dem Grafen Eberhard II., dem Greiner, das jedoch widerrufliche Recht verleiht, »eine gute, genge, gebe und gewer Heller-Münz« zu schlagen unter seinem Zeichen und Gepräge 20 Schilling oder ein Pfund (240 Denare) Heller im rechten Gewicht und Werth für einen guten kleinen Gulden gerechnet. Dieses Recht wird aber am 9. October desselben Jahres auf zehn Jahre ausgedehnt, und seinem Enkel und Nachfolger, dem Grafen Eberhard III., dem Milden (1392 — 1417), von den Königen Wenzel und Ruprecht am 17. Juni 1393 und 14. August 1401 mit andern Privilegien im Allgemeinen erneuert und bestätigt. Sattler's und Steinhofer's Meinungen und Angabe eines frühern Münzrechtes der Grafen von Württemberg werden als unhaltbar zurückgewiesen.

Der Verfasser geht dann auf das Münzrecht, welches gewöhnlich mit dem Markt- und Zollrechte zugleich verliehen wurde, als ein den deutschen Königen und Kaisern allein zuständiges Hoheitsrecht über, das die einzelnen sich allmälig bildenden Reichsstände nur mit des Reichsoberhauptes Genehmigung ausüben durften. Die ältesten Verleihungen im südwestlichen Deutschland hat Ref. oben S 126 erwähnt.

Die kaiserliche Münze war die im deutschen Reiche allgemein geltende. Nach dem Typus der kaiserlichen Münze mit Hand und Kreuz (Händlings-Heller) von Schwäbisch-Hall, welches vom zwölften und dreizehnten Jahrhunderte an diese Gegenden mit Münzen versorgt zu haben schien, wurde in den Jahren 1356 und 1385 durch kaiserliche Edicte für Franken, Schwaben und die obern Rheingegenden in den vier Städten Nürnberg, Augsburg, Ulm und Hall auszuprägen befohlen. Das war kaiserliche oder allgemeine, überall coursirende Reichsmünze, da die der münzberechtigten Stände gewöhnlich nur in ihrem kleinen Gebiete, ihrem Münzbanne galt, außer es war, wie noch in einigen Kantonen der Schweiz, etwa mit dem Nachbar eine ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft getroffen. Schwabens oder richtiger Alemanniens älteste bekannte Münzrechnung war nach Pfunden, indem nach Karls des Großen Verordnung das fränkische Pfund von 12 Unzen oder 24 Loth reinen Silbers in 20 Solidi zu 12 Denaren, d. i. 240 Denaren vermünzt werden sollte. Diese Anzahl von 240 Denaren wurde hinfort noch Pfund genannt, wenn auch kein Loth reinen Silbers mehr darin enthalten war, und hat sich nebst seinen Unterabtheilungen in libra, lira, soldo, sol, sou, denarius, denaro, denier oder shilling, Heller (Häller) oder

dem anfangs gleichwerthigen Pfenning in dem größern Theile des romaniſchen und germaniſchen Europa's bis heut zu Tage erhalten. Da dieſe Denare im Verlaufe der Zeit immer mehr Zuſatz von Kupfer bekamen, konnte das Pfund Geld nicht mehr 24 Loth Silber enthalten, und man mußte einen ſichern Maßſtab zur Berechnung der edeln Metalle einführen, woraus wohl im zwölften Jahrhunderte das Markgewicht entſtand, das in verſchiedenen Länderſtrichen verſchieden war. Beſonders kam die Cölner Mark zu ſolchem Anſehen, daß ſie in der Reichsmünzordnung von 1524 als allgemeines deutſches Markgewicht eingeführt wurde und noch jetzt Einheit des Münzgewichtes im deutſchen Zollvereine iſt.

Neben den Pfunden und Marken findet man auch in ſchwäbiſchen Urkunden Byzantiner, d. i. zu Konſtantinopel ꝛc. geſchlagene griechiſche Goldmünzen (solidos aureos). So heißt es in einer unedirten Bulle des Papſtes Innocenz II. ddto. Lateran 9. April 1139, in welcher dem Kloſter Mehrerau bei Bregenz die freie Wahl eines Abtes und mehrere Begünſtigungen bewilligt werden: Ad indicium autem perceptae huius a Romana Ecclesia libertatis per singulos annos aureum, quem dicunt bizantium nobis nostrisque successoribusque persolvetis.

Der Schilling (solidus argenteus) war urſprünglich keine wirkliche, ſondern nur eine Rechnungsmünze, indem es keine Solidi, 20 Stück auf eine Mark oder gar auf ein Pfund Silber gab. Man bediente ſich ihrer, um die Summe der darin enthaltenen Denare auszudrücken. So machten 42 Solidi oder Schillinge nach der vom Biſchofe Heinrich von Konſtanz im J. 1240 gemachten Beſtimmung 504 Stück Denare oder ein Mark Silber; und Kaiſer Karl IV. befiehlt im J. 1356 Heller zu ſchlagen, 31 Schilling und 4 Heller, d. i. 376 Denare auf die Mark. Bemerkenswerth iſt der Gebrauch, auch Menſchen und Orte nach Pfunden und Schillingen zu zählen, z. B. in Vienna decesserunt (1349) qualibet die duae vel tres librae hominum (i. e. 480 vel 720) et una die quatuor librae, una die DCCCC et LX (homines). In Patavia (Paſſau) vero moriebantur qualibet die quinque vel sex solidi et una die IX solidi, una die CCC minus XXX homines *); woraus ſich ergibt, daß der Solidus oder Schilling damals ſchon zu 30 gerechnet wurde; dann im J. 1453: Gubernator Ungariae, Matthiae regis genitor, incinerat Austriam latrocinando undecim villarum et oppidorum soli-

*) Chronicon Salisburg. in Pezii Script. rerum Austriac. I. p. 412 ad annum MCCCXLIX.

dos, welche, den Schilling zu 12 Stücken gerechnet, 132 Orte machen, zu 30 Stücken aber gerechnet, 300 Orte, was mir der Ausdruck einer großen Zahl im Allgemeinen zu seyn scheint [1]).

Um das Jahr 1252 schlug man in Florenz die ersten Goldmünzen, mit dem h. Johann dem Täufer auf der Vorderseite und der Lilie als dem Stadtwappen auf der Kehrseite, daher der Name Gigliati oder von der Stadt Floreni oder Fiorini [2]). Dieser Typus fand durch den weitverzweigten Handel von Florenz Eingang und Nachahmung von Calabrien und Aragonien bis Lübeck und Plosk, von Ungarn bis Burgund und Flandern, aus dem sich dann allmälig überall ein heimischer Charakter entwickelte, und durch den Verein der vier rheinischen Kurfürsten im J. 1385 der rheinische Gulden (aureus Rhenensis) entstand. Diese erhielten nun, als man gegen das Ende des XV. Jahrhunderts auch Silbergulden in gleichem Werthe mit diesen Gulden münzte, den Namen Goldgulden.

Aelter als diese florentinische Goldmünze ist der Ducaten, der seinen Namen vom Könige Roger II. von Sicilien haben soll, welcher um 1140 die Münze für sein Herzogthum Apulien schlagen, und den Namen Ducatus darauf setzen ließ; andere wollen die Benennung von den Venetianern herleiten, von dem lateinischen Dux und der Umschrift der Rückseite: SIT TIBI CHRISTE DATVS, QVEM TV REGIS ISTE DVCATVS, später auch zecchino, von zecca (Münzstätte) genannt. Als die geistlichen und weltlichen Fürsten, welche anfangs nach dem ursprünglichen Feingehalt der Florentiner ihr Gold ausmünzten, willkürlich und fortwährend denselben verschlechterten, wurde für Deutschland im J. 1559 ihr Gehalt durch eine Reichsmünzordnung geregelt, die Goldgulden hörten allmälig auf, aber die Ducaten, besonders die österreichischen und holländischen, haben sich bis heut zu Tage erhalten.

Da bei den vielen Münzverleihungen seit der Karolinger Zeit weder Feingehalt noch Gepräge vorgeschrieben waren, und jeder nach eigenem Gutdünken that was ihm beliebte, dann die alte Münze gegen eine neue häufig schlechtere ausgewechselt wurde, und dadurch Mißtrauen und Hemmniß im gegenseitigen Verkehre entstand, so mußten Vorschriften über den Gehalt der ausgeprägten Münzen gegeben werden. Die erste bekannte aus Schwa-

---

[1]) Chronicon Mellicense ap. Pezium I. 258. Noch machen in Oesterreich ein Schillina z. B. Nüsse, Birnen 30 Stücke. Ein Schilling Schläge 12 oder 30 Ruthenstreiche. Vgl. besonders Schmeller III. 345 f.

[2]) Vettori fiorino d'oro antico. Firenze, 1738, 4to.

ben ist die vom Bischofe Heinrich von Konstanz im Jahre 1240. Er setzt eine Münzordnung für die sechs Städte um den Bodensee, Konstanz, St. Gallen, Radolphszell, Ueberlingen, Ravensburg und Lindau fest. Es sollen aus jeder Mark Silber 42 Solidi und 8 Denare, d. i. 512 Denare gemünzt werden, wovon nach Abzug von 32 Stücken für die Prägekosten 480 Denare verbleiben. Nach dem bischöflichen Befehle hatten nur die in den genannten Städten geschlagenen Münzen in seinem Münzbanne Geltung oder Währung, und der Cours aller anderen, mit Ausnahme der kaiserlichen Münzen, war darin verboten. Da der Hellertypus mit Hand und Kreuz in Schwaben und Franken der allgemein verbreitete war, so hatten die einzelnen Münzstätten bei dieser Gleichheit des Gepräges einen freieren Spielraum zur Verschlechterung der Münze, weshalb eine allgemeine Verbesserung herbeigeführt werden mußte. Schon Kaiser Karl IV. hatte dieselbe auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1356 vor, und erließ nach seiner Abreise zu Sulzbach ein noch im Auszuge vorhandenes Edict, daß in den Städten Frankfurt, Nürnberg, Ulm und Donauwörth für die Rheinlande, Franken und Schwaben Heller gemünzt werden sollen, mit Hand und Kreuz, aber mit einem besondern Ab- oder Unterscheidungszeichen, daran man die Münzstätte erkennen möge. Auch sein Sohn K. Wenzel wiederholte 1385 dieselbe und setzte wegen eingerissener Unordnung fest, daß für die schwäbischen und fränkischen Lande zu Augsburg, Nürnberg, Ulm und Hall Heller mit Kreuz und Hand geschlagen werden sollen, ein Pfund für einen ungarischen oder böhmischen Gulden, und 49 Schillinge und 4 Heller = 592 Heller auf eine Nürnberger Mark bei einem Drittel fein Silber und zwei Drittheilen Zusatz, wovon der Schlagschatz dem Kaiser zu entrichten sei. Diese Hellermünze sollte in drei und dreißig namentlich bezeichneten Städten und in den angränzenden Ländern von Schwaben und Franken cursiren, und die münzberechtigten Stände in diesen beiden Kreisen ihre Heller in gleichem Schrot und Korn schlagen, zugleich aber jede Münzstätte zur Unterscheidung ein sichtig Zeichen auf ihre Münze setzen.

Da während der Schlägler- und Städtekriege das Münzwesen in immer größere Unordnung gerieth, ward von Leopold IV., Herzoge von Oesterreich, Burkhard, Bischof von Augsburg, Eberhard III. Grafen von Württemberg und den Grafen Ludwig und Friedrich von Oettingen am 29. November 1396 eine neue Convention über eine Heller- und Schillings-Münze getroffen, nach welcher der Herzog zu Rottenburg am Neckar, der Bischof zu Dilingen, der Graf Eberhard zu Stuttgart und

Göppingen und die Grafen von Oettingen in ihrer gleichnamigen Stadt ausmünzen sollten. Von den Hellern aus vierlöthigem Silber, die auf einer Seite ein Kreuz und auf der andern das Wapen des betreffenden Münzherrn haben, sollte 1 Pfund 4 Schillinge einen ungarischen und 1 Pfund 3 Schillinge einen rheinischen Gulden gelten; von den Schillingen aus $5^1/_4$ löthigem Silber mit dem Kreuze auf der Vorderseite und des Münzherrn Wapen und Namen als Umschrift auf der Kehrseite sollten 23 Stücke (= 276 Heller) auf einen rheinischen und 24 Stücke (= 288 Heller) auf einen ungarischen Gulden kommen. Die Aufsicht über die neuen Ausmünzungen wurde den Magistraten der genannten Städte anvertraut, welche alle vierzehn Tage die neugeschlagenen Münzen zu beschauen und zu probiren hatten. Der Münzherr erhielt von einer jeden feinen Mark Heller einen Schilling und von jeder rauhen Mark Schilling einen Viertel-Schilling als Schlagschatz. Diesem Vertrage schlossen sich die Reichsstädte Ulm, Eßlingen und Gmünd an.

Da die erste bekannte württembergische Münze ein Schilling (abgebildet in Beyschlag Tab. VIII. Nr. 7) ist, indem sich an und auf derselben die Eigenschaften eines solchen von der Münzvereinigung im J. 1396 (vgl. S. 27 und 32 Nr. 1) finden, so wird er richtig dem Grafen Eberhard III. zugetheilt, weil sein gleichnamiger Großvater nach dem ihm auf Heller ertheilten Münzrechte nur solche schlagen durfte, und in den Münzedicten für Schwaben von den Jahren 1356 und 1385 noch von keinen Schillingen als Münzstücken die Rede ist.

Wenn dieser Schilling nach dem Typus vom J. 1396 als die erste Münze der Grafen von Württemberg genannt wird, und Nr. 2 auf S. 33, nämlich ein Heller mit zwei Hirschhörnern ohne Schild und dem Gabelkreuz, wahrscheinlich in Folge des Privilegiums von 1374 (nach S. 29) geschlagen seyn soll, so ist ja dieses Stück das ältere und der Verfasser widerspricht sich; Nr. 3 auf S. 33 hingegen mit drei Hirschhörnern im ovalen Schilde soll nach dem Vertrage von 1396 gemünzt seyn. Der Heller Nr. 4 S. 33 führt auf der Hauptseite ein Jagdhorn, welcher vielleicht von Hanns Spörlin von Zoffingen, der als Münzmeister zur Ausmünzung von Hellern mit Kreuz und Jagdhorn angenommen wurde, herrühren dürfte.

Eine dritte Münzeinigung wurde am 26. Mai 1404 zwischen dem Grafen Eberhard III. und den Städten Ulm, Biberach und Pfullendorf mit Konstanz, Ueberlingen, Lindau, Ravensburg, St. Gallen, Memmingen, Kempten, Isny, Wangen, Leutkirch und Buchhorn, wovon jene drei zu Ulm und diese eilf zu Konstanz und Ravensburg münzten, geschlossen, Schillinge

und zum Theil auch Heller zu schlagen, und zwar 25 Schillinge auf einen reinischen Gulden, und auch 300 Heller 150 Pfenninge auf denselben Gulden. Die württembergischen Schillinge sollten auf der einen Seite das Wapen, auf der andern den Helm und als Umschrift den Titel, die Heller aber einerseits das Kreuz, andererseits das Horn mit dem Gefäße, wie das auf dem Helme ist, führen.

Außer diesen gewöhnlichen Rechnungs- oder Geldarten findet man auch in Schwaben Obolen, Hälblinge, Sekel, Unzen und Talente erwähnt. Ein Obolus war ein halber Denar, und wird im deutschen Entwurfe des Freiburger Stadtrechtes vom J. 1275 mit Halbilingen übersetzt (vgl. Schmeller II. 177); auch in Ulm und Ravensburg gab es Leistungen in Obolen und Hälblingen; es haben sich aber bis jetzt noch keine schwäbischen Hälblinge vorgefunden. Sekel (Siclus) war in Schwaben wahrscheinlich gleichbedeutend mit dem Solidus, Schilling; Talent ward gewöhnlich für das Pfund von 240 Denaren gebraucht, und hatte bei der allmäligen Verringerung der Münze mit diesem das gleiche Schicksal.

II. Abschnitt. Graf Ludwig I von 1419 — 1450. — Die Münzconventionen vom 29. Nov. 1396 und vom 26. Mai 1404, die nur auf zwei Jahre geschlossen war, wie auch nach dem Vertrage, den Graf Eberhard III. (S. 33 irrig IV. genannt, vgl. S. 21) im J. 1414 mit dem Münzmeister Spörlin auf vier Jahre eingegangen hatte, machten eine länger dauernde Festsetzung einer gleichmäßigen und für einen größern Umkreis gültigen Münze fühlbar, zumal da viele ungleichartige und geringhältige Münzen theils von den eigenen kleinen Gebieten Schwabens, theils aus der Schweiz, Böhmen ꝛc. im Umlaufe waren. Am 21. September 1423 verbanden sich mit Württemberg sechs Städte um den Bodensee, nebst neun andern schwäbischen Städten auf zehn Jahre zur Ausmünzung von Schillingen, Pfenningen und Hellern gleichen Gewichtes und Gehaltes nach cölnischem Gewichte, deren Schrot und Korn S. 34 genau angegeben ist. Württemberg sollte nur in Einer Münzstätte zu Stuttgart oder anderswo münzen, und a) auf die Schillinge, deren 26 einen rheinischen Gulden gelten, auf der einen Seite ein Kreuz und auf der andern drei Hirschhörner mit dem Namen des Münzherrn; b) auf die einseitigen Pfenninge das Jagdhorn mit dem Gefäße; dann c) auf die Heller einerseits die althergebrachte Hand und andererseits das Jagdhorn setzen. Für die sechs Städte an und um den Bodensee, nämlich Konstanz, Ueberlingen, Lindau, Wangen, Buchhorn und Radolphszell, wurde Konstanz als Münzstätte bestimmt.

Ihre Schillinge sollen auf dem Av. den h. Konrad, auf dem Rev. den Stadtschild mit darüber prangendem Reichsadler nebst deren Namen erhalten, die einseitigen Pfenninge den Schild von Konstanz allein, die Heller auf einer Seite den Adler, auf der andern den Stadtschild. Die von Ulm, welche auch für die andern acht Bundesstädte, als Rottweil, Gmünd, Kempten, Kaufbeuern, Isny, Pfullendorf, Giengen und Aalen münzten, bezeichneten den Av. ihrer Schillinge mit dem Reichsadler, den Rev. mit ihrem Stadtschilde und Namen; die einseitigen Pfenninge mit dem Wappen allein, und die Heller einerseits mit dem Reichsadler und andererseits mit dem Stadtschilde. Der Preis des einzukaufenden Silbers, der Münzlohn, die Strafen der Uebertretung ꝛc. wurden genau bestimmt, und alle andern Münzen, mit Ausnahme der böhmischen Groschen, der Plappharte oder Blappert und Kreuzer verboten. Die Münzgehalte waren bedeutend geringer bestimmt, als in den Jahren 1396 und 1404, und eine zweite Uebereinkunft vom 11. Februar 1424 setzte den Schrot der Schillinge zu $8^{3}/_{4}$ Stück aufs Loth, indem bei $8^{2}/_{3}$ Stücken ein Verlust erschien. Hier wie in den frühern mehr erwähnten Verträgen finden wir die Münzmeister als Münzpächter, was auch anderwärts geschah, bis K. Karl V. in seiner Münzordnung ddto. Eßlingen 10. November 1524 laut §. 25 den münzberechtigten Ständen auf eigene Kosten, wie auf eigenen Gewinn oder Verlust münzen zu lassen, und alle Schlagschätze und Gedinge aufzuheben befahl.

Da der Werth des edeln Metalles, das bei dem in Deutschland im XV. Jahrhunderte aufblühenden Bergbau sich mehrte, beständig schwankte und die Masse der für größere Zahlungen unbequemen Heller anwuchs, so schlug man wie in andern Ländern auch in Schwaben größere Münzen, als Groschen, Schillinge, Drittelgulden, bis zum vollen Silbergulden; die Pfundrechnung hörte allmälig auf, und nur für den innern Kleinverkehr wurde das Schlagen von Hellern in den Reichsmünzordnungen von 1524, 1551 und 1559 erlaubt.

Ludwig I. (nach Binder's Zählung) zu Urach, bei des Vaters Eberhard IV. Tode (1419) minderjährig, trat erst im J. 1426 in eigenem und seines Bruders, des Grafen Ulrich V. (Adamatus oder Gottes Nießwurz), Namen die Regierung an, und erhielt bei Empfang der Reichslehen am 27. November 1427 auch die Bestätigung des Münzrechtes. Nach des Verfassers Ansicht S. 36 fallen Ludwig's Schillinge, die S. 38 f. sämmtlich auf deren Kehrseite MONETA * IN * STVGGARTEN oder STVGGARTE haben, zwischen die Jahre 1426 und 1433, weil sowohl während der Vormundschaft der Mutter, der Gräfin Hen-

riette von Mömpelgart, als auch nachdem Ulrich im J. 1433 zur Mitregierung gekommen war, von nun an die Namen beider Brüder auf den Münzen gemeinsam erscheinen sollten, und Ludwig nach der Theilung im J. 1441, in der er den Uracher und Ulrich den Neuffener Antheil mit Stuttgart erhielt, nicht mehr den Namen von Stuttgart auf seine Münzen setzen lassen konnte. Meines Wissens kennt man keinen Schilling, der beider Namen gemeinschaftlich führt, und keinen von Ulrich allein, der mit dem Namen von Stuttgart bezeichnet ist; wohl aber findet man Schillinge (S. 44) Ulrich's, die mit Ludwig's Sohne Eberhard im Barte gemeinsam geschlagen sind. Sollte nicht Graf Ludwig als der ältere herkömmlich allein und zwar fortwährend zu Stuttgart, da die Einrichtung einer zweiten Münzstätte Kosten verursachte, vertragsmäßig im Namen der Grafschaft Württemberg gemünzt haben? Daß Ludwig nach der Theilung bis zu seinem Tode am 23. September 1450 durch neun volle Jahre das Ausmünzen unterlassen habe, ist kaum denkbar! Von ihm führt der Katalog 21 Schillinge und einen seltsamen Pfenning aus der Münzstätte zu Stuttgart auf, nebst alten böhmischen Groschen, welche mit dem württembergischen Jagdhorn, dann auch mit einem Hirschgeweih, wie auch mit den Wapen von Ysny und Ulm contremarquirt sind, deren mehrere Stücke auch das k. k. Kabinet besitzt. Am St. Verenatag (1. September) 1431 wurden auf einer Zusammenkunft in Riedlingen die böhmischen Groschen, die nun theils viel geringer ausgeprägt, theils durch häufiges Beschneiden bedeutend im Werthe verringert waren, ganz abgethan. In Beyschlag Taf. VIII. Nr. 8 ist ein Schilling mit dem Namen Ludwig und Rev. mit dem Kreuze und dem Namen von Stuttgart als dem der Münzstätte abgebildet, ganz nach der Vorschrift des Vertrages vom J. 1423.

III. Abschnitt. Nach Ludwig's I. am 23. September 1450 erfolgtem Tode übernahm Ulrich († 1480) die Vormundschaft über dessen beide Söhne Ludwig II. und Eberhard V., und erließ im J. 1451 den Befehl, nur Münzen von dem Vereine von 1423, nämlich von Württemberg, Konstanz und Ulm, in beiden Landestheilen zu nehmen. Ludwig II. trat 1453 die Regierung an, starb aber schon am 2. November 1457, worauf Eberhard V. folgte, der dann 1472 eine eigene wohlbestellte Münze in seiner Stadt Tübingen durch den Nürnberger Münzmeister Friedrich Lang errichtete, woselbst er mit Zuthun seiner Mutter *) die Universität im J. 1477 stiftete.

*) Eberhard's Mutter Mathilde, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, vermählte sich in zweiter Ehe 1452 mit dem österreichi-

Im J. 1475 verbanden sich Ulrich und sein Neffe Eberhard, die Grafen beider Linien, mit den beiden Markgrafen Christoph und Albrecht von Baden, außer ihrer beiderseitigen eigenen Münze und den Konstanzer und Ulmer Pfenningen und Hellern nur etliche wenige fremde, vollwichtig erfundene Münzen zu nehmen. Am 16. October 1478 folgte zwischen diesen Contrahenten, mit Ausnahme des nun von der Regierung abgetretenen Markgrafen Albrecht, ein Vertrag zur Ausmünzung von gemeinschaftlichen Pfenningen und Hellern mit den beiderseitigen Wapen, Namen und Titeln, wovon aber im Verzeichnisse kein Stück aufgeführt wird; dafür sechserlei Schillinge, die wohl später beliebt wurden, da sie im Vertrage nicht erscheinen. Sie führen auf der Vorderseite die Namen und Titel Ulrich's und Eberhard's mit dem vierfeldigen (württembergisch-mömpelgardischen) Wapen nach dem Vertrage vom 12. Juli 1473; auf der Rückseite die vom Markgrafen Christoph mit dem quadrirten badisch-sponheimischen Wapen. S. Beyschlag Taf. VIII. 9.

Als Eberhard V. am 21. Juli 1495 zum Herzoge von Württemberg erhoben wurde, erhielt er unter andern Regalien auch das Recht, in Gold und Silber zu münzen; man kennt jedoch keine Münze von ihm mit herzoglichem Titel und Wapen. Merkwürdig ist dessen Schilling S. 45. Nr. 7 mit dem Titel Senior und dem vierfeldigen Wapen; Rev. ATTE-MPTO (ich wag's) mit dem Palmbaume, welche Devise er nach seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem annahm, und der Jahrzahl 14 — 94, der ersten mir bekannten auf einer württembergischen Münze S. Beyschlag Taf. VIII. 10.

IV. Abschnitt. Dem am 24. Februar 1496 kinderlos verstorbenen Herzoge Eberhard I. folgte sein älterer Vetter Eberhard VI. oder Jüngere, als Herzog II., der nach übelberathener schlechter Regierung 1498 zu Horb der Regierung entsagen mußte, und im J. 1504 gleichfalls kinderlos starb. Da sein Bruder, Herzog Heinrich, der im Uracher Vertrage 1473 Mömpelgard bekam, wegen Geistesschwäche gefangen gesetzt wurde, folgte seinem Oheim unter Vormundschaft der zwölfjährige Herzog Ulrich im J. 1498 — 1550.

Wie das Bedürfniß einer größern und gleichmäßigern Silbermünze ganze, halbe, Drittel- und Viertel-Thaler hervor-

---

schen Herzoge Albrecht VI., und bewog diesen, die Universität (Albertina) zu Freiburg zu gründen, wie sie auch ihrem Sohne eine beträchtliche Schenkung zur Stiftung in Tübingen machte. Sie war Tante K. Max I., der ihren Sohn Eberhard zur Herzogswürde erhob. Sie hatte ihren Witwensitz zu Rottenburg, starb den 21. Sept. 1482 zu Heidelberg und ruht in Tübingen.

gerufen hatte, so lag auch ein allgemeines Münzgesetz nach Gehalt und Form für Deutschland in den Forderungen der Zeit. Die Gesandten Schwabens und Frankens gaben auf K. Karl's V. Befehl ddto. Nürnberg 8. Oct. 1522 ihr Bedenken hierüber, und fast gleichlautend erließ der Kaiser am 10. Nov. 1524 allgemeine reichsgesetzliche Bestimmungen. Diese neue Münzordnung fand, weil sie dem Eigennutze und der Gewinnsucht Eintrag that, wenig Beifall; man verringerte beliebig den Gehalt, besonders der kleineren Münze, wogegen der Preis der edeln Metalle und der äußere Werth der Münzen stieg. Selbst König Ferdinand I. münzte 1535 mit Fürsten und Städten des bayerischen und schwäbischen Kreises den Gulden geringer, weil derselbe, wie auch andere Stände, die Reichsbergwerke verpachtet hatten, und hiedurch die Silberpreise gesteigert wurden. Diesem regellosen Zustande abzuhelfen, gab der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg 1551 eine neue Münzordnung, in der er den äußern Werth der ganzen Thaler erhöhte, die geringen abschätzte und den betreffenden Münzherren deren Einwechselung befahl.— Es gibt vom Herzoge Ulrich sehr selten gewordene Dickmünzen von zwei und einem Loth, dann Drittelthaler; Viertelgulden von $^1/_2$ Loth aber gibt es nicht, obgleich Madai bei Nr. 1620 und Heroldt in seinen dem Münzvergnügen gewidmeten Nebenstunden S. 322 solche angeben. Sein Dickthaler ohne Jahrzahl (Nr. 29) hat auf der Rückseite den h. Bischof Ulrich, den er aber, als er sich zur neuen Lehre bekannte, wegließ, wie auch die vier letzten Worte der Inschrift: DA ⁘ GLORIAM ⁘ DEO ⁘ ET ⁘ EIVS ⁘ GENITRICI ⁘ MARIE, wie sie auf der Kehrseite des schönen Thalers von 1507 lautet. Im Münzvereine Ulrichs mit Baden im J. 1509 erscheint zum ersten Male die Rechnungsart zu 60 Kreuzern für einen geprägten Gulden in Gold oder Silber, der beim Steigen des Silberwerthes nach der Münzordnung vom J. 1551 auf 72 Kreuzer sich erhöhte, wogegen der Gulden zu 60 Kreuzern nur Rechnungsmünze blieb. S. 52 ist die Rede von den contrasignirten Thalern Ulrich's von den Jahren 1537 und 1538, wie auch das kaiserliche Münzkabinet ein derlei Stück besitzt, ohne genau den Grund und die Zeit dieser Stämpelung angeben zu können, mit Angabe der verschiedenen Meinungen. Ausgezeichnet schön sind die Medaillen Nr. 83$_b$; dann Nr. 89 mit Ulrich's charaktervollem Brustbilde, auf die Wiedergelangung zum väterlichen Erbe, von der Landschaft im J. 1535 veranlaßt. Die Goldgulden sind gut und vollgewichtig, das Stück nach jetzigem Werthe zu 4 fl. 9 kr.; die Dukaten hatten noch keinen reichsgesetzlichen Gehalt.

Oesterreichisch-württembergische Münzen. Als

das Herzogthum Württemberg nach H. Ulrich's Aechtung vom J. 1520 bis zum Vertrage von Cadan in Böhmen am 29. Juni 1534 an das Haus Oesterreich gekommen war, wurde nach S. 55 durch Verträge der Landschaft außer den alten Freiheiten auch das Münzrecht zugesichert, und so ähnlich wie in Steiermark, Kärnthen und Tirol neben und nach dem österreichischen Wapen und Titel auch der Titel sammt dem Wapen von Württemberg gesetzt. Unter K. Karl V. wurde in den J. 1520—1522 zu Stuttgart gemünzt; dessen seltenstes Stück ist der Thaler vom J. 1522 Nr. 145, bei Madai Nr. 2339 und in Köhler Bd. IX. 217 abgebildet; irrig ist es jedoch, wenn dieser damit das Münzrecht der Stadt Stuttgart beweisen will. 16 Stücke, darunter fünf Goldgulden aus K. Karl's Regierungszeit, sind von Nr. 138—153 beschrieben, von dessen Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand I., der am 28. Mai 1522 die Huldigung Württembergs einnahm, von den Jahren 1523—1530 eilf kleine Stücke von verschiedenen Stämpeln von Nr. 154—164.

V. Abschnitt. Herzog Christoph (von 1550—1568) war ein durch schwere Jugend geprüfter und für das Wohl seines Landes, besonders die Gesetzgebung und Verfassung, sehr besorgter Fürst. Zu dieser Zeit wurde auf dem Reichstage zu Augsburg am 19. August 1559 die dritte allgemeine Reichsmünzordnung erlassen, nach welcher nicht mehr Thaler zu 72 Kreuzern, sondern Gulden in Silber zu 60 Kreuzern äußern Werthes ausgemünzt werden sollen. Diese neuen Silbergulden wurden zwar beifällig aufgenommen, verursachten aber mancherlei Verwirrung wegen früherer nach Thalern geschlossenen Contracte und Geschäfte, worauf man im J. 1566 das Ausmünzen von Thalern wieder erlaubte.

H. Christoph versuchte seine Nachbarn zu zweckdienlicher Abwehr gegen das Eindringen fremden geringen Geldes, besonders der vielen schweizerischen, päpstlichen und anderer italienischen Münzsorten zu verbinden, doch vergeblich. Bessere Wirkung hatte seine Aufforderung an den fränkischen und bayerischen Kreis, worauf im Vereine mit dem schwäbischen Kreise im April 1564 der erste Münztag in Nördlingen gehalten und 1567 wiederholt wurde, auf dem man mancherlei gemeinsame Maßregeln gegen die geringhaltigen aus- und inländischen Münzen verabredete. Um dem Münzunwesen der vielen kleinen Reichsstände zu steuern, verordnete man auf dem Reichstage zu Speyer 1570, daß jeder Kreis nur drei oder vier Münzstätten habe, um die Beaufsichtigung zu erleichtern. Endlich kam man auf dem Reichstage zu Frankfurt 1571 überein, daß zu Handhabung durchgängig gleichmäßiger Ausmünzung mehrere Kreise — so der fränki-

sche, schwäbische, bayerische und österreichische (der aber nie wirklich beitrat) — in gute nachbarliche Correspondenz zusammentreten, und in jedem dieser so zusammengebundenen Münzkreise alljährlich zwei Münzprobationstage halten sollten. Der schwäbische Kreis wurde durch Württemberg und Augsburg vertreten; ersteres hatte das Directorium in Münzsachen im schwäbischen Kreise, wiewohl unter öfterm Widerspruch des ersten kreisausschreibenbenden geistlichen Fürsten, des Bischofs von Konstanz. In Hirsch's Münzarchiv sind die Verhandlungen besonders dieser drei correspondirenden Kreise aufbewahrt, die durch die Annahme und Einführung des Conventionsmünzfußes in dem Münzabschiede vom 6. Mai 1761 geschlossen wurden. — Selten sind Thaler und Goldgulden dieses Fürsten und haben den in der Münzordnung vom J. 1551 vorgeschriebenen Gehalt, die kleinern spätern Sorten sind nach der Münzordnung von 1559.

Der Medaillon S. 73. Nr. 4, den auch das k. k. Münzkabinet in Bronze besitzt, fällt in die Zeit, als nach dem Cadaner Vertrage eine starke Partei, besonders von Seite Bayerns, um dem Katholicismus eine festere Stütze in Süddeutschland zu geben, den jungen Herzog Christoph, der noch nicht Protestant war, statt seines Vaters einzusetzen gedachte. Vgl. Ulrich, Herzog von Württemberg, von Dr. Ludwig Fr. Heyd († 1842), herausgegeben von Dr. Pfaff. Tübingen, 1844. Bd. III. S. 12 f.

VI. Abschnitt. Herzog Ludwig (von 1568 — 1593), der die trefflichen Eigenschaften seines Vaters nicht erbte, stand bei dessen Tode unter Vormundschaft, und zeigte sich, als er die Regierung im J. 1578 selbst übernahm, indolent und träg, und stürzte sein Land besonders durch Baulust in Schulden. Mit seinem kinderlosen Tode erlosch der Stamm seines Großvaters Ulrich.

Unter ihm wurden die ersten württembergischen Gulden und halben Gulden mit der Werthzahl 60 und 30 auf der Brust des Reichsadlers gemünzt, wie auch 1579 die ersten Ausbeutestücke aus Silber von St. Christophsthal bei Freudenstadt, wo die vom Herzog Christoph im J. 1550 geöffneten Gruben und angelegten Werke diesen Namen erhielten. Die heilsamen Verbote gegen die Einfuhr geringer und die Ausfuhr guter Münzsorten, wie auch der edeln Metalle werden erneuert, aber nur kurz oder gar nicht befolgt. Die Medaille Nr. 1 vom J. 1587 ist vom Nürnbergischen Stämpelschneider Valentin Maler, der im Style sich nach den Mustern des Antonio Abondio bildete. Der Thaler vom J. 1585 Nr. 72 ermangelt des vorschriftmäßigen kaiserlichen Titels und des Reichsadlers, nicht aber die Guldenstücke Nr. 21, 22, 23, 36 — 38.

VII. Abſchnitt. Ihm folgte der vielgereiſte, Pracht, aber auch Bergbau liebende Friedrich (1593—1608), ein Sohn des Grafen Georg von Württemberg-Mömpelgard, welcher der Stammvater der neuen herzoglichen Linien wurde. Er befreite durch einen Vertrag ddto. Prag 24. Jänner 1599 Württemberg von der Afterlehenherrſchaft Oeſterreichs, dem nur die Anwartſchaft vorbehalten wurde. Er förderte den Bergbau, gründete Friedrichſtadt, dann Freudenſtadt genannt. Deſſen drei Söhne theilten gegen den Vertrag, der die Untheilbarkeit der württembergiſchen Lande ausſprach, ſich in drei Linien, als: a) in die Hauptlinie zu Stuttgart, b) in die Mömpelgardiſche und c) in die Weiltingiſche oder Julianiſche (ſ. XXIII. und XXIV. Abſchnitt).

Als großer Freund und Beförderer des Bergbaues legte der Herzog im J. 1599 im tannenreichen Schwarzwalde die anfangs nach ihm genannte Friedrichſtadt, in die er eine große Anzahl inneröſterreichiſcher Exulanten, beſonders Bergknappen, aufnahm, die der Religion halber ihr Vaterland verlaſſen mußten. Sein Sohn und Nachfolger gab dem ſchnell aufblühenden Orte den Namen Freudenſtadt und errichtete im nahe gelegenen St. Chriſtophsthal ein Streck- und Münzwerk, aus dem Ausbeutethaler mit dem h. Chriſtoph ausgingen. Schon im J. 1593 führt er auf der Medaille Nr. 12 den Titel und die Inſignien des franzöſiſchen St. Michaels- und des engliſchen Hoſenbandordens, ob er gleich jene erſt im J. 1596 und dieſe am 6. November 1603 erhielt, weil ſie ihm vor dieſen Jahren des Empfanges zugeſichert waren. Nr. 45 iſt ein Jetton auf ein von ihm 1605 gehaltenes Feſt des Hoſenbandordens. Alle ſeine Goldmünzen führen den Namen der Münzſtätte Stuttgart. Auch ſetzte er zuerſt den Helm von Mömpelgard zwiſchen das Jagdhorn und den Brackenkopf; auch nahm er zuerſt (Nr. 37 und 38) den Titel von Heidenheim an, das Wapen aber Herzog Eberhard Ludwig. — Deſſen größere Stücke ſind vollgewichtig, ſchlechter aber die kleineren. Die goldene Medaille Nr. 9, welche die Bruſtbilder des Herzogs Friedrich und ſeiner Gemahlin Sibylle von Anhalt († 1614) vorſtellt, bewahrt auch das kaiſerliche Münzkabinet im Gewichte von acht Dukaten; ſie war geöhrt und wahrſcheinlich ein Geſchenk zum Tragen.

VIII. — X. Abſchnitt. H. Friedrich's drei Söhne von 1608 — 1633.

Die reiche Ausbeute aus den Gruben von St. Chriſtophsthal gab das Material zu vielen und vielerlei Thalern, vom einfachen bis zum ſechsfachen, die nach dem Münzfuße vom J. 1566 geprägt wurden, und mit den wenigen Dukaten und Goldgulden

von richtigem Gehalte sind. Leider schließt sich an diese Reihe guter Münze auch die schlechte der Kipper- und Wipperzeit von 1621 bis 1623, mit einem tiefen Einblicke (S. 96) in dieses wuchernde Treiben der deutschen Münzstätten, welches noch die Noth und das Elend jener hereinbrechenden Drangsale des dreißigjährigen Krieges steigerte. Herzog Johann Friedrich ließ im J. 1623 wieder bis zu seines Lebens Ende nach der Münzordnung von 1566 prägen, der an der allgemeinen Münzzerrüttung sehr thätigen Antheil genommen, und zu den beiden Münzstätten in Stuttgart und St. Christophsthal noch eine dritte zu Tübingen gefügt hatte. Endlich wurde der Reichstagsbeschluß vom J. 1570 durch die drei Münzkreise am 15. Mai 1624 erneuert, kraft dessen im schwäbischen Kreise nur vier Münzstätten, und davon eine für Württemberg bestehen sollte. Von diesem Herzoge sind 339 verschiedene Stücke an Münzen und Medaillen aufgezählt. Der Herzog starb am 18. Julius 1628, und dessen beide Brüder administrirten für seinen minderjährigen Sohn Eberhard III. das Land, und zwar H. Ludwig Friedrich bis zu seinem Tode am 26. Jänner 1631, der im Ganzen wenig prägte, dann der durch seine Reise nach Schweden und Lappland und seine tapfere Theilnahme an der Eroberung von Ephesus im J. 1613 berühmte Herzog Julius Friedrich bis 1633, von dem acht verschiedene Stücke beschrieben sind, wovon das interessanteste S. 134. Nr. 8 mit dem Namen Mitelina auf der Rückseite ist.

XI. Abschnitt. Von dem Herzoge Eberhard III., der nach fünfjähriger Vormundschaft am 2. Mai 1633 die Regierung antrat und am 2. Juli 1674 starb, sind im Ganzen verhältnißmäßig nicht viele Münzen vorhanden, wohl wegen des verheerenden dreißigjährigen Krieges, während dessen er selbst vom J. 1634 bis 1638 außer Land seyn mußte. Dem Schwanken des Münzgehaltes und der Bestimmung des äußern Werthes abzuhelfen, valvirten die drei obern correspondirenden Kreise, nämlich Franken, Bayern und Schwaben, alle fremden Münzen nach dem neuen Zinnaischen, bald zu einem 16 Gulden Fuße entartenden Münzfuße, den Kursachsen und Brandenburg im J. 1667 im Kloster Zinna festgesetzt hatten, wornach die feine Mark Silber zu $10^1/_2$ Reichsthaler oder $15^3/_4$ Gulden ausgemünzt, und damit der äußere Werth des Reichsthalers auf $1^3/_4$ erhöht werden sollte. Von der Ausbeute zu St. Christophsthal wurde der Thaler von 1669 (S. 144. Nr. 80) mit dem h. Christoph geprägt; von ihm sind auch kleinere und größere Denkmünzen; dann die Vermählungs- und Einzugsmedaille auf den Erbprinzen Wilhelm Ludwig mit der Prinzessin Magdalena Sibylla von Hessen-Darmstadt von den Jahren 1673 und 1674, bei

dessen zweitem Stücke S. 137 und 145. Nr. 87 der Verfasser die weder von Sattler noch von Lochner erklärte Beischrift nach einer Deutung mittheilt, welche als ein Versuch in der Nürnberger gelehrten Zeitung vom J. 1777. Stück XXI enthalten ist.

XII. — XIV. Abschnitt, vom J. 1674 — 1733. Von Eberhard's III. nicht volle drei Jahre regierendem Sohne, dem H. Wilhelm Ludwig († 23. Juni 1677), sind außer Pfenningen und Hellern nur zwei Medaillen und ein Thaler bekannt, dem sich der Sterbethaler anreihet, welchen sein Bruder Friedrich Karl als Vormünder und Administrator im J. 1680 prägen ließ.

Diese Abschnitte enthalten eine genaue Angabe des Schrotes und Korns der damals im deutschen Reiche auf und ab schwankenden Ausmünzungen. Unter dem Herzog-Administrator erhöhten nach kaiserlichem Vorgange die drei correspondirenden Kreise nach langem Sträuben den Reichsthaler durch Edict vom 21. Juni 1677 auf 96 Kreuzer und kamen zu einem $14^2/_5$ fl. Fuß, der 1680 auf 70 Kreuzer oder den $13^1/_2$ fl. Fuß gesetzt wurde. Da aber dieser Beschluß nicht vom K. Leopold genehmigt wurde, so schleppte man sich mit den drei verschiedenen Werthbestimmungen des Reichsthalers von 90, 96 und 105 Kreuzern bis zum Jahre 1690 fort, in welchem Kursachsen und Brandenburg ihren Zinnaischen Münzfuß verließen und sich über den Leipziger Fuß vereinten, indem sie ohne Veränderung des bisherigen Gehaltes des Reichsthalers den äußern Werth auf zwei Gulden oder 120 Kreuzer erhöhten und zu einem 12 Reichsthaler- oder 18 fl. Fuß übergingen. Die drei correspondirenden Kreise, hiemit unzufrieden, vereinigten sich im October 1691 dahin, den schon im J. 1688 durch ein Edict angenommenen Cours des Reichsthalers von $1^3/_4$ fl. und des Dukaten im doppelten Preise von $3^1/_2$ fl. für diese drei Kreise auch gesetzlich auszusprechen. Württemberg hielt während der ganzen Periode dieses Schwankens der Münze sich vom Vorwurfe geringer Ausmünzungen frei, und der Herzog-Administrator nahm an der Sache, wie sie es verdiente, lebhaften Antheil.

Die Medaillen (S. 152) mit Herkules im Kampfe gegen die Hydra, welche des Herzogs Wahlspruch »Dura placent fortibus« sinnbildlich darstellen, dienten zu Geschenken; die Stücke Nr. 37 — 44 und 46 beziehen sich auf die Erbauung und Einweihung des von ihm gestifteten Gymnasiums zu Stuttgart; Nr. 45 auf einen Sieg über die Türken und die Eroberung von Neuhäusel in Ungarn am 9. August 1685, bei der auch württembergische Hilfstruppen mitgefochten haben; Nr. 21 — 23 auf den großen Kometen im J. 1680 sind nach Sattler's Geschichte

der Herzoge von Württemberg Bd. XI. 71 ausdrücklich auf Anordnung des Herzogs Friedrich Karl und nicht, wie Kundmann in seinen Heimsuchungen Gottes S. 13 sagt, in Schlesien gemacht worden.

Als der Herzog-Administrator im J. 1692 von den Franzosen gefangen wurde, trat Herzog Eberhard Ludwig nach erlangter Großjährigkeit am 23. Jänner 1693 die Regierung an. Die fortdauernden fruchtlosen Klagen und Vorwürfe der schlechten Münzsorten veranlaßten den schwäbischen Kreis, die Städte Stuttgart und Augsburg zu bestimmen, in denen jeder Kreisstand die bei ihm eingegangene geringe Münze umprägen lassen konnte. Unter diesem Herzoge wurde von 1696 bis 1731 in der Münzstätte zu Stuttgart beinahe nichts als eine jährliche Summe von Scheidemünze geprägt.

Zu dieser Zeit kamen auch zwei neue Gattungen von Goldmünzen im Umlauf, nämlich Max d'or zu zwei und Caroline zu drei Goldgulden, von den Kurfürsten Max. Emanuel von Bayern und Karl Philipp von der Pfalz, denen man bei dem gehörigen Feingehalte nach und nach einen höhern äußern Werth beilegte, wie auch bayerische zu geringe 30 und 15 kr. Stücke, wogegen die drei Kreise am 7. März 1725 diese Münzen herabsetzten. Württemberg, das anfangs diese Münzen bei ihrem Nennwerthe lassen wollte, machte bei Bayern ernstliche Einsprache, folgte aber, da Baden, Ansbach, Hessen-Darmstadt und andere auch derlei Ausmünzungen vornahmen, diesen letztern am Ende nach. Am 9. Mai 1731 gab die Regierung den Befehl zur Ausmünzung von den Carolinen nachgebildeten Eberhardd'or und 30 kr. Stücken, und schloß mit dem Augsburgischen Handelshause Kaspar und Halder (s. oben S. 134) einen Vertrag zu jährlicher Lieferung von Gold und Silber, und bestimmte Feingehalt, Münzschlag, Besoldung, Arbeitslohn (S. 159). Nach S. 160 wurde von Jakobi 1731 bis zum letzten März 1734 die Totalsumme von 3,631,142 fl. 16 kr. in Eberhardd'or zu 10 fl. in 30 Kreuzer Stücken und kleineren Sorten aus meist dazu erkauften portugiesischen Cruſaden und spanischen Piastern gemünzt. Auch gegen diese Münzen ergingen Verrufe und Herabsetzungen, wie gegen die bayerischen und andere; man wandte sich deshalb im J. 1732 an den K. Karl VI., und der Reichshofrath trug 1733 auf Einschreitung gegen Württemberg und einige andere Münzstände an, jedoch ohne Erfolg. Die sogenannten Weisthaler S. 181. Nr. 212 — 214 erschienen im J. 1694 in Folge des Beschlusses der drei Kreise im J. 1693, die abgeschätzten Sorten umzuprägen. Augsburg lieferte den Stämpel zu den Nummern 212 (selten) und 213, Stuttgart zu Nr. 214 mit den

Wapenschildern und 213 und 214 auch Namen und Titeln des Bischofs von Konstanz und des Herzogs von Württemberg, als der beiden Directoren des schwäbischen Kreises.

Als K. Leopold I. dem zum Kurfürsten erhobenen Herzoge Ernst August von Braunschweig-Hannover die Reichssturmfahne übertragen wollte, machte der Herzog Einsprache, indem schon Kaiser Ludwig im J. 1336 dieselbe dem Grafen Ulrich übertragen und K. Maximilian den Grafen Eberhard im Barte bei seiner Erhebung zum Herzoge mit derselben belehnt hatte. Dieß veranlaßte die Medaillen mit der Reichssturmfahne vom unermüdlichen, vielschaffenden Augsburger Künstler Philipp Heinrich Müller, die dutzendweise in allerlei Größe und Gewicht, sowohl in Gold als Silber geprägt, und eben so an die Kindsfrau der Herzogin, als an englische und holländische Offiziere nach der Schlacht bei Höchstädt geschenkt wurden. Die Goldgulden Nr. 6 – 8 sind aus einer Partie Goldwaaren, die man einem schmuggelnden Juwelier aus Schaffhausen abgenommen hatte, geprägt, und haben wahrscheinlich auf die 1710 erhaltene Reichsfeldmarschallswürde Bezug; die Denkmünze Nr. 147 und 148 ist auf die Grundsteinlegung (am 18. Mai 1716) der nach dem Plane des Architekten und Oberstlieutenants Donat Joseph Frisoni de Laino aus Como gebauten Hofkapelle in Ludwigsburg, das von diesem Fürsten gebaut und nach ihm genannt wurde; die Nr. 153 auf die Huldigung in Mömpelgard; Nr. 201 auf des Herzogs Genesung im J. 1733, worauf er jedoch am 31. October desselben Jahres starb.

XV. Abschnitt. Da H Eberhard, Ludwig's Sohn, Friedrich Ludwig, schon im J. 1731 vor ihm gestorben, so folgte sein Vetter, der im J. 1712 katholisch gewordene Herzog Karl Alexander von der Winnenthaler Nebenlinie. Er war ein tapferer Kriegsheld und Statthalter von Servien, der wieder alles, was seine Vorgänger verschenkt oder veräußert hatten, an das herzogliche Haus zurückbrachte, aber schon am 12. März 1737 mit Hinterlassung von drei minderjährigen Prinzen, die nach einander zur Regierung kamen, starb. In die Regierung dieses Fürsten fiel die traurige Münzoperation des jüdischen Banquiers Joseph Süß-Oppenheimer, der mit fast unumschränkter Gewalt die Finanzen verwaltete und die Münze durch Vertrag vom 9. März 1734 an sich brachte unter dem Scheine einer eigenen herzoglichen Münzdeputation. Die weitern Vorgänge und Schicksale dieses Mannes, der am 4. Februar 1738 in seinen Staatskleidern aufgehängt wurde (vgl. Med. S. 582. Nr. 69—73), sind in der Geschichte und Hauff's interessanter Novelle zu trauriger Lehre der Nachwelt überliefert worden. Alle die Rechnungen

der verschiedenen Münzsorten in Gold und Silber, die in ungeheuern Summen geprägt wurden, und sein ganzer 168,263 fl. 39 kr. betragender Gewinn sind S. 183 — 187 niedergelegt, und von Herrn Binder mehrere triftige Entschuldigungen für Süß S. 189 ff. beigebracht. »Das ganze Münzgeschäft kann,« sagt derselbe S. 191, »als eine der kleinern Sünden des Süß betrachtet werden, indem er, förmlich dazu ermächtigt, nur nachahmte, was in andern Staaten schon lange in vollem Gange war, und vor und nach ihm, besonders aber nur 20 bis 25 Jahre später, während des siebenjährigen Krieges, Excesse gesehen wurden, mit welchen Süß's Münzverringerungen nicht zu vergleichen sind. Zwar wurde der dem Herzogthume Württemberg durch die Abschätzung der in so großer Anzahl vorhandenen fremden und eigenen Münzsorten verursachte Schaden auf 6- bis 800;000 fl. geschätzt, welcher aber mehr der Sorglosigkeit des Publikums und der Ohnmacht und der Langsamkeit der obersten Reichsbehörden zuzuschreiben ist.« Wäre man schon um zehn Jahre früher mit Ernst und Entschiedenheit diesem Münzunfug entgegengetreten, so konnte ein großer Theil der bitteren Folgen der Habsucht einzelner Reichsstände erspart werden. Dieses Treiben gewährt einen wehmüthigen Blick in das Finanz- und Münzwesen unsers Vaterlandes!

Von diesem Herzoge kennt man keinen Thaler, wohl aber Caroline von 40 bis 50 verschiedenen Gepräge und mehrere Medaillen, wovon S. 192 das Stück Nr. 6 das k. k. Kabinet in Gold zu 50 Dukaten besitzt, wie auch auf seine Gemahlin Maria Augusta, geb. Prinzessin von Thurn und Taris, die, wie ihre Mutter, im April 1735 in den Malteser Orden aufgenommen wurde, weshalb dieses Kreuz auf ihrer Medaille S. 197 Nr. 64 zu sehen ist.

XVI. — XX. Abschnitt. Da des Herzogs Karl Alexander ältester Sohn Karl Eugen bei des Vaters Tode kaum neun Jahre alt war, führten die Administration die Herzoge Karl Rudolph von der Neuenstadter Linie vom 3. März 1737 bis 15. August 1738, dann H. Karl Friedrich von der Oelsischen Linie bis December 1743, worauf im J. 1744 der junge Herzog die Regierung selbst antrat. Es war eine allgemeine Tarisirung sämmtlicher umlaufenden einheimischen und fremden Münzsorten nothwendig geworden, deshalb wurden über 500 Gattungen größere Münzen von den Kreis-Münzwardeinen probirt, und der Werth der württembergischen Carolinen und Halbguldenstücke gleich den bayerischen auf 8 fl. 50 kr. und auf 24 kr. gesetzt. In Bezug auf die kleinen Münzen wurde nichts erledigt, und mit dem 1740 ausbrechenden österreichischen Erbfolgekriege begann der alte Unfug von neuem.

Er prägte wieder Thaler, wie auch halbe Thalerstücke, und setzte auf diese nach langer Zeit zum ersten Male den Titel von Mömpelgart. Ueber das den drei schreitenden Löwen beigefügte Kreuz auf den Dukaten und Thalern des schwäbischen Kreises (S. 200 und 181. Nr. 212) s. gegen das Ende bei der Stadt Ulm.

Der zweite Administrator Karl Friedrich ließ Thaler von richtigem Gehalte prägen; in der Regel sind dessen Münzen schön, indem mehrere Stämpel der Schweizer Künstler Thiebaud schnitt, so der Thaler Nr. 10—13 aus der Ausbeute von St. Christophsthal.

Unter dem Herzoge Karl Eugen, der am 7. Jänner 1744 die Regierung antrat, kam endlich nach langer und großer Unordnung ddto. Wien 21. September 1753 der sogenannte Conventions-Münzfuß zu Stande. Es verließ nämlich Kaiser Franz I., ein großer Freund der Numismatik, schon im J. 1748, ohne Rücksprache mit den deutschen Reichsständen, den Reichsmünzfuß von 1738, und nahm den Zwanzigguldenfuß an, zu dessen Annahme er auch einige Kreise einlud. Während des siebenjährigen Krieges ward, besonders vom Könige von Preußen, schlechtes Geld, ähnlich dem der Kipper- und Wipperzeit, gemünzt. Auch Württemberg prägte theils unter Pächtern, namentlich durch Seidel aus Baireuth, theils in eigener Verwaltung große Summen schlechten, wenn auch nicht des schlechtesten Geldes. Von diesem durch beinahe volle 50 Jahre regierenden Fürsten sind 325 Stücke Münzen und Medaillen verzeichnet. Die Thaler S. 234. Nr. 165 und 166 sollen den zum levantinischen Handel dienenden österreichischen Thalern zu ähnlichem Gebrauche nachgeahmt worden seyn, und die 24 kr. Stücke Nr. 174 und 175 wurden wegen ihrer Aehnlichkeit mit den österr. Viertel-Conventionsthalern und dem dadurch veranlaßten Betrug in Oesterreich verboten. Das 4 kr. Stück vom J. 1760 (Nr. 127) ist die einzige Münze, auf der im herzoglichen Titel die 1751 erkaufte Herrschaft Justingen genannt ist. Von ihm ist eine reiche Anzahl von Denkmünzen, besonders Preismedaillen der Akademie der Künste, der Karls-Akademie und der hohen Karls-Schule.

Dem kinderlosen Herzoge Karl Eugen († 24. Oct. 1793) folgten seine zwei jüngeren, gleichfalls katholischen Brüder Ludwig Eugen, und nach dessen sohnlosem Hinscheiden am 20 Mai 1795 Friedrich Eugen, der am 23. December 1797 starb. — Während des Erstern Regierung wurden nur Conventionsthaler, dann 4, 3, 1 und $^1/_2$ kr. Stücke im Gesammtwerthe von 21,182 fl. 48 kr. in den seit 1766 beobachteten Gehalten

ausgemünzt. Kriegsgeschichtlichen Werth hat die Militär-Verdienst-Medaille mit dem Spruche: »Der Tapferkeit und Treue,« die erste Württembergs, die der Herzog, welcher eine Landmiliz errichtete, durch Dekret vom 30. Mai 1794 stiftete. Während der Regierung des Letztern wurden außer den vorigen Stücken noch 24 kr. Stücke im Gesammtwerthe von nur 20,428 fl. 57 kr. in den bisherigen Gehalten geprägt. Der Thaler Nr. 1 ist ein wahrer Geschichtsthaler zur Huldigung am 21. Juli 1795, an welchem Tage seinem Ahnherrn die Herzogswürde verliehen wurde.

XXI. und XXII. Abschnitt. Dessen ältester Sohn und Nachfolger, Friedrich II., münzte vom J. 1798 bis 1802 als Herzog, vom J. 1803 bis zu Ende 1806 als Herzog, des h. römischen Reichs Erzpanner und Kurfürst, dann vom 1. Jänner 1806 (vgl. S. 261. Nr. 50) bis zu seinem Tode am 30. October 1816 als König Friedrich I. Die Stämpel zu den schönen Thalern 1, 2 und 26 sind in England geschnitten mit den fehlerhaften vier statt drei Zinken am untersten Hirschhorne. Sehr selten ist der Königsthaler Nr. 54, in welchem er sich REX und ELECT.or nennt, weil sein Schwager, Kaiser Franz II., erst am 11. August 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte. 160 Stücke Current- und Denkmünzen, darunter Civil- und Militär-Verdienst-, wie auch Preismedaillen und Ehrenzeichen, sind genau beschrieben. Guldenstücke wurden nicht geprägt.

Der regierende König Wilhelm nahm die Münze in eigene Verwaltung, verbesserte die ganze Einrichtung und Prägung, ließ 1823 die ersten Guldenstücke ausgeben nach dem Münzfuße von 24½ in zwölflöthigem Silber in gleichem Gehalte und Werthe mit Baden, wie auch im J. 1824 Goldstücke zu 10 und 5 Gulden nach dem preußischen Schrot und Korne. Mit der am 25. August 1837 zu München abgeschlossenen Münzconvention von sechs süddeutschen Staaten beginnt auch für Württemberg eine neue Aera, seit welcher Zeit in Stuttgart nach der Tabelle S. 278 außerordentlich große Summen nach dem 24½ Guldenfuße geprägt wurden. Bisher sind von dieser Regierung 231 Stücke verzeichnet.

Die folgenden fünf Abschnitte enthalten die numismatischen Denkmäler der württembergischen Nebenlinien, als:

XXIII. Die Mömpelgardische. Durch die Vermählung des Grafen Eberhard IV. mit Henriette, Erbgräfin von Mömpelgard († 1443) kam diese Landschaft an das Haus Württemberg, bei dem sie bis zur französischen Revolution verblieb. Als Herzog Christoph nur einen Sohn hatte, überließ

er seinem 54 Jahre alten Oheim Georg 1552 Mömpelgard, der sich 1555 mit der Prinzessin Barbara von Hessen-Darmstadt vermählte, welche ihm die Söhne Ulrich († 1557) und Friedrich, den Stammvater des noch blühenden Hauses gebar. Von Georg († 18. Juli 1558) sind S. 301 zwei Medaillen angezeigt, von der ersteren verwahrt das k. k. Kabinet ein sehr schönes, geschnittenes Exemplar in Bronze; dann etliche Stücke vom H. Ludwig, der als Vormund Friedrich's bis 1581 münzte, worauf dieser die Regierung übernahm und auch hier noch fleißig prägen ließ, nachdem er dem H. Ludwig im Stammlande 1593 gefolgt war. Das Uebrige vom H. Friedrich s. oben S. 148.

Dessen zweiter Sohn Ludwig Friedrich bildete nun eine neue mömpelgardische Linie, von dem, wie von dessen zweiten Sohne Georg II. († 1699), der in Brenz (S. 309) in der Münzstätte seines Schwiegersohnes, des Herzogs Friedrich Ferdinand aus der Weiltinger Linie im J 1692 (S. 307. Nr. 64) münzte, dann auch von dessen Enkel Leopold Eberhard († 1723) Münzen und Medaillen vorhanden sind. Mit des Letzten in morganatischer Ehe erzeugtem Sohne Georg Leopold Grafen von Sponeck erlosch am 14. Februar 1749 diese Linie.

XXIV. Des Herzogs Friedrich dritter, kriegsberühmter Sohn Julius Friedrich erhielt in dem brüderlichen Vergleiche vom J. 1617 nebst einer jährlichen Rente die Orte Brenz und Weiltingen als Apanage, daher der Name Julianisch-Weiltingische Linie. Er ließ als apanagirter Prinz ohne Münzgerechtigkeit zu Brenz eine Münze errichten und unter seinem Namen doppelte, einfache und halbe Hirschgulden in jener Kipper- und Wipperzeit vom 2. September 1622 bis 8. Mai 1623 in einem Zahlenwerthe von 1,094,034 fl., die rauhe Mark zu 24 fl. bis 5 Loth fein prägen, und brachte die feine Mark zu $76^4/_5$ Gulden aus. Man kennt von ihm nur Gulden und halbe Gulden mit der Chiffre B, d. i. Brenz, welches am 18. Mai 1810 an die Krone von Bayern kam.

Als dessen Enkel Friedrich Ferdinand, von dem S. 310. Nr. 8 eine Vermählungsmedaille vom 19. Sept. 1689 beschrieben ist, im J. 1693 die Münzstätte an den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden angeblich zur Ausmünzung von gerechten Reichsthalern vermiethete, ließ der regierende Herzog von Württemberg im Auftrage des schwäbischen Kreises das Gebäude dieser Hekenmünzstätte zerstören.

XXV. Einen Nebenzweig der Julianischen Linie bildet die Oelsische. Des Herzogs Julius Friedrich Sohn Sylvius Nimrod erhielt durch seine Vermählung mit Elisabetha Maria, Erbtochter Karl Friedrichs, letzten Herzogs von Münsterberg-

Oels in Schlesien im J. 1647 dieses Herzogthum, mit dem er vom K. Ferdinand III. am 17. December 1648 belehnt wurde. Von ihm († 1664) sind weder Münzen noch Medaillen bekannt. Dessen drei Söhne, über welche die Mutter († 1686) die Vormundschaft führte, theilten ihr Erbe: a) Sylvius Friedrich bildete die mit ihm 1697 erloschene Linie zu Oels; b) Christian Ulrich die zu Bernstadt, der sein Geschlecht fortsetzte, das mit seinem Enkel Karl Christian Erdmann am 14. December 1792 erlosch; c) Julius Sigmund die zu Trebnitz oder Juliusburg, welche mit seinem Sohne Karl 1745 ausstarb. — Diese Herzoge prägten kraft der Münzgerechtigkeit, welche schon die alten Herzoge von Oels von ihren Schutzherren, den Königen von Böhmen, besaßen und ausübten. Die Gebrüder begannen 1674 gemeinschaftlich zu münzen, und zwar bald da bald dort, bis Herzog Christian Ulrich († 1704), der 1697 von seinem ältern Bruder Oels ererbt hatte, in seiner neuen Residenz im J. 1699 zu prägen begann.

Die schlesische Nebenlinie ist mit Denkmünzen auf verschiedene Gelegenheiten besonders reich ausgestattet; ihr Geld ist im Ganzen der Reichsordnung wie auch der österreichischen Münze gemäß geprägt. Der Verfasser beschreibt eine Reihe von 213 Stücken von sieben Münzfürsten. Den Schluß der Oelsischen Linie machen S. 339 die Medaillen 196 und 197 sowohl auf die Vermählung von H. Karl Christian Erdmann's Erbtochter, Friederike Sophie Charlotte, am 6. September 1768 mit dem Prinzen Friedrich August von Braunschweig-Wolfenbüttel, als auf ihr Hinscheiden am 4. November 1789, worauf das Fürstenthum Oels als Weiberlehen an dieses Haus überging.

XXVI. Die Neuenstadter Linie hat ihren Namen von Neuenstadt am Kocher, das Herzog Ulrich im J. 1504 mit Weinsberg und einigen andern Orten von der Pfalz eroberte und seinem Lande einverleibte. Im J. 1617 gab es der regierende Herzog Johann Friedrich seinem Bruder Friedrich Achilles (von ihm etliche Medaillen S. 344) als Wohnsitz, wo er auch 1631 starb.

Die beiden Aemter Neuenstadt und Weinsberg, welche nach des H. Eberhard's III. Vertreibung aus seinem Lande der Graf Maximilian von Trautmannsdorf vom K. Ferdinand III. zum Geschenke erhalten hatte, aber im J. 1646 wieder herausgeben mußte, gab Eberhard seinem vielgereis'ten und waffenerprobten Bruder Friedrich als Apanage. Dieser hatte außer einer ansehnlichen Bibliothek und vielen Kunstsachen auch eine bedeutende Sammlung alter und neuer Münzen zusammen-

gebracht, die von seinem Sohne Friedrich August mit Liebe gepflegt und vermehrt, in einem 1709 erschienenen Cimeliarchium seu Thesaurus nummorum etc. Seren. Principis Frid. Augusti etc. beschrieben und 1729 durch Kauf mit dem öffentlichen Münzkabinet in Stuttgart vereint wurde. H. Friedrich, von dem nur die Med. Nr. 7 bekannt ist, hinterließ drei Söhne: a) Friedrich August, der mit Albertine Sophie Esther Gräfin von Eberstein im J. 1679 das nun seit 1807 Baden angehörige Städtchen Gochsheim erheiratete, das die Franzosen im J. 1689 sammt der Kirche verbrannten. Auf die Einweihung der neuerbauten Kirche am 15. Juni 1704 beziehen sich die Medaillen Nr. 13 — 17. b) Ferdinand Wilhelm, dänischer und holländischer General, mit den Medaillen 18 und 19 S. 346, wovon jene mit der Jahrzahl 1703 nach seinem 1701 erfolgten Tode geprägt wurde. S. 344. Z. 2 muß nach den Worten: »da aber der Prinz,« der Deutlichkeit wegen sein Name »Ferdinand Wilhelm« ꝛc. gesetzt werden. c) Karl Rudolph, der die Stammlande nach S. 153 vom 13. März 1737 bis 15. August 1738 administrirte und die Neuenstadter Nebenlinie am 27. November 1742 beschloß.

Den XXVII. Abschnitt der herzoglich württembergischen Münzen beschließen die 13 Nummern Nothmünzen (S. 347 f.) des Herzogs Karl Alexander von der Winnenthaler Nebenlinie, die er während der tapfern Vertheidigung der Festung Landau im J. 1713 aus seinem Gold- und Silbergeschirre prägen ließ. Die Münzen, die er als regierender Landesherr von Württemberg vom J. 1733 — 1737 prägte, sind oben S. 152 besprochen.

Den XXVIII. Abschnitt, der den geistlichen Herren gewidmet ist, eröffnet S. 349:

a) Ellwangen. Dieses im J. 764 gestiftete, nachher reichsunmittelbare und gefürstete Benedictinerkloster wurde 1459 zu einer Propstei erhoben und am 25. Februar 1803 mit der gleichnamigen Stadt dem neuen Kurfürstenthume Württemberg überlassen. Die von Beyschlag Taf. V. Nr. 15 und 18 Ellwangen zugelegten zwei Bracteaten sind nicht als dahin gehörig erwiesen. Der Nr. 1. S. 351 mit der Inful bezeichnete Pfenning von 16-21 dürfte vielleicht Montfortisch seyn? Hier sind nur neuere Medaillen, Thaler von 1689 und 1765, dann $^1/_2$ Thaler und Zweikreuzerstücke von den Jahren 1624 — 1626 beschrieben; in Bezug der drei Pröpste Franz Ludwig von Pfalzneuburg († 1732), Franz Georg Grafen von Schönborn († 1756) und Clemens Wenzeslaus, der am 12. Juli 1812 auf seinem Sommersitze Oberdorf (im Bisthume Augsburg) starb, die zugleich

Kurfürsten von Trier waren, wird auf Bohl's Trierische Münzen verwiesen.

b) Schönthal (Speciosa vallis), eine ehemalige reichsfreie Cisterzienserabtei im Jaxtkreise, in deren Kirche das Monument des 1562 gestorbenen Götz von Berlichingen zu sehen ist, war nie münzberechtigt. Man kennt nur eine Silbermedaille vom Abte Sigmund Fichtlin vom Jahre 1629.

c) Die um das Jahr 1100 gestiftete unmittelbare Benedictinerabtei Ochsenhausen unweit Biberach, die von K. Joseph I. in ihrem Gebiete den Blutbann erhielt, im J. 1803 an das neugefürstete Haus von Metternich als Entschädigung für dessen überrheinische Stammgüter Winneburg und Beilstein kam, und von diesem im J. 1824 an die Krone Württemberg veräußert wurde, hatte gleichfalls nie das Münzrecht. Von dem Prälaten Benedict Denzel († 1767) ist eine Medaille vorhanden, deren Veranlassung unbekannt ist.

d) Weingarten, eine Welfenstiftung aus dem Anfange des X. Jahrhunderts, kam mit der am 7. Februar 1613 vom Abte Georg Wegelin reichsunmittelbaren Herrschaft Blumeneck bei Pludenz in Vorarlberg im J. 1803 an Nassau-Oranien, und ersteres im J. 1806 an Württemberg. Nach Beyschlag S. 152 sollen die in seinem Buche Tab. VI. Nr. 50. 51 abgebildeten Bracteaten diesem Kloster angehören (?). Beschrieben sind drei Medaillen, zwei von dem klugen und gelehrten Abte Gerwik Blaarer aus Konstanz vom J. 1529, die dritte auf den im November 1784 verstorbenen Abt Dominik Schnitzer auf sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum am 14. October 1781, vom ältern Matzenkopf in Salzburg gearbeitet; dann einige Wallfahrtspfenninge, die bei dem dort alljährlich gehaltenen Blutritte vertheilt wurden.

Außer diesen besitzt das kaiserliche Münzkabinet in Wien eine schöne silberne Medaille auf des Abtes Gerwik Großneffen und zweiten Nachfolger, den Prälaten Johann Christoph Raitner, der am 22. September 1545 *) zu Altdorf geboren wurde. Sein Vater Johann war des Klosters Verwalter zu Hagnau und die Mutter eine Tochter vom Bruder Gerwik's. Der Knabe trat schon am 30. October 1556 in's Kloster, ging 1560 auf die Universität Dilingen, kam im April 1564 zurück und ward Präfect der Klosterknaben, las am 25. April 1568 die erste Messe und war Wirthschafter des Hauses, bis er nach

*) Hess, Prodromus monumentorum Guelficorum seu Catalogus Abbatum Monast. Weingartensis. Augustae Vindelic. 1781. 4to. p. 288 seq. Nach Heß war er im J. 1578 erst 33 Jahre alt, nach dieser Medaille 37.

dem am 14. November 1575 erfolgten Tode des Abtes Johann Hablizel am 17. zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Er dankte wegen mancher Mühsal, deren Ende er nicht absehen konnte, müde am 10. Nov. 1586 ab und starb am 27. Dec. 1590.

IOANNES. CHRISTOPHORVS. ABBAS. IN. WEINGARTE: Dessen sehr ähnliches Brustbild im Ordensgewande und mit einer Mütze, von der rechten Seite; zu beiden Seiten Æ.—.37. Rev.: INITIVM. SAPIENTIÆ. TI-MOR. DOMINI. Dessen vierfeldiges Wapen mit einem Herzschildchen, darunter die Infel mit dem Stabe besteckt. Im Felde 7—8, d. i. 1578. Größe 21 nach Appel *) oder 1 Zoll 2 Linien im Wiener Maße; Gewicht $^{11}/_{16}$ Wiener Loth; schöner, ehedem geöhrter Originalguß.

e) Von der ehemaligen Prämonstratenser Reichsabtei Weißenau oder Minderau unweit Ravensburg werden drei Medaillen erwähnt, als: auf das dort verehrte h. Blut Christi und den h. Saturninus, eine Bruderschaftsmedaille und auf das Priesterjubiläum des Abtes Anton Unold im J. 1763.

Der XXIX. Abschnitt, der die Münzen und Medaillen der weltlichen Herren enthält, beginnt mit dem uralten Geschlechte der 1) Grafen von Helfenstein, die den Elephanten im Wapen führten. Das hohe Alter ihrer Münzfreiheit, das sich urkundlich nicht nachweisen läßt, erhellt aus einem Bracteaten, der S. 358. Nr. 1 beschrieben ist. Der Thaler Nr. 4 dem Grafen Georg vom J. 1562, auf dessen Rückseite MAXIMILIANI IMP. AVG. P. F. DECRETO, ist mit vollem Rechte höchst verdächtig, wenn nicht etwa der Stämpelschneider 2 statt 8 aus Versehen gemacht hat; zumal das folgende Stück vom J. 1563 noch den Kaiser Ferdinand nennt, dem sein Sohn Max II. erst am 25. Juli 1564 in der Kaiserwürde nachfolgte. Die letzte Münze ist ein geringhaltiges 24 Kreuzerstück vom Grafen Rudolph, mit dem das Geschlecht 1627 erlosch.

2) Von dem altadeligen oberschwäbischen Geschlechte Königsegg, das den Namen von seinem Stammschlosse Königsegg im Oberamte Saulgau führt, erwarb sich Freiherr Johann Jakob von seinem Schwager, dem Grafen Ulrich von Montfort (vgl. S. 164), durch Kauf die Reichsgrafschaft Rothenfels und Staufen. Königsegg selbst wurde 1629 zur Reichsgrafschaft erhoben, und das Haus 1681 in die beiden Linien zu Rothenfels und Aulendorf geschieden. Rothenfels und Staufen

*) Die Größe der hier zur Ergänzung mitgetheilten Medaillen ist sowohl nach Appel's Münzmesser, dem Herr Binder folgte, als auch nach dem kaiserl. österr. oder Wiener Maße bestimmt.

wurden von Kaiser Franz im J. 1804, um seine vorarlbergischen Herrschaften zu arrondiren, gegen die im Arader Comitate gelegenen Herrschaften Boros-Jeno ꝛc. vertauscht, aber im Presburger Frieden der Krone Bayern überlassen. Den Dukaten des Grafen Franz Hugo vom J. 1756 besitzt das k. k. Kabinet. Der Eintrachtsthaler der vier Gebrüder vom J. 1759 ist kraft des von K. Leopold I. der Familie verliehenen Münzprivilegiums vom 15. October 1675 vom Medailleur Georg Toda, der auch die Medaillen auf den Kardinal-Erzbischof von Wien, Grafen Christoph von Migazzi, im J. 1761 und den Thaler des Fürsten Karl Batthyány im J. 1764 verfertigte, wahrscheinlich zu Prag gearbeitet. Der Oheim dieser vier Brüder war Graf Hugo Franz, geb zu Wien 7. Mai 1660, widmete sich, obgleich als Erstgeborner, freiwillig dem geistlichen Stande, war Domherr zu Cöln, Salzburg und Lüttich, 1698 Propst auf Wissehrad bei Prag, 1709 Bischof zu Leitmeritz, dann auch k. k. geheimer Rath, gest. am 6. December 1720. Von diesem sind ein Paar Jettons, als:

a) In 10 Zeilen:

HVGO. FRANC.iscus
D:ei G:ratia SS: REG:iae ET EXEMTae
SS. PETRI & PAVLI. ECCL.esiae
WISSEGRAD:iensis PRAEPOSI
TVS. E. S.acri R.omani I.mperii COM:itibus DE. ET.
IN KÖNIGGSEGG. ET.
ROTTENFELS. ETC.
INSTALLAT.us PRAGÆ
.DIE. 11. MAII
AO 1698.

Rev. Rechts im Wapenschilde die kreuzweise gelegten Schlüssel der Propstei Wissehrad, links das Familienwapen; darüber Inful und Stab. Größe: 17 nach Appel oder 21 Wiener Linien.

b) HVGO. FRAN.ciscus EPIS.copus LITOME.ricensis COM.es IN KONIGSEG. Dessen Wapen mit dem Kardinalshute, der dem Wapen des Bisthums angehört, bedeckt.

Rev. In sieben Zeilen: .FVNDAMENTO. ET. FORTITVDINE. ANNO. MDCCXVI, DIE. IIII. OCTOB.ris.

Zweierlei Größe: 21 nach Appel; dann kleiner in Gold zu einem Dukaten und in Silber.

3) Daß das bis in die Zeit der Hohenstaufen hinaufreichende und im J. 1713 mit dem Grafen Vollrath erloschene Geschlecht der Schenken von Limpurg münzberechtigt war, bestätigt das Münzmeisterhaus, welches bei der Theilung in die Linien Limpurg-Gaildorf und Limpurg-Speckfeld im J. 1441 beiden

gemeinsam verblieb. Bisher sind keine Limpurgischen Münzen aus jener Zeit bekannt, die wahrscheinlich nach dem Muster des nachbarlichen Hall geschlagene Heller waren. Nur ein neu aufgefundenes Stück aus späterer Zeit S. 364 gibt Zeugniß von einer nach der Prägart des XVI. Jahrhunderts Statt gehabten Ausmünzung. Bei Köhler XVIII. 201 ist die Medaille auf den Freiherrn Friedrich VII. von Limpurg-Speckfeld-Sontheim abgebildet.

4) Der Ahnherr des nun fürstlichen, in zwei Hauptlinien getheilten Hauses Löwenstein war Ludwig, Sohn des Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen und der Clara Dett *) aus Augsburg, der vom K. Maximilian im J. 1494 das alte Löwensteinische Wapen und den Reichsgrafenstand erhielt. Dessen gleichnamiger Enkel Ludwig II. vermählte sich 1567 mit Anna Gräfin von Stollberg und Erbin der Grafschaft Wertheim in Franken (Hübner II. 366) mit mehreren Besitzungen im Luxemburgischen, wodurch das Münzrecht der erloschenen Grafen von Wertheim an das Haus Löwenstein kam.

Daß nur die jüngern Brüder Wolfgang Ernest, Ludwig und Johann nämlich Theodor, und nicht auch deren ältester Bruder Christoph Ludwig, der Gründer der Virneburger Linie, auf der ältesten Münze mit der Werthzahl 24 im Reichsapfel (S. 367. Nr. 1), die ohne Jahrzahl auf der Rückseite den Namen K. Ferdinand's führt, erscheinen, beleget mir, daß die Gebrüder nach dem J. 1618, in welchem Christoph Ludwig gestorben, gemeinsam dieses Stück münzten. Warum erscheint aber Ludwig nicht mehr auf dem Thaler vom J. 1622 (Nr. 2), da er doch bis 1635 lebte?

Zu S. 380 wollen wir beifügen: der Fürst Karl (Thomas) verehelichte sich am 4. Februar 1770 mit Maria Josepha, Freiin von Stipplin, Witwe des ehemaligen fürstlichen Hofverwalters und Titular-Kammerraths Rumerskirch, die am 23. April 1735 geboren war. Das kaiserliche Kabinet besitzt auf diese Vermählung die Medaille: MARIA IOSEPHA DE STIPPLIN NUPTA PRINC: DE LOEWENSTEIN: &c. Deren Brustbild von der rechten Seite. Am Buge des Armes die Chiffre C. C. St. (Stiller oder Stockmar).

Rev.: IUNXIT AMOR — VIRTUSQUE. Auf dem mit dem Fürstenhute geschmückten Hermelinmantel ruht rechts das Löwensteinische Wapen und links ein Rad mit acht Speichen.

---

*) Dett oder nach alter Sprech- und Schreibweise Dettin, nicht aber Clara von Dettingen oder Tettingen. Vgl. Göttinger hist. Magazin von Meiners und Spittler. Bd III. S. 385.

Im Abschnitte in zwei Zeilen: HEUBACI D:ie 4 FEBR: | 1770. — Größe: 35 nach Appel oder 1 Wiener Zoll 10 Linien; Gewicht: $2^{1}/_{16}$ Loth in Silber, geprägt.

Von der Virneburger Linie sind 22^{b} Stücke; von der Rocheforter 148, dann zwei neuere gemeinschaftliche und zum Schlusse vier für Chateau-Cugnon geprägte Stücke verzeichnet.

5) Viel und oft schlecht münzende Dynasten in Oberschwaben waren die Grafen von Montfort-Tettnang, der letzten, im J. 1787 erloschenen Linie der ursprünglichen Grafen von der Fahne, welche als Grafen von Montfort und Werdenberg in mehreren Linien und Aesten von den Marken Graubündens auf beiden Seiten des Rheins über den Bodensee bis nach Schwaben hinaus durch Jahrhunderte mächtig geboten, deren gründliche und gediegene Geschichte wir dem Fleiße und den vieljährigen Studien des Hrn. Dr. v. Vanotti, Domkapitularen zu Rottenburg, verdanken.

Schon Dr Heinrich Grote theilte in seinen Blättern für Münzkunde, Leipzig 1836, Bd. II. Tab. III. Fig. 26 zu S. 44 einen kleinen Bracteaten mit, der rechts neben der Kirche eine der Montfortischen gleiche, mit Ringelchen versehene Kirchenfahne zeigt, was demnach, wenn jenes Münzchen ächt ist und wirklich also existirt, die Ausübung des Münzrechtes von Seite der Grafen von Montfort in alter Zeit bestätigt. Warum aber dieses Stückchen gerade dem Hause oder der Linie Montfort zu Feldkirch nach S. 385 unbezweifelt zugeschrieben werden soll, kann Referent nicht einsehen. Fällt das Stück in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts herab, so dürfte es wohl eher dem Grafen Wilhelm von Montfort zu Tettnang angehören, der um 1320 von der habsburgisch-österreichischen Partei zu der des K. Ludwig von Bayern übertrat, und dessen Reichslandvogt in Oberschwaben, ja sogar kaiserlicher Statthalter über Mailand vom J. 1327 bis 20. Februar 1329 war. Nach seiner Rückkehr erlaubte ihm der Kaiser, seinen Markt Tettnang zu ummauern als eine Stadt, welcher er ddto. Augsburg 19. November 1330 die Lindauische Stadtordnung gab. Auch befestigte Wilhelm Langenargen am Bodensee und erbaute auf dem nahe gelegenen Inselchen ein sehr festes Schloß, in das er die Münze verlegt haben soll *). Der Bau soll nach v. Vanotti S. 105 im J. 1343 vollendet worden seyn. Die Urkunde einer dießfälligen Münzverleihung fehlt durchaus; auch findet sich unseres Wissens in keinem Dokumente irgend eine Spur von Montfortischem Gelde aus jener Zeit.

*) Vgl. Beschreibung des Oberamtes Tettnang. Stuttgart und Tübingen, 1838. S. 198.

Die unbestreitbare Reihe Montfortischer Münzen, von denen S. 391 f. 189 Stücke beschrieben werden, beginnt mit dem Grafen Wolfgang, von dem der Thaler S. 392. Nr. 6 die Jahrzahl 15 — 29 trägt. Der Umstand, daß Wolfgang allein und nicht gemeinsam mit seinen ältern ihn überlebenden Brüdern Johann und Hugo das Münzrecht ausübte, bestärkt mich in der Annahme, daß K. Karl IV. nur jenem das Münzrecht erneuert (?) oder verliehen habe, zumal Münzen von diesen gänzlich unbekannt sind.

Wolfgang, der im Bauernkriege 1525 mit Tapferkeit und Umsicht seine Burg Rothenfels bei Immenstadt vertheidigte, erschien bei dem so wichtigen Reichstage zu Augsburg i. J. 1530 als des Kaisers erstgenannter Hofrath neben Ulrich von Schellenberg, Kaspar Künglin (Künigl), zog 1532 als Oberster der Mannschaft des schwäbischen Kreises nach Oesterreich gegen die Türken, folgte dem durch die Steiermark abziehenden Sultan zugleich mit Hanns Katzianer und 1500 gerüsteten Pferden, und erlegte auf dem Rückzug bei Wienerisch-Neustadt am 19. September etliche Tausend von denen, welche dem Leichenfelde bei Loibersdorf entkommen waren; dann führte er die 400 Mann starke schwäbische Reiterei im Treffen bei Laufen am 13. März 1534. Darauf ward er Statthalter der oberösterreichischen Regierung zu Innsbruck, und starb von seiner Gemahlin, Eleonora Freiin von Wolfenstein-Rodeneck, kinderlos am 21. Mai 1540.

Das k. k. Münzkabinet verwahrt von ihm die Medaille: WOLL. GRAF. ZV. MONTFORT. VVND. ROTTENFELS. Dessen bärtiges Brustbild im Panzerhemde und mit einem Hute, von vorne. Rev.: GLORIA IN EXCELSIS DEO * MDXXX. Die Montfortische Kirchenfahne, auf dem Helme prangt ein halbes Männchen mit der Infel auf dem Haupte. Größe: 42 nach Appel oder 2 Wiener Zoll 4 Linien; schöner geschnittener Originalguß, welcher vielleicht im kunstreichen Augsburg während seines vorerwähnten dortigen Aufenthaltes verfertigt wurde.

Wolfgangs Neffe, der Graf Ulrich IV. (nach anderer Zählung VIII.), der letzte Mannssprosse dieser älteren Tettnangischen Linie, verkaufte die Grafschaft Rothenfels an seinen Schwager Johann Jakob Freiherrn von Königsegg zu Aulendorf, welcher zu Wien am 15. September 1565 mit dieser Grafschaft von Kaiser Maximilian II. belehnt wurde. Dem Grafen blieb vorbehalten die Grafschaft Argen, die seit 1440 mit Rothenfels vereint war, mit dem Blutbanne und dem Fischrechte auf dem See, wie auch das Recht, Silbermünzen zu schlagen, dann der Titel von Rothenfels und ein Drittel des Ertrages der

dortigen Bergwerke. Den Goldgulden vom J. 1568 S. 392 Nr. 11 schlug der Graf mit Vergünstigung des Kaisers. Mit vollem Rechte weiset B. den auf diesem und andern Stücken erscheinenden heil. Johann von Montfort, Patron auf Cypern († 1248), den nordfranzösischen Grafen dieses Namens zu. Das k. Münzkab. zu München besitzt von demselben († 1574) die einseitige Medaille: VLRICH. G.raf Z.u MONT- (sic) Vnd × ROTEN-FOLS. NOCH. WOL. W ende (es) GOTT. EC. *. Dessen Brustbild mit goldener Kette und daran hängendem Medaillon und einer Mütze, von der linken Seite. Größe: 38 nach Appel oder 2 Wiener Zoll 3 Linien. Von dessen nachheriger Gemahlin Ursula, geb. Gräfin von Solms-Lich, besitzt das k. k. Kabinet das sehr schöne Stück: VRSVLA GEPOREN GREVIN ZV SOLMS. Z. IRS ALTERS IM XVII. ✪ Deren jugendliches Brustbild mit goldener Kette und einem Blumenkranze über der Haube. Ohne Kehrseite. Größe: 34 nach Appel oder 1 Zoll 10 Linien; Gewicht: $1^1/_{16}$ Loth. Da diese Gräfin am 10. October 1528 geboren wurde, so fällt diese Medaille um das Jahr 1545. Ein Jetton vom Jahre 1595 auf Adam von Neuhaus, obersten Burggrafen zu Prag, und seine Gemahlin, die schöne und wohlthätige Gräfin Katharina von Montfort aus der steiermärkischen oder pfannbergischen Linie, ist in diesen Jahrbüchern Bd. CXIV im Anzeigeblatte S. 15 ausführlicher gesprochen. — Die Grafen von Montfort gehören wohl ihren frühern Besitzungen nach, nicht aber in numismatischer Hinsicht, zum vorarlbergischen Kreise Tirols, dem sie in einem Auctions-Kataloge zugetheilt sind, sondern zum ehemaligen schwäbischen Kreise, zumal der zweite und letzte Theil der Grafschaft Bregenz am 23 September 1523 an Erzherzog Ferdinand I. verkauft wurde, und die Grafen in Langenargen, das nie zu Vorarlberg gehörte, münzten.

6) Die Grafen von Sulz und Landgrafen im Kleggau, die durch die Vermählung Alwig's († 1493) mit Verena von Brandis auch Vaduz und die Herrschaft Blumenegg im obern Vorarlberg bis 1613 besaßen, münzten erst in jüngerer Zeit. Graf Alwig maßte sich das Münzrecht der Insel Rheinau an und münzte mit deren Wapen (einem gekrümmten Fische) und Schutzheiligen von 1621 — 1623, gab aber in letzterm Jahre nach und trug dem Abte sogar seine Münzstätte, wahrscheinlich in Thengen (nicht Thiengen) an. Zu S. 410. Nr. 2 ist zu bemerken: das k. k. Münzkabinet verwahrt einen Thaler: ALBIG ⁘ CO ⁘ IN ⁘ SVL (der gekrümmte Fisch wegen Rheinau) Z ∘ L ⁘ IN ∘ GLEGGAV ∘⁘∘ Dessen Brustbild im Harnisch mit darüber geworfenem Mantel und in schlicht herab-

hängendem Haare von der rechten Seite. Rev. wie Nr. 1, aber unten bei den Endfedern des Doppeladlers zu beiden Seiten M — S. Dasselbe hat auch aus der Baron von Brettfeld'schen Münzsammlung Nr. 35,784 einen einseitigen Pfenning ohne Schrift mit zwei Wäpchen in einem Dreipaß dem Grafen Johann Ludwig († 1687) zugetheilt; unten rechts die drei aufsteigenden rothen Spitzen im rothen Felde wegen Sulz, links der brennende Ast wegen Brandis und oben HK in einander gezogen.

7) Von den schwäbischen Titularherzogen von Teck, die mit Ludwig, Patriarchen zu Aquileja, am 19. August 1439 erloschen, wird eine aquilejische Münze mitgetheilt. Deren Wecken oder Rauten wurden im J. 1495 in das neue herzogliche Wapen von Württemberg aufgenommen. Desgleichen sind

8) von dem fürstlichen Hause von Thurn und Taxis, das nie münzberechtigt war, sämmtliche Medaillen im Werke erläutert und beschrieben.

9) Da Tübinger Münze, nach Pfunden, Schillingen, Pfenningen und Hellern abgetheilt, in verschiedenen Verträgen um 1228 bis gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts erscheint, belegt, daß die 1631 ruhmlos erloschenen Pfalzgrafen von Tübingen, die mit ihrer rothen Kirchenfahne im goldenen Felde zum Geschlechte der Grafen von Montfort und Werdenberg gehörten, zu jener Zeit gemünzt haben. Zu Tübingen, das im J. 1342 an das Haus Württemberg verkauft wurde, waren 1472 und 1493, wie auch in der Kipperzeit 1622 — 1623 württembergische Münzstätten.

10) Das nun seit 1803 gefürstete Geschlecht der Truchsesse von Waldburg war nie münzberechtigt. Die Linie Friedberg-Scheer ließ sich jedoch in jener berüchtigten Kipperzeit 1622 und 1623 zu Ausmünzungen verleiten, wovon aber jetzt nichts mehr bekannt ist.

Von Otto von Truchseß-Waldburg-Scheer, der vom J. 1542 bis zu seinem am 2. April 1573 zu Rom erfolgten Tode Bischof zu Augsburg war, und schon am 19. Dec. 1544 die Kardinalswürde erlangte, sind keine Thaler bekannt. Nachstehende Medaillen verwahrt das k. k. Münzkabinet:

a) OTHO. TRVCHSES. DEI. GRATIA. EPS. AVGVST. M.D.XLII. Dessen bärtiges Brustbild mit kurzem Barte im geistlichen Gewande und mit Baret, von der rechten Seite; im Felde ETA. SVE — XXX. Rev. Rechts das bischöflich-augsburgische und links das Familienwapen, darüber die Inful, unten der Pelikan, der die Jungen mit seinem Blute nährt, darunter S I C und auf einem fliegenden Bande unten: HIS QVI

DILIGVNT. Größe: 22 nach Appel oder 1 Zoll 2 Linien; Gewicht: $^{11}/_{12}$ Loth in Silber; ehedem geöhrter, überaus schöner Originalguß.

b) OTHO. CARDINAL: ESP. AVGVS: (15)47. Dessen links gekehrtes Brustbild im geistlichen Gewande und mit dem Barette (nicht Kardinalshut). Im Felde ETA. S — XXXII. Rev. Im ersten und vierten Felde des quadrirten Schildes das Wapen des Hochstiftes, im zweiten und dritten die drei schreitenden Löwen, darüber der Kardinalshut. Größe: 18 nach Appel oder 11 Linien; Gewicht: fast $^{7}/_{16}$ Loth in Silber. Kein Thaler, wofür er in Faber's Entwurf einer numismatischen Känntnis der Europ. Staaten, 1747, Nr. 1440 ausgegeben ist.

c) OTHO. CARDINALIS. AVGVSTANVS. Dessen bärtiges Brustbild im geistlichen Ueberwurfe, ohne Kopfbedeckung, von der linken Seite. Rev. Auf dem doppelköpfigen Reichsadler ruht Christus am Kreuze, darunter der Pelikan, welcher seinen Jungen die Brust öffnet, mit der Umschrift: SIC. HIS. QVI. DILIGVNT. Größe: 25 nach Appel oder 1 Zoll 4 Linien; Gewicht: 1 Loth in Silber; sehr schöner Originalguß.

d) OTHO. CARDINALIS. AVGVSTANVS. Dessen vorwärts gekehrtes Brustbild im geistlichen Gewande, mit dem Barette auf dem Haupte. Rev. wie die Rückseite von c). Größe: 25 nach Appel oder 1 Zoll 4 Linien. Originalguß in Bronze.

11) Ein sehr interessanter Artikel ist der über die Herren von Weinsberg, deren Stammburg bei dem einst welfischen, durch die Weibertreue berühmten Städtchen Weinsberg gestanden, nach den urkundlichen »Mittheilungen zur Geschichte der Reichs-Münzstätten zu Frankfurt am Mayn, Nördlingen und Basel, im zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, insbesondere während ihrer Verwaltung unter Conrad von Weinsberg, dem Reichs-Erbkämmerer. Von Joseph Albrecht. Heilbronn, 1835. S. IV und 160.« Wenn auch die Herren Albrecht und Binder das Münzrecht dieses Geschlechtes erst mit dem hier folgenden Conrad beginnen, so läßt sich vielleicht eine, wenn auch nicht völlig berechtigte Mitausübung dieses Rechtes bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufrücken. Es heißt nämlich in einem Vertrage *) vom J. 1253, in welchem Gottfried von Hohenlohe und die Gebrüder Eberhard und Conrad von Weinsberg über ihre streitigen Rechte der damals gemeinschaftlichen Stadt Oehringen sich ausgleichen, ur-

*) Hanselmann's diplomatischer Beweis der Landeshoheit des Hauses Hohenlohe. Nürnberg, 1751. Urkunde S. 410, besonders S. 411 und 415.

kundlich und ausdrücklich zweimal: ſibenzehen »unſe (sic) heller,« welches unſe oder unſere ich nicht auf Gottfried allein beziehen kann, indem es im Eingange des Vertrages heißt: »Ich Gotfrit von Hohinloch, vnd Wir Engelhart vnd Cunrat von Winſperc,« ſondern auch auf die Gebrüder von Weinsberg ausdehnen muß. Daß auch die Münze von beiden Theilen angeſprochen oder angeſtritten wurde, ergibt ſich aus einer Stelle derſelben Urkunde, wo es gegen das Ende heißt: »Der voit (der Vogt, der von Hohenlohe einzuſetzen war) ſol auch haben alleine die Juden und Munze, vnd ſol ſetzen zwelf Munzere, die heizent husgenozzen,« wodurch nun Juden und Münze dem Herrn Gottfried von Hohenlohe allein vertragsmäßig zugetheilt wurden. — Conrad von Weinsberg, Gemahl der Gräfin Anna von Hohenlohe, ein ſehr reicher Kapitaliſt und einſichtsvoller Staatsmann, war K. Sigismunds Rath und Reichserbkämmerer, und hatte hiemit die Aufſicht über die Reichsmünzen. Schon ddto. Konſtanz 6. Februar 1415 erhielten nach Albrecht S. 42 und 97 Eberhard und ſein Sohn Conrad das mit ſeiner Herrſchaft Weinsberg verbundene Regal, ſilberne Münzen zu ſchlagen, wovon kein Stück bekannt iſt. Für mehrmals dargeliehene große Summen verpfändete das geldbedürftige Reichsoberhaupt ihm verſchiedene Regalien, darunter des Reiches Münzen (beſonders die goldenen), zu Frankfurt, Nördlingen und Baſel, die er von 1431 bis zu ſeinem Tode am 18. Jänner 1448 inne hatte. Seinen beiden Söhnen, Namens Philipp, erneuerte der Kaiſer Friedrich III. die Verpfändung der goldenen Münze in den drei Städten, und als der jüngere Philipp Geiſtlicher wurde, kamen in der Theilung dieſe Pfandſchaften dem ältern Bruder zu. Im J. 1469 gab er vermöge der ſeinem Vater 1444 verliehenen Freiheit der Afterverpfändung die goldene Münze zu Nördlingen — denn die ſilberne daſelbſt ſtand der Stadt zu — an den Frankfurter Münzmeiſter Hanns Schrauff, löſ'te ſie aber wieder ein. Wegen laut gewordener Klagen über dieſe geringhältigen Nördlinger Goldgulden übertrug der Kaiſer 1483 der Reichsſtadt Nördlingen die Aufſicht über die dortige Münze und befahl 1487 Philippen von Weinsberg daſelbſt nicht mehr münzen zu laſſen, nahm aber nach drei Jahren dieſen Befehl wieder zurück, und Philipp beſaß die dortige Münze, in der er vom J. 1496 an auch Silber ausprägte, wovon aber nur wenige Stücke auf die Nachwelt gekommen ſind, bis zu ſeinem Tode 1504. Deſſen Münzrecht ging, da der kaiſerliche Pfandbrief nie eingelöſt wurde, als Erbſchaft an das gräflich Königſteinſche Haus über, indem deſſen Tochter Katharina mit Eberhard VII. Grafen von Königſtein und Rochefort († 1544) ver-

mählt war und 1535 kinderlos starb [1]). Eberhard's Schweſter Anna, die letzte dieſes Geſchlechtes, erhielt ſchon von K. Karl V. auf dem Reichstage zu Worms 1521 das Recht der Succeſſion, und die Grafſchaft Königſtein (zwei Meilen von Frankfurt) kam mit dieſen Rechten durch Annens Hand an Botho Grafen von Stollberg († 1538) und ſeinen Sohn Ludwig ꝛc.

Das k. k. Münzkabinet hat auch ſolche Weinsberger Goldgulden aus den genannten drei Münzſtätten, z. B. a) von Baſel; in Mönchsſchrift: FRIDERICVS ⁘ ROMANO'⁘ IMPER', in einer gebogenen Einfaſſung der Reichsapfel. Rev.: MONET'. NO' — BASILIENS', die ſtehende Madonna, die das Jeſuskind auf dem linken Arme hält, unten , d. i. das Weinsbergiſche Wapenſchildchen, ohne Jahrzahl. Haller in ſeinem ſchweizeriſchen Münzkabinete II. S. 1506 ſetzt den letzten Weinsberger Goldgulden auf Baſel in's Jahr 1495, und den letzten, der daſelbſt mit dem Königſteiniſchen Wapen geſchlagen wurde, in das J. 1504. Das Recht, goldene Münzen zu ſchlagen, erhielt die Stadt Baſel erſt im J. 1516 vom Kaiſer Maximilian I., nachdem Graf Eberhard 1509 die kaiſerliche Goldmünze von da nach Augsburg verlegt hatte, wo er 1514 mit der biſchöflich-ſtädtiſchen Münze übereinkam, ſein Wapen auf ſeine Münzen zu ſetzen, das auch auf den dort geſchlagenen breiten Groſchen erſcheint. Die Münzen von Botho's Sohne, dem Grafen Ludwig von Stollberg, mit dem J. 1544 haben noch den Augsburgiſchen Stadtpyr. b) Von Frankfurt, Av. mit dem Typus wie bei a), ſowohl vom Kaiſer Friedrich ohne Jahrzahl, als auch von deſſen Sohne K. Maximilian von 1494, 1499 u. 1501. Rev.: * MONET · NO' — FRANC'FD. St. Johann der Täufer ſtehend mit dem Lamme auf dem linken Arme; unten zu ſeinen Füßen die drei Schildchen von Weinsberg; dann von demſelben Gepräge mit dem Königſteiniſchen vierfeldigen Wapen von den Jahren 1506 u. 1509. c) Von Nördlingen [2]),

---

[1]) Vgl. Lucä uralten Graffen-Saal, Frankfurt 1702, S. 241, und Hübner's genealog. Tab. II. 376 und 371.

[2]) Im J. 1480 war Friedrich Ziegler Münzmeiſter zu Nördlingen. Seine Söhne Paul und Niklas wurden berühmte Männer. Paul, deſſen Vaterland Eichhorn in ſeinem Episcopatus Curiensis S. 139 nicht nennt, wurde 1503 Fürſtbiſchof zu Chur, ſtarb wegen Religionsunruhen flüchtig am 25. Auguſt 1541 auf ſeinem Schloſſe Fürſtenburg in Tirol und ruht im Kloſter Marienberg. Niklas Ziegler, Herr zu Baar, war kaiſerlicher Rath, Reichsvicekanzler und Landvogt in Schwaben, und hatte in ſeiner Vaterſtadt ein Haus, in welchem Kaiſer Maximilian I. i. J. 1513 einkehrte, daher es Kaiſerſaal genannt wurde. Deſſen Söhne verkauften es am 7. September 1555.

deren Vorderseite mit den Namen der Kaiser Friedrich und seines Sohnes Max I. von 1497 ganz mit der Goldmünze von Basel und Frankfurt übereinstimmt; die Rückseite hat MONET. NO'— NRDLIN', und den h. Johann mit dem Lamme und unten die drei Schildchen. Der letzte Weinsberg begann im J. 1496 zu Nördlingen in Silber zu münzen; von ihnen aber, wie vom Grafen Eberhard VII. von Königstein, gibt es keine zu Frankfurt und zu Basel geschlagene Silbermünzen. Breite Groschen mit dem Königsteinischen und Nördlinger Wapen kenne ich von den Jahren 1513—1521, 1533.

12) Die beiden S. 423 beschriebenen Stücke von Hanns Sigmund von Wöllwardt oder Wellwardt († 10. Mai 1622) hält der Herr Verfasser wahrscheinlich nur für Probestücke projectirter Ausmünzungen; sie sind Jettons, wovon das zweite Stück mit + HERR | + MEINEN GEIST | BEVELH ICH | IN DEIE | HAD (6) auch das k. k. Kabinet besitzt.

13) Von Wilhelm Werner Grafen von Zimmern ꝛc., österreichischem Rathe und Oberhofmarschall, der im J. 1594 zu Padua als der letzte dieses Stammes starb, ist S. 424 eine seltene silberne Medaille vom J. 1569 mitgetheilt.

Der XXX. Abschnitt enthält eine Hauptabtheilung der württembergischen Münzgeschichte, nämlich die nicht geringe Zahl von Städten, unter denen neben Stuttgart als landesfürstliche Münzstätte besonders die alten Reichsstädte Hall, Ulm und Ravensburg hervortreten. Wir wollen sie nach dem Verfasser dem Leser alphabetisch in Kürze vorführen.

1) Die Reichsstadt Aalen, mit einem gekrümmten Aal im Wapen, nahm an dem den 2. September 1423 mit andern Städtchen Schwabens geschlossenen Münzvertrag Antheil, woraus aber noch nicht die Münzberechtigung folgt; wenigstens sind bisher von ihr keine Münzen bekannt.

2) Wenn auch die Reichsstadt Biberach mit dem aufrecht stehenden Biber in ihrem Schilde sich 1404 der Münzvereinigung anschloß und die Münzconvente zu Frankfurt und Ulm beschickte, so hat sie deshalb noch nicht selbst gemünzt, zumal in jener Zeit nur vier Münzstätten (S. 140) in Schwaben waren. Nach einer alten Chronik soll ihr K. Karl V. kleine Münzen zu schlagen erlaubt haben, wovon man aber keine kennt. Nur zur Kipper- und Wipperzeit wurde am 21. Februar 1623 beschlossen, Dreibatzenstücke machen zu lassen, und zwar scheinen in der Münze zu Kempten im J. 1623 für Biberach derlei Stücke geprägt worden zu seyn. Man kennt auch hievon nichts, wie von den Hellern, die im vorigen Jahrhunderte geschlagen worden seyn sollen. Biberach hat sechs Jubelmedaillen auf die zweite Säcular-

feier der Reformation im J. 1717, wozu der Senator und Edelsteinschneider Johann Christoph Schaupp die Stämpel machte; desgleichen auf die Augsburger Confession vom J. 1730, dann auf die Wiederherstellung der im dreißigjährigen Kriege verwüsteten Kirche auf dem evangelischen Gottesacker, vom 11. Sept. 1762, und endlich auf den Lüneviller Frieden am 9. Februar 1801 von Neuß in Augsburg.

3) Ob der Bracteat, den Beyschlag S. 86 und Tab. V. 8 der Reichsstadt Buchhorn, jetzt Friedrichshafen am Bodensee, zutheilt, derselben angehöre, ist noch sehr fraglich. Auch sie nahm an den Münzvereinen von 1404 und 1423 Antheil. In den Jahren 1703 und 1704 ließ sie unter ihrem spätern Wapen — nämlich rechts mit einer grünen Buche im silbernen Felde und links mit einem gebogenen Hirtenhorne im rothen Felde — geringhältige Scheidemünze zu zwei und einem Kreuzer, wie auch Pfenninge (S. 429) schlagen. Im folgenden Jahre 1705 wurde die Münzstätte von Reichs wegen durch eine bewaffnete württembergische Commission zerstört und die Stadt in alle Kosten verurtheilt.

4) Calw, das nach dem Erlöschen der alten dießnamigen Grafen später von den Erben an Württemberg verkauft wurde, hatte nie eine Münzstätte; man kennt von ihm nur zwei Denkmünzen, nämlich auf die dem Herzoge Karl Alexander i. J. 1733 geleistete Huldigung zu 2 Dukaten und in Silber zu $^9/_{16}$ Loth, und auf das dritte Reformations-Jubiläum im J. 1817 von $^3/_{16}$ Loth.

5) Die alte freie Reichsstadt Eßlingen, welche 1802 an Württemberg kam, tritt auch dem 1396 von Herzog Leopold IV. von Oesterreich, dann dem Bischofe von Augsburg, Württemberg und Oettingen (S. 431, dann 19 und 41) geschlossenen Münzvertrage bedingungsweise bei, daß nämlich die neue Vereinsmünze auch bei ihr Gang haben sollte und so lange, bis der Kaiser den Städten eine andere Münze gebe, und unterzeichnet den zwischen mehreren schwäbischen, fränkischen und rheinischen Fürsten und Städten in Betreff der goldenen Münze zu Frankfurt am 20. September 1477 geschlossenen Abschied. Merkwürdig wurde diese Stadt für die Münzgeschichte durch die von K. Karl V. am 10. November 1524 daselbst erlassene erste allgemeine Reichsmünzordnung. Sie hatte selbst kein Münzrecht und weiset nur thalerähnliche Medaillen auf städtische Beamte und Huldigungen bei den Regierungsantritten K. Leopold's I. am 24. Februar 1660 und K. Joseph's I. am 13. September 1705, dann auf das Reformations-Jubiläum 1717 vor.

6) Die beiden vormaligen Reichsstädte Giengen und

Gmünd, die schon in der mehrerwähnten Einigung vom J. 1423 vorkommen, erfreuten sich nie des Münzrechtes; doch dürfte ein kleines Kupferstück mit dem aufgerichteten Einhorn, welches beide Städte — jene silbern im rothen Felde, diese golden auf blauem Grunde — im Wapen führen, aus der Kipperzeit von 1622 und 1623 hieher gehören. Für Gmünd gibt es aus neuester Zeit zwei Preismedaillen, die Kaufmann Leopold Geiger († 29. Nov. 1838) stiftete, an zwölf vorzügliche Gewerbschüler. Ein nachahmungswerthes Beispiel.

Von dem nun Baden'schen Städtchen Gochsheim und dessen Medaille vom J. 1704 haben wir oben S. 158 gesprochen.

7) Das Pfarrdorf Großgartach, vordem ein Reichsdorf im k. Oberamte Heilbronn, besitzt eine Medaille von dem Stämpelschneider Peter Paul Werner auf des heldengleichen Herzogs Karl Alexander Regierungsantritt im J. 1733, dessen Schutze der Ort, der zu Württemberg und dem Ritterstifte Odenheim gemeinsam gehörte, sich empfiehlt.

8) Schwäbisch-Hall oder Hall am Kocher verdankt seinen Salzquellen Ursprung und Namen, und spielt in der süddeutschen Münzgeschichte eine allbekannte Rolle, indem eine Gattung kleiner Scheidemünzen nach ihr Häller oder Heller genannt wurde. In einer Urkunde des Jahres 1037 ist schon von Haller Münze die Rede. Der starke Betrieb des unentbehrlichen Salzes forderte frühzeitig ein Austauschmittel. Diese Münze war anfangs eine kaiserliche mit eigener Währung (librae Hallenses und librae Hallensis monetae), das Pfund zu 240 Stück Pfenningen oder Hellern, was ursprünglich denselben Werth hatte; des Hellers Hälfte hieß der Hälbling (Obolus), von denen K. Karl IV. im J. 1356 zu 100 Pfunden Heller ein Pfund zu schlagen befiehlt. Diese Heller wurden wegen ihrer Brauchbarkeit und ihres feinen Kornes auf dieses Kaisers Verordnung von dem nämlichen Jahre für die damals in mehreren Städten ausgeprägten Heller als Muster und Norm angenommen. Unter K. Wenzel war Hall noch eine kaiserliche Münzstätte, indem er am 16. Juli 1385 befiehlt, wegen der großen Unordnungen und Verwirrungen im Münzwesen für Schwaben und Franken in den vier Städten Nürnberg, Augsburg, Ulm und Hall Heller mit Kreuz und Hand, und zwar jede Stadt mit einem »sichtig Zeichen« zur Unterscheidung zu schlagen, ein Pfund für einen hungarischen oder böhmischen Gulden, und zwar zu 49 Schillingen (jeder zu 12 Hellern) und 4 Hellern = 592 Stück Hellern auf eine rauhe Nürnberger Mark. Diese Münze soll in 33 namentlich angeführten Städten und in den diesen beiden Landschaften angränzenden Gebieten

und Städten allein kursiren, und die münzberechtigten Stände ihre Heller in gleichem Schrott und Korn münzen. Die Stadt Hall erhält erst im J. 1396 das Recht Heller auszumünzen, und zwar auf acht Jahre und darnach auf Widerruf; das Privilegium von 1397 dehnt das Münzrecht auch auf andere Münzsorten und auf ewige Zeiten aus, beide bestätigt der Reichsvikar Pfalzgraf Ludwig am 28. September 1401 und K. Rupert am 30. October desselben Jahres. Der Verfasser spricht S. 443 von dem Erscheinen des Kreuzes und der Hand auf den Münzen. Jenes beginnt auf römischen Münzen des Kaisers Theodosius II. (408—450, und erbte sich auf den karolingischen und andern mittelalterlichen Münzen fort *); diese nicht mit Unrecht für die segnende Hand Gottes, dextra dei statt gratia dei gehalten, erscheint zuerst auf päpstlichen Münzen des VIII. und IX. Jahrhunderts, dann auf böhmischen und einigen andern Münzen, und mag auch der Haller Münze als Muster gedient haben; beide, Kreuz und Hand — dextra fidesque — gaben, zumal wenn die Münzen in gutem Gehalte gemacht waren, ein würdiges Symbol derselben. — Hall hatte keine Bracteaten; die beiden von Appel im Repertorium Bd. IV. Nr. 1275 und 1276 als solche bezeichneten sind keine Bracteaten und gehören in spätere Zeit. Von den Thalern, die nach S. 447 zu Hall und in den schwäbischen Reichsstädten Isny, Kempten, Kaufbeuern, Ulm und Donauwörth ꝛc. von den J. 1538—1549 theils zu den Kosten ihrer Theilnahme am Schmalkaldenbunde, theils nachher zur Zahlung der vom K. Karl V. aufgelegten Strafgelder geprägt wurden, finden sich manche schöne Stücke, besonders von Kempten, Kaufbeuern und Donauwörth, unter Fundmünzen aus Ungarn, wohin sie wohl durch deutsche Söldner gekommen seyn mögen. Hall ließ vom J. 1705 an seine Münzen in Nürnberg machen, daher viele mit den Chiffern dortiger Münzmeister bezeichnet sind. — Es werden 89 Nummern verschiedener Münzen und Medaillen beschrieben, nebst 13 Denkmünzen auf Personen von Hall, unter denen Nr. 96 bis 101 den daselbst 1541 ohne Arme gebornen Thomas Schweicker betreffen. Von diesem armelosen Manne, der auf der Medaille sitzend in Mantel und Pelzmütze und mit einer zwischen den Zehen gehaltenen Feder schreibend dargestellt ist, besitzt die k. k. Ambraser-Sammlung ein sehr schönes kunstreiches Autograph in verschiedenen lateinischen und deutschen Schriftarten auf Pergament, fast 1 Fuß 9 Zoll hoch und 1 Fuß breit. Dieses Kunstwerk mit kalligraphischen

*) Vgl. über Kreuz und Kreuzer diese Jahrb. Bd. CXIII. Anz. Bl. S. 25. Anmerk. 1.

Zügen und Verzierungen führt oben die Jahrzahl 1573, dann in drei Zeilen die Worte: »Epigramma D. Joan. Post, Germers (heimensis?) de Thoma Suueickero Halensi, quem natura brachijs spoliauit. Haec scribebat suis pedibus. Aetatis sue. 32 A°.« Darunter in fünf Distichen:

MIra fides. pedibꝰ iuuenis facit omnia dextre
Cui pariens mater brachia nulla dedit,
Namque bibit pedibus. pedibꝰ sua fercula sumit,
Atque salutanti porrigit ille pedem.:
Quin etiam pedibus sic apte scribit, vt ipsa
Vix credas aliquem scribere posse manu.
Omnia nempe potest uigilans industria: quare
Iam nihil est de quo iure queratur homo,
Cui natura suas etenim negat inuida vires,
Ingenium donat maius habere DEVS.

Gegenüber steht die freie metrische Uebersetzung. Dann folgen in abwechselnden Charakteren Stellen und Sprüche aus Jeremias, Sirach, Paulus ꝛc.; unten in des Blattes Mitte sind auf einem gezackten Wapenschildchen zwei über's Kreuz emporgehobene Hände, über denen TS verschlungen als Namenschiffre schwebt; rechts davon stehen die Worte: Si Deus pro nobis quis contra nos. Paul, Roman. 8, links, ähnlich wie auf der Medaille: Deus est mirabilis in operibus suis. Psal. 105. Zum Schlusse liesst man in sechs zum Theil verblichenen Zeilen die Bestätigung von Johann Merckhlin des innern Rates und Wolfgang Senwaldt (?) des h. römischen Reiches Schultheiß, beiden zu Schwäbisch Hall, daß dieses Kunstwerk durch obgenannten Thoman Schweyckhern mit seinen Füßen gemacht sey, geben am 23. December 1573.

(Schluß folgt.)

Art. VI. Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt von F. J. Mone. 2 Bände. Carlsruhe, Druck und Verlag von C. Macklot. 1846. gr. 8. I. Band 340 S. II. Band 426 S.

Die Schauspiele des Mittelalters, sagt der Verfasser in der Einleitung, besonders die deutschen, sind wenig bekannt, denn sie scheinen für die Forschung nicht anziehend und sind für die Nachahmung unbrauchbar. Sie fingen an im zwölften Jahrhundert, verloren sich allmählig im siebenzehnten für immer. Ein so abgeschlossener, veralteter Gegenstand hat zwar für die neue Zeit keinen praktischen Reiz, für die Wissenschaft aber bleibt die Aufgabe, in der Geschichte der deutschen Volksbildung das Schauspiel des Mittelalters zu beachten. Geschieht es nur, um die

äußerliche Vollständigkeit der Literaturgeschichte zu erreichen, so werden damit auch nur die Büchernotizen vermehrt, dringt man aber in den Geist und die Wirkung jener Schauspiele ein, so lernt man einen Theil der alten Volksbildung im Innern kennen. Was so lang die Gemüther bewegte, wie das Schauspiel des Mittelalters, verdient schon deßhalb eine Rücksicht, denn die lange Wirkung setzt einen Grund voraus, der tief im Gemüthe des Volkes lag. Heutzutage ist freilich das Schauspiel zur bloßen Unterhaltung verflacht, wie das Heldenlied im Roman versiegt, dadurch aber wird die Erforschung der Heldensage so wenig überflüssig, als die Betrachtung des alten Schauspiels.

Wenn man vom heutigen Theater ausgeht, so erwartet man nichts vom Schauspiel des Mittelalters. Jetzt hat man Schauspielhäuser, vielfache Maschinerie, Dekoration, Beleuchtung, optische Künste und andere Bühneneinrichtung, wovon im Mittelalter nichts vorkommt. Wie war es also möglich, ein Schauspiel zu haben ohne die mechanischen Künste der heutigen Zeit, welche sich in täuschender Nachahmung der Natur erschöpfen? Wenn es dennoch im Mittelalter ein Schauspiel gab, so muß das mechanische Beiwerk dazu nicht nöthig gewesen seyn, sondern das Wesen des Stückes bestand im Texte und seiner Darstellung, nicht in der Bühne. Diese war Nebensache, das Stück die Hauptsache; in der heutigen Zeit scheint dies naturgemäße Verhältniß umgekehrt zu werden.

Warum man im Mittelalter anfänglich keine besondere Bühne brauchte, erklärt sich einfach daraus, weil die Schauspiele in der Kirche aufgeführt worden sind. Nach unseren Begriffen ist das eine Entheiligung, und wir haben für unsere Zeit darin vollkommen Recht, denn das Schauspiel ist ganz weltlich geworden und gehört nicht mehr in die Kirche. Mit richtigem Gefühle lassen wir daher Scenen bei der Darstellung weg, die aus dem Gottesdienste genommen sind, z. B. die Scene des Abendmahls in Schiller's Maria Stuart. Wenn aber im Mittelalter das ganze Stück in der Kirche gespielt wurde, so folgt daraus, daß es auch von religiösem Inhalte war, also ein geistliches Schauspiel, bestimmt zur Erbauung des Volkes, nicht zum Zeitvertreib weltlicher Neigung. So lange es den strengen religiösen Charakter behielt, blieb es auch in der Kirche, wie es aber weltlich wurde, mußte es die Kirche verlassen. Wie fern auch das Schauspiel des Mittelalters von unseren Sitten absteht, so haben wir doch vor wenigen Jahren noch ein lebendiges Beispiel desselben gesehen, an dem Passionsspiele der Oberammergauer Landleute in Baiern, welchem selbst die Kenner des alten Dramas ihre Aufmerksamkeit schenkten. Dergleichen geistliche Schauspiele sind aber nur noch

in Gegenden möglich, wo weit und breit kein weltliches Theater ist, und ungeachtet ihres geistlichen Inhaltes wird ihnen doch die Kirche nicht mehr geöffnet, was sich schon aus dem Daseyn des weltlichen Theaters rechtfertigt.

Das Schauspiel des Mittelalters ruht also auf religiösem Grunde, es ist ursprünglich ein geistliches Schauspiel, und zwar ein geschichtliches, kein allegorisches, daher war auch sein Inhalt den Zuschauern bekannt, denn er war aus der Religion genommen, mithin kein fremder Stoff, mit welchem die Dichtkunst willkürlich schalten konnte, wie heutzutage. Religiös, geschichtlich, bekannt sind drei Merkmale, wodurch sich der Inhalt der mittelalterlichen Schauspiele von dem der jetzigen wesentlich unterscheidet. Er beschränkt sich auf Bibelgeschichte und Legende, die meisten Stoffe sind jedoch aus der Bibel genommen, wenige aus dem Leben der Heiligen. Ein biblisches Schauspiel ist aber nach unseren Begriffen ohne gehörige Mannigfaltigkeit des Stoffes, und wenn sich mehrere Dichter darin versuchen und an die Geschichte halten müssen, so kommt uns ein solches Drama einförmig und langweilig vor. Dagegen ist jedoch zu bedenken, daß so viele Maler biblische Gegenstände dargestellt haben, deren Gemälden man weder die Mannigfaltigkeit des Stoffes noch der Form absprechen kann. Etwas Aehnliches begegnet uns auch bei den altdeutschen Schauspielen, diesen lebendigen Gemälden der Bibelgeschichte; manche derselben haben eine tief gedachte Gruppirung der Personen und ihrer Geschichte, und fassen die inneren Beziehungen des geschichtlichen Zusammenhanges in so gedankenvoller Betrachtung auf, daß sie auch in dieser Hinsicht ihren alten Namen Mysterien verdienen.

Die Aufführung dieser Schauspiele war an gewisse bestimmte Festtage des Jahres gebunden, denn sowohl das Leben Christi wird alljährlich in besonderen Festen zur Erinnerung gleichsam wiederholt, als auch haben die Heiligen ihre Feiertage. Schauspiele, die Christus oder die Heiligen betrafen, knüpften sich daher an ihre Feste. Man findet deßhalb den gottesdienstlichen oder kirchlichen Text der Festtage in den Schauspielen ganz oder theilweise wieder, und um diese richtig zu verstehen und ihr Verhältniß zum Gottesdienste zu begreifen, muß man sie mit den Kirchenterten vergleichen.

Von den Stücken, welche behandelt werden, ist das älteste deutsche, welches dem Verfasser vorgekommen ist, die Marienklage. Es steht am Ende einer Pergamenthandschrift ohne Nummer im Kloster Lichtenthal bei Baden auf zwei Blättern, in gespaltenen Columnen und fortlaufenden Zeilen, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben, ohne Musiknoten, die bei

deutschen Texten überhaupt selten sind. Und doch scheint auch dieser Text zum Gesange bestimmt, denn er ist in Strophen, also in Liederform abgefaßt. Aber schon das Versmaß dieser Lieder beweist, daß sie keine kirchlichen, sondern die Melodie eines Meistergesanges hatten. Ein Wink, daß die Singweise der Meistergesänge etwa die Mitte hielt zwischen der Leichtigkeit des Volksliedes und dem Ernste des Chorals.

Diese Marienklage bis zum Vers 146 ist die lyrische Einleitung zu der früher vom Herausgeber mitgetheilten Osterfeier, während jene im dritten Stücke die erzählende oder epische Einleitung war.

Der Unterschied beruht auf einer richtigen Würdigung der Personen: die Klagen der Mutter Christi sind aus der tiefsten Empfindung hervorgegangen, also lyrischer Natur, jene der Maria Magdalena sind objektiver gehalten und daher episch. Nach dieser deutschen Einleitung kommt die lateinische vom Vers 147 an wie im zweiten und fünften Stücke, und diese wird hier in beiden Sprachen gegeben, ein recht anschauliches Beispiel, wie die lateinischen Texte in der Uebergangszeit neben den deutschen noch mitgingen, bis sie allmählig verschwanden. Es hat daher kein plötzlicher Uebergang vom lateinischen Drama zum deutschen Statt gefunden, sondern beide blieben eine zeitlang gemischt, was um so weniger auffiel, weil auch in der Kirche neben dem Choral deutsche Lieder gesungen wurden, und der lateinische Gesang dem Volke nichts Fremdes war.

Ueber die dramatische Einrichtung dieses Stückes läßt sich nicht urtheilen, weil es unvollendet abbricht. Was noch übrig ist, hat keinen dramatischen Charakter, sondern besteht nur aus Wechselgesängen ohne Handlung. Die strophische Abfassung ist aber so gut erhalten, daß sie eine Weiterforschung erlaubt. Voraus gehen vier gleichgebaute Strophen, jede von achtzehn Versen bis zum Vers 72, dann folgen zwei Strophen, jede von vier und zwanzig Zeilen bis zum Vers 120, hierauf zwei mangelhafte Strophen, deren jede, wie die zu Anfang, achtzehn Verse haben soll, aber es fehlen nach Vers 132 sechs Verse, und nach Vers 144 vier Zeilen. Da diese Gesätze offenbar mangelhaft sind, so ist es erlaubt, jene beiden Strophen von vier und zwanzig Versen hinsichtlich ihrer Vollständigkeit zu prüfen. Zuerst fällt auf, daß der Vers 85 mit dem vorherigen nicht zusammenhängt, es scheint also den vorausgehenden zwölf Versen der Abgesang von sechs Versen zu fehlen, und eben so werden nach Vers 96 die sechs Zeilen des Abgesanges fehlen, so daß die Verse 73 bis 96 ursprünglich zwei vollkommene Strophen, jede von achtzehn Versen ausmachten. Die folgenden vier und zwanzig

Verse vertheilen sich auf zwei Personen, aber weder Vers 108 hängt mit 109, noch 120 mit 121 gut zusammen, es scheint daher auch an diesen beiden Stellen der Abgesang weggeblieben. Durch diese Ergänzungen würde der Text bis zu den lateinischen Worten in zehn regelmäßig gebaute Strophen abgetheilt, und Auslassungen dieser Art sind bei Handschriften mit fortlaufenden Zeilen nicht ungewöhnlich.

War dieses die ursprüngliche Abfassung, so zeigt sich der Text der Marienklage bei Hoffmann (Fundgruben 2, 263) als eine Ueberarbeitung und Verderbniß. Denn dort ist (Vers 6 bis 20) die erste Strophe unseres Textes mit Weglassung von vier Versen und Einschaltung zweier anderen aufgenommen, aber dadurch das Strophenmaß verdorben und willkürliche Einschiebsel zugelassen. So sind auch noch andere Verse unseres Textes in jener Marienklage durch einander geworfen, und es ist nicht möglich aus dem Texte bei Hoffmann die ursprüngliche Gestalt der Abfassung zu erkennen. Dieses Beispiel zeigt, daß man mit den deutschen Texten dieser Stücke noch freier umging als mit den lateinischen, und daß man sie nach den Bedürfnissen der einzelnen Orte erweitert und zusammengezogen, überhaupt willkürlich verändert hat. Die strophische Anlage der lateinischen Stücke fordert jedoch eine gleich regelmäßige Abfassung der ältesten deutschen Stücke, und diese Regelmäßigkeit ist ein Kennzeichen des Alters. Die Aenderung beschränkte sich aber nicht auf das Versmaß, sondern ergriff auch den Inhalt. Die Marienklage bei Hoffmann ist eine Vorstellung der Kreuzigung, unser Text dagegen eine Klage nach der Grablegung, wie auch oben das dritte Stück, wobei die Kreuzigung als verflossen erzählt wird. Für die dramatische Einheit der Auferstehung ist diese Anordnung besser.

Der Text, welchen der Herausgeber mittheilt, ist nach der Mundart in Baiern oder Oesterreich geschrieben; nicht sorgfältig, aber die Reinheit der alten Reime läßt sich ohne Schwierigkeit noch erkennen. Sie sind alle gut und ganz hochdeutsch; die einzige Spur einer niederen Mundart ist der Reim maht: kraft (35), der nieder richtig macht: cracht lautet, und der Reim wainen: allaine (39 und 42) ist etwas ungenau. Als ein rein hochdeutsches Stück verdient es Beachtung, denn man hat bis jetzt kein anderes, welches so alt ist. Die fehlenden Verse sind im Abdruck durch Sterne bemerkt und die fehlenden Namen der Personen in Klammern beigesetzt.

Marienklagen wurden von den Dichtern des Mittelalters oft behandelt. Man muß, sagt der Verf., die lateinischen und deutschen Gedichte dieser Art zusammenstellen, um ihr Verhältniß und ihr Wesen kennen zu lernen. Es gibt gesprächsweise und erzählende Marien-

klagen, jene sind dem Schauspiele näher verwandt als diese. Ich gebe deßhalb im Anhange zu diesem Stücke zwei lateinische dialogische Marienklagen, die zwar, der Handschrift nach, um anderthalb hundert Jahre jünger sind, als die deutsche, deren Ursprung aber wenigstens in das vierzehnte Jahrhundert zurückgeht. Die berühmteste lateinische Marienklage ist das Stabat mater, und beide folgende Gedichte sind in der nämlichen Vorstellung aufgefaßt, nämlich als Klage der Mutter unter dem Kreuze. Eine ausführliche deutsche Bearbeitung der Marienklage ist unten zum neunten Stücke mitgetheilt. Hier bemerke ich noch eine Bearbeitung des zwölften Jahrhunderts in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 34.

Die heiligen Frauen am Grabe werden schon in den deutschen Predigten des dreizehnten Jahrhunderts angeführt, und ihr Vorhaben, den Leichnam Christi zu salben, wird mystisch ausgelegt, jedoch kein Osterspiel erwähnt. Die Prediger brauchen aber Ausdrücke, welche von der mystischen Deutung leicht zur bildlichen Darstellung führen konnten. So heißt es bei Roth (Predigten S. 65): dise h. frowen die habent uns *pilde* vor getan, da wir nach seulen tuon. Wir seulen ouch ze sinem grabe chomen. wie? da seuln wir *pilden* sine martyr, also er durch uns starp, daz ouch wir den sunden sterben. — Und bei Hoffmann (Fundgr. 1, 72): *an pildet* die heiligen frowen, von den uns daz h. ewangelium hat gesaget. S. 73: nu schulen wir *nach pilden* die h. frowen, die unser herren süchten in dem grabe.

Nach dem deutschen Texte folgen die lateinischen Bearbeitungen. Später erweist der Verfasser den Zusammenhang mit dem französischen Schauspiele.

Eines der umfangreichsten Stücke ist das Leben Jesu in neun Handlungen. Die Einrichtung dieses Stückes ist mit Kunst angelegt. Aus dem Leben Jesu ist nur dasjenige ausgewählt, was zu seinem öffentlichen Auftreten gehört, also von seiner Taufe bis zur Auferstehung, mithin sind die Kindheit Jesu, die in den Dreikönigspielen vorgestellt wird, und die Himmelfahrt weggelassen. Das Stück ist also eine Erweiterung der Passions- und Osterspiele, indem es bis auf den öffentlichen Grund zurückgeht, welcher das Leiden Christi verursachte, nämlich sein Auftreten als Lehrer. In diesem Zusammenhange liegt die Einheit des Schauspieles; daß er drei Jahre umfaßt, also streng genommen, sein Umfang für die Vorstellung *eines* Tages zu groß ist, hat nichts zu sagen, weil sich das kirchliche Schauspiel nicht um die Länge oder Kürze der Zeit bekümmert, sondern den Verlauf der Handlungen *in einem* zusammenhängenden Bilde gibt, wenn

auch die einzelnen Begebenheiten der Zeit nach aus einander liegen. Selbst das heutige Schauspiel ist genöthiget, in die Vorstellung weniger Stunden die Begebenheiten ganzer Tage zusammen zu drängen.

Der Dichter folgt dem Evangelium des Johannes, der auch die Kindheit Christi ausläßt, daher sind auch die vier ersten Auftritte nicht in geschichtlicher Ordnung, denn der zweite bis vierte (Johannes der Täufer, die Taufe und Versuchung Christi) sollten voran stehen, und darauf der erste Auftritt (die Hochzeit zu Kana) folgen. Der Grund dieser Abweichung mag eines Theils darin liegen, daß die Hochzeit zu Kana das erste Wunder Christi war, welches der Dichter als Zeichen des öffentlichen Auftretens Christi voran stellen wollte, anderen Theiles führt die Anlage des Stückes noch auf einen weitern Grund. Eine der Hauptpersonen des Spieles ist nämlich Maria Magdalena, weil sie bei der Auferstehung eine bedeutende Stellung hat. Mit richtigem Sinne für dramatische Anordnung hat deßwegen der Dichter diese Person gleich zu Anfang des Stückes eingeführt, damit sie am Ende nicht unvorbereitet und plötzlich in die Handlung eingreift. Magdalena ist das Bild der sündigen und reuigen Menschheit gegenüber dem Erlöser, dieser vollendet sein Werk durch die Auferstehung und hat die gefallene Menschheit gerettet. Das ist die Einheit des Inhaltes, worauf sich die drei ersten und die letzte Handlung beziehen.

Nun erscheint die Hochzeit zu Kana nicht umsonst voran gestellt, es ist die Heiligkeit der Ehe, von welcher die Menschheit abgefallen ist zur sündigen Weltlust der Magdalena, die nur der Heiland retten kann. Zum Vorbild aber, daß eine Rettung noch möglich ist, folgt die Scene mit der Ehebrecherin im Tempel und darauf die Bekehrung der Magdalena. Was diese Bekehrung sei, wird in der dritten Handlung angedeutet; es ist die Heilung des Blinden und die Erweckung des Todten, auch, wenn jener blind geboren ist, und dieser schon vier Tage im Grabe liegt; denn es soll damit gezeigt werden, daß bei Gott alle Dinge möglich sind, und kein Sünder an seiner Gnade verzweifeln soll. Es sind daher nicht mehr Wunder Christi in diesem Spiele angeführt, denn diese genügen für den Zweck und Zusammenhang des Stückes. und es geht darauf mit der vierten Handlung unmittelbar zum Leiden Christi über.

Den Ursprung der vier ersten Handlungen weist der Verfasser nach.

Obgleich in den deutschen Texten keine lateinischen Worte und Sätze eingefügt sind, und dieses Schauspiel durch seine reindeutsche Abfassung vor andern seiner Zeit sich auszeichnet, so ist

in den Ueberschriften doch häufig ein lateinischer Text erwähnt, was sowohl über die Geschichte des Dramas als über dessen Darstellung Aufschluß gibt. Ursprünglich war das Schauspiel lateinisch und zwar im Kirchenstyl, seit dem zwölften Jahrhundert wurde diese einfache Abfassung ausgeschmückt durch strophische lateinische Gesänge. Diese gaben den nächsten Anlaß, eine deutsche Uebersetzung derselben beizufügen, daher kommt die deutsche Sprache in den ältesten Stücken gleichsam nur aushülfsweise vor, und zwar nur als Uebersetzung jener strophischen Lieder, die nicht ursprünglich zum Kirchentexte gehörten. Dieser blieb unberührt, jedoch ließ man zu seiner Ausschmückung lateinische Lieder und seit dem dreizehnten Jahrhundert auch deren deutsche Uebersetzung zu. Hiermit war der Anfang gemacht, die alten Texte allmälig ganz zu übersetzen. Dieß geschah um so schneller, je weitläufiger und ausführlicher das lateinische Schauspiel wurde, und je mehr Laien es zu seiner Darstellung nöthig hatte (s. altd. Schausp. S. 15). Im mitgetheilten Stücke ist bereits die deutsche Sprache vollständig eingeführt, in dem ältesten Spiele bei Hoffmann sieht man den Anfang dieses Ueberganges. In dem geistlichen Schauspiel gingen also die lateinische Kirche und das deutsche Volk neben einander; im dreizehnten Jahrhundert hatte dieses noch wenig Antheil, im vierzehnten Jahrhundert aber war die Kirche nur noch Begleiterin des deutschen Textes, im fünfzehnten zog sie sich ganz zurück und das Schauspiel wurde weltlich.

Es ging mit dem Schauspiele wie mit der Predigt; anfänglich war diese lateinisch, nachher deutsch, jedoch so, daß alle Schriftworte zuerst lateinisch vorgetragen und dann auf deutsch gesagt wurden, welche Sitte bis an das Ende des Mittelalters blieb.

Von großem Interesse sind die Bemerkungen des Verfassers über Maria Magdalena und die Person des rothen Juden, der gewöhnlich Rufus genannt wird. Die Sprachbemerkungen des Verfassers sind hier, wie an allen Orten, wo sie vorkommen, wohl zu beachten.

Das Stück, die Kindheit Jesu, zerfällt in zwölf Auftritte. Was den dramatischen Charakter betrifft, so ist auch dieses Stück aus einer St. Galler Papier-Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, Nr. 966 in Quart, genommen.

Dem Anscheine nach hat dieses Stück keine Entwicklung, ihm fehlt der Knoten und die Auflösung, also der dramatische Charakter, man möchte es für eine Erzählung der Kindheit Jesu in Gesprächsform halten. Der Verf. untersucht demnach, worin das dramatische Wesen dieses Spieles beruhe. Das Stück gehört zu der Classe der Dreikönigs- oder Weihnachtsspiele, welche gewöhn-

lich an den drei Feiertagen nach Weihnacht aufgeführt wurden (Altd. Schausp. 14). Solche Stücke konnten nicht die Entwicklung der Passionsspiele haben, weil sonst ihre Aufführung nicht zu den Weihnachtsfeiertagen gepaßt hätte. Das altdeutsche Schauspiel mußte sich an die Ordnung der Kirchenfeste halten, mithin auch an die Geschichte, welche zu dem Feste gehörte.

Gleich nach Weihnacht fallen die Tage der ersten Märtyrer, Stephan und unschuldige Kinder (26. und 28. Dezember). Dieß gab den Weihnachtsspielen ihre tragische Grundlage, das folgende weist daher am Schlusse auf den Kindermord hin. Die Passion ist in diesen Stücken bereits vorgebildet, nämlich im Kindermord, und die Auferstehung in der Flucht und der Wiederkunft aus Aegypten, daher schließt dieses Spiel mit der Flucht nach Aegypten, und läßt die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel weg, weil sie nicht in diesen vorbildlichen Zusammenhang mit den Osterspielen paßt.

Die Lücke zwischen der Kindheit Jesu und seiner Taufe konnte dramatisch nicht ausgefüllt werden, weil in den Evangelien davon nichts weiter erwähnt ist, als eben jene Begebenheit mit dem zwölfjährigen Jesus im Tempel. Die Schauspiele mußten sich hierin an die canonischen Evangelien halten, weil sie zur Aufführung vor dem Volke bestimmt waren, und namentlich in der Kirche willkürliche Sagen nicht zugelassen wurden. Andere Dichter folgten aber hierin den apokryphischen Schriften des neuen Testamentes, um jene bemerkte Lücke auszufüllen. Auf die Schauspiele hätte dieses keinen Bezug, wenn nicht bei solchen Dichtern große Stellen vorkämen, die in Gesprächsform behandelt sind, während der übrige Text in erzählender Weise fortgeht. Dergleichen Gespräche haben mit den dogmatisirenden Schauspielen Aehnlichkeit, und ich vermuthe daher, daß ihre Abfassung durch das religiöse Drama entweder veranlaßt wurde, oder damit in anderer Weise zusammenhing. Als Beispiel gibt der Verf. im Anhang zu folgendem Stücke ein Gespräch zwischen Maria und Jesu über die Geheimnisse der Religion aus dem Marienleben Walthers von Rheinau. Dieß Gespräch fällt in die Jugend Jesu, und Maria wird darin unterrichtet von dem, was ihrem Sohne im Leben bevorstand. Das Leiden Christi wird darin *vorausgesagt*, also eignet sich die Abfassung nur für die *Gesprächform*, denn es ist keine Handlung dabei; im folgenden Stücke wird aber das Leiden Christi durch vorausgehende Begebenheiten *vorgebildet*, daher hat es *dramatischen Inhalt*.

Aus der Anlage des folgenden Stückes läßt sich Manches lernen, daher es sich der Mühe lohnt, darauf einzugehen. Wie kam der Dichter dazu, den großen Zeitverstoß zu machen, den

Moses und die Maria als gleichzeitig aufzuführen? Darum, weil die heilige Geschichte nur eine große Handlung ist, deren Entwickelung man nicht anschaulich machen kann, wenn man nicht die zusammen gehörenden Ereignisse neben einander stellt. Das Schauspiel ist ja, wie sein Name anzeigt, zur Anschauung bestimmt; es muß also dem Dichter erlaubt seyn, entfernte Begebenheiten darin zusammen zu stellen, um ihre gegenseitige Beziehung klar zu machen. Diese Beziehungen sind die Verbindung zwischen dem alten und neuen Testament, sie zeigen an, wie die im alten Testamente gegebenen Verheißungen Gottes erfüllt wurden im neuen; diese Erfüllung schließt die Handlung ab, und mit der Vollendung der Handlung ist auch ihre Einheit erreicht. Diese Einheit ist eine innere, nicht die äußere von Zeit und Raum, an welche letzte sich das Schauspiel des Mittelalters nicht bindet (altd. Schausp. 15). Folgerichtig besteht also der erste Auftritt aus den Prophezeihungen des alten Testamentes, ohne welche die Geburt Christi nicht der beglaubigte Anfang der Erlösung wäre. Eine solche Anordnung haben auch die Bilder der biblia pauperum, nur vollständiger als es im Schauspiel darzustellen ist. Nur aus der Beziehung des alten auf das neue Testament ist es begreiflich, daß im fünften Auftritte die Hirten gleichsam als anticipirte Christen das Jesukind anbeten, was nicht in dem Evangelium steht, aber aus dem prophetischen Zusammenhange der beiden Testamente nothwendig folgt. In gleichem Sinne werden auch die Töchter von Sion eingeführt, und im siebenten Auftritt (V. 674 flg.) alle Propheten genannt. Weil dieses Stück ein Vorbild der Passionsspiele ist, so fehlt darin auch nicht das Vorbild der Marienklage. Die Christenheit nämlich, in der Person der Rachel, beklagt den bethlehemitischen Kindermord (V. 1008 flg.). Die einfache Beziehung des Matthäus auf die Stelle des Jeremias (31. 15) hätte keine so ausführliche Behandlung veranlaßt, wenn nicht die Klage der Rachel das Seitenstück zur Marienklage seyn sollte.

Der weltliche Theil dieses Schauspieles ist in einer merkwürdigen Weise aufgefaßt. Es erscheint nämlich darin die erste Spur der lustigen Person, die im fünfzehnten Jahrhundert als Hofnarr und Hanswurst bekannt wird. Flögel in seiner Geschichte der Hofnarren (S. 186) kennt kein so frühes Beispiel für Deutschland, daher der Verf. näher auf die Sache eingeht. Der Schalk erscheint im siebenten Auftritt (V. 516 flg.) und meldet dem Herodes die Ankunft der drei Könige in Jerusalem. Statt der einfachen Meldung macht er Seitenbemerkungen, die der Verfasser durch Klammern bezeichnet, wie sie wohl in unsern jetzigen Schauspielen häufig vorkommen, mir aber in den alten bisher

nicht bekannt waren. In diesem leiseren Beiseitetreten spottet der Schalk den Herodes aus über sein schwaches Königthum, welches ihm das neugeborne Jesukind entreißen könne, worüber Herodes den Boten verwünscht und ihn todtschlagen will, dieser aber wahrscheinlich durch einen Seitensprung sich in den Hintergrund zurückzog. Er kommt aber wieder zum Vorschein (V. 826), um eben so höhnisch dem Herodes zu sagen, daß die drei Könige nicht mehr zurückkommen würden, worauf ihm Herodes mit dem Galgen droht und der Schalk auch darüber spottet. Diese Scene unterbricht die Folge der Handlung, und gehört eigentlich zum Anfang des eilften Auftrittes, aber da erscheint der Schalk zum dritten Mal (V. 911 flg.) und meldet dem Herodes die Darbringung Jesu im Tempel, was den König am meisten aufbringt und zum Kindermord treibt.

Daß in dieser Person der Anfang eines Hofnarren liegt, ist klar, und dieser Anfang geht wenigstens so weit als die Handschrift zurück, nämlich ins vierzehnte Jahrhundert. Was ist der Grundzug im Charakter dieser Person? Die Verhöhnung des menschlichen Hochmuths. Das unterscheidet diesen Schalk von dem planlosen Lustigmacher der nachherigen Zeit. Der Hanswurst hat etwas Harmloses, dieser alte Schalk aber einen beißenden, aufreizenden Hohn, der mittelbar zu dem gräßlichen Kindermorde treibt. Darin liegt etwas Teufelhaftiges und nur deßhalb, weil dieser Schalk gleichsam ein Stück vom Teufel ist, daher gehört er nothwendig in dieses Schauspiel, um die Erlösung, wenn es möglich wäre, durch Ermordung des Kindes Jesu zu hintertreiben. Ohne diesen Zusammenhang ist der Schalk in diesem Stücke eine müßige, ja störende Zuthat.

Die Räthe des Herodes führen auch wunderliche Reden. Sein Neffe räth ihm ganz trocken (V. 544), er solle die drei Könige mit Falschheit empfangen, und nach der Sitte der Zeit seine Absicht vor ihnen verbergen. Eine jedenfalls beachtenswerthe Anspielung. Daß die Räthe den Kindermord wollen, ist gegen die Evangelien, nach der Ansicht der Zeit konnte aber kein König ohne Räthe seyn, und diese riethen gewöhnlich das, was ihr Herr wollte. Des Dichters Meinung war nicht, damit die Schuld des Herodes zu verringern (s. V. 1034 flg.)

Nach den Mittheilungen der Marienklage folgt das Schauspiel: Der jüngste Tag. Das Schauspiel steht in einer Papierhandschrift des Klosters Rheinau bei Schaffhausen, in Quart, ohne Nummer, vom Jahre 1467, von S. 350 bis 404. Das letzte Blatt ist zur Hälfte abgerissen und das Spiel hat keine Ueberschrift. Zu welchem Feste es gehörte, kann also nur aus

dem Inhalt gefolgert werden. Das Evangelium vom jüngsten Tage (Matth. 24, 15 — 36) wird am letzten Sonntage des Kirchenjahres (23. Sonntag nach Pfingsten) gelesen, es schließt also das Kirchenjahr, zur Vorbedeutung, daß einst auch die Dauer dieser Welt abgeschlossen wird, und zur Erinnerung, daß dieses Ende jedes Jahr kommen kann. Das Spiel gehört also an den Schluß des Kirchenjahres, wie auch der Neujahrwunsch im Vers 34 zu erkennen gibt. Wenn darunter das bürgerliche Neujahr verstanden ist, so läßt sich vermuthen, daß die Neujahrsspiele ähnliche Texte hatten. Die Spiele wären dann vom kirchlichen Jahresschluß auf den bürgerlichen verlegt worden.

Dieses Schauspiel ist ein prophetisches Drama des neuen Testaments, ein Spiel der Vorbedeutung. Dadurch unterscheidet es sich von den prophetischen Stücken des alten Testaments, welche vorbildlich sind. Die Prophezeihungen des alten Testaments sind nämlich schon erfüllt, wir verstehen also die Vorbildlichkeit derselben — die des neuen Testaments sind aber noch nicht erfüllt, sondern vorbedeutet. Im alten Testamente war die Erlösung der Endpunkt, auf welchen sich sowohl die Geschichten, als die Prophezeihungen vorbildlich bezogen: der Schluß des neuen Testaments ist der jüngste Tag oder das Weltgericht, welches von Christus und seinen Aposteln vorausgesagt wurde.

Hier kommt also eine besondere Art der alten Schauspiele zum Vorschein, deren Eintheilung eine nähere Erwägung verdient. Die erste Klasse der alten Schauspiele begreift die geschichtlichen, welche die zahlreichste ist, wie aus den bekannt gemachten Stücken erhellt. Die zweite Klasse bilden die prophetischen Spiele, wozu dieses gehört; die dritte besteht in Parabelspielen, wovon zwar kein Text mehr, aber doch eine Nachricht übrig ist. Im Jahre 1322 wurde nämlich in Erfurt ein Spiel von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen aufgeführt. Diese Parabel (Math. 25, 1 — 13) hängt mit der Prophezeihung des jüngsten Tages zusammen und wird am Feste der h. Katharina (25. Nov.) als Evangelium gelesen, fällt mithin auch in den Schluß des Kirchenjahres.

In der weltlichen Ausbildung des Schauspieles mußte die zweite Klasse, das prophetische Drama, nothwendig wegfallen, das geschichtliche aber wurde zum heroischen Drama und das Parabelspiel zum sogenannten bürgerlichen Schauspiel. Diese Klasse ist jetzt bei weitem die zahlreichste, welche im Mittelalter die geringste war. Das Uebergewicht der allegorischen Dichtung im sechzehnten Jahrhundert hat dieß herbeigeführt. Das Drama ist jetzt hauptsächlich Beispielsdichtung, es besteht in Lebensbil-

dern, gut und schlecht gezeichnet, mit und ohne Tiefe. Sein Inhalt wird Fabel genannt und ist es auch, daher die schrankenlose Willkür der Erfindung und der Mangel eines gemeinsamen Grundes, der nur im religiösen Schauspiele vorhanden ist.

Die Quellen des prophetischen Schauspiels sind entweder das neue Testament oder andere Schriften. Kirchliche Dichter mußten sich natürlich an das erste halten und durften die andern Quellen wenig benützen. Unter diesen waren die volksmäßigsten die Sage vom Antichrist und Sibyllens Weissagung. Aus dieser ist in folgendem Schauspiel eine große Stelle fast wörtlich übernommen, der Verf. hat deßwegen im Anhange dieses Gedicht untersucht und die übereinstimmende Stelle mitgetheilt. Die Weissagung der Sibylle ist etwas über hundert Jahre älter als dieses Schauspiel, und da sie Gesprächsform hat, so mag sie auch zu früheren Schauspielen benützt worden seyn. Dagegen ist im folgenden Stück der Antichrist weggelassen, der in Sibyllens Weissagung vorkommt, und die Aufzählung der Sünden und Laster (V. 558 f.) ist im Gedichte von der Sibylle auch anders behandelt, wie die mitgetheilte Probe beweist. Die Klagen der verdammten Seelen (V. 801 f.) sind für dieses Stück geeignet, sie kommen aber auch bei der Auferstehung vor, wo sie mit der Befreiung der Altväter aus der Vorhölle verbunden sind (Altd. Schausp. S. 120 f.). Dazu gehören sie nicht, man lernt aber daraus, wie solche Auftritte zur Nutzanwendung in verschiedene Stücke eingefügt wurden. Den praktischen Zweck des alten Schauspiels darf man überhaupt nie vergessen, und muß ihn besonders bei diesem Stücke im Auge behalten, sonst versteht man dessen Anlage nicht.

Für die Einleitung beschränkt sich dieses Spiel nur auf zwei Gewährsmänner, einen aus dem alten Testamente, den Sophonias, und einen aus dem neuen, den h. Gregorius. Diese halten einen doppelten Prolog, wozu nach einer früheren Bemerkung (S. 55) nicht der Evangelist Matthäus, noch der Apostel Paulus (mit Bezug auf 1. Korinth. 15, 52) verwendet werden konnte. Jene Beschränkung geschah der Kürze wegen, daher ist weder Daniel aufgeführt, auf welchen sich doch Christus bei Matth. 24, 15 ausdrücklich bezieht, noch Ezechiel, Isaias, Joel und David, welche mit den Stellen des Matth. 24, 29 — 25, 35. 46 übereinstimmen. Alle diese Personen im Prolog aufzuführen wäre zu weitläufig gewesen, indem die Handlung darunter gelitten hätte; hier zog also der Dichter zusammen, vermehrte aber in der eigentlichen Handlung die redenden Personen, wie die vier blasenden Engel in Bezug auf die vier Weltgegenden bei Matth. 24, 31. Daß die Werke der Barmherzigkeit im Texte und der Ueberschrift

(V. 384 f.) ausdrücklich genannt sind, was nicht in der Bibel mit diesem Namen steht, ist eine deutliche Beziehung auf den Katechismus und den praktischen Zweck dieses Schauspiels. Diesem entspricht auch der Ausgang, bei welchem die Lehre der Bibel von der ewigen Verdammniß streng festgehalten ist. Um dieses recht stark einzuprägen, läßt der Dichter die Verdammten fünfmal Christum bitten, immer um weniger, und alle Bitten werden abgeschlagen, ja die Fürbitten seiner Mutter und seines Jüngers Johannes, denen er die meiste Liebe erwies, sind auch vergeblich. Diese Siebenzahl der Bitten soll sich wahrscheinlich auf die sieben Bitten des Vaterunsers beziehen, deren letzte: »erlöse uns von dem Uebel,« bei dem jüngsten Gerichte die größte Wichtigkeit hat. Eben so sind zur praktischen Einschärfung der Kirchenlehre die sieben Todsünden und ihr Gegensatz, die Haupttugenden, namentlich aufgeführt (V. 352 f.), worüber im Anhange das Nöthige gesagt ist.

Mit den Darstellungen des jüngsten Tages auf alten Bildwerken stimmt dieses Schauspiel überhaupt und auch in kleinen Zügen überein. Man sieht auf jenen alten Bildern, wie der Teufel die Verdammten an einem Seile in den aufgesperrten Drachenschlund der Hölle hinabzieht. Darauf spielt auch dieses Stück an (V. 665, 676, 684), und es heißt dabei ausdrücklich, daß die Verdammten an ein Seil gelegt werden. Diese Scene gehört zum jüngsten Tage; wie jedoch oben bemerkt, wurden einzelne Züge dieser Schauspiele auch in die Stücke der Auferstehung eingeschaltet, so namentlich das Binden der Verdammten. Die Stricke des Teufels werden erwähnt in einem Osterspiele bei Hoffmann (Fundgr 2, 306), des Teufels Seil bei der Auferstehung (Altd. Schausp. 119) Von dieser Vorstellung rührt unsere Redensart her: Der Teufel hat ihn am Seil — und die alten Franzosen gebrauchten sie allgemein ohne Rücksicht auf den jüngsten Tag.

Der zweite Band beginnt mit dem Schauspiel: Christi Auferstehung, in fünf Handlungen. Die Handschrift dieses Schauspiels befindet sich in der Hofbibliothek zu Karlsruhe unter der Sammlung Autographa A in Quart, auf Papier, 12 Blätter. Die Schrift ist klein und gedrängt, zwei Verse stehen jedesmal in einer Zeile und sind durch rothe Zwischenstriche abgetheilt. Die Namen der sprechenden Personen stehen am Ende der Langzeilen auf dem Rande. Nach seiner Endanzeige wurde das Stück 1464 geschrieben zu Redentym, d. i. Redentin bei Wismar an der Ostsee in Mecklemburg. Hiermit stimmt auch die Anspielung auf die Insel Hiddens Oe auf der Westküste von Rügen und Möen bei Seeland überein, die im Gedichte V. 206 Hiddensee und Mone genannt werden, wie sie auch in Urkunden vorkommen

(Jacobus de Mone im Urkundenbuche von Lübeck S. 57); ferner wird die Insel Pöl (Pole 212) im Meerbusen von Wismar und die Stadt Lübeck (1295) angeführt, und auf die Wenden angespielt (1119). Nicht nur seiner niederdeutschen Heimat und Abfassung, sondern auch seiner Vollständigkeit wegen ist dieses Schauspiel besonderer Beachtung werth: denn in Hinsicht auf Heimat und Sprache ist es eine Seltenheit, und seine Vollständigkeit hat uns Züge aufbewahrt, welche für die Geschichte der dramatischen Dichtkunst neue Aufschlüsse geben. Die Untersuchung muß aber von der Sprache ausgehen, weil die Heimat der Handschrift nicht genügt, um den Ursprung und Zusammenhang des Textes richtig zu beurtheilen.

Was die Anlage des Stückes betrifft, so ergibt sich schon aus der Uebersicht desselben, daß darin das ganze Zwischenspiel von den drei Marien und dem Salbenhändler fehlt, und doch gehen die Anfänge dieses Zwischenspieles in die lateinischen Kirchenterte zurück und kommen bei den meisten Osterspielen wieder vor. Das bestimmt den Verf. zu einer sorgfältigen Untersuchung des Schauspiels. Dasselbe, sagt er, hat einen andern Zweck, als die übrigen Osterfeiern, daher auch eine verschiedene Abfassung. Die Auferstehung ist hierin dargestellt, als der göttliche Sieg über die menschliche und teuflische Klugheit und Bosheit. Daher hat das Stück zwei Theile, der erste umfaßt die vier ersten Handlungen, worin die menschliche Klugheit zu Schanden wird; der zweite enthält die fünfte Handlung, worin die Hölle ihre Niederlage bekennen muß. Der erste Theil ist das ernste Spiel, der zweite das Lustspiel, aber in anderer Bedeutung, als es jetzt verstanden wird.

Hieraus begreift sich die Anlage. Die Grabwächter mit allem, was dazu gehört, sind der durchziehende Faden des ersten Theils, damit fängt er an und hört er auf. In diesen Zusammenhang paßt das Zwischenspiel mit dem Salbenhändler nicht, darum blieb es weg. Der erste Theil geht aber beruhigend aus, den Wächtern wird verziehen, auch sie sollen der Erlösung theilhaftig werden, denn es sind Menschen, für die Christus gestorben ist. Der zweite Theil aber, das Teufelsspiel, geht aus mit Verzweiflung, denn die Erlösung und Auferstehung hat den Teufeln bewiesen, daß sie nichts gegen Gott vermögen und die Weltordnung nicht zerstören können. Die Wächter haben das Grab Christi vergebens bewacht, die Teufel vergebens die seligen Altväter in der Vorhölle, siegreich ging der gestorbene Christus aus dem geöffneten Grabe hervor, siegreich führte er die längst verstorbenen Altväter aus der zertrümmerten Vorhölle in sein himmlisches Paradies. Das Grab Christi und die Vorhölle sind sich gegenüber gestellt, beide werden gesprengt, jenes zur Auferste-

hung, diese zur Einführung in die Seligkeit. Umsonst will der Mensch die Auferstehung und der Teufel die Seligkeit hindern, sie werden beide zu Schanden, sie sind mit der boshaftesten Klugheit dennoch schlafende Wächter, und das folgende Stück ist in diesem Sinne ein Wächterspiel, und als solches consequent durchgeführt.

Die Juden verlangen eine bewaffnete Grabwache. Beißend verhöhnt sie Pilatus (53), einen Todten bewachen? das könnten sie ja selbst thun. Allein da kommt die Furcht dazwischen, die Juden fürchten die Anhänger Christi, und Pilatus sieht ein, daß er weiteres Aergerniß verhüten müsse. Um Ruhe zu bekommen, bewilligt er die Wache, vier Mann, nach den vier Weltgegenden, eine Satyre der allergrößten Art; denn diese vier Wächter sind nicht undeutlich ein Gegenstück der vier Engel, welche am jüngsten Tage durch den Posaunenschall nach den vier Weltgegenden die Todten erwecken. Und wie treten diese Wächter auf? Als Prahlhansen, die es so zu sagen mit den vier Welttheilen aufnehmen, um die Auferstehung Christi zu hindern, bloß für das Geld der Juden. Diese nehmen die Prahlerei für Wahrheit und ihr Geldversprechen bildet einen schneidenden Gegensatz zu dem Ernste, womit Pilatus aus ganz andern Rücksichten die Wache anordnet.

Der strenge Zusammenhang dieser Einleitung ist klar. Nun kommt die Schlafscene, vortrefflich localisirt, was auf die Zuschauer einen großen Eindruck machen mußte. Die Scene ist auf einmal nach Wismar verlegt. Ist dieß ein Verstoß? Keineswegs. In jeder Kirche zu Wismar war ja ein heiliges Grab am Charfreitag, warum hätte man also die Grabfeier nicht localisiren dürfen? Also der Thurmwächter von Wismar ermahnt die Grabwächter zur Wachsamkeit, er sieht fern auf der Ostsee etwas herkommen, er hört die Hunde bellen, also schon in der Nähe; es hilft nichts, die Wächter wollen schlafen und bitten ihn, sie zu wecken, wenn die Gefahr an der nächsten Insel ist. Mit dieser Schlafsucht wird die vorausgehende Prahlerei der Wächter verhöhnt und die Anordnung des Stückes festgehalten, denn während sie schlafen, geht Christus in die Vorhölle und erlöst die Altväter. Da man die Seele Christi ohne Leib nicht darstellen konnte, so mußte im Schauspiele Christus zuerst auferstehen und sich darauf in die Vorhölle begeben, wie es auch in anderen Stücken vorkommt (Altd. Schausp. 109), was nur dramatische Anordnung ist. Dadurch aber, daß Christus mit der Antiphone Resurrexi aufersteht, feiert er gleichsam selbst das Hochamt am Ostersonntag, eine sinnvolle Beziehung des Schauspieles zum Gottesdienste, welche in dem Stücke Nr. 7. V. 605 (Bd. I. 97) deutlich ausgesprochen ist. — Die Erlösung aus der Vorhölle ist tief und innig

gedacht. Der erste, dem die Annäherung Christi durch einen Schimmer kund wird, ist Abel; also der erste Mensch, der ermordet wurde, bekommt auch den ersten Trost der Erlösung (der geistigen Auferstehung) durch Christus, der ja auch unschuldig ermordet ward. Hierin liegt der Satz: wer zuerst den Tod gekostet hat, der soll auch zuerst erfahren, daß der Tod durch die Auferstehung Christi besiegt ist. Darauf wird in der Klage Adams die Sehnsucht und Hoffnung der ganzen Menschheit nach der Erlösung ausgesprochen, nach Christus, dem Lichte der Welt. Isaias bestätigt diese Hoffnung durch seine Prophezeiung von dem großen Lichte, das den Völkern erscheinen werde. Diese drei Personen stellen das alte Testament vor, sie sehnen sich nach dem Lichte der Welt, das entspricht sowohl der Bibel, als auch der dramatischen Anordnung, denn die Auferstehung und die Vorhölle sind Nachtscenen. Nun kommen zwei Personen, die auf dem Uebergange des alten zum neuen Testamente stehen: Simeon, der Christum als Kind gesehen, und aus dessen Prophezeihung dem vorausgehenden Texte gemäß die Worte entnommen sind: Lumen ad revelationem gentium, und Johannes der Täufer, welcher den Anfang der Erlösung auf Erden erlebt hat. Da jedoch keiner der Altväter den Tod Christi auf Erden mit angesehen, so führt der Dichter den Seth auf, der den Zweig aus dem Paradiese erhielt, welcher zum Kreuzesbaum heranwuchs. Und Isaias erinnert an seine Prophezeiung vom Sohne der Jungfrau. Bis hieher geht die Vorbereitung, es ist darin das Nöthigste und Bedeutsamste vereinigt.

Die Gegenseite gehört aber auch zur Vollständigkeit, deßhalb werden die Teufel aufgeführt (V. 371 f.). Der Fürst der Hölle wird um so unruhiger, je größer die Hoffnung der Altväter auf ihre nahe Befreiung ist. Luzifer fühlt, daß ihm die Gefahr bevorsteht, die Seelen der Altväter zu verlieren und dadurch gestehen zu müssen, daß der Tod, den er durch die Sünde in die Welt gebracht hat, dennoch die Schöpfung Gottes nicht zerstören könne. Er beruft also die ganze Schaar der Teufel in die Vorhölle, um sie gegen den bevorstehenden Angriff zu vertheidigen. Dabei erfährt Luzifer vom Satan die Kreuzigung Christi, und Satan benimmt sich wie ein dummer Teufel, der sich rühmt, den Heiland zum Tode gebracht zu haben, weil er sich für den Sohn Gottes erklärt hat. Das erregt schon Zweifel in Luzifer, weil er von den Wundern Christi gehört, und als Satan sich weiter rühmt, er habe zum vorläufigen Beweise die Seele des Judas erworben und Christus sei bereits todt, da fragt ihn Luzifer, wo er denn die Seele Christi habe? Darauf weiß Satan nur ausweichend zu antworten, und als er gar eingestehen muß,

daß Christus derselbe sei, der den Lazarus erweckt hat, so wird dem Luzifer die Göttlichkeit Christi klar, denn Lazarus sei zur Hölle bestimmt gewesen und Christus habe ihn derselben entrissen; wer aber eine Seele der Hölle nehmen könne, der sei auch im Stande, die Altväter hinwegzuführen. Die Nachrichten der armen Teufel über die steigende Freude der Altväter bestätigen die Ahnung Luzifers. — Nun nähert sich Christus der Vorhölle, ihn ersieht zuerst David, sein mütterlicher Stammvater, dann Adam und Eva, die Stammältern der Menschheit, eine zweckmäßige Gegenstellung. Die Teufel wehren ihm den Eingang, aber der stolze Luzifer muß den David fragen: wer denn der König der Ehren sei, und wird über die Antwort trostlos. Auch Satan fragt, wer der Mann in dem rothen Kleide sei, und erfährt es von Christus selbst. Darauf zerbricht Christus das Höllenthor, ergreift und bindet den Luzifer und führt die Seelen heraus. Es ist rührend, daß dabei Eva, die erste Sünderin der Welt, noch einmal ihre Schuld bekennt, durch die ja das ganze Leiden Christi herbeigeführt wurde: konsequent, daß der dumme Satan Johannes den Täufer in der Hölle zurückhalten will, weil er nicht glaubt, daß ein Mann in so rauhem Kleide ein Heiliger sei. Mit teuflischem Hohne wirft nun Puck dem Luzifer seine Ohnmacht vor, und dieser muß eingestehen, daß ihm die Erlösung ein Geheimniß gewesen und er die Geburt des Heilandes von einer Jungfrau nicht beachtet, und daher mit Recht die Seelen der Altväter verloren habe. Darauf übergibt Christus die Altväter dem Erzengel Michael, um sie in das Paradies zu führen, was dem Offertorium der Seelenmesse entspricht, wo es heißt: Signifer sanctus Michael repraesentet animas in lucem sanctam.

Man wird nicht läugnen können, daß bis hieher das Schauspiel einen wohlgeordneten Zusammenhang hat. Dieser liegt freilich schon in der Dogmatik, aber dem Dichter bleibt doch das Verdienst, diejenigen Punkte ausgewählt zu haben, welche für seinen dramatischen Zweck die bedeutsamste Darstellung erlaubten. Die Bedeutsamkeit war es ja, welche diesen Schauspielen den Namen Mysterien gab, daher muß auch der folgende Auftritt im Paradiese in den Zusammenhang des Ganzen passen. Diese Scene würde in einem heutigen Schauspiele wegbleiben, die Altväter würden einfach von der Bühne abtreten. Nicht so hier, denn ohne den Auftritt im Paradiese wäre der ganze zweite Theil des Stückes, das Teufelsspiel, ohne Grund und Zusammenhang. Wen treffen die Altväter im Paradiese an? Den Enoch und Elias und den guten Schächer. Simeon aus dem neuen Testamente fragt, wer jene seien, und David aus dem alten, wer dieser sei; wieder eine Parallele, wie sie so häufig vorkommen. Also Enoch

und Elias, die den leiblichen Tod noch nicht erfahren, leben im Paradiese, sie werden erst sterben am Ende der Welt im Kampfe mit dem Antichrist, als die letzten lebendigen Zeugen Gottes. So wissen denn die Altväter, daß mit der Erlösung das Reich des Teufels auf Erden noch nicht beendigt ist, sondern erst dann sein Ende naht, wenn Enoch und Elias sterben; denn auch ihnen kann der Tod nicht erlassen werden, weil sie Menschen sind.

Mit diesem Auftritte ist die Nacht der Auferstehung vorbei, der Morgen des Ostertages bricht an und die Scene wird wieder örtlich. Der Thurmwächter bläst also den Tag an und singt ein Taglied (755). Das versetzt uns in die Ritterdichtung und zeigt, daß im Sinne des Mittelalters die Grabwächter Ritter waren, wie sie auch regelmäßig genannt werden. Hier beginnt die Satyre auf den Ritterstand, denn die Anwendung eines verliebten Tagliedes auf schlafende Wächter ist ein feiner Spott. Kläglich wird aber ihre frühere Prahlerei zu Schanden, als sie erwachen und das Grab leer finden, ja das Erdbeben und die Erscheinung der Engel nur im Traume bemerkten. In den Vorwürfen der Hohenpriester liegt Ingrimm und Verachtung; das beleidigt aber nicht nur den Stolz der Ritter, die dem Kaiphas Feigheit und dem Annas Dummheit vorwerfen, sondern treibt sie auch dazu, den Glauben an Christum zu bekennen, wodurch sie der Dichter dem Hauptmanne bei dem Kreuze, wie jenem zu Capernaum an die Seite stellt. Diese Wendung aber scheint den Juden sehr gefährlich, denn treten die Wächter selbst als Zeugen der Auferstehung auf, so ist das ganze Judenthum geschändet. Schnell dreht sich nun ihr Benehmen, sie bieten abermal den Wächtern Geld, damit sie schweigen sollen, machen ihnen keinen Vorwurf mehr und versprechen ihnen sogar bei Pilatus ihre Fürbitte. Dieser läßt nämlich die Wächter vom Grabe rufen (denn es ist der dritte Tag nach dem Tode Christi) und fragt sie, wie es gegangen. Die Verlegenheit der Wächter ist auch dadurch gut ausgedrückt, daß sie nun den Pilatus König nennen (906, 910), was sie früher nicht gethan. Um so ärgerlicher wird dieser, und hält dem einen Wächter die Widersprüche seines Traumgesichtes beißend vor. Wie er es bei der Verurtheilung Christi gemacht, so handelt er auch hier, in beiden Vorfällen schiebt er die Schuld auf Andere; durch die Auferstehung sind die Juden und die Wächter beschämt, er jagt also die Wächter aus seinem Dienste, um an ihrer Schande keinen Theil zu haben, d. h. er wäscht auf andere Art wieder die Hände. Aus Furcht aber, daß die Geschichte bekannt werde, nehmen die Juden die Schuld der Wächter auf sich (ein Seitenstück zu ihrem Rufe: sein Blut komme über uns!) und bestimmen den Pilatus, daß er die Ritter wieder zu Gnaden

annimmt und ihnen ihre Lehen zurückgibt. Das thut er einestheils darum, weil er selbst an die göttliche Sendung Christi und seine Auferstehung zu glauben anfängt; anderntheils, weil er sich damit tröstet, daß alle Schuld nur auf den Juden laste.

Hier schließt der erste Theil des Schauspiels. Da zuletzt Pilatus wie ein König und Lehensherr auftritt und die Wächter ohnehin Ritter genannt werden, so liegt deutlich die Absicht vor, im ersten Theile des Stückes zu zeigen, wie die Mächtigen der Erde durch die Auferstehung zu Schanden geworden. Der zweite Theil kann also nach dem Parallelismus des religiösen Schauspieles nur die Darstellung enthalten, wie die Mächtigen der Hölle durch die Auferstehung besiegt und beschämt werden. Das ist auch wirklich der Inhalt des zweiten Theils, er ist ein Seitenstück, eine Gegenstellung des ersten. Die Untersuchungen des Verfassers über diesen zweiten Theil sind eben so umfassend als interessant, besonders in Betracht dessen, was über das religiöse Lustspiel gesagt wird.

Von den folgenden Untersuchungen und Mittheilungen über das Osterspiel, das Passionsspiel und das Neujahrsspiel sind die über das Passionsspiel die wichtigsten. Vom Passionsspiele kommen vor, den ersten Tag der Ausführung betreffend: die Bekehrung der Magdalena; Christus in Jerusalem; Christus außerhalb Jerusalem; wieder Christus in Jerusalem; Lazarus; Vorbereitung des Leidens. Den zweiten Tag betreffend: das Abendmahl; der Oelberg; Christus vor dem Hohenpriester; das Todesurtheil; die Kreuzigung, Grablegung, Vorhölle und Auferstehung. Die Handschrift gehört der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen; sie ist auf Papier in gespaltenem Folio, ohne Deckel, nur geheftet, daher am Ende durch abgerissene Blätter mangelhaft. Sie hat noch 88 Blätter und Spuren von 6 fehlenden Blättern. Die Schrift gehört in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; die Namen der handelnden Personen und die Anleitung für die Aufführung sind roth geschrieben und die lateinischen Kirchentexte mit Musikalien versehen. Die Verse sind abgesetzt. Wie groß der Text war, läßt sich nicht sagen, weil am Ende die Tracht der Schauspieler angegeben war, die bei ihrer Menge mehrere Blätter füllen konnte. Darnach ist es aber wahrscheinlich, daß er nicht weiter ging als bis zur Auferstehung. Sein Umfang ist wohl der größte aller altdeutschen Schauspiele, die wir bis jetzt kennen, denn das Alsfelder Stück hat etwas über 4200 Verse, mit Einschluß der Ueberschriften, ohne dieselben wird es nicht so groß als das Donaueschinger seyn. Von ähnlichem Umfang war auch das Frankfurter Spiel, wie

seine große Scenerie und Uebereinstimmung mit dem Alsfelder andeuten; endlich jenes über Maria Himmelfahrt in den altdeutschen Schauspielen, dem am Ende Vieles fehlt. Eine noch größere Ausdehnung haben die französischen Spiele, denn die Passion bei Jubinal (2, 139 f.) hat über 6500 Verse. Ausgezeichnet ist die Donaueschinger Handschrift dadurch, daß sie den Text und die Scenerie zugleich enthält, und zwar diese in einer Ausführlichkeit, wie sie mir bei keinem andern Texte bekannt ist. Diese Anordnung und die Frankfurter sind bis jetzt die vollständigste und lehrreichste Angabe über die Einrichtung der Bühne und die Aufführung im Mittelalter. Die Handschrift hat eingelegte Zettel und beigefügte Notizen aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche Aenderungen des Textes bei den späteren Aufführungen enthalten und die der Herausgeber in den Anmerkungen mittheilt. Man sieht auch der Handschrift an, daß sie oft gebraucht wurde. Wäre sie noch ganz, so würden vielleicht die Jahre darin angemerkt seyn, wann das Stück aufgeführt wurde. Auch eine rohe Zeichnung des sechzehnten Jahrhunderts liegt auf einem losen Blatte darin, worauf die Bühneneinrichtung dargestellt ist, die jedoch bei weitem nicht mehr so viele Gegenstände enthält, als im Eingang des Stückes angegeben sind. Man hat also bei der späteren Aufführung das Stück abgekürzt, wie man es noch heutzutage thut. Eine gelungene Zeichnung macht die Einrichtung der Bühne anschaulich. Die späteren Bemerkungen erklären die Art der Aufführung des Stückes.

Die Anlage des Schauspiels betreffend, ist das Drama zwischen Gott und Teufel das größte der Welt. Den Anfang desselben kennt die Menschheit nur durch die Offenbarung, sie hat ihn nicht selbst erlebt, denn es ist der Fall der bösen Engel, der vor die Schöpfung des Menschen zurückgeht. Den Mittelpunkt des Dramas hat aber die Menschheit gesehen, er ist eine geschichtliche Thatsache, die der Mensch als Zeuge erlebt hat, nämlich den Tod Christi. Der fernere Verlauf des Dramas bis zum jüngsten Tage geschieht im menschlichen Leben und schließt mit dem Tode eines Jeden.

Was zum Mittelpunkte gehört, ist das göttliche Trauerspiel (le mystère) und das Teufelspiel (la diablerie), was zum menschlichen Verlauf gehört, das gewöhnliche Trauer- und Lustspiel, diese beiden nur Nachbilder des göttlichen Dramas. Der Untergang des Guten und Heiligen im Trauerspiele weist auf Christi Tod zurück; Beweise sind die Schauspiele von den Heiligen. Der Untergang des Bösen hat sein Vorbild an Christi Sieg über den Teufel.

Der Mittelpunkt dieser Weltgeschichte, Christus, konnte

nicht eintreten, ohne die ununterbrochene Reihe der Vorbedeutungen vom Falle der Menschheit an bis zu Christi Erscheinung. Das alte Testament enthält die stete Folge der Vorbedeutungen in Worten und Thaten. Christus ist die Erfüllung dieser Vorbedeutungen, mit ihm ist offenbar geworden, was früher verdeckt war, er hat die Parabel der alten Weltgeschichte aufgelöst und erklärt. Es mußte ein menschlicher Träger dieser fortwährenden Weissagungen seyn, starr und abgeschlossen von der übrigen Welt, der in sich die lebendige Erinnerung an den Anfang wie die Hoffnung auf die Erfüllung auf den Messias bewahrte. Das Judenvolk ist dieser menschliche Träger, es wurde zersprengt wie das Grab Christi, als die Prophezeihung des Messias erfüllt war. Aber selbst in seinen zerstreuten Trümmern muß das Volk übrig bleiben bis an das Ende der Tage, allen Völkern der Erde zum lebendigen Zeugniß, daß Christus in die Welt gekommen und gestorben ist. Denn, weil das Christenthum als Weltreligion für alle Völker bestimmt ist, so wurden und werden auch die Juden unter alle Völker zerstreut, damit jedes an ihnen den lebendigen historischen Beweis des Christenthums hat. Und zwei Juden des alten Testaments, Elias und Enoch, werden am Ende der Welt auch als lebendige Zeugen kommen, zum Beweise für die Juden, daß Christus der Messias ist, und für die Christen, daß der Heiland im alten Testamente vorbedeutet wurde.

Das alte Testament wird unter dem Bilde der Synagoge vorgestellt; sie war die Trägerin der Prophezeihungen Gottes im alten Bunde; wie diese erfüllt sind, wird der Tempel zerbrochen, und die Kirche des neuen Bundes tritt an seine Stelle als Trägerin der Offenbarung Christi, geleitet durch den h. Geist, der ihr allezeit die Wahrheit sagt bis an das Ende der Welt.

Der Name Mysterium, den diese Spiele führen, zeigt an, daß eine gründliche Einsicht dazu gehört, all die Beziehungen zu wissen und zu kennen, in welchen Christus das alte Testament erfüllt hat. Es ist dieser Begriff ein historischer, er geht rückwärts; verschieden davon der philosophische der Mystiker, denn er geht vorwärts, indem er die menschliche Seele nach der Offenbarung zu ergründen sucht; anders ausgedrückt, das Mysterium ist Religionsgeschichte, die Mystik Religionsphilosophie.

Das folgende Stück ist in der Bedeutsamkeit besser angelegt, als in der Kunst ausgeführt. Der Chor der Engel und der Synagoge beginnt, richtig, denn es gibt noch keine Kirche, aber die Engel singen vorbedeutend im Kirchenchoral.

Die erste Handlung betrifft die Sünderin Magdalena. Damit wird gezeigt, wie tief die Tochter Eva's gefallen, welche Folgen der Ungehorsam Eva's gehabt, wie nothwendig die Erlösung

war, und wie durch die Bekehrung der Magdalena ein Vorbild gegeben wurde, daß sich die gefallene Menschheit wieder durch Christus erheben könne.

In der zweiten Handlung ist der Gegensatz des Sündenfalles dargestellt, Christus widersteht der Versuchung des Teufels. Nun beginnt er sein Erlösungswerk und verkündet zuerst den Juden das Heil, denn die Scene ist in Jerusalem. Aber er wird nicht gehört, die Wunder gehen an den verstockten Pharisäern wirkungslos vorüber.

Da verläßt Christus Jerusalem und verkündet das Heil den Samaritern, die sein Wort gläubig aufnehmen. Es ist auch hier wieder eine Sünderin hervorgehoben, die Samariterin am Brunnen, auch sie glaubt an Christus, und dieser Zug, die Töchter Eva's zu erheben, geht auch durch die folgende Handlung. Ein zweiter Grund, warum die Samariterin eingeführt ist, liegt in der Prophezeihung Christi (Joh. 4, 21.), daß die Zeit kommen würde, wo man weder zu Samaria noch zu Jerusalem den himmlischen Vater anbeten werde. Das war ein Hauptpunkt für das Schauspiel, denn damit war auch die Localisirung der Passion in jeder christlichen Kirche gerechtfertigt. In dieser Handlung bringt Christus den Armen und Fremden das Brot des Lebens, welches die Söhne des Hauses weggeworfen (Matth. 15. 26.).

In der vierten Handlung macht Christus den zweiten Versuch in Jerusalem, und um ihn zu verhöhnen, führen die Pharisäer die Ehebrecherin in den Tempel, damit er sie verurtheilen solle.

In der fünften Handlung zieht sich die Vorbereitung ernster zusammen. Durch die Erweckung des Jünglings von Nain hat Christus den Juden außerhalb Jerusalem den Beweis der Auferstehung gegeben, und sie standen auch geistig auf und glaubten an ihn. Größeres that er für die Juden in Jerusalem durch die Erweckung des Lazarus, der schon drei Tage todt war, und nach diesem großen Wunder gibt er sich den Juden zu erkennen, aber statt an ihn zu glauben, sinnen sie jetzt schon ernstlich auf seinen Tod. Es scheint auf den ersten Anblick sonderbar, daß hierauf der Dichter das Gastmahl der Martha folgen läßt, es ist aber das Vorbild des himmlischen Gastmahls nach der Auferstehung der Todten (Matth. 26, 29.).

In der sechsten Handlung erscheint Jesus als der König seines Reiches, er, der Sohn David's, zieht in seine heilige Stadt ein, und wird von seinem himmlischen Vater den Juden geoffenbart. Vergebens, sie beschließen ihn zu tödten, Christus weiß es voraus und sagt es seinen Jüngern. Mit dem Anfange des Verrathes durch Judas schließt dann die Vorbereitung des Leidens und der erste Tag der Aufführung.

Dieses Vorspiel ist mit vielem Geschick zusammengefügt, denn die Handlungen aus dem Leben Jesu sind in Bezug auf das Drama mit Verstand gewählt und in einer so folgerechten Entwicklung dargestellt, wie es die religiöse Bedeutung des Schauspieles verlangte. Hie und da ist von der Zeitfolge der einzelnen Handlungen abgewichen, was um so leichter geschehen konnte, weil die Evangelien nicht die Annalenform des Mittelalters haben, und weil man die einzelnen Handlungen nach der Bedeutung des Ganzen in die Anlage einfügte.

Der zweite Tag der Aufführung umfaßt das Leiden und die Auferstehung. Es ist nicht im richtigen Verhältnisse zum ersten Theile, denn nach der ausführlichen Anlage des Vorspieles sollten es drei Stücke seyn, das zweite nämlich nur das Leiden enthalten (bis zur sechsten Handlung des zweiten Tages einschließlich) und das dritte Stück die Auferstehung darstellen, die aber in den beiden letzten Handlungen sehr abgekürzt wurde. Vergleicht man nämlich die Höllenfahrt mit andern Schauspielen, so hat sie hier nur etwas über hundert Verse (3859—3976), während sie anderwärts ein ganzes Teufelspiel enthält, und in der letzten Handlung ist die Scene mit dem Salbenhändler ebenfalls sehr kurz behandelt (4033—4072), die anderwärts ein ganzes Zwischenspiel ausmacht. Hat doch der Dichter in der ersten Handlung (173—238) eine doppelt so lange Scene mit dem Apotheker eingefügt, die in andern Stücken nicht vorkommt, warum ist er denn hier so kurz, wo andere Spiele so ausführlich sind? Die Absicht dieser kürzeren Behandlung ist nicht zu verkennen: Das Stück sollte in zwei Tagen aufgeführt werden, und mußte daher gegen Ende zusammengezogen werden.

In dem Leiden Christi wird die richtige Folge der Handlungen beobachtet, die Entwickelung aber durch eingeschaltete Auftritte oft aufgehalten. Dies Hinderniß lag theils in dem epischen Charakter des Schauspiels, theils in der Einrichtung der Bühne, was ich näher angeben muß, um die Sache verständlich zu machen. Nach dem epischen Charakter soll keine Handlung unvorbereitet in die andere übergehen, das hätte jedoch auf der alten Bühne oft geschehen müssen, weil die Oertlichkeiten alle darauf beisammen standen. Wenn daher Christus von Annas zum Kaiphas, und von diesem zum Pilatus geführt wurde, so konnten diese drei Handlungen ohne Zwischenscene auf einander folgen, denn die Häuser jener drei Personen standen ganz nahe beisammen. Das hätte gegen die epische Entwicklung verstoßen, daher wurden Zwischenscenen eingefügt, worin man die Mißhandlung Christi auf dem Wege von einem zum andern darstellte. (2213—2260. 2603—2628. 2721—2736 u. a.) Solche Zwischensce-

nen konnten vermieden werden, wenn die Gruppen, wie jetzt, von der Bühne abgetreten, und auf der andern Seite wieder gekommen wären. Unterdeß hätte ein anderer Auftritt gespielt werden können, was aber bei der alten Einrichtung nicht möglich war. Daher mußten auch manche Personen stumm und ohne Theilnahme bleiben, bis die Reihe an sie kam, was bei den Klagen Mariä am meisten auffällt (3515 flg.). Aber auch das war nicht zu ändern, denn ein gleichzeitiges Handeln aller anwesenden Personen hätte nur eine vollständige Verwirrung gegeben. Man fühlt diesen Uebelstand schon an den wenigen Stellen, wo die Scenen einander durchkreuzen. (711. 737 u. a.)

Völlig undramatisch sind die Gespräche zwischen Christiana und Judäa, einmal, weil beides allegorische Personen sind, sodann, weil sie nicht mithandeln. Solche Einschiebsel schienen aber nothwendig, um den Begriff des Mysteriums zu erklären. Denn durch die Handlungen der wirklichen Personen konnten die Beziehungen des alten und neuen Testamentes nicht so deutlich gemacht werden, als in dem Lehrgespräch der allegorischen Personen.

Was der Verf. Bd. I., S. 58, von der Darstellung der Härte gesagt hat, womit die Juden Christum kreuzigten, dazu liefert dieses Schauspiel ein sprechendes Zeugniß. Die Grausamkeiten beginnen mit der Gefangennehmung (2116), roher Spott, bübische Mißhandlung der Peiniger wechseln ab mit der leeren Hoffart des Annas, und Malchus vergißt sogleich seine wunderbare Heilung durch Christus und schimpft und mißhandelt ihn mit aller Bosheit. Auf dem Wege zu Kaiphas steigert sich die Mißhandlung bis zur unsinnigen Raserei (2219 flg.) und Mosse sagt zu Christus: dein Unglück geht jetzt erst recht an. Nun wetteifern die Juden in der Marter, wobei Malchus nicht fehlt, und so geht es auch zum Pilatus (2513 flg.). Da die Peiniger müde sind, so wechseln sie mit andern ab (2602), die Christum zu dem Herodes führen und im Uebermaß ihrer Bosheit sagen, was Christo bisher geschehen, sey nur eine Kleinigkeit gewesen. So steigert der Dichter die Wuth der Feinde Christi bis auf die Höhe, daß auch Barrabas, wie er aus seiner Haft befreit wird, sich als ein Hauptpeiniger zu den andern gesellt (2829 flg.).

Den Schluß des zweiten Bandes bildet ein Verzeichniß handschriftlicher Schauspiele des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXVI.

Crónica rimada

de las cosas de España desde la muerte del Rey Don Pelayo hasta Don Fernando el Magno, y mas particularmente de las aventuras del Cid.

Publicada por primera vez por el señor

Don Francisco Michel.

(Véanse: »Catálogo razonado de los Ms. esp. exist. en la bibl. real de Paris,« por Don Eugenio de Ochoa; Paris 1844. 4°. Ms. N°. 9988, p. 105 — 110; — »Chronica del famoso Cavallero Cid Ruy diez Campeador.« Nueva ed. por D. V. A. Huber. Marburgo, 1844. 8°. Apéndice; E. p. CXLV — CXLVIII; — »Museo ó Biblioteca selecta del Exmo. Señor Don Pedro Nuñez de Guzman, etc. col. 189ro, Misc. Mss. Tom. 34.)

Eremaneció la tierra sin señor, quando moryó el rey Pelayo. Este rey Pelayo avia una fija de ganancia, e fue cassada con el conde don Suero de Casso. E fiso en ella el conde don Suero un fijo que dixieron don Alfonso. E a este don Alfonso fisieron rey de Leon. E los Castellanos bevian en premia e avian guerra con Navarra e con Aragon e con los moros de Sant Estevan de Gormas e de Leon e de Sepulbeda. E era Olmedo de moros, e dende adelante la tierra frontera que avia Castilla, Bilforado e Granon. E de la otra parte era Navarra frontera de Leon e de Carrion e de Saldaña. E porque los Castellanos yvan a cortes al rey de Leon con fijas e mugieres, por esta rason fisieron en Castilla dos alcaldes; e quando fuesse el uno a la corte, quel otro manparasse la tierra. ¿Quales fueron estos alcaldes? El uno fue Nuno Rassura, e el otro Layn Calvo. ¿E porqué dixieron Nuño Rassura este nonbre? Porque cogió de Castilla señas e minas de pan. E fiso voto a Santiago que les ayudasse contra los moros. E el conde fue aqueste Nuno Rassura de Sant Pedro de Arlança. E este Nuño Rassura ovo un fijo quel dixieron Gonçalo Nuñez. E porque era malo e traviesso, quissolo el padre matar. E fuésse para el rey moro Guiben, senor de Madrid. E falló alla a doña Aldara Sanches, fija del rey don Sancho Ramires de Navarra, que andava mala mugier con los moros. E pedióla por mugier, que aca non gela darien. E cassó con ella e traxóla a Castilla. E fiso en ella tres fijos, e los mayores non valieron nada. E el menor fue el conde Fernand Gonçales que mantovo a Castilla muy grand tiempo. E ovo de aver contienda con el rey don Sancho Ordoñes de Navarra. E este rey don Sancho Ordoñes fiso vistas con el conde Fernand Gonçales en un lugar que dicen Vañares. E yendo el conde seguro prissol el rey en engaño e llevólo presso a Tudela de Navarra. E yasiendo

el conde presso sacólo doña Costança, hermana del rey don Sancho Ordones. E yasiendo el conde en los fierros tomólo la infanta a sus cuestas e dió con él en un monte. E encontraron a un arcipreste de ay de Tudela de Navarra. E dixo que si la infanta non le fisiesse amor de su cuerpo, que los descobrerya. E la ynfanta fue abraçarlo. E teniendole la infanta abraçado llegó el conde con sus fierros e matólo con el su cochillo mismo del arcipreste. E tendiendo la infanta los ojos vió venir grandes poderes. E dixo al conde: »Muertos somos ¡mal pecado! ca haevos aqui los poderes del rey don Sancho mi hermano.« E el conde tendió los ojos, e fue los poderes devissando, e conoció los poderes, e fue muy ledo e muy pagado, e dixo a la infanta: »Esta es Castilla que me suele bessar la mano.« E la infanta paró las cuestas. E cavalgó muy privado en la mula del arcipreste el conde. E de pie yva la infanta. E salió del monte privado; e quando lo vieron los Castellanos, todos se maravillaron. Mas nol bessaron la mano, nin senor non llamaron; ca avian fecho omenage a una piedra que traxieron enl carro, que trayan por señor fasta que fallaron al conde. E tornaron la piedra a semblança del monte de Oca, al logar donde la sacaron.

E todos al conde por señor le bessaron la mano.
Este conde Fernand Gonçales, despues que en Castilla fue alçado,
Mató al rey don Sancho Ordones de Navarra, e él fuera en degollarlo con su mano.
E non querya obedecer el conde a moro nin cristiano.
E enbiol desir al rey de Leon, fijo de don Suero de Casso, don Alfonso avia por nonbre. El rey enbió al conde enplasarlo,
quel veniesse a vistas, e fue el conde muy pagado.
Cavalgó el conde commo ombre tan losano.
E a los treynta dias contados fue el conde al plaso.
El plaso fue en Saldaña, e commençóle él a preguntarlo:
»E yo maravillado me fago, conde, como sodes ossado
de non me venir a mis cortes, nin me bessar la mano;
ca siempre fue Castilla de Leon tributario;
ca Leon es reyno, e Castilla es condado.«
Essas oras dixo el conde: »Mucho andades en vano.
Vos estades sobre buena mula gruessa, e yo sobre buen cavallo.
Porque vos yo sofri, me fago mucho maravillado,
en aver senor Castilla e pedirle vos tributaryo «
Essas oras dixo el rey: »En las cortes será jusgado,
si obedecerme devedes; sinon, fincadvos en salvo.«
Essas oras dixo el conde: »Lleguemos y privado.«
En Leon son las cortes. Llegó el conde losano.
Un cavallo lieva preciado e un asor en la mano.
E comprógelo el rey por aver monedado.
En treynta e cinco mill maravedis fue el cavallo e el asor apreciado.
Al gallarin gelo vendió el conde, que gelo pagasse a dia de plazo.

Largos plasos passaron que no fue el conde pagado;
nyn quiria yr a las cortes, a menos de entregarlo.
Con fijos [1]) e con mugieres Castellanos van a las cortes de Leon.
E conde Fernan Gonsales dixo al rey atanto:
»Rey, non verné a vuestras cortes, a menos de ser pagado
del aver que me devedes, de mi azor e de mi cavallo.«
Quando contaron el aver, el rey non podia pagarlo.
Tanto creció el gallaryn que lo non pagaria el reynado.
Venieron a abenencia el rey e el conde losano,
que quitasse a Castilla: el conde fue mucho pagado.
Plogol al conde quando oyó este mandado.
Assy sacó a Castilla el buen conde don Fernando,
aviendo guerra con moros e con christianos a toda parte de todo su condado.
Avia el conde un fijo que Garci Fernandes fue llamado.
Sy el padre fue buen guerrero, el fijo fue atamano.
Con fija de Almelique de Narbona el conde Garci Fernandes fue cassado,
con ella él fiso un fijo que dixieron el conde don Sancho.
Quando a los siete años los infantes de Salas mataron,
morió el conde Garci Fernandes, cortés infançon Castellano.
El buen conde don Sancho, e dexóles buenos previllejos e buenos fueros con su mano.
E fue recebir fija del rey de Leon, nuera del conde don Suero de Casso.
En ella fiso un fijo quel dixieron por nonbre Sancho.
Atanto salió de casador quel [2]) monte quel non cogia el poblado.
Pussol por nonbre el padre Sancho Avorta [3]), por amor de destroyr.
Desque vió el padre que era de edad, a Burgos fue llegado;
a los treynta dias conplidos ayuntanse y los Castellanos.
Desque los vió el conde, en pie fue levantado:
»Oytme, Castellanos, a buen tiempo so llegado
por vos faser mas merced que nunca vos fiso ombre nado.
El conde Fernand Gonçales, mi avuelo, sacóvos de tributario;
el conde Garci Fernandes, mi padre, e yo
divos fueros e previllejos confirmados con mi mano.
De condado que es Castilla fagovosla reynado.
Fagamos mio fijo Sancho Avarca rey, si vedes que es guissado.
Nieto es del rey de Leon, non ha quel diga ome nado
que non sea rey de Castilla; ninguno non será ossado;
synon aquel quien lo dixiesse, bien sabria vedarlo.«
Mucho plogo a Castellanos quando oyeron este mandado.
A Sancho Avarca bessan las manos, e ¡rreal, rreal! llamando,

---

1) El manuscrito repite por equivocacion: Con fijos e con fijos.

2) Quizá diria: onl? *F. Wolf.*

3) Así lleva el ms. en vez de Abarca. *F. W.*

por Castilla dan los pregones por tan buen rey que alçaron.
Este fue el primero rey que Castellanos ovieron.
Con grand onrra e grand pres grandes alegrias fesieron.
El buen rey Sancho Avarca comensó de reynar,
e mandó faser señas tendidas en cada logar.
Con fija del rey de Francia se ovo a despossar.
E diógela de grado, non le fesieron al.
E la ynfanta disen doña Ysabel.
E [1]) esta fue reyna de prestar.
El rey don Sancho Avarca fue por ella, ca tiempo avia de cassar con ella.
A los puertos de Aspa gela traxieron al rey de Francia,
e él ally fue a tomarla.
Grandes alegrias han en España,
quando el rey con la reyna vieron tornar,
e mayor los Castellanos, quando la mano le fueron bessar.
E el conde don Pedro de Palencia a Burgos le fue combidar.
»Rey don Sancho Avarca, por amor de caridad,
fijo del conde don Sancho, mi senor natural,
vayamos a Palencia mio conbite tomar;
ca siempre vos serviré mientra mi vida durar.«
Dijo estonce el rey bueno: »Faserlo he de grado,
en tal que en la mi vida nunca seades menguado.«
Esto fue nueve dias ante de Sant Johan,
quando el rey don Sancho llegó a Palencia yantar.
Bravo era el val de Palencia; ca non avia y poblado,
synon do llaman Santa Maria el antigua do morava el conde losano.
Salieronse a folgar desque ovieron yantado,
e passaron las aguas amos de mano a mano.
Affondóse la mula con el rey en un soterraño;
acorrense las gentes e sacaron al rey en salvo.
Por los braços quebró la mula, non la cavalgó mas ombre nado.
El rey tendió los ojos e vió por el soterraño
descender una escalera de un canto labrado.
Demandó por un cavallero que desian Bernardo.
Dis: »Entra, Bernardo, por essa escalera e cata este soterraño.«
Dixo Bernardo: »Señor, plaseme de granado (sic)«.
Bernardo quando descendió vió un poso cavado,
e a par de aquel poso vió estar un altar,
e de susso un escripto, e començólo de catar.
Falló que Sant Antolin martir yasia en aquel logar.
E vió una piedra con letras, e començóla de catar,
e vió que tresientos años avia que era somido aquel logar.
E vino de para el rey e dixol en porydad:
»Señor, como me semeja, cuerpo santo yase en este logar.«
Quando lo oyó el rey al conde fue tornado [2]),

---

1) Hay aquí en el manuscrito una mayúscula.

2) El manuscrito lleva por equivocacion:

Quando el rey al conde fue tornado
Quando lo oyó el rey etc.

e dixo: »¡Ay, conde don Pedro! dadme este logar en camio,
e siempre vos lo gradeceré en quanto fuere durado.
E darvos he por él a Campo fasta en la mar.«
Ally dixo el conde don Pedro al rey: »Plaseme de grado.«
Danse las verdades e otorgaronse el cambio.
Estonce traya el conde a cinco vandas las armas;
e las dos eran yndias, e las tres de oro colado:
ally tomó otras el conde, el campo de oro claro,
una aguila yndia, en medio gritando:
Campo yvan llamando.
Por esso llaman Aguilar de Campo desque él ersió condado.
El rey en plasenterya fincó alegre e pagado.
Llegaronle mandados de su avuelo el rey de Leon, que era finado.
Fincaronle tres fijas, e non fijo varon.
Ca el rey con la una fue cassado,
e el conde don Ossorio Galeciano con la otra,
el que don Ordoño de Campos mucho onrrado *);
e la otra con el conde Nuño Alvares de Amaya que ovo a Amaya por condado.
E fincaron en el rey don Sancho Avarca todos los rreynos en su mano.
E dixo a su cavallero Bernardo que catasse el soterraño;
e oyredes lo que aconteció estonce en aquel año.
Estando el arçobispo en el pueblo Toledano,
en dia de rramos en Visaga la missa cantando,
a la ora de la passyon entraron moros el poblado,
e ganaron a Toledo, a menos del poblado,
e guareció el arçobispo a poder de cavallo
a Porto e Palencia adonde está Bernardo
(ssiendo Bernardo su sobrino, fijo de su hermano).
Quando vió el arçobispo, dexó el soterraño,
e fuésse para deffessa brava meterse hermitaño
en una hermita que avia y otro poblado,
Miro, e quando vió este lugar, cavalgó muy privado;
fuése para Leon al buen rey don Sancho,
de los ojos llorando, e bessóle la mano:
»Señor rey don Sancho Avarca, por el padre apoderado,
perdí a Toledo; moros me lo han ganado.
Señor, dadme a Palencia e a aquel soterraño,
e faré vida de que Dios sea pagado;
de arçobispo que era viviré commo hermitaño.«
En essas horas dixo el rey: »Plaseme muy de grado.«
Apriessa dixo: »Mio señor, ytme a entregarlo.«
E entrante a Palencia tomólo por la mano:
»Commo lo yo compré del conde don Pedro Franco, dolo degrado;
e fagan un previllegio con mio signo otorgado,
de la huerta del campo do es Oter rredondo llamado,
con las cuestas del atalaya e de los cascajares del bravo,
e de la otra parte las cuestas commo van a Valrrociado.«

*) Parece que hay aquí una omision, pues falta la asonancia en el verso antecedente, y en esto queda incompleto el sentido. *F. W.*

Muy bien lo recibe; miró el perlado,
e tomó el previlejo del rey; e cavalgó muy privado,
e metiósse a los caminos, para Roma fue llegado.
E quando vió al Papa, el pie le ovo bessado:
»Merced,« dixo, »senor, que sodes en lugar de Sant Pedro e Sant Pablo.
Siendo yo arçobispo del pueblo Toledano,
conquerieronme los moros onde fue muy coytado.
Vineme para el rey don Sancho Avarca, fijo del conde don Sancho,
commo a ombre de buena ventura que en buen punto fue nado.
En el val de Palencia abrióse un soterraño,
e affondóse la mula, e él fincó en sano;
a Sant Antolin martir fallaron y soterrado.
Apriessa lo conpró luego el rey de un conde losano.
Quando yo perdí a Toledo, a mi lo ovo dado el rey [1]).
Ahevos aqui su previllejo como lo trayo otorgado.«
El Papa quando [2]) vió el previllejo con signo acabado,
dixo: »Fiso como rey de buena ventura en faser tan buen logar franqueado.
Fagamos y una dignidat de que Dios sea pagado.
Pues lo dieron a la yglesia, de mi sea otorgado
A ti Miro, episcopo Palentino mucho onrrado.«
Quando estos previllejos el obispo del Papa ovo tomado,
a jornadas contadas a España fue tornado.
Sopolo el rey don Sancho Avarca, e recebiólo muy de grado.
Entrante Oter rredondo, tommólo el rey por la mano,
ffasta Sant Antolin non quisso dexallo;
e dixo: »Yo vos la franqueo, ansi commo vos lo yo ove dado.
Fijo que yo aya, que fuere en demandarlo,
la mi maldesion aya, e non le ayude ombre nado,
e el que lo ayudare, sea traydor provado,
e de parte de la yglesia maldito sea e descomulgado.
E do el poder a la yglesia con mi sello colgado.«
Porquel rey era rey de Leon, desmanparó a Castellanos.
E vedes por qual rrason: porque era Leon cabesa de los rreynados;
alçósele Castilla, e duró bien dies e siete años,
alçaronsele los otros linajes donde venian los fijosdalgo.
¿Donde son estos linajes? Del otro alcalde Layn Calvo.
¿Donde fue este Layn Calvo? Natural de monte de Oca.
E vino a Sant Pedro de Cardeña a poblar este Layn Calvo,
con quatro fijos que llegaron a buen stado,
con seysientos cavalleros a Castilla manpararon;
aviendo guerra con Navarra, Ruy Laynes el mayor pobló a Faro.
Galduy Laynes desde ovo a Mendoça e termino poblado,

---

1) Probablemente diria: el rey dado? *F. W.*

2) El manuscrito repite por equivocacion: quando quando.

aviendo guerra con moros, donde rrecebieron grand daño,
siendo Sant Estevan de Gormas de moros, e Leon del otro cabo,
Atiensa e Ciguença con que bivien Castellanos en trabajo,
Sepulveda e Olmedo de un moro pagano.
A pessar de aquestos todos, un fijo de Layn Calvo
(aquel disen Peñaflor, con qual es Peñafiel llamado),
Aviendo guerra con el rey de Leon e con Leonesses el menor de Layn Calvo,
quel dixieron Diego Laynes, este ovo a Saldaña por frontera.
Grand tiempo passado ovo a morir el rey Sancho Avarca,
estando la tierra en este trabajo.
Tres fijos dexó el rey el dia que fue finado.
Con Alfonso el mayor Leonesses se alsaron;
e don Garcia el mediano a Navarra fue alçado;
por señor le tomaron a don Fernando el menor,
la mano le bessaron Castellanos commo fijos de Layn Calvo.
Dió guerra a sus hermanos; vencidos fueron Leonesses,
e rrecebieron grand daño a los fitos de Mansilla,
do estavan los mojones fincados.
Mató don Fernando a don Alonso su hermano.
Luego se le dieron Leones e Galisia fasta Santiago.
Tornó dar guerra a Navarra commo de cabo,
e mató en Atapuerca a don Garcia su hermano.
Diósele luego Navarra e Arragon del otro cabo.
Desde ally se llamó señor da España fasta en Santiago.
Preguntó por Navarra sy avia quien heredarlo.
Ffabló la ynfanta doña Sancha, fija del rey don Sancho, e el governador de Navarra,
e fabló el ynfante don Ramiro, mas non era de velada;
mas por quanto era fijo deste rey don Sancho,
e que non se enagenasse el reyno, diógelo don Fernando.
Assy assosegó su tierra, a Çamora fue llegado,
mandando por sus reynos que veniessen a sus cortes.
A los treynta dias contados ally vinien Leonesses,
e con Gallisianos e con Asturrjanos.
E venieron Aragonesses a bueltas con Navarros.
Los postrimeros fueron Castellanos e Estramadaños.
De los fijos de Layn Calvo todos quatro hermanos;
don Ruy Laynes fue cassado con fija de don G°. Miñayas.
El fiso en ella a don Diego Ordones
donde vienen estos que de Viscaya son llamados.
Galdin Laynes fue cassado con fija del conde don Rr°.,
con (sic) el conde de Alva e de Bitoria,
e fiso en ella un fijo quel desian don Lope.
¿Donde vienen estos Laynes? De don Luys Dias de Mendoça.
El ynfante Laynes era cassado con fija del conde don Alvaro de Fensa,
e fiso en ella un fijo que dixieron Alvar Fañes,
donde vienen estos linajes de Castro.
Diego Laynes se ovo cassado con doña Theressa Nuñes,
fija del conde Ramon Alvares de Amaya, e nieta del rey de Leon,

e fiso en ella un fijo quel dixieron el buen guerreador Ruy Dias.
Ally sse levantó el rey a los quatro fijos de Layn Calvo;
tomólos por las manos, consigo los pusso en el estado.
»Oytme, cavalleros, muy buenos fijos (sic) fijosdalgo,
del mas onrrado alcalde que en Castilla fue nado.
Distesme a Castilla e bessastesme la mano.
Con vusco conqueri los reynos de España fasta Santiago.
Vos sodes ancianos, e yo del mundo non sé tanto.
Mi cuerpo e mi poder métolo en vuestras manos,
que vos me consejedes ssyn arte e sin engaño.
Rey soy de Castilla e de Leon, assy fago.
Sabedes que Leon es cabesa de todos los rreynados,
e por esso vos ruego e a vos pregunto tanto.
Qual seña me mandades faser, a tal farè de grado;
ca en quanto yo valga, non vos saldrè de mandado.«
Dixieron los Castellanos: »En buen punto fuestes nado.
Mandat faser un castillo de oro e un leon yndio quitado.«
Mucho plogo al rey quando los reynos se pagaron.
Bien ordenó el rey su tierra commo rey mucho acabado:
otorgó todos los fueros que el rey su padre avia dado;
otorgó los previllejos de su avuelo, el conde don Sancho.
Alli llegó de Palencia el mandado que era muerto el obispo Miro;
e dió el obispado a Bernardo,
e enbiól quel confirmase a Roma; e vino muy buen perlado.
E otorgó sus libertades que el rrey don Sancho Avarca avia dado,
desde la huerta del Topo fasta do es la Quintanilla,
con todo fasta Castiel Redondo, do es Magas llamado,
detras de las cuestas *) de los cascajares, do es Santo Thomé llamado,
fasta las otras cuestas que llaman Val Rroyado,
do llaman Val de Pero, ca non era poblado.
Mandó en los previllejos poner signo el buen rey don Fernando.
Asosegada estava la tierra, que non avie guerra de ningun cabo.
El conde don Gomes de Gormas a Diego Laynes fiso daño
ferióle los pastores, e robóle el ganado.
A Bivar llegó Diego Laynes, al apellydo fue llegado.
El enbiólos rrecebir a sus hermanos, e cavalga muy privado.
Ffueron correr a Gormas, quando el sol era rayado.
Quemaronle el arraval, e comensaronle el andamio,
e traen los vasallos e quanto tiene en las manos;
e traen los ganados quantos andan por el campo;
e traenle por dessonrra las lavanderas que al agua estan lavando.
Tras ellos salió el conde con cient cavalleros fijosdalgo,
rebtando a grandes boses a fijo de Layn Calvo:

*) El manuscrito repite por equivocacion: do las cuestas.

»Dexat mis lavanderas, fijo del alcalde cibdadano,
ca a mí non me atenderedes a tantos por tantos, por quanto él está escalentado.«
Redro Ruy Laynes, señor que era de Faro:
»Cyento por ciento vos seremos de buena miente e al pulgar.«
Otorganse los omenajes que fuessen y al dia de plaso.
Tornanle de las lavanderas e de los vassallos;
mas non le dieron el ganado, ca selo querian tener por lo que el conde avia levado.
E los nueve dias contados cavalgan muy privado.
Rodrigo, fijo de don Diego, e nieto de Layn Calvo,
E [1]) nieto del conde Nuño Alvares de Amaya, e visnieto del rey de Leon,
dose años avia por cuenta, e aun los trese non son;
nunca se viera en lit, ya quebravale el corason.
Cuéntasse en los cien lidiadores, que quisso el padre o que non.
En los primeros golpes suyos e del conde don Gomes son.
Paradas estan las bases, e comiensa a lidiar.
Rodrigo mató al conde, ca non lo pudo tardar.
Venidos son los ciento e pienssan de lydiar.
Enpos ellos salió Rodrigo, que los non da vagar.
Prisso a dos fijos del conde a todo su mal pessar,
a Hernan Gomes e Alfonso Gomes, e trajolos a Bivar.
Tres fijas avia el conde, cada una por cassar;
e la una era Elvira Gomes, e la mediana Aldonsa Gomes, e la otra Ximena Gomes la menor.
Quando sopieron, que eran pressos los hermanos e que era muerto el padre,
paños visten brunitados e velos a toda parte
(estonce la avian por duelo; agora por goso la traen).
Salen de Gormas, e vanse para Bivar.
Viólas venir don Diego, e a recebirlas sale [2]).
»¿Donde son aquestas freyras que algo me vienen demandar?«
»Desirvos hemos, señor, que non avemos porque vos lo negar.
Ffijas somos del conde don Gormas, e vos le mandastes matar.
Prissistesnos los hermanos, e tenedeslos aca.
E nos mugieres somos, que non ay quien nos anpare.«
Essas oras dixo don Diego: »No devedes a mi culpar;
peditlos a Rodrigo, sy vos los quisiere dar.
Prometolo yo a Christus, a mí non me puede pessar.«
Aquesto oyó Rodrigo, comensó de fablar:
»Mal fesistes, señor, de vos negar la verdat;
que yo seré vuestro fijo, e seré de mi madre.
Parat mientes al mundo, señor, por caridat.
Non han culpa las fijas por lo que fiso el padre.

---

1) Hay en el manuscrito aquí una mayúscula.

2) Los tres ultimos renglones hacen en el manuscrito un solo párrafo; pero su demasiada largura, y la asonancia asaz perceptible hacen probable una omision del copista, y justificarán quizá la subdivision ejecutada por nosotros. *F. W.*

Datles a sus hermanos, que muy menester los han.
Contra estas dueñas mesura devedes catar.«
Ally dixo don Diego: »Fijo, mandatgelos dar.«
Sueltan los hermanos; a las dueñas los dan.
Quando ellos se vieron fuera en salvo, comensaron de fablar:
»Quinse dias possieron de plaso a Rodrigo e a su padre,
que los vengamos quemar de noche en las cassas de Bivar.«
Ffabló Ximena Gomes la menor: »Mesura,« dixo, »hermanos, por amor de caridat.
Yrme he para Çamora, al rey don Fernando querellar,
e mas fincaredes en salvo, e él derecho vos dará.«
Alli cavalgó Ximena Gomes, tres doncellas con ella van,
e otros escuderos que la avian de guardar.
Llegava a Samora, do la corte del rey está,
llorando de los ojos e pediendo piedat:
»Rey, dueña so lasrada, e avéme piedat.
Orphanilla finqué pequeña de la condessa mi madre.
Ffijo de Diego Laynes fissome mucho mal;
prissome mis hermanos, e matóme a mi padre.
A vos que sodes rey vengome a querellar.
Señor, por merced, derecho me mandat dar.«
Mucho pessó al rey, e comensó de fablar:
»En grand coyta son mis reynos; Castilla alçarseme ha;
e si se me alçan Castellanos, ffaserme han mucho mal.«
Quando lo oyó Ximena Gomes, las manos le fue bessar.
»Merced,« dixo, »señor; non lo tengades a mal.
Mostrarvos he assosegar a Castilla e a los reynos otrotal.
Datme a Rodrigo por marido, aquel que mató a mi padre.«
Quando aquesto oyó el conde don Ossorio, amo del rey don Fernando,
tommó el rey por las manos, e aparte yva sacallo.
»Señor, ¿qué vos semeja, que don vos ha demandado?
Mucho la devedes agradecer al padre apoderado.
Señor, enbiat por Rodrigo e por su padre privado.«
Apriessa fasen las cartas, que non lo quieren tardar.
Danlas al mensajero; al camino es entrado.
Quando llegó a Bivar, don Diego estava folgando.
Dixo: »Omillome a vos, señor, ca vos trayo buen mandado.
Enbia por vos e por vuestro fijo el buen rey don Fernando.
Vedes aqui sus cartas firmadas que vos trayo:
que, sy Dios quisiere, será ayna Rodrigo encimado.«
Don Diego catò las cartas e ovo la (sic) color mudado.
Sospechó que por la muerte del conde queria el rey matarlo.
»Oytme,« dixo, »mi fijo, mientes catedes aca.
Temome de aquestas cartas, que anden con falsedat;
e desto los rreys (sic) muy malas costumbres han.
Al rey que vos servides, servillo muy sin arte.
Assy vos aguardat dél como de enemigo mortal.
Ffijo, passatvos para Faro do vuestro tyo Ruy Laynes está;
e yo iré a la corte do el buen rey está.
E sy a (sic) por aventura el rey me matare,

vos e vuestros tios poderme hedes vengar [1]).«
Ally dixo Rodrigo: »E esso non seria la verdat.
Por lo que vos passaredes, por esso quiero yo passar.
Magüer sodes mi padre, quierovos yo aconsejar.
Trecientos cavalleros todos convusco los levat;
a la entrada de Çamora, señor, a mi los dat.«
Essa ora dixo don Diego: »Pues pensemos de andar.«
Metense a los caminos; para Çamora van.
A la entrada de Çamora, alla do Duero cay,
armanse los tresientos, e Rodrigo otro tale.
Desque los vió Rodrigo armados, començó de fablar:
»Oytme,« dixo, »amigos, parientes e vassallos de mi padre;
aguardat vuestro señor sin engaño e sin arte.
Sy vieredes que el alguasil lo quisiere prender, mucho apriessa lo matat.
Tan negro dia aya el rey commo los otros que ay estan.
Non vos pueden desir traydores por vos al rey matar;
que non somos sus vassallos, nin Dios non lo mande;
que mas traydor serya el rey, si a mi padre matasse,
Por [2]) yo matar mi enemigo en buena lid en campo,
yrado contra la corte e do está el buen rey don Fernando.«
Todos disen a él que el que (sic) mató al conde losano.
Quando Rodrigo bolvió los ojos, todos yvan derramando.
Avien muy grant pavor dél e muy grande espanto.
Allegó don Diego Laynes al rey bessarle la mano.
Quando esto vió Rodrigo, non le quisso bessar la mano.
Rodrigo fincó los ynojos por le bessar la mano.
El espada traya luenga; el rey fue mal espantado.
A grandes boses dixo: »Tiratme alla esse peccado.«
Dixo estonce don Rodrigo: »Querria mas un clavo,
que vos seades mi señor, nin yo vuestro vassallo.
Porque vos la bessó mi padre, soy yo mal amansellado.«
Essas oras dixo el rey al conde don Ossorio, su amo:
»Datme vos aca essa doncella, despossaremos este losano.«
Aun non lo creyó don Diego, tanto estava espantado.
Salió la doncella, e traela el conde por la mano.
Ella tendió los ojos, e a Rodrigo comensó de catarlo.
Dixo: »Señor, muchas mercedes, ca este es el conde que yo demando.«
Ally despossavan a doña Ximena Gomes con Rodrigo el Castellano.
Rodrigo respondió muy sannudo contra el rey Castellano:
»Señor, vos me despossastes mas a mi pessar que de grado;
mas prometolo a Christus que vos non bessé la mano,
nin me vea con ella en yermo nin en poblado,
ffasta que vensa cinco lides en buena lid en campo.«
Quando esto oyó el rey, fisose maravillado.
Dixo: »Non es este ombre, mas figura ha de peccado.«
Dixo el conde don Ossorio: »Mostrarvos lo he privado.

---

1) Aunque esto renglon y el que le antecede hacen en el manuscrito uno solo, claro está, por la asonancia, que se han de dividir en dos. *F. W.*

2) Hay aquí una mayúscula en el manuscrito.

Quando los moros corrieren a Castilla, non le accorra ombre nado.
Veremos si lo dise de veras, o si lo dise beffando.«
Alli espedieron padre e fijo, al camino fueron entrados.
Ffuésse para Bivar a Sant Pedro de Cardeña por morar y el verano.
Corryó el moro a Burgos de Ayllon muy losano,
e el arrayas Bulcor de Sepulveda muy honrrado,
e su hermano Tosios el arrayas de Olmedo, muy rico e mucho abondado;
entre todos eran. V. mill moros a cavallo.
E fueron correr a Castilla e llegaron a Bilforado,
e quemaron a Redesilla e a Grañon de cabo a cabo.
A Rodrigo llegó el apellido, quando en siesta estava adormido;
deffendió que ninguno non despertasse a su padre, sol non fuesse ussado.
Metense a las armas, e cavalgan muy privado.
Tresientos cavalleros del padre van lo aguardando,
e otras gentes de Castilla que se le yvan llegando.
E los moros venien robando la tierra e fasiendo mucho daño;
trayan grant poder, con robo de ganado,
e christianos captivos, ¡mal peccado!
A la Nava del Grillo, do es Lerma llamado,
ally los alcançó Rodrigo.
Seguiólos *) en Alcancer, lidió con los algareros, que non con los que levavan elganado;
e a los unos mató, e a los otros fue arramando.
Por el campo de Gomiel a Yoda llegaron,
do yvan los poderes con el robo tamaño.
Ally lidió Rodrigo con ellos buena lid en el campo;
un dia e una noche, fasta otro dia mediado
estuvo en pesso la batalla e el torneo mesclado.
Rodrigo venció la batalla, ¡Dios sea loado!
Ffasta Peña-Falcon, do es Peña-Fiel llamado,
las aguas de Duero yvan las enturbiando.
Ally bolvieron un torneo, contra Fuenfe-Dueña llegando.
Mató Rodrigo a los dos arrayases, e prisso al moro Burgos loçano.
Él traxo los paganos contra Tudela de Duero;
e el ganado, captivos e captivas, traxolos el Castellano.
En Çamora llegaron los mandados, do era el buen rey don Fernando.
El rey, quando lo sopo, fue ledo e pagado.
¡Ay Dios, qué grande alegria fasia el rey Castellano!
Cavalgó el buen rey, con él muchos condes e cavalleros e otros ombres fijosdalgo;
ffuésse para Tudela de Duero, do pacia el ganado.
Rodrigo, quandol vió venir, recebiólo muy privado.
»Cata,« dixo, »buen rey, que te trayo, magüera non so tu vassallo:

*) Hay aquí una mayúscula en el manuscrito.

de cinco lides que te prometi el dia que tú me oviste desposado,
vencido he la una, yo cataré por las quatro.«
Essas oras dixo el buen rey: »Por todo seas perdonado,
en tal que me des el quinto de quanto aqui has ganado.«
Estonce dixo Rodrigo: »Solamente non sea pensado,
que yo lo daré a los mesquinos que assas lo han lasrado;
lo suyo daré a los diesmos, que non quiero su peccado;
de lo mio daré soldadas [a] aquellos que me aguardaron.«
Essas oras dixo el buen rey: »Dame a esse moro losano.«
Estonce dixo Rodrigo: »Solamente non sea pensado,
que non por quanto yo valgo, que fidalgo a fidalgo, quandol prende, non deve dessonrrarlo.
Demas non vos daré el quinto, synon de aver monedado;
que darlo he a mis vassallos, que assas me lo han laserado.«
Despedieronse del rey, e bessaronle la mano.
Tresientos cavalleros fueron por cuenta los que ally fueron juntados.
Quando esto vió Rodrigo, a los moros se tornó privado:
»Oytmelo, rey moro Burgos de Ayllon, muy losano;
yo non prenderia rey, nin a mi non seria dado;
mas roguévos que veniesedes conmigo: vos fesisteslo de grado.
Ytvos para vuestro reynado, salvo e seguro [1]);
que en toda la mi vida non ayades miedo de rey moro nin de christiano.
Quanto avien los arrayases que yo maté, vos heredatlo,
sy vos quesieren abrir las villas; synon enbiatme mandado:«
yo faré que vos abran a miedo, que non de grado.«
Quando esto vió el moro Burgos de Ayllon, muy losano,
fincó los ynojos delante Rodrigo,
e bessóle la mano de boca fablando:
»A [2]) ty digo el mi señor, yo so el tu vassallo,
e dote de mi aver el quinto e tus parias en cada año.«
Alegre se va el moro, alegre se tornó el Castellano.
Parias le enbió el rey moro de Ayllon, muy losano;
que para en quatro años fuesse rico e abondado.
Sopolo el conde don M. G°s. [3]) de Navarra, cavalgó muy privado,
e fuésse para el rey: »Senor, pessete del tu dano;
Calahora e Tudela forçada te la ha el buen rey don Fernando.
Señor, dame tus cartas, e yré desafiarlo.
Yo seré tu justador, conbaterlo he privado.«
Essas horas dixo el rey: »Sseate otorgado.«
Las cartas dan al conde, al camino es entrado.
Allegava a Çamora, al buen rey don Fernando.
Entró por la corte, al buen rey bessó la mano,
e dixo: »Oytme, rey de grand poder, un poco sea escuchado.

---

1) Probablemente diria: seguro e salvo. *F. W.*

2) Hay aquí una mayúscula en el manuscrito.

3) Martin Gonzalez. *F. W.*

Mensagero con cartas non deve tomar mal, nin recebir daño.
Enbia vos desafiar el rey de Aragon, a vos e todo vuestro reynado.
Vedes aqui sus cartas, yo vos trayo el mandado.
Synon, datme un justador de todo vuestro reynado;
yo lidiaré por el rey de Aragon, que so su vassallo.«
Quando este oyó el rey, en pie fue levantado,
e dixo: »Pessar devia a Dios e a todo su reynado,
de tal cossa començar rey que devia ser su vassallo.
¿Quién gelo consejó, e commo fue dello ossado?
¿Quál seria de mis reynos amigo, o pariente, o vassallo
que por mi quissiesse lidiar este rieto?«
Rodrigo a los tres dias a Çamora ha llegado;
vió estar al rey muy triste, ante él fue parado.
Sonrissando se yva, e de la boca fablando:
»Rey, ¿quién vos fisso pessar, o commo fue dello ossado?
De presso o de muerto non vos saldrá de la mano.
Essas horas dixo el rey: »Seas bien aventurado.
A Dios mucho agradesco por ver que eres aqui llegado.
A ti digo la mi coyta donde soy coytado:
enbióme desafiar el rey de Aragon, e nunca gelo ove buscado,
enbióme desir quel diesse a Calahorra, amidos o de grado,
o quel diesse un justador de todo el mi reynado.
Querellóme en mi corte a todos los fijosdalgo;
non me respondió ombre nado.
Respondele tú Rodrigo, mi pariente e mi vassallo.
Fijo eres de Diego Laynes, e nieto de Layn Calvo.«
Essas horas dixo Rodrigo: »Señor, placeme de grado.
A tal plaso nos dedes, que pueda ser tornado;
que quiero yr en romerya al padron de Santiago,
e a Santa Maria de Rocamador, sy Dios quissiere guissarlo.«
Essas horas dixo el rey: »En treynta dias avras afarto.«
El conde con grand bi en pie fue levantado,
e dixo: »Rey, en treynta dias mucho es grand plaso;
que mas me queria ver con Rodrigo que quien me diesse un condado.«
Estonce dixo Rodrigo: »Conde, ¿porque vos quexades tanto?
Que a quien diablos han de tomar chica es posiesta de mayo.«
Essas horas dixo el rey: »Ve tu via bien aventurado.«
A los caminos entró Rodrigo, pessól e a mal grado;
de qual disen Benabente, segunt dise en el romance;
e passó por Astorga, e llegó a Monteyraglo;
complió su romerya por Sant Salvador de Oviedo.
Fue tornado a la condessa doña Theresa Nuñes, e apriessa ovo preguntado:
»Señora, ¿quantos dias ha passados (sic) que yo fue en romerya a Santiago?«
E dixo la condessa: »Oy passan veynte e seis dias, cras seran los veynte e siete dias llegados.«
Quando esto oyó Rodrigo, fue mal amansellado,
e dixo: »Cavalgat, mis cavalleros, e non querades tardarlo.

Vayamos nos servir al buen rey don Fernando;
que tres dias ha, non mas, para complirse el plaso.«
A los caminos entró Rodrigo con trecientos fijosdalgo,
al vado de Cascajar, ado Duero fue apartado.
Fuerte dia fasia de frio a lo posiesta [1]).
En llegando a la horilla del vado, estava un peccador de malato,
a todos pediendo piedat que le passasen el vado.
Los cavalleros todos escopian, e yvanse dél arredrando.
Rodrigo ovo dél duelo, e tomólo por la mano.
So una capa verde aguadera passólo por el vado,
en un mullo (sic) andador que su padre le avia dado.
E fuésse para Grejalva do es Cerrato llamado,
so unas piedras cavadas que era el poblado.
So la capa verde aguadera alvergó el Castellano e el malato.
E en siendo dormiendo, a la oreja le fabló el gapho:
»¿Dormides, Rodrigo de Bivar? tiempo has de ser acordado.
Mensagero so de Christus, que non soy malato.
Sant Lasaro so, a ti me ovo Dios enbiado,
que te dé un resollo en las espaldas, que en calentura seas tornado [2]);
que quando esta calentura ovieres, que te sea menbrado
quantas cossas comensares, arrematarlas con tu mano.«
Diól un rresollo en las espaldas que a los pechos le ha passado.
Rodrigo despertó, e fue mal espantado;
cató en derredor de ssy, e non pudo fallar el gapho;
menbróle daquel sueño, e cavalgó muy privado;
ffuésse para Cahorra (sic), de dia e de noche andando.
Y era el rey don Rramiro de Aragon, y era el rey don Fernando,
Y era el rey don Ordonio de Navarra.
Venido era el dia del plaço, e non assomava el Castellano.
En priessa se vió él, e a Diego Laynes ovo buscado:
»Diego Laynes, vos lidiat este rrieto, por salvar a vuestro fijo que a vos era dado.«
Dixo Diego Laynes: »Señor, plaseme de grado.«
Armanle mucho apriessa el cuerpo e el cavallo.
Quando quisso cavalgar, assomó el Castellano.
A recebirle sale el rey con muchos fijosdalgo.
Adelante dixo a Rodrigo: »¿Porqué tardades tanto?«
Estonce dixo Rodrigo: »Señor, non sea culpado;
ca aun fasta el sol puesto es todo el dia mi plaso.
Lidiaré en esse cavallo de mi padre, que el mio viene muy cansado.«
Dixo Diego Laynes: »Fijo, plaseme de grado.«
El rey con grant plaser parósse armarlo.
Dixo Rodrigo: »Señor, non sea culpado.«
Cavalgar queria Rodrigo, non queria tardarlo.
Non le venia la calentura que le avia dicho el malato.

---

1) Probablemente habria de suplirse: de Mayo? *F. W.*

2) Leese de arriba de mano contemporanea: entrado.

Dixo al rey: »Señor, dadme una sopa en vino.«
Quando quisso tomar la sopa, la calentura ovo llegado.
En logar de tomar la sopa tomó la rrienda del cavallo;
endereso el pendon, e el escudo ovo enbrasado,
e fuésse para ally do estava el Navarro.
El Navarro llamó Aragon, e Castilla el Castellano.
Yvanse dar seños golpes, los cavallos encostaron.
Dixo el conde Navarro: »¿Qué cavallo traes, Castellano?«
Dixo Rodrigo de Bivar: »¿Quieres trocarlo?
Cámbialo comigo, sy el tuyo es mas flaco.«
Ally dixo el conde: »Non, me serya dado.«
Partieronles el sol, e los fieles commo de cabo;
yvanse dar seños golpes, e erról el conde Navarro.
Non lo erró Rodrigo de Bivar, un golpe le fue dar que le abatió del cavallo.
Enante que el conde se levantase decendió a degollarlo.
Desta guissa ganó a Calahorra Rodrigo el Castellano
por el buen rey don Fernando el dia de Santa Crus de mayo.

[1]) Que Atiença avia por reynado,
el rey moro Jesyas de Guadalajara que a Africa ovo poblado,
aquel moro Jessias mucho honrrado Madriano.
E sopolo el rey Burgos de Ayllon, muy losano;
e vinose para Castilla de dia e de noche andando.
A Bivar enbió el mandado;
e quando lo sopo Rodrigo, cavalgó muy privado.
Entre dia e noche a Çamora es llegado;
al rey se omilló, e nol bessó la mano.
Dixo: »Rey, mucho me plase, porque non so tu vassallo.
Rey, fasta que non te armasses, non devias tener reynado;
ca non esperas palmada de moros nin de christianos;
mas ve velar al padron de Santiago, quando oyeres la missa.
Armate [2]) con tu mano e tú te ciñe la espada con tu mano,
e tú deciñe (sic) commo de cabo, e tú te sey el padrino, e tú te sey el afijado,
e llamate cavallero del padron de Santiago,
e serias tú mi senor, e mandarias el tu reynado.«
Essas horas dixo el rey: »En tanto fue acordado.
Non ha cossa, Rodrigo, que non faga, por te non salir de mandado.«
Metieronse a los caminos, passól Rodrigo a mal grado,
que disen Benavente, segun dise en el romance.
Passólo a Astorga, e metiólo a Monteyraglo.
De ally se tornó Rodrigo, que le apresurava el mandado:
que se aguissavan paganos para correr el reynado.
De noche llegó Rodrigo a Bivar, dava su apellido,
que non lo entendiessen los que vendian el reynado.
A Sant Estevan fue Diego Laynes llegado,

---

1) Aquí parece faltar algo? *F. W.*

2) Hay una mayúscula aquí en el manuscrito.

e don Ruy Laynes de Alfaro, e don Layn Laynes que ovo a Trevino conprado,
e Fernand Laynes de Sant Estevan, muy losano.
El alvor queria quebrar, e aun el dia non era claro,
quando assomavan los cinco reys (sic) moros por el llano;
por la deffesa de Sant Estevan, a Duero non son llegados.
Ally aderesó Rodrigo sus gentes, acaudellando vuelve la batalla.
Llegar querran al quarto; muchas gentes se perdieron de moros e de christianos.
¡Malos peccados! y morieron quatro fijos de Layn Calvo,
muchos buenos cavalleros enderedor, Rodrigo los ovo encontrados (sic).
Desque vió el padre e los tios muertos, ovo la color mudado.
Quisiera arramar los christianos, Rodrigo ovo el escudo enbraçado;
por tornar los christianos, del padre non ovo cuydado.
Ally fue mesclada la batalla, e el torneo abivado.
Paradas fueron las ases, e el torneo mesclado.
Ally llamó Rodrigo a Santiago, fijo del Sebedeo.
Non fue tan bueno de armas Judas el Macabeo,
nin Archil Nicanor, nin el rey Tholomeo.
Cansados fueron de lidiar, e fartos de tornear.
Tres dias estido en pesso la fasienda de Rodrigo de Bivar.
A pocas que lo non tomaron entrega armado estando;
esto le aconsejó por el buen rey don Fernando,
quando los condes vendieron el reynado.
La batalla venció Rodrigo: por ende sea Dios loado.
Mató al rey Garay, moro de Atiença, e al rey de Ciguença, su hermano;
e mató al de Guadalajara, e prisso al Madriano,
e al Talaverano, e a otros moros afartos.
Ca muy bien le ayudó el rey moro Burgos de Ayllon, loçano,
que era su vassallo.
E traxieron los dos reys moros para el pueblo Çamorano;
tornósse Rodrigo para Castilla, tan sanudo e tan yrado,
toda la tierra tembrava con el Castellano.
Fue destroyr a Redresilla, e quemar a Bilforado;
conbatieron a Granion, e prisso al conde don Garci Fernandes con su mano;
por Villafranca de Montesdoca le levava apressionado,
e violo el conde don Ximeno Sanches de Burveva, su hermano.
E quando lo vió Rodrigo, luego le salió al alcance.
Encerrólo en VII. barrios que es Birviesca llamado.
En Santa Maria la antigua se encerró el conde losano.
Conbatiólo Rodrigo amidos, que non de grado.
Ovo de ronper la yglesia, e entró en ella privado.
Sacólo por las barvas al conde detras el altar con su mano.
E dixol: »Sal aca, alevoso, e ve vender a christianismo
e (sic) a moros, e matar a tu señor honrrado.«
Dos condes lieva pressos Rodrigo, a Carrion fue llegado.

Quando lo sopieron los condes de Carrion e de Castilla, todos se alegraron,
e fesieronle jurar en las manos, e omenaje le otorgar,
que a treynta dias contados fuessen antel rey don Fernando.
Con los pressos fue Rodrigo al pueblo Çamorano;
e metiólos en pressyon con los moros, e cavalgó privado;
e sale a rrecebir a los caminos al buen rey don Fernando;
e encontrólo entre Çamora e Benavente, do es Moreruela poblado;
desde ally fasta Çamora fue gelo contando.
El rey, quando lo oyó, enbió por todos sus reynados,
Protogalesses e Galisianos, Leonesses e Asturianos,
e Estremadura con Castellanos;
e ally los mandó el rey tan ayna judgar
los condes que tal cossa fasian, qué muerte merecian?
Judgaron Portogalesses a bueltas con Galisianos.
dieron por juysio, que fuesen despeñados.
Judgaron Leonesses con Asturianos;
dieron por juysio, que fuessen arrastrados.
Judgaron Castellanos a buelta con Estremadanos,
e dieron por juysio, que fuessen quemados.
Ffijos fueron del conde don Pedro del Campo, mucho onrrado.
Quando sopieron que Rodrigo de los reynos era echado,
entraron a Palencia por fuerça, que primero era condado,
e a muy grand desonrra echaron fuera al perlado.
E fuésse querellar al pueblo Çamorano:
»Señor, mienbresete, ca non te deve ser olvidado,
con el rey, vuestro padre, ove a Palencia franqueado.«
E dixo el rey: »Muchas cossas que yo non puedo faser ¡mal peccado!«
Dixo Arnaldo el perlado: »Yr quiero a Roma querellarlo.«
Essas horas dixo el rey: »Commo vieredes mas guissado,
ca los reynos tengo que se me alçaran e los fijosdalgo;
Dyos traxiesse a Rodrigo que sabria calonarlo;
ca yo en la romeria he abondo ¡mal peccado!
en la unidat forçada, fasta que yo pueda emendarlo.«
En esta querella llegó otro mandado,
cartas del rey de Francia e del emperador Alemano,
cartas del patriarcha e del Papa Romano,
que diessen tributo España e Francia desde Aspa fasta en Santiago;
el rey que en España visquiese, siempre se llamasse tributario,
diese fuero e tributo cada año.
Cinco son los reynados de España; asy vinie afirmado
que diessen quinse doncellas virgines en cada año,
e fuessen fijasdalgo,
e dies cavallos, los mejores del reynado,
treynta marcos de plata que despensassen los fijosdalgo,
e asores mudados, e tres falcones, los mejores de los reynados.
Este tributo que diesse cada ano en quanto fuessen bivos christianos.

Quando esto oyó el buen rey don Fernando,
batiendo va amas las palmas, las ases quebrantando:
»¡Peccador sin ventura, a qué tiempo so llegado!
Quantos en Espana visquieron, nunca se llamaron tributarios.
A mi veenme niño e sin sesso, e vanme soberviando;
mas me valdria la muerte que la vida que yo fago.
Agora enbiaré por mis vassallos, que me semeja guissado,
e consejarme he con ellos sy seré tributario.«
Ally enbió por Rodrigo e por todos los fijosdalgo;
enbiara atreguar los condes que non temiessen de daño.
Llegó con ellos Rodrigo al pueblo Çamorano,
e tomólos por las manos, e levólos antel rey don Fernando:
»Señor, perdona aquestos condes syn arte e sin engaño.«
»Yo los perdono sin arte e sin engaño, por non te salir, Rodrigo, de mandado;
que los cinco reys d'España quiero que anden por tu mano,
ca Francia e Alemaña fasenme tributario,
e el Papa de Roma que devia vedarlo.
Vedes aqui su previllegio con su sello colgado.«
Estonce dixo Rodrigo: »Por ende sea Dios loado;
ca vos enbian pedir don, vos devedes otorgarlo.
Aun non vos enbia pedir tributo, mas enbia vos dar algo.
Mostrarvos he yo aqueste aver ganarlo.
Apellydat vuestros reynos desde los puertos de Aspa fasta en Santiago;
sobre lo suyo lo ayamos, lo nuestro esté quedado.
Sy non llego fasta Paris, non devia ser nado.«
Por esta rrason dixieron: el buen don Fernando par fue de emperador,
mandó a Castilla vieja, e mandó a Leon;
e mandó a las Esturias fasta en Sant Salvador;
mandó a Galicia, onde los cavalleros son;
mandó a Portogal, essa tierra jensor;
e mandó a Cohinbra de moros, pobló a Montemayor,
pobló a Sorya, frontera de Aragon;
e corrió a Sevilla tres veces en una sason.
A dargela ovieron moros, que quisieron o que non.
E ganó a Sant Ysydro, e aduxolo a Leon.
Ovo a Navarra en comienda, e vinole obedecer el rey de Aragon.
A pessar de Francesses los puertos de Aspa passó;
a pessar de reys e de emperadorés, a pessar de Romanos dentro en Paris entró,
con gentes honrradas que de España sacó,
el conde don Ossoryo, el amo quel crió,
e el conde don M. Gos., un portogales de pro,
e el conde don Nuño Nuñes que a Simancas mandó,
e el conde don Alvar Rodrigues [1]) que a las Asturias mandó
(este pobló a Mondonedo e.....[2]) de enquebrando);
y el conde don Galin Laynes, el bueno de Carrion,

---

1) En el manuscrito está abreviado: $\overset{o}{\text{rrs}}$.

2) Hay aquí un blanco.

y el conde don Essar, señor de Monçon,
y el conde don rr°, de Cabra señor,
e el conde don Bellar, escogiera el mejor,
e el conde don Ximon Sanches, de Burveva señor;
el conde don Garcia de Cabra, de todos el mejor,
e el conde Garci Fernandes el bueno, Crespo de Grañon;
Almerique de Narbona quel disen don Quiron;
Con ellos va Rodrigo, de todos el mejor.
Los cinco reys de España todos juntados son.
Passavan allende Duero, passavan allende Arlanson;
e.....*) siete semanas por cuenta estido el rey don Fernando,
atendiendo batalla en una lid en canpo.
Apellidóse Francia con gentes en derredor,
apellidóse Lonbardia, asy commo el agua corre,
apellidóse Pavia e otras gentes,
apellidóse Alemaña con el emperador,
Pulla e Calabra, e Sesilla la mayor,
e toda tierra de Roma con quantas gentes son,
e Armenia e Persia la mayor,
e Frandes, e Rrochella, e toda tierra de Ultramar,
e el palasin de Blaya, Saboya la mayor.
¡Quáles atavetradores (sic) del buen rey don Fernando!
El conde don Firuela e el conde don Ximon Sanches
vieron venir grandes poderes del conde Saboyano,
con mill e nuevecientos cavalleros a cavallo.
Venieronse contra el rey de Castilla, llamando:
»¡A las armas, cavalleros, el buen rey don Fernando!
a Ruedano passemos ante que prendamos daño,
que atanto son Francesses commo yervas del campo.«
Essas horas dixo el rey don Fernando: »Non es lo que yo demando.
Grandes tiempos ha passado que yo salý de mis reynados;
quantos della saqué todos son despensados.
Al dia que yo cobdiciava, ya se me va allegando
de verme en lid en campo con quien me llama tributario.
Varones, ¿qué me fiso rey señor de España? la mesura de vosotros, fijosdalgo.
Llamastesme señor, e me hessastes la mano. Yo un ombre so señero como uno de vosotros.
Quanto es del mi cuerpo, non puede mas que otro ombre;
mas do yo metiere las manos ¡por Dios, vos sacaldas!
Que grand pression espera España mientra el mundo fuere;
que vos non llamen tributarios en ninguna sason;
ca vos orarian mal sieglo quantos por nacer son.«
A ninguna destas querellas ninguno non le respondió.
El rey con la malenconia por el corason queria quebrar;
demandó por Rodrigo el que nació en Bivar.
Recudióle Rodrigo, la mano le bessó: »¿Qué vos plase, señor el buen rey don Fernando?
Sy conde o rico ombre vos salió de mandado,

*) Un blanco.

muerto o presso metervoslo he en vuestra mano.«
Essas horas dixo el rey: »Seas bien aventurado.
Mas sey alferse de mi seña, siempre te lo avré en grado;
e si me Dios torna a Espana, siempre te faré algo.«
Ally dixo Rodrigo: »Señor, non me serya dado,
do está tanto ombre rico e tantos condes e tanto poderoso fijo de algo,
a quien pertenece seña de señor tan honrrado;
e yo so escudero, e non cavallero armado;
mas besso vuestras manos, e pidovos un don:
que los primeros golpes yo con mis manos los tome,
e abrirvos he los caminos por do entredes vos.«
Essas horas dixo el rey: »Otorgotelo yo.«
Essas horas Rodrigo a tan apriessa fue armado
con tresientos cavalleros quel bessavan la mano.
Contra el conde de Saboya salyó tan yrado Rodrigo *),
nunca viera seña nin pendon devissado;
ronpiendo va un manto que era de sirgo,
la peña le tiró privado;
apriessa ertó de punta a la meter la espada que traya al cuelo,
tiróla tan privado,
quinse ramos fase la seña; verguença avia de la dar a los cavalleros.
E bolvió los ojos en alto; vió estar un su sobrino,
fijo de su hermano quel disen Pero Mudo,
a él fue llegado: »Ven aca, mi sobrino, fijo eres de mi hermano,
el que fiso mi hermano en una labradora, quando andava casando.
Varon, toma esta seña, fas lo que yo te mando.«
Dixo Pero Bermudo: »Que me plase de grado.
Conosco que so vuestro sobrino, fijo de vuestro hermano;
mas de que saliestes de España, non vos ovo menbrado,
a cena nin a yantar non me oviestes conbidado;
de fanbre e de frio so muy coytado.
Non he por cobertura del caballo.
Por las crietas de los pies correme sangre clara.«
Ally dixo Rodrigo: »Calle, traydor, privado.
Todo ombre de buen logar que quiere sobir a buen estado,
conviene que de lo suyo sea abidado,
que atienda mal, e bien sepa el mundo passarlo.«
Pero Mudo tan apriessa fue armado,
recebió la seña, a Rodrigo bessó la mano,
e dixo: »Señor a fruenta de Dios te fago.
Vey la seña sin engaño,
que en tal logar vos la pondré antes del sol cerrado,
do nunca entró seña de moro nin de christiano.«
Ally dixo Rodrigo: »Esso es lo que yo te mando.
Agora te conosco que eres fijo de mi hermano.«
Con tresientos cavalleros yva la seña guardando.
Viólo el conde de Saboya; en tanto fue espantado,

*) Probablemente diria: Rodrigo tan yrado? *F. W.*

e dixo a los cavalleros: »Cavalgat muy privado.
Sabedme de aquel Español, sy viene de la tierra echado;
si fuere conde o rico ombre, vengame bessar la mano,
sy fuere ombre de buen logar, tome mio mayoradgo.«
Tan apriessa los Latinos a Rodrigo son llegados,
e fisose maravillado, quando gelo contaron:
»Tornadvos,« dixo, »Latinos, al conde con mi mandado,
e desilde que non so rico nin poderoso fidalgo;
mas so un escudero, non cavallero armado,
ffijo de un mercadero, nieto de un cibdadano.
Mi padre moró en Rua, e siempre vendió su paño.
Ffincaronme dos pieças el dia que fue finado;
e commo él vendió lo suyo, venderé yo lo mio de grado;
ca quien gelo conprava muchol costava caro.
Pero desilde al conde que de mi cuerpo a tanto,
que de muerto o presso non me saldria de la mano.«
El conde quando esto oyó, fue mucho sañudo e yrado:
»Español, fide enemiga ya vos viene menasando.
Todos los otros mueran, aquel sea pressyonado,
e levatmelo a Saboya, muy las manos atadas.
Colgarlo he de los cabellos del castillo privado.
Mandaré a mis rapases tan sin duelo, que en el medio dia diga, que es noche cerrada.«
Caudillan las ases e lidian tan de grado.
¡Saboya! llamó el conde, e ¡Castilla! el Castellano.
Veredes lidiar a profia (sic) e tan firme se dar,
atantos pendones obrados alçar e abaxar,
atantas lanças quebradas por el primore quebrar,
atantos cavallos caer e non se levantar,
atanto cavallo sin dueño por el campo andar.
En medio de la mayor priessa Rodrigo fue entrar;
encontróse con el conde, un golpe le fue dar,
derribólole (sic) del cavallo, non le quisso matar:
»Presso sodes, don conde, el onrrado Saboyano.
Desta guissa vende paño aqueste cibdadano.
Assy los vendió mi padre fasta que fue finado.
Quien gelos conprava, assy les costava caro.«
Essas [horas] dixo el conde: »Messura, Español onrrado,
que ombre que assy lidia, non devia ser villano.
O eres hermano o primo del buen rey don Fernando.
¿Commo disen el tu nonbre, si a Dios ayas pagado?«
Ally dixo Rodrigo: »Non te será negado.
Rodrigo me llaman aquestos quantos aqui trayo,
ffijo so de Diego Laynes, e nieto de Layn Calvo.«
Essas horas dixo: »¡Ay mesquino, desaventurado!
Cuydé que lidiava con ombre, e lidié con un peccado,
que dentro poco ha que fueste nonbrado,
que non te atiende rey moro nin christiano
en el campo; ca de muerto o de presso non te saldria d la mano.
Oýlo contar al rey de Francia e al Papa de Roma,
que nunca prendes ombre nado, que nunca te prendiessé.

Dame de qué guissa podria yo salir de tu pressyon que non fuesse desonrrado.
Cassarte ya con una mi fija que yo mas amo,
e non he otra fija nin otro fijo que herede el condado.«
Ally dixo Rodrigo: »Pues enbia por ella muy privado.
Sy yo della me pagaré que cabe se fará el mercado.«
Ya van por la ynfanta a poder de cavallo;
traenla guarnida en una silla muy blanca, de oro el freno, non mejor obrado.
Vestida va la ynfanta de un baldoque preciado,
cabellos por las espaldas commo de un oro colado;
ojos prietos commo la mora, el cuerpo bien tajado.
Non ha rrey nin emperador que della non fuese pagado.
Quando la vió Rodrigo, tomóla por la mano,
e dixo: »Conde, yt a buena ventura muy privado;
que non cassaria con ella por quanto yo valgo;
ca non me pertenece fija de conde nin de condado.
El rey don Fernando es por cassar, a él me la quiero dar.
Sy faga mayor algo, conde, por quanto de los ojos vedes, non vos coja mas en el canpo.«
Davala Rodrigo a los suyos, lievenla passo.
Él acogiósse para el rey al galope de cavallo.
Dixo: »Albricias, senor, que vos trayo buen mandado.
En mill e novecientos cavalleros fise muy grand daño;
prisse al conde de Saboya por la barba syn su grado.
Diome por sy su fija, e yo para vos la quiero,
e besso las manos a vos que me fagades algo.«
Essas oras dixo el rey: »Solo non sea penssado;
ca por conqueryr reynos vine aca, ca non por fijasdalgo.
Ca nos las quesieramos, en España fallaremos afartas.«
Essas horas dixo Rodrigo: »Senor, fasedlo privado.
Enbarraganad a Francia, sy a Dyos ayades pagado.
Suya será la desonrra, yrlos hemos denostando.
Assy bolveremos con ellos la lid en el campo.«
Essas horas fue el rey ledo e pagado,
e dixo: »Rodrigo, pues en mill e novecientos fesistes grand daño,
de los tuyos ¿quanto te fincaron, sy a Dios ayas pagado?«
Ally dixo Rodrigo: »Non vos será negado.
Llevé tresientos cavalleros, e traxe quarenta e quatro.«
Quando esto oyó el rey, tomólo por la mano.
Al rreal de Castellanos amos a dos entraron.
El rey enbió a dos a dos los cavalleros, demando (sic) *) fasta que apartó
DCCCCos. que a Rodrigo bessassen la mano.
Dixieron los DCCCCos.: »Por Dios sea loado,
con tan onrrado senor que nos bessemos la mano.«
De Rodrigo que avia nonbre, Ruy Dias le llamaron.
Cavalgan estos DCCCCos., a la ynfanta tomaron.
Entra la tienda del buen rey don Fernando.
Con ella fue el rey muy ledo e pagado.

---

*) Probablemente diria: do modo? *F. W.*

Ally dixo Rodrigo al buen rey don Fernando:
»Cavalguen vuestros reynos, e non sean en tardarlo.
Yo yré en la delantera con estos DCCCCos. que yo trayo.
Senor, lleguemos a Paris, que asy lo avré otorgado;
ca ay es el rey de Francia e el emperador Alemano;
y es el patriarcha e el Papa Romano;
que nos están esperando a que les diessemos el tributo;
e nos queremos gelo dar privado,
que fasta que me vea con ellos non serya folgado.«
Entran en las armas, comiençan de cavalgar.
La delantera lieve Rodrigo de Bivar.
Cavalga en la mañana al alvorada el buen rey don Fernando,
los poderes juntavan; ya eran fuera de Paris assentados
en tantas tiendas, en tantos ricos estrados.
Ally llegó Rodrigo con CCCos. cavalleros;
ally se reptan Francesses a bueltas con Alemanes;
rietanse los Francesses con tantos de los Romanos.
Ally fabló el conde de Saboya, muy grandes boses dando:
»Quedo,« dixo, »los reynos, non vos vades coytando.
Aquel Español que ally vedes, es diablo en todo;
el diablo le dió tantos poderes, que assy viene acompañado.
Con mill que trae, mal me ha desbaratado;
en mill e novecientos fisome grand daño;
pressome por la barba amidos e non de grado.
Alla me tiene una fija, donde soy muy cuytado.«
Ally finca la tienda de Rruy Dias el Castellano.
En el tendal don Rruy Dias cavalga apriessa enl su cavallo
Bavjeca, el escudo ante pechos, el pendon en la mano.
»Oyt,« dixo, »los novecientos, veredes lo que fago.
Sy non diesse con la mano en las puertas de Paris, non serya folgado.
Sy podiesse mesclar batalla, el torneo parado,
que cras quando él llegasse, que nos fallasse lidiando.«
Ally movió Ruy Dias entre las tiendas de los Francesses;
expolonco el cavallo, e feryan los pies en la tierra, yva temblando.
En las puertas de Paris fue ferir con la mano,
a pessar de Francesses fue passar commo de cabo.
Parósse antel Papa, muy quedo estido:
»¿Qué es esso, Francesses e Papa Romano?
Syempre oý desir que doce pares avia en Francia lidiadores: ¡llamadlos!
sy quisieren lidiar comigo, cavalguen muy privado.«
Ffabló el rey de Francia: »Non es guissado.
Non ay de los doce pares que lidiasse synon con el rey don Fernando.
Apartat desque veniere el rey de España don Fernando,
e lidiaré con él de grado.«
Ally dixo Ruy Dias, el buen Castellano:
»Rey, vos e los doce pares de mi sereis buscado.«
Ya se va Ruy Dias a los sus vassallos;
dan cevada de dia, los sus vassallos son armados.
Todos la tierra fasta el sol rrayado

assomaron los poderes del buen rey don Fernando.
A recebirlos sale Ruy Dias, e tomó al rey por la mano:
»Adelante,« dixo, »señor, el buen rey don Fernando,
el mas onrrado señor que en España fue nado,
ya querrian aver en gracia los que vos llaman tributario.
Agora sanaré del dolor que andava coytado.
Tan seguro andat por aqui commo sy aviessedes entrado.
Yo lidiaré con estos, estad quedado.«
Ally dixo el rey: »Ruy Dias el Castellano,
Commo tú ordenares mis reynos, en tanto seré folgado.«
Ally fincó Ruy Dias la tienda del buen rey don Fernando,
con las suyas cuerdas mezcladas aderredor de los Castellanos,
a buelta con Estremadanos; la costanera Aragonesses, Navarros,
con Leonesses, con Asturyanos;
por mantener la çaga Portogalesses con Galisianos.
Quando esto vió el Papa Romano,
dixo: »Oytme, rey de Francia, e emperador Alemano,
semeja que el rey de España es aqui llegado.
Non viene con mengua de corason, mas commo rey esforçado.
Agora podredes aver derecho, sy podieremos tomarlo.
Quanto aver sacó de España, todo lo ha despenssado.
Agora ganaré dél tregua por quatro anos, es chico el plaso.
Despues darle hemos guerra, e tomarle hemos el reynado.«
Dixieron los rreys: »Señor, enbiat por él privado.«
Apriessa enbia por el rey el Papa Romano.
Quando esto oyó el rey don Fernando,
armóse él e los fijosdalgo.
En senos cavallos cavalgan entre el rey e el Castellano,
amos lanças en las manos, mano por mano fablando;
aconsejandole Ruy Dias a guissa de buen fidalgo:
»Señor, en aquesta fabla sed vos bien acordado.
Ellos fablan muy manso, e vos fablat muy bravo;
ellos son muy leydos, e andarvos han engañando.
Señor, pedildes batalla para eras en el alvor quebrando.«
El Papa quando lo vió venir, enante fue acordado:
»Oytme,« dixo, »el buen emperador Alemano.
Aqueste rey de España semejame mucho onrrado.
Ponet ay una silla apar de vos, e cobrilda con este paño.
Quando vieredes que descavalga, levantadvos muy privado,
e prendetlo por las manos, e cabe de vos possaldo;
que sea en par de vos, que me semeja guissado.«
Ally se ersian los poderes de Roma al buen rey Don Fernando.
Non sabia qual era el rey, nin qual era el Castellano,
synon quando descavalgó el rrey, al Papa bessó la mano.
E levantósse el emperador, e recebiólos muy de buen grado;
e tomanse por las manos, al estrado van possar.
A los pies del rey se va possar Ruy Dias el Castellano.
Ally fabló el Papa, comensó a preguntarlo:

»Digasme, Ruy Dias de España, sy a Dios ayas pagado.
Sy quieres ser emperador de España, darte he la corona de grado.«
Ally fabló Ruy Dias, ante que el rey don Fernando:
»Dévos Dios malas gracias ay, Papa Romano,
que por lo por ganar venimos, que non por lo ganado;
ca los cinco reynos de España syn vos le bessan la mano.
Viene por conquerir el emperyo de Alemania, que de derecho ha de heredarlo.
Assentósse en la silla, por ende sea Dios loado.
Veré que le dan aventaja de la qual será ossado,
conde Alemano quel dé la corona e el blago.«
En tanto se levantó el buen rey don Fernando:
»A treguas venimos, que non por faser daño.
Vos adelinat, mi señor Ruy Dias el Castellano.«
Estonce Ruy Dias apriessa se fue levantado:
»Oytme,« dixo, »rey de Francia e emperador Alemano,
oytme, patriarcha e Papa Romano,
Enbiastes me pedir tributario:
traervos lo ha el buen rey don Fernando.
Cras vos entregará en buena lid en el campo
los marcos quel pedistes.
Vos, rey de Francia, de mí seredes buscado;
veré sy vos acorreran los doce pares o algun Frances loçano.«
Emplaçados fincan para otro dia en el campo.
Alegre se va el buen rey don Fernando
a la su tienda; lieva a Ruy Dias, que non quiere dexarlo.
Ally dixo el rey a Ruy Dias: »Ffijo eres de Diego Laynes e nieto de Layn Calvo.
Cabdiella bien los reynos desque cantará el gallo.«
Essas horas dixo Ruy Dias: »Que me plase de grado.
Cabdillaré las ases ante del alvor quebrado.«
Commo estén las ases paradas enante del sol rrayado,
apriessa dan cevada, e piensan de cavalgar.
Las ases son acabdilladas, quando el alvor quiere quebrar.
Mandava Ruy Dias a los Castellanos al buen rey don Fernando guardar.
Va Ruy Dias con los DCCCC., la delantera fue tomar.
Armadas son las ases, e el pregon apregonado;
la una e las dos a la tercera llegando.
La ynfanta de Saboya, fija del conde Saboyano,
yassia de parto en la tienda del buen rey don Fernando.
Ally parió un fijo varon, el Papa fue tomarlo.
Ante que el rey lo sopiesse fue el ynfante christiano.
Padrino fue el rey de Francia e el emperador Alemano;
padrino fue un patriarcha e un cardenal onrrado.
En las manos del Papa el ynfante fue christiano.
Ally llegó el buen rey don Fernando.
Quando lo vió el Papa, passó el ynfante a un estrado;
començó de predicar, muy grandes boses dando:
»Cata,« dis, »rey de España, commo eres bien aventurado:
con tan grand onrra Dios qué fijo te ha dado.

Miraglo fue de Christus el señor apoderado,
que non quisso que se perdiesse christianismo desde Roma fasta Santiago.
Por amor deste ynfante que Dios te ovo dado,
danos tregua syquiera por un año.«
Ally dixo Ruy Dias: »Sol non sea pensado,
salvo sy es entrega; enpero mas queremos aplasarlo,
e tal plaso nos dedes que podamos entregarlo.
O morrá este emperador, ol daremos reynado apartado.«
Dixo el rey don Fernando: »Dovos quatro anos de plaso.«
Dixo el rey de Francia e el emperador Alemano:
»Por amor deste ynfante que es nuestro afijado,
otros quatro años vos pedimos de plaso.«
Dixo el rey don Fernando: »Seavos otorgado;
e por amor del patriarcha dovos otros quatro años,
e por amor del cardenal . . . . . .

(Aquí acaba el manuscrito, y quedan cuatro fojas en blanco.)

Epigraphiſche Excurſe.

Von Cuſtos J. G. Seidl.

A. Monumenta Celejana.

(Schluß.)

I. In Wien befindliche Monumenta Celejana.

A (35).
NEPTVNO
AVG. SAC. CELEIANI
PVBLICE

Eine Ara (vgl. Epigr. Exc. Nr. 27. a); 2′ 7″ hoch, 1′ 6″ breit; jetzt im Atrium der k. k. Hofbibliothek (Halle, große Wand, fünfte ſenkrechte Reihe, oben) befindlich. Mitgetheilt von

1) Duellius (p. 10. n. XV) mit dem Beiſatze: »Cernitur in pariete externo P. P. Capucinorum.«
2) Murat. LV. 1. Vindobonae in Palatio Caesareo lapis e Celejâ devectus. Misit Illustrissimus Garellius. (Mit CELIANI und der Bemerkung: »Celeja Urbs Norici, nunc in Provincia Stiriae, a Ptolomeo, aliisque antiquis Scriptoribus, et lapidibus memorata. Celejani, non vero Celiani, scribendum fortasse fuerat.«) — Ebenda p. MXXXVIII. 4. Celejae, ex Duellio; misit Bimardus.
3) Maffei (Mus. Veron. CCXXXVII. 6). A. C. Bimardo, qui lapidem numquam vidit, transmissa dicitur. — cf. Osserv. lett. T. I. p. 178. n. 9.
4) Muchar, römiſches Norikum (II. Bd. S. 7. Note 6). Die eben dort zugleich mit dieſer angeführte, nach Celeja gelegte, Inſchrift, welche auch Wagener (Handbuch der vorzüglichſten in Deutſchland entdeckten Alterthümer, S. 184) gibt:

DEO
HERCVLI
IVLIA
MAXIMINA (nicht MAXIMA)
VOTI. SVI
COMPOS

gegenwärtig im Atrium der Wiener Hofbibliothek befindlich, ist nicht von Cilli, sondern aus der Stadt Mühlenbach in Siebenbürgen, wohin sie von Karlsburg aus gebracht worden ist. S. Ariosti, iscrizioni antiche. Mscpt. (dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinette gehörig) Nro. XXXII. — cf. Osserv. lett. T. I. p. 180. n. 15.

Die obige Ara kam also, wie aus 1) und 2) erhellt, zwischen den Jahren 1733 — 1739, oder vielleicht unmittelbar nach Kaisers Karl VI. Triester Reise (1727), nach Wien.

B (36).
IMP. VESPASIANO
CAESARI. AVG
PONTIF. MAXIMO
TRIB. POTEST. X̄
IMP. XX COS. VIIII. P. P
C. DOMITIVS. FLORVS
T. F. I

Ein Huldigungsstein (vgl. Epigr. Exc. Nr. 29. g), ebenfalls im Atrium der k. k. Hofbibliothek befindlich. Mitgetheilt von

1) Duellius (p. 7. n. VII), mit dem Beisatze: »Lapis quondam in flumine Saan repertus, nunc in domo, quae P. P. Minoritis e regione est (das wäre das jetzige Magistratsgebäude) visitur« — und mit Auslassung des PONTIF. und anderer Abtheilung.
2) Murat. (CCXXVIII. 4), mit dem Beisatze: »Vindobonae in Palatio Caesareo. Misit P. Pius Nicolaus Garellius Eques et a Consiliis Caes. — Anno Christi 79 hoc elogium Vespasiano dicatum (A. U. C. 832).«
3) Maffei (Mus. Veron. CCXXXIX. 6). — cf. Observ. lett. T. I. p. 183. n. 23.

Dieser Stein kam also ebenfalls zwischen den Jahren 1733—1739 nach Wien.

C (37).
IMP. NERVA. TRAIA
NVS. CAES. AVG. GER
PONT. MAX. TRIB. POT
P. P. COS. IIII
VI

Ein Meilenstein, 4′ 4″ hoch, 1′ 5″ im Durchmesser, gegenwärtig zu den Gegenständen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes gehörig und im unteren Belvedere an der Gartenfronte der k. k. Ambrasersammlung aufgestellt. Gefunden wurde derselbe mit acht anderen, wovon vier unleserlich, in den Jahren 1715 — 1725, unweit der Gemeinde Ivenza, bei Herstellung der Straße nach Gonobitz, 1½ Stunde von Cilli, und unter Kaiser Carl VI. (nach d. J. 1727) nach Wien gebracht. Mitgetheilt wurde er in den

1) Osservazioni letterarie. Verona, 1737. T. I. n. 24. p. 184; von
2) Duellius, p. 27. Lapis I.
3) Murat. CDXLIX. 8. Mit dem Beisatze: »Cippus Cillejâ Vindobonum deductus et in Palatium Caesareum invectus. Misit Pius Nicolaus Garellius Eques et consiliarius Caesareus.« — und mit der Erläuterung: »Id est anno Christi 101. Tot autem Inscriptiones testes nobis sunt studii, quo Trajanus Augustus tenebatur, ut ubique lapides milliarii restituerentur, aut primum figerentur. Adde etiam cupiditatem famae, quae illi objecta fuit, quod ubique nomen suum lapidibus commendandum curaret: quare Herba parietina appellatus est.«
4) J. A. Caesar, annales ducatus Stiriae. Graecii, 1773. T. II. p. 439 sqq.
5) Karl Mayer, Versuch über steierm. Alterthümer, S. 50 (die Säule hat in der Länge 4 Schuh 4 Finger, in der Breite 1 Schuh 5 Finger).
6) Katancsich, Istri Accolae. I. 301. II.
7) Arneth, Beschreibung der zum k. k. Münz- und Antiken-Cabinette gehörigen römischen Meilensteine. Nr. 2.

Er gehört in's Jahr 101 n. Chr., in welchem Kaiser Trajan dem Fürsten der Dacier Decebalus den Tribut verweigerte. — Katancsich sagt davon (J. A. I. p. 338): »Quem Murat. rite adscribit. A. V. 854. Chr. 101, sequenti enim, retento consulatu IV, Dacicus est adpellatus.«

Die Schrittezahl: Sex millia passuum, ohne Zweifel: a Celeja, stimmt genau, wenn man annimmt, daß Celeja, wie die Sage geht, sich bis St. Margarethen erstreckt und den sogenannten Galgenberg zur Akropolis gehabt habe, wofür auch die bei St. Margarethen gefundenen zahlreichen Reste aus der Römerzeit sprechen. Popowitsch sagt (in notis de mari et columnis Herculis, praef. fol. 6) von Celeja's Mauern: »Eos (ad meridiem) ad normam veterum Romanorum moenium esse structos, hujusque urbis magnitudinem determinat, cum Celeja, municipium Romanorum, ad orientem fluvio Koeding, ad occidentem a Sana fluvio cingatur,« was so ziemlich dieser präsumtiven Ausdehnung entspricht. Auch paßt die Zahl der Schritte besser auf die Entfernung der Gemeinde Ivenza von St. Margarethen als von Cilli.

Ueber Lapides milliares im Allgemeinen vgl. Koeleri specimen Archaeologiae, p. 5; — über die Art und Weise, wie man auf Meilensteinen die Zahlen zu verstehen hat, siehe: N. Bergier, Histoire des grands chemins de l'empire Romain. Paris, 1622. Chap. XLI. p. 720 suiv.; — über das Meilenmaß vgl. Kleimayrn, Juvavia. I. S. 49. (Ein Stadium = 25 geometrischen Schritten, d. i. 125 gemeinen Schritten oder 625 Schuhen, 8 stadia = einem Milliare oder 1000 Schritten, sohin 4 Milliaria = einer deutschen Meile; jedoch hatten die Alten weit kleinere Milliaria; nach Scheibius beträgt eine deutsche Meile 5 römische weniger 205 rheinländische Schuh.

D (38).

IMP. DIVI. NER. F
NERVAE. TRAIAN
CAESARI. AVG

GERM. DACIC. PONT *)
MAX. TRIB. POT. P. P
COS. V
GRVPIVS. MODERATVS
FAVNIANVS. LVNCINVS
PRAEF. COH. VI. RAET
MIL. LEG VII GE
F. CODICIL. F. I

Dieser Stein, 2′ 2″ breit, 2′ 6½″ hoch, befindet sich jetzt im Atrium der k. k. Hofbibliothek (zweite große Stiegenabtheilung, rechts, zu oberst). Die Inschrift wurde mitgetheilt von

1) Duellius (p. 10. XVI). — Cernitur in pariete externo P. P. Capucinorum.
2) Murat. CCXXX. 8. Celejae apud P. P. Capucinos, ex P. Duellio descripsit. — Id. MXXXVIII. 2 sehr fehlerhaft, in der letzten Zeile: CILEI —; mit der Bemerkung: »Vindobonae, in Palatio Caesareo, lapis Cilia sive Celleja advectus. Misit Pius Nicolaus Garellius Eques et Aug. Consiliarius.«
3) Maffei (Osserv. Lett. T. I. p. 184. n 25 und Mus. Veron. CCXL. 2) mit der Bemerkung: »Ex codicillis in hac unice inscriptione est, quod meminerim, et inscriptio ad hanc diem a nemine vulgata, quod sciam.« — Letzteres ist nicht wahr, denn Duellius (1733) und Muratori (1739) hatten sie schon vor Maffei (1749). — Maffei liest C. RVFIVS. MODERATVS. — IVNIANVS. IVNCINVS. — TRIB. MIL. LEG. VII. G. F. EX. CODICIL. F. I.
4) Donati (I. p. 138. 9). — Vindobonae in atriis Bibliothecae Caesareae. Ex Maffejo.
5) Katancsich, Istri Accolae. I. p. 301. — Ebenda p. 337 sagt er: »Consulatum V. gessit Trajanus A. V. C. 856. Chr. 103, eumque per continuos novem annos retinuit, proinde, quo speciatim anno id monumentum Celejae sit positum, terminari nequit.« — Ferner p. 349: — »Vindobonae in lapide Celeja translato, Moderatus Rumnus (wie bei Murat.) PRAEF. COH. VI. RAE. Rhetorum (sic), TRIB. MIL. COH. VII. nomen intercidit, ut ab Garellio accepit Muratorius. Cum esset lapis Celejae, P. Duellius, Canonicus regularis, notavit, MIL. LEG. VII. GE F CODICIL. F I, quae sunt diversa. Garellii scriptum accuratius putem; tribunus militum cohortis VII GET. fortasse: Getulorum. COH. I. CIL. F. I. Cohortis primae Cilicum fieri jussit.«
6) Orelli (n. 785). — »Titulus fluctuat inter annos 104 — 111; sic multi Trajani sunt numi vagi, consulatu V notati (Eckhel. D. N. V. T. VI. p. 423).

Bei Laz. (p. 995) finden wir ein Bruchstück, welches sich ebenfalls in Cilli befunden haben soll, mit der Inschrift:

— — — — NERVAE. N. F. ANO. POT.
— — — — MAX. TRIB. POT.

mit dem Beisatze: »In fracto lapide, in pariete Sacelli Scti. Maximiliani. — Es ist wahrscheinlich falsch geschrieben statt:

*) NT in Einen Buchstaben verbunden.

Imp. Divi Nervae F. NERVAE. TRAIANO.
Caes. Aug. Germ. Dacic. PONT. [1]) MAX. TRIB. POT.

und demnach vielleicht in das nämliche Jahr gehörig, wie der obige Stein.

E (39).

IMP. CAESAR. DIVI
TRAIANI. PARTHICI. [2]) F
DIVI. NERVAE. NEPOS
TRAIANVS. HADRIANVS
AVG. PONTIF. [3]) MAX. TRIB [4])
POT. XV̄I. COS. I̅I̅I. P. P. POCOS
VI

Ein Meilenstein, 6′ 3″ hoch, 1′ 5″ im Durchmesser, gegenwärtig zu den Gegenständen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes gehörig, und im unteren Belvedere aufgestellt. Gefunden wurde derselbe eben dort, wo Nr. C (36). Mitgetheilt war er in den

1) Osservazioni letterarie. T. I. Art. VII. p. 185. n. 26; ferner von
2) Duellius. p. 27. Lapis II.
3) Murat. CDLII. 1 mit dem Bemerken: »Cippus Cellejâ Vindobonam devectus atque in Palatio Caesareo collocatus. Misit Pius Nicolaus Garellius etc. etc. — Spectat ad Annum Christi 132 aut 133.«
4) Maffei. Mus. Veron. CCXL. 3.
5) K. Mayer, S. 50 (die Höhe hat 6 Schuh 4 Finger, die Breite 1½ Schuh).
6) Katancsich, Istri Accolae. I. p. 301. n. III. — Er sagt darüber p. 338: »A. U. 886. Chr. 133. post III. Idus Augustas, aut sequens ante Idus easdem; his enim finibus continetur Hadriani Trib. Pot. XVI.«
7) Arneth, Beschreibung der zum k. k. Münz- und Antiken-Cabinette gehörigen römischen Meilensteine, Nr. 3. — Mit dem Bemerken: »Meilenstein vom J. 131 (132) n. Chr., in welchem Jahre Hadrian den Krieg gegen die rebellischen Juden unter Barchocebas begann.«

F (40).

IMP. CAESAR. TI. AELIVS
HADRIANVS. ANTONINVS
AVG. PIVS. P. P. PONTIFEX
MAXIMVS. TRIB. POTESTATIS
IMP. II. COS. III
VI

Ein Meilenstein, 6′ 2″ hoch, 1′ 6″ im Durchmesser, gegenwärtig zu den Gegenständen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes gehörig, und im unteren Belvedere aufgestellt. Gefunden, wo der vorhergehende; mitgetheilt in den

1) Osservazioni letterarie. T. I. Art. VII. p. 186. n. 28; ferner von

---

1) NT in Einen Buchstaben verbunden.
2) HI, 3) TI und 4) IB in Ein Zeichen verbunden.

2) Duellius. p. 27. Lapis IV.
3) Murat. CDLIV. 2. — Mit der Bemerkung: »Vindobonam e Cilleja cippus deductus et in Palatio Caesareo conlocatus. Misit Pius Nicolaus Garellius etc. etc. — Anno Christi 140.«
4) Maffei CCXL. 5.
5) K. Mayer, S. 51 (die Höhe 6 Schuh 2 Finger, die Breite 1 Schuh 6 Finger).
6) Katancsich, Istri Accolae. I. p. 301. n. IV. — S. 338 heißt es darüber: »A. V. 893 Chr. 140, quo Augustus tertium gesserat consulatum, et ab V Kal. Martii Trib. Pot. III. Verum difficultas in eo versatur, quod Antoninus Cos III. per quinque continuos annos processerit, et Imp. II. cum Trib. Pot. VI. legatus; annus positi lapidis, utpote Trib. Pos. numero destitutus, certo determinari nequit.«
7) Arneth, a. a. O. Nr. 4. — Mit dem Beisatze: »Ein aus dem J. 140 n. Chr. G. herrührender Meilenstein, in welchem Jahre Antoninus wegen seiner Siege gegen die Britannier zum zweiten Male Imperator genannt wurde.

Ein Meilenstein des Antoninus, aus Gonobiz nächst Cilli, mit gleichlautender Inschrift, befindet sich im Joanneum zu Gratz, und wird weiter unten besprochen werden.

G (41).

IMP. CAES. L. SEPT. SEVERVS. PIVS. PERT. AVG
ARAB. ADIAB. PART. MAX. PONT. MAX. TRIB
POT. VIII. IMP. XII. P. P. COS. PROCOS. ET.[1] IMP
CAES. MAR. AVR. ANTONINVS.[2] PIVS. FEL. AVG
PART. MAX. BRIT. MAX. GERM. MAX. PONT[3]
MAX. TRIB. POT. XVII IMP. III. COS. IIII. P. P
PROCOS. MILIARIA. VETVSTATE
CONLABSA. RESTITVI. IVSSERVNT[4]
VI

Ein Meilenstein, 6′ 3″ hoch, 1′ 5″ im Durchmesser, gegenwärtig zu den Gegenständen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes gehörig, und im unteren Belvedere aufgestellt. Gefunden, wie der vorhergehende. Mitgetheilt in den

1) Osservazioni letterarie. Tom. I. Art. VII. p. 187. n. 31; ferner von
2) Duellius. p. 27. lapis III.
3) Adr. Steger; de viis militaribus Romanorum. p. LXIV.
4) Murat. DCLV. 7. — Vindobonae in Palatio Caesareo. Misit doctissimus Eques Garellius. — Mit der Bemerkung: »Septimii Severi Augusti notae indicant Annum Christi 200 aut 201. quae vero Antoninum Caracallam, ejus filium, signant, innuunt Annum Christi 215. — Eundem porro annum exigebat una unoque tempore posita Inscriptio. Opinari juvat, geminum hac de re edictum promulgatum diverso tempore, ejusque habitam fuisse rationem in marmore. — Miliaria pro Milliaria etiam alibi videas. In exemplo ad me misso legitur Trib. Pot. Severi Aug. VIII., at scribendum suspicor

---

1) ET, 2) NT und NI. 3) und 4) NT in Ein Zeichen verbunden.

XVIII anno videlicet 210, quo numi Severum exhibent IMP. XII.«

5) Maffei. CXXLI. 1.

6) K. Mayer, S. 51 (in der Höhe 6 Schuh 1 Finger, in der Breite 1 Schuh 5 Finger).

7) Katancsich, Istri Accolae. I. p. 303. IX. — Ebenda p. 338. 339 verbreitet ſich der gelehrte Verf. weitläufig über die Ungleichzeitigkeit der Trib. Pot. VIII. IMP. XII. COS. des Severus und der Trib. Pot. XVII. IMP. III. COS. III. des Caracalla.

8) Arneth, a. a. O. Nr. 9. — Mit der Bemerkung: »Die tribuniciſche Gewalt VIII des Sept. Severus ſtimmt mit dem Jahre 200 n. Chr. G. überein, in welchem Jahre, nach dieſem Steine, Sept. Severus zugleich das zwölfte Mal Imperator war. Eckhel (VI. 173 und 193), der doch dieſen Stein kennen konnte, überging ihn in ſeiner Abhandlung. Das Jahr XVII des Tribunats des Caracalla aber gibt das Jahr 214 n. Chr. G. an, in welchem Jahre Caracalla die Alemannen am Main beſiegte, und dann nach Dacien und Thracien ging. Vermuthlich ließ Caracalla die ihn betreffende Inſchrift zu jener des Sept. Severus hinzufügen.

Im Jahre 1826 wurde im herrſchaftlichen Schloßgarten in der Stadt Rann (in Unterſteiermark), innerhalb der ehemaligen Stadtmauer, beim Umgraben eines Beetes, eine Meilenſäule von bläulichem, weißgeädertem Marmor, wie er bei Reichenburg bricht, gefunden. Dieſer, in den Wr. Jahrbüchern (XLVIII. Bd. 1829. Anz. Bl. S. 99. Nr. 303) zuerſt mitgetheilte Stein befindet ſich im herrſchaftlichen Schloſſe, ſeitwärts von der Hauptſtiege, eingemauert. Er iſt, nach des Hrn. Dr. Macher Bericht, 3′ 7″ hoch und 1′ 7″ dick, und hat folgende Inſchrift:

IMP. CAES. L. SEPT
IMIVS. SEVERVS. PIVS
PERTINAX. AVG. ARAB
ADIAB. PARTH. MAX
PONT. MAX. TRIB. POT
EST. VIIII. IMP. XI. COS. II
PROCOS. P. P. ET IMP. CAE
M. AVRELIVS. ANTONINVS
PIVS. AVG. FELIX. TRIB. POTES...
PROCOS. ET . . . . . .
. . . . CAES. VIAS. ET. PONTES
VETVSTATE. CONRVPTAS
RESTITVERVNT

Die Trib. Pot. VIIII. IMP. XI. COS. II. des Septimius Severus fällt in's J. 201 n. Chr., wo er in Syrien beſchäftigt war und dem Caracalla die Toga virilis verlieh. — Bei Caracalla iſt die Trib. Pot. IV. zu ſuppliren, welche derſelbe im J. 202 bekleidete. Der Name des Publius Septimius Geta CAESar iſt, in Folge des von Caracalla (Dio Cass. Lib. LXXVII. c. 12) gegebenen Edicts, weggemeißelt.

H (42).
IMP. CAES. M
OPELLIVS. SEVERVS *)

*) VE in Einen Zug verſchlungen.

MACRINVS PIVS FEL
IX AVGVSTVS PONTI [1])
FIX. MAX. TRIB. POT
II. P. P. COS. PROCON
SVL. ET.[2]) M. OPELLIVS
ANTONINVS.[3]) DIADV
MINIANVS. NOBILISSIMVS
CAES. PRINCEPS. IVVENTVTIS [4])
PROVIDES. C. LIX. IIIIS.
NTISSIMI.[5]) AVG. FECERVNT [6])
VI

Ein Meilenstein, 5'9" hoch, 1' 3" im Durchmesser, gegenwärtig zu den Gegenständen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes gehörig, und im unteren Belvedere aufgestellt. Gefunden, wo die vorhergehenden. Mitgetheilt in den

1) Osservazioni letterarie. T. I. Art. VII. p. 188. n. 32 und p. 209. — Mit der Bemerkung: »Colonna assai alta, ed unica inscrizione autentica e perfetta di Macrino Diadumeniano. Nel fine è un enigma nato da errore del tagliapietra, il quale ha confuse le parole, e com'è probabile, ha ommesso qualche cosa. Crederei, che il principio del penultimo verso andasse congiunto col principio dell' ultimo: Providentissimi Augusti fecerunt. La prima lettera dell' ultimo volea essere una breviatura di NT. Resta nel penultimo S. C. LXIIIIS. forse da intendere: spatium columnarum LXIIII semis; che aveano fatto ristaurare il camino per lo spatio di 64 miglia e mezzo; gia che si poneva ad ogni miglio una colonetta, per indicar le distanze.«
2) Duellius. p. 28. lapis. V.
3) Andr. Steger, l. c. p. LXVI sqq., mit der Bemerkung: »Non incommoda foret interpretatio, priori columnarum numero indicari viam, quingentis passibus supra quatuor et sexaginta illorum millia, Macrini et Diadumeniani Caesarum jussu et auspiciis instauratam, justiorive ordine constitutam, inferiore senarii numeri significatione designari columnam milliarem sextam, sive sex passuum millibus procul ab eo loco positam, unde via haec produci coepit.«
4) Murat. CDLIX. 1. — Cippus e Cilleja Vindobonam devectus, nunc in Caesareo Palatio collocatus. Misit eruditiss. Garellius Eques. — Mit der Bemerkung: »Positus est lapis iste Milliarius Anno Christi 218. Sed qui Secundum Consulatum hoc Anno tribuunt Macrino, lapidem hunc paene adversantem habent. Is enim tantummodo Consul dicitur, neque vestigium iteratae dignitatis huic ullum habemus. Quare aut nutat Consulatus ejus suffectus Anno praecedenti, aut ordinarius praesenti. Pedes CLXIIIIS infra habes. Junge S cum subsequenti ANTISSIMI AVGVSTI. Haec sane confusa. Primo Diaduminianus adpellatur Caesar et Princeps Juventutis: non ergo Augustus. Tum in fine habetur Santissimi (pro Sanctissimi) Augusti. Addita haec puto,

1) NT, 2) u. 3) ET, 4) NT, 5) VE, NT, VT, 6) NT, 7) ER und NT in Einen Zug verschlungen.

quia anno eodem, ut ex numis constat, Diaduminianus, sive Diadumenianus creatus est a Patre Imperator Augustus «

5) Maffei. CCXLI. 2. — »Penultimi (versus) initium cum initis ultimi pingendum videtur: Providentissimi Augusti, dictione perperam diducta. Diadumenianus et Caesar et Augustus apud Lampridium quoque dicitur. — S. C. LXIIIIS. num viam munierunt Spatio Columnarum LXIIII semis?«

6) K. Mayer, S. 52 (Höhe 5 Schuh 9 Finger, Breite 1 Schuh 3 Finger).

7) Eckhel, Doctrina Num. Vet. Vol. VII. p. 243. — »Additus Macrino tribunatus II docet, marmor illud fuisse positum ejus jam imperio ad finem vergente, et tamen adhuc Diadumeniano honor Augusteus negatur. Non obest, ei hunc honorem deferri verbis PROVIDENTISSIMI. AVG., non communicatus is cum filio fuit propter consortium cum patre.«

8) Katancsich, Istri Accolae, I. p. 304 XVII. — Ebenda p 340 und 353. »Positum hoc monumentum altero Imperii Macrini anno V. C. 971. Chr. 218. intra octavam Aprilis et tertiam Junii, quod priore factus imperator, posteriore cum filio caesus.« — Auch über die Oscitanz in den zwei letzten Zeilen und die Zahl VI ist dort weitläufiger die Rede.

9) Orelli, p. 943, mit der Bemerkung aus Hagenb. Mspt.: »Hleic aqua mihi haeret,« in Bezug auf die letzten Zeilen.

10) Arneth, a. a. O. Nr 12. — Im J 217 n. Chr. G. gesetzter Meilenstein. — Director Arneth liest: »Provindentissimi Augusti, sumtu communi, sexagies bis centen. mill. sestertiorum (S. C. LXII. HS) fecerunt.«

Sämmtliche unter C (36), E (38), H (41) angeführten Meilensteine kommen auch in Hrn. v. Muchar's Gesch. d. St. I. S. 365 vor. Von denselben sprach auch schon D. Büsching (neue Erdbeschreibung. Hamburg. 1771. III. Thl. S. 405), und nach ihm Chr. Wagner in seinem mehrfach angeführten Handbuche S. 184, wo es heißt: »An der römischen Landstraße nach Pettau wurden bei Nemitz (sic), unweit Hoheneck, im J. 1725 römische Meilensteine und andere Alterthümer ausgegraben.«

I (43).

C. ATILIO. SECVNDI
ANO. AED˜. CL. CEL. AN
LVIII. ET. VEPON˜. BELLI
CINAE. EIVS. ATILIVS. SE
CVNDVS. PARENTIB˜
ET. CALV. TVTORINAE
CONI. PVDICISSIMAE. AN. XXXII
ET.*) AT .... NDINAE. FIL. STOLA. TE AN

Ein Grabstein, 5′ 8″ breit, 2′ 1½″ am höchsten Orte hoch (vgl. Epigr. Exc. Nr. 27 unter 1), jetzt im Atrium der k. k. Hofbibliothek (erste große Stiegenabtheilung, Viereckfeld ober dem Dreiecke) befindlich. Mitgetheilt von

1) Laz. p. 995. — Supra portam urbis, in regione et via Saaneck versus.

*) ET in Einen Zug verbunden.

2) Duellius. p. 5. I. — Exstat in sinistro latere Portae Celejensis superioris, in facie exteriori. — Fehlerhaft; auch fehlt die letzte Zeile.
3) Grut. CCCLXVII. 4. — Mit dem Beisatze: »Secundiani cujusdam naviculariі meminit Paulinus epist. ad Macar. Gud., und mit der falschen Lesart: COL. CEL.
4) Maffei. Mus. Veron. CCXLIV. 7, so wie Osserv. lett. T. I. p. 197. n. 49.
5) Murat. MCV. 5. — Mit dem Beisatze: »Habes heic Aedilem Claudiae Celejae; post EIVS intellige: Conjugi — Ib. MMLXIV. 4. »Vindobonae in Biblioth Caesarea. Misit amicus Bricherius Columbus. — Vide Gruterum p. 367. 4. qui mancam dedit. Is etiam habet COL. CEL. At in marmore legitur CL. CEL. id est Claudiae Celejae.« — Die letzte Zeile lautet: »ET. ATiliae secVNDINAE FIL STOLA ET FA
6) Kindermann, Beiträge. Thl. II. S. 68 Thl. III. S. 266 — 267.
7) Muchar, das röm. Norikum. Thl. I. S. 174, und Gesch. der Steierm. I. Thl. S. 359.
8) Katancsich, Istri Accolae. I. p. 311. XLVII.
9) Dr. A. J. Groß-Hoffinger, Urgeschichte der österr. Länder. S. 358.

K (44).

Die, in Nr. 15 der Epigr. Exc. unter I. mitgetheilte Inschrift für T. Varius Clemens, jetzt im Atrium der k. k. Hofbibliothek (erste große Stiegenabtheilung, oberes Feld, in der dritten senkrechten Reihe der erste) befindlich; 3′ 9½″ breit, 3′ 6″ hoch.

L (45).

Die bei Nr. 15 der Epigr. Exc. unter II. angezogene Inschrift für T. Varius Clemens, jetzt im Atrium der k. k. Hofbibliothek (in der Aufgangshalle, unmittelbar neben den ersten Stufen rechts eingemauert), 3′ 5¾″ hoch, 7′ 1¼″ breit.

M (46).

POMPEIVS
AGILIS. V. F. SIBI
ET. POMPEIAE
PRIMIGENIAE. CON
ANN. XXXV. ET
POMPEIAE. SPECTATAE
FIL. ANN. XVII
ET. COVRIAE. FIL. ANN. XVI
ET. SEXTIAE. SVPVTAE. AN. XXX
ET. VITAL. F. AN. XX

Ein Familiengrabstein, 3′ 1½″ breit, 4′ 5″ hoch, jetzt im Atrium der k. k. Hofbibliothek (beim Gitter oben rechts) befindlich. Mitgetheilt von

1) Apian. CCCLXXV. — Super portam coemiterii S. Danielis, qua itur ad forum.
2) Laz. p. 994. — Supra portam coemiterii parochialis. — Nach Primigeniae unrichtig CL. CEL.
3) Grut. DCCCXVI. 6. — Ex Apiano et schedis Boissardi. — Celejae supra Portam coemiterii S. Danielis.

4) Maffei. CCXLVII. 1, so wie Osserv. lett. T. I. p. 198. n. 51.
5) Murat. MCCCXC. 3. Vindobonae in Bibliotheca Caesarea.
6) Kindermann. III. S. 263.
7) Muchar, Gesch. d. Steierm. Thl. I. S. 362.

II. In Gratz befindliche Monumenta Celejana.

a) (47).

IMP. CAESAR. T. AELIVS
HADRIANVS. ANTONINVS
AVG. PIVS. P. P. PONTIFEX
MAXIMVS. TRIB. POTEST
IMP. II. COS. III
XII

Ein Meilenstein, vom Sockel an 5′ hoch, über 5′ im Umfange, jetzt im steierm. st. Joanneum zu Gratz befindlich. — Gefunden auf der alten Straße über den Berg bei Gonobitz (erste Post von Cilli), und im J. 1814 von dem damaligen Dechant und Hauptpfarrer daselbst, Herrn Anton Battistig, auf eigene Kosten in's Joanneum eingesendet. Hr. v. Muchar hat im ersten Theile seiner Geschichte der Steiermark S. 383 die Inschrift mitgetheilt, mit der zweifelhaften Lesart: IMP. :::. COS. III. — Der Stein fällt wahrscheinlich in's J. 140 n. Chr., wie der unter F (39) berührte, wo Antonin sich IMP. II. und COS. III schrieb; IMP. III kann nicht gelesen werden, weil er den Imperatorstitel nur zweimal während seiner Regierung annahm, und selbst auf einem kurz vor seinem Hintritte errichteten Monumente (Gruter. CCLVI. 6) noch Trib. P. XXIV. IMP. II. Cos. IV. heißt (Eckhel. Doctr. Num. Vet. Vol. VII. p. 37). — Höchst beachtenswerth ist auf diesem Meilensteine die Schrittezahl XII (a Celeja), welche als die doppelte Zahl der auf den oben besprochenen Meilensteinen von Cilli bis Ivenza erscheint, was mit dem gegenwärtigen Ausmaße so ziemlich übereinstimmt; den römischen Passus zu 5′ gerechnet, beträgt nämlich die Entfernung des Standpunctes der obigen Meilensteine (zu Ivenza) von Cilli (oder vielleicht genauer von St. Margarethen) 1¼ Meile, die des Gonobitzerberges von letzterem wieder 1¼ Meile, mithin die Distanz zwischen Gonobitz und dem Weichbilde der alten Celeja 2½ Meile.

b) (48).

FI MAR. MARCELLINO NE Θ. AN. XXXIII
MARONIVS. M
ARCELLINVS
DEC. CEL. VI. F. SI
BI. ET.[1] FIL. MARO
NIO. MARTIN
O. Θ. AN.[2] XXX. ET M
ARONIO. MA
RCELLIANO

Ein Sarg, 3′ 6″ lang, 3′ breit, 2′ hoch und 5″ dick, jetzt im steierm. st. Joanneum zu Gratz befindlich. — Gefunden wurde derselbe zu Podwerh bei Oberlichtenwald im Cillier Kreise, und von dem

1) ET und 2) AN in Einen Buchstaben verbunden.

damaligen Eigenthümer dieser Herrschaft, Herrn J. N. Händel von Rebenburg, im J. 1812 auf seine Kosten in's Joanneum gebracht. Der Sarg enthält auch plastisches Beiwerk. Neben der Inschrift rechts und links erblickt man nämlich je eine männliche und weibliche Figur, sich die Rechte reichend. Auf der zweiten Seite des Sarges befindet sich ebenfalls eine bildliche Darstellung zwischen Epheuguirlanden. Links fährt aus einem Bogen eine Biga mit drei Personen und einem Wagenlenker; ein schreitender Lowe zieht den Wagen. Rechts steht, das Fuhrwerk gleichsam erwartend, eine Gestalt unter einem Thore. In der Mitte erhebt sich ein colossaler Strobilus, auf der dritten Seite senkt sich, zwischen zwei acanthusähnlichen Stämmen, eine Weinrebe mit vier Trauben und vier Blättern in ein am Boden stehendes Gefäß hinein, zu dessen Seiten zwei aufwärts blickende Löwen ruhen. — Mitgetheilt war die Inschrift im Aufmerksamen (Gratz, Jahrg. 1812. Nr. 10) in Prof. J. A. Suppantschitsch's »Ausflug von Cilli nach Lichtenwald;« ferner in Muchar's Geschichte der Steiermark Thl. I. S. 416. — Obige genaue Abschrift verdanke ich der Güte des hochverdienten Archivars, Herrn Jos. Wartinger in Gratz.

c) (49).

VIcTORINVS ANº L
DIMIEN ANº (XXX
AVITIANVS AVITI
VIVS YECII. SIPI ET S
CONIVG. VIATORI
NE ET MARCIVS SE
CVNDINVS ET MA
XIME VXORI NN.
XXX MAXIMIAN

Ein Sarg, 2' 9" lang, 2' 6" breit, 2' hoch und 4" 7"" dick, jetzt im steierm. st. Joanneum in Gratz befindlich. Dieser Sarg hat mit dem voranstehenden gleiche Provenienz, und wurde ebenfalls von Hrn. Händel von Rebenburg den Joanneum übersendet. Er entbehrt des plastischen Beiwerks Nach der Form der Buchstaben und der Uncorrectheit der Inschrift zu schließen, gehört der Stein der späteren Zeit an. Mitgetheilt ist derselbe gleich dem vorigen im Aufmerksamen, in Suppantschitsch's Ausflug, in Muchar's Gesch. d. St. a. d. angeführten Orten. Die hier gegebene Abschrift kam mir ebenfalls durch Gefälligkeit des Hrn. Archivars J. Wartinger zu.

Zum Schlusse erlaube ich mir, jene Monumenta Celejana, welche, meines Wissens, weder in Cilli, noch irgend anderswo mehr vorhanden, sondern nur aus früheren Inschriftsammlungen als dahin gehörig nachweisbar, und somit für verloren zu halten sind, hier noch beizusetzen. Ich gebe sie aus den schon oben berührten Gründen vorläufig ebenfalls ohne ausführliche Erläuterung. Eben so wenig maße ich mir an, das Verzeichniß derselben für vollständig zu erklären; es sind nur jene, welche mir bei meinen epigraphischen Excursen, so zu sagen, von selbst unter die Hände fielen, und ich werde eben so sehr erfreut seyn, die Zahl derselben selbst vermehren zu können, als auf die mir bisher entgangenen hingewiesen zu werden.

III. Nachweisliche, nicht mehr vorhandene, Monumenta Celejana.

α (50).

I. O. M. ET [1]
SALVTI. [2] CELEIAN. [3]

Fragmentum saxi, Celejae in Burgo.—Apian. CCCLXXVIII. — Grut. X. 4, in Verbindung mit der Inschrift ζ (54). — Kindermann II. S. 266. — Wagener, S. 184. — Muchar, Gesch. d. St. I. 352.

β (51).

Die schon bei Nr. 20 der Epigr. Excurse besprochene Ara des Mercurius. — Bei Duellius p. 7. n. IX heißt es darüber: »In medio hujus lapidis Mercurium sculptoris manus exhibet, vetustate detritum, florem aut frondes dextra ferentem, sinistra virgam illam suam duobus illigatam serpentibus (Graecis κηρυκίου ῥάβδος dicitur). Ad pedes petasus jacet atque hos alis destitutos; medium autem corpus fascia praecingitur. Reperit hunc forte fortuna Martinus Lederer, lanio Celejensis, in loco subterraneo (hortum quondam fuisse vulgus dictat) cum globo quodam marmoreo nigri coloris (qualia passim erant antiquorum pondera), qui tribus superne punctis signatus est, at certe V librarum nostratium aequat; unde cum Fabretto (ant. Inscriptionum Cap. VII. 523) contradicere possim sententiae Lucae Peti (L. I. p. 12. L. IV. p 59. L. V. p. 82) asserentis: »pondera, quibus hodie utimur, antiquis esse majora;« quod hicce globulus, quem etiamnum (1733. Raym. Duellius, Can. Reg. Sct. Hippolytensis ibidemque Bibliothecarius) ad manum habeo, testatum faciet. — Inscriptio ex utroque latere. — Murat. CLXXXII. 1. Mit dem Beisatze: »Hos omnes Cultores Mercurii Augusti fuisse arbitror. Sunt heic nonulli cognomine destituti, qui se agnoscendos praebent ex nomine patris; ibi legitur CVM. SERT. D. quod Saxius Miss. 3. p. 68 interpretatus est: »cum servis testamento dedit.« — Orelli 2394. Dessen Bemerkung ist a. a. O. mitgetheilt. — Katancsich (Istri Accolae. I. 321. CXXII et 355) legit: MERCVRIO. AVG. Julius Lucifer TITVLVM. CVM. SERTo dicavit. — Muchar, Gesch. d. St. I. 370.

γ (52).

. . . . . .
OM. DI . . . .
OMNIBV . . .
NERTON . . .
V

Im Garten eines Bauers auf der Einsattelung des Berges Wipota bei Cilli gefunden. Von diesem Bruchstücke eines wahrscheinlich dem Jupiter, allen Göttern und Göttinnen (J. O. M. DIs Deabusque OMNIBVs) gewidmeten Steines (mitgetheilt von Prof. J. A. Suppantschitsch in s. Ausfl. v. Cilli n. Lichtenwald, S. 16), war schon bei Nr. 31 der epigr. Excurse die Rede.

---

1) ET, 2) TI und 3) IA in Einen Buchstaben verbunden.

δ (53).

DIS. M. SACR
STATIVS. T. F. VEL
SATVRNINVS
PRO. C. STATIO. SEIANO
T. F. EX. VOTO

Celejae in Monasterio. Grut. XCVIII. 4 e Lazio; sed schedae Boissardi sic legunt: Poetovione (cf. Apian. CCCLXXX):

DIS. M
SACRVM. C
STATIVS. T... VELIVS
SATVRNINVS... V.
....OC....STATI
SIBI... SEIANO
EX. VOTO

Katancsich (Istri Accolae I. p. 322. CXXIII. und p. 355) ſagt: »Scatet epigraphe mendis. Nos collata Lazii et Boissardi phrasi sic legimus: Dis Magnis sacrum C. Statius. Titi filius, tribu Velina, Saturninus pro C. Statio Sejano ex voto (posuit). — Nach dieſer Correctur iſt die obige Inſchrift reſtituirt. — Kindermann III. 169 (vermiſcht in II. 152 — 153). — Muchar, Geſch. d. St. S. 356.

ε (54).

GENIO. AVG. ET. LARIBVS
P. VRSINVS. MATVRVS. ET. CASSIA
CENSORI

Laz. p. 994. ad S. Ursulam, in hospitali urbis. — Apian. CCCLXXIV (mit VRSINIVS und CASSIA. CENSORI AN). — Gruter. CVII. 6 nach Apian. — Kindermann II. S. 264. — Katancsich, Istri Accolae. I. 321. CXVIII. — Wagener, S. 184. c). — Muchar. I. 353.

ζ (55).

CELEIAE
AVG
P. AELIVS
COS. PRO SE
ET. SVIS
V. S. L. M

Duell. p. 11. n. XX in limine Domus Parochialis. — Apian. p. CCDLVIII mit Varianten. — Grut. X. 4. CXXX. 4. ex Boissardo und CCCCXCVII. 9. — Murat. CXII. 5. ex Patre Duellio Canonico Regulari. — Orelli. 1982. — Wagener, S. 184. c). — Wahrſcheinlich dieſelbe Inſchrift iſt es, welche, mit anderen vermiſcht, an mehreren Orten zum Vorſchein kommt. So leſen wir bei Laz. p. 161:

ET. BALBINO COS. CELEIAE
P. AELIVS. VERANVS. B. T
PROC. PRO. SE. ET. SVIS
V. S. L. L. M

Dann bei demſelben p. 997:

ET. BALBINO. COS. CELEIAE. P
AEL. VERINVS. B†. COS. PRO

SE. ET. SVIS. V. S. L
L. M

Endlich ebendort:

CELEIANVS
AVG. P. AELIVS. VERINVS
VE. COS. PRO. SE. ET
SVIS

Wenn dieſe Inſchrift mit der vorausgehenden im Zuſammenhange ſtand, ſo gehört ſie, wie jene, wahrſcheinlich in's Jahr 137 n. Chr., wo, unter Hadrian, P. Coelius Balbinus mit dem Cäſar L. Aelius Verus Conſul, und letzterer dux et rector Pannoniarum war; vielleicht nimmt auch der Name P. Aelius Verus auf ihn Bezug. — In M. Querii Quaest. Roman. (Graevii Thes. antiq. Rom. V. p. 920) lautet die Inſchrift:

KAL. AELIONIN. DI. IR.
ET. BAL. ET. INO. COS
CELEIAE
AVG.
P. AELIVS. P. F
COS. PRO. SE
ET. SVIS
V. S. L. M

Wahrſcheinlich in der erſten Zeile ganz falſch, wo es vielleicht (wie bei Grut. MIX. 6): KAL. IVL. I. AELIO. CAESARE. II. ET. BALBINO. COS. (137 n. Chr.) heißen ſoll, während a. a. O. aus den undeutlichen Sylben DI. IR. geradezu DII IRATI (vgl. Muchar, röm. Nor. II. 7. — Wagener S. 184) gemacht wurden. — Ueber die eingangs mitgetheilte Inſchrift heißt es bei Orelli (n. 1982): »Consulem municipalem Celejae exhiberi statim dices, ego vero putem, lapidem non integrum esse repertum, sique conferas Grut. CDXCVII. 9: ....CELEIANVS. AVG P AELIVS. VERINVS VF COS PRO SE ET SVIS. — Celejae e Lazio: — fortasse mecum statues, ita plene legi lapidem posse: ... CELEIANVS AVGustalis vel CELEIAE (ut praecesserit II. VIR vel AEDilis, vel similis honor gestus) AVGustalis P. Aelius Verinus BF (beneficiarius) COS (Consulis) etc. etc. Si lapis initio non sit fractus, CELEIAE AVGustae de Dea municipali accipi commode potest, ut Nemausus, Dea Bibracte, Dea Aventia. Hagenb. Mss. — Bei Katancsich, welcher die Inſchrift (Istri Acc. I. p. 33. LI) zweimal gibt, heißt es (ibid. p. 335): »Est apud Gruterum epigraphe quaedam, ex binis Apiani composita, cujus initium, I. O. M. et Saluti CELEIAN. AVG. Muratorius, missis prioribus, CELEIAE. AVG. legit; quod ob particulam AVG. magis probarim. Nam et civitates et provincias fuisse consecratas, in Bedaio, Alaunis et Histria vidimus.« — Kindermann III. 269. — Muchar I. 369. — Vgl. Epigr. Excurſe Nr. 27. 3).

n (56).
MASCILLVS
MASCILLINVS. SVM
PONTIFEX
. . . . . .

Der Anfang einer Inſchrift, welche angeblich von einem Oberprieſter des in Cilli geſtandenen Marstempels Meldung gab, aus Schrott's ſteieriſcher Chronik unvollſtändig mitgetheilt in K. Mayer's Verſuch über ſteierm. Alterthümer S. 46. — Dieſe Inſchrift erinnert dem Namen nach an eine andere vom Zollfelde (Grut. CXI. 2 und Katancsich J. A. I. 307. XXIX):

GENIO. NORI
CORVM
MASCELLVS
MASCELLINVS
ET
SECVNDINVS
VIBIANVS
V. S. L. L. M

und, dem Charakter des Dedicanten nach, an eine von Arnfels in Steiermark (ſ. Muchar, Geſch. d. St. I. S. 350): J. O. M. Venustinus. SVM. PONTIF., was gewöhnlich SVMMVS. PONTIFEX geleſen wird; es gab aber keinen Summus Pontifex (vgl. Hefner, römiſch-bayer. Denkmäler. 1846. S. 84); richtiger dürfte daher SVMmus oder SVMminus für ein Cognomen gehalten werden, wie ein Noriker aus Virunum, Namens T. Aurelius Summus, auf einem Steine in Rom (Fabretti, inscr. ant. p. 104), ein C. Sempronius Summinus zu Radkersburg (Grut. DCCCXXVI. 8) vorkommt; daß übrigens Pontifices auch in den Municipien vorkamen, iſt bekannt.

ϑ (57).

D. M
AVR. CLAVDIAE
AVITVS. FILIVS
AEL. GRACI
MATRI. VIVAE. ET
AVR. SERENIANO
FRATRI. Θ, AN. XVI
FECIT
IMP. ANTONINO. ET
BALBINO. COS

Laz. p. 997. Extra oppidum in agris. — Grut. DCCXXI. 9. Kindermann III. 270. — Katancs. J. A. I. p. 304. XV. — Wagener S. 184 äußerſt fehlerhaft, mit Beziehung auf die Inſchrift ζ (54), als den Diis Iratis gewidmet. — Muchar I. 357. — Die Inſchrift fällt in die Regierungszeit des Caracalla, und zwar in's J. 213 n. Chr. (Imp. M. Aurelio Antonino Aug. IV. et D. Caelio Balbino II. consulibus).

ι (58).

D. N. FL. CONSTANTINO
CLEMENTISSIMO. ATQ. VICT. AVG
MARTINIANVS. V. P. PRAESES
PROVINC. NORICI. MEDITERR
D. N. M. EIVS

Laz. p. 990 In circuitu Monasterii Minoritarum; nach anderen in pariete templi Franciscanorum apud Celejam (Franziskaner zu Nazareth bei Altenburg im Cillierkreiſe?). — Ueber dieſen

vielfach und mit allerlei Varianten mitgetheilten Stein war schon bei Nr. 9 der Epigr. Excurse die Rede. Gewöhnlich betrachtet man ihn als einen Beweis, daß in Celeja zu Constantin's Zeiten der Gouverneur von Mittel-Noricum, als in dessen Hauptstadt, residirt habe. — Kindermann III. S. 264. — Muchar I. S. 358.

κ (59).

DEC. CL. CEL
TERENTIV..

Laz. p. 997. In ibi (in domo calciarii) in cellario supra gradum. — Grut. CCCCXCVII. 11. — Kindermann's Beiträge. I. Thl. S. 263 — 270. — Muchar, röm. Nor. I. Bd. S. 161 und 172. — Ueber die Gens Terentia und eine Zusammenstellung der auf sie bezüglichen Stellen und Inschriftsteine siehe: Malvasia marmora Felsinea. S. V. Cap. VIII.

λ (60).

T. M. MAXIMO
II. VR. IVR. D
IVLIA. TI. F
MAXIMINA
MARITO

Apian. CCCLXXVI. — In domo quadam apud puteum, cui principium ab aquae hauritoribus obtritum est. — Laz. p. 996 (TER H MAXIMO). — Grut. CCCCXCVII. 6. — Bei Murat. (LXI. 8) finden wir eine Julia Maximina aus Siebenbürgen (jetzt in Wien) und (DCCCXXX. 7) eine andere zu Rom. — Muchar I. 368.

μ (61).

D. Φ M.
SECCIVS. SECVNDINVS. VET. LEG. II. ITAL
PETEIVLA. SEVERIA. CONI. EIVS. SIBI. ET
SECCIAE. SECVNDINAE. FIL. ET. MARIIS
MAXIMO. ET. SECVNDO. NEPOTIBVS. SVIS
VIVI. FECERVNT. ET. IVL. APRICIO. FIL
MIL. LEG. S. S. -B- F. PRAEF. STIP. AN *) VI
Θ. ANN. XXV

Laz. 994. — Supra portam interiorem burgi. (mit Varianten, besser p. 531, wo jedoch der Schluß fehlt). — Apian. CCCLXXV. — Grut. DLX. 6. — Mayer S. 47 (aber LEG. III. Ital.). — Katancsich J. A. I 318. XCVI. — Bei Apian kommt diese Inschrift unter Nr. CCCCXLVIII ein zweites Mal vor, sonderbarer Weise mit der Bemerkung: »Bathavii vel Boioduri, vulgo Bassau repertus erat lapis cum hoc sequente epigrammate, cum fundamenta templi Scti. Stephani jacerentur, anno domini MCCC.« — Katancsich (J. A. I. 348) merkt an: »Miles legionis Supra Scriptae BeneFicio PRAEFecti STIPendio donatus, anno militiae sexto.« — Muchar (Gesch. d. Steierm. I. S. 355) liest: Bona Fortuna PRAEFecto STIPendiato ANnis VI., wogegen die Götting. gelehrt. Anz. 1845. III. S. 1108 »STIPendiorum ANnuarum VI.« lesen.

*) AN in Einen Buchstaben.

ν (62).
EX. DEC. AL
C. CASSIVS
SILVESTER
LEG. IIII. FL
EX. SIGN

Gruter. DXXXVI. 6. — Celejae in monasterio. — Kindermann II. 152 — 153 — Schumann Kap. VIII. n. 14. — Muchar, Gesch. d. St. I. 368. — Apian (CCCLXXX) verlegt die Inschrift nach Pettau. — Die Legio IV. Flavia wurde von Vespasian, nebst der Legio II Adjutrix und der Legio XVI Flaviana gegründet, und stand in Illyricum, welches damals, außer derselben, noch die Leg. I. Ital. VII. Claud. VII. Galb. und XIII Gem. zur Besatzung hatte. — Die Bezeichnung: EX. DEC. AL ist wohl: EX. DECuria ALae zu lesen, wie bei Grut. XLV. 4

ξ (63).
L. BRAETIVS
L. F. PVBL. VERON
VET. LEG. VIII. AVG. ANN
LXX. H. S. E. F. F
MAGIONA. VERVILI, P
ANN. LXXV. H. S. E. F. F

Duell. p. 10. XIX. — In fronte Sacelli ad D. Andreae. — Murat. DCCXCIX. 7. — Katancsich. J. A. I. 315. LXXIX. — Muchar I. S. 369. — Die Legio VIII Augusta stand von August bis Nero in Pannonien, marschirte dann mit den anderen illyrischen Legionen nach Italien, wurde aber, unter Galba, zurückgeführt und nach Mösien beordert, wo später Kaiser Otho den Procurator M. Aponius, wie auch den Legaten der Legio VIII Augusta, durch besondere Auszeichnungen belohnte. Im Kampfe des Vespasian gegen Vitellius machte sie die entscheidende Schlacht bei Cremona mit, und wurde nach des Vitellius Fall gegen Civilis nach Germanien geschickt, wo man sie noch unter Gallienus und Carausius (254 — 293 n. Chr.) findet. — Ueber die Gens Braetia vgl. Orsato, Marmi eruditi. Padova. 1719. lett. IV. — Bemerkenswerth ist der celtische Frauenname Magiona (etwa von ma, sehr, und gion, liebe, also: liebreich). — Die Inschrift dient zugleich als Beweis, daß Verona zur Tribus Publilia gehörte (vgl. Zeitschrift für Alterth. 1836. Nr. 117. S. 942).

o (64).
CAVIAE. P. F. VIRVNAE. L. DINDIVS. RES
PECTVS. 7. LEG. XIII. GEMINAE. P. DIN
DIVS. SPERATVS. 7. SPECINORVM. AVGVST

Duell. p. 7. VI. — Incisa marmori, quod positum est ad domum proximam Praetoriae et ante L annos (also um 1680) in flumine Saan inventum fuit (vgl. Epigr. Excurse Nr. 29 f.). — Die Legio XIII lag von August bis Nero in Nieder-Germanien, unter Galba erscheint sie in Pannonien. Bei Tacit. Hist. L. III heißt es von ihr: »Meliore fato fideque Flavianorum partium duces consilia belli tractabant, Poetovionem in hyberna tertiae decimae Legionis

convenerant« (cf. Ursat. 277. — Magn. Klein. Not. Hist. Austr. II. T. 107). — Trajan führte sie aus Pannonien nach Dacien, wo sie bis unter Gallienus und selbst Aurelian blieb. — Merkwürdig ist diese Inschrift, weil sie, nebst einem bei Vicenza (Terra di Marostica) gefundenen Steine, allein die Benennung Specini Augustales bringt. Letztere bildeten (vgl. Conte Girolamo Asquini, Lettera del Forogiuglio dei Carni, p. 33) eine Centurie Schanzgräber oder Steinbrecher (quastatori), welche ihren Namen vom celtischen spec, Hebel, Brecheisen, und cin (scindo), schneiden, erhalten haben dürften, und ihrer besonderen Tüchtigkeit wegen Augustales hießen.

π (65).

. . . . . .
ET. C. IVNIO. NI
CANDR. FIL
NN. XXXVIII
MATI. P. F. VERIANAE
ANN. XXIIII.
ET. C. IVNIO. ISAEO
VET. EX. DEC.
ALAE. I. CON. AN
LX. ET
PRAEPOSIDIAE. ANN. XXV. M. I

Grut. DXLVIII. 10. — In sacello S. Maximiliani parieti insertus lapis. — Apian. CCCLXXVIII minder richtig, ohne die letzte Zeile. In burgo. — Laz. 996 10, wo die letzte Zeile fehlt (in pariete templi Burgi) und 996. 30 (in moenibus civitatis), wo die letzte Zeile VET. ET. DEC. MV. ET. COM. lautet; so wie auch schon p. 324 völlig entstellt, wo statt VET. EX. DEC. ALAE. I. CON. gelesen wird: VET. ET. DEC(urioni) MVN(icipiali), als Beweisstelle für die Decuriones municipales; ferner p. 618, wo statt des obigen: VET. EX u. s. w. gelesen wird: VET. EX. ALAE. I. COM., woraus Laz. auf die Existenz einer Ala I. COMagenensis (von Comagene in Norico Mediterraneo) schließt; endlich p. 623 besser, als Beweis für decuriati equites (alarum). — Ratancs. J. A. I. 317. LXXXIX. — Der Stein benennt einen Veteranus ex decuria Alae I. Contariorum, über welche Ursati 19 schreibt (vgl. Grut. CCCCXXXIII. 5, mit dem Beinamen Ulpia. Grut. XL. 2. 3).

ρ (66).
NERVAE. N. F. ANO. POT
MAX. TRIB. POT

Laz. — In fracto lapide, in pariete Sacelli Sti. Maximiliani (vgl. Epigr. Exc. D (37). — Kindermann III. 265. — Muchar, Gesch. d. St. I. 365). — Soll wohl lauten:

Imp. Divi. Nervae F. NERVAE. TRAIANO
Caes.
Aug. Germ. Dacic. PONT. MAX. TRIB. POT.

Wahrscheinlich dieselbe Inschrift mit einer in »Eckhel, Schedae Mss. Heft VI. 85 und Heft VII. 62 enthaltenen:

...INE...	Imp. DivI NErvae F
NO CA...	Nervae. TrajaNO. CAesari
MAX. T...	Pont. MAX. Trib. Pot.

von welcher es am letzteren Orte heißt: »Ad pedem aras S. Apolloniae in sacello S. Maximiliani, literis proceris iisque castigatissimis.«

ς (67).

IMP. CAES. AVRELIO
C. DIOPIO
CIV. INVIC
AVG. PVB
POT. P. P. R
OSOPI

Laz. p. 997. — In fundamento domus calciarii. — Kindermann III. 268. — Muchar, Gesch. d. St. I. 365. — Ohne Zweifel corrumpirt und in Gemäßheit der Inschriften bei Grut. CCLXXVII. 5. 6. 7. 8 u. s. w. etwa so zu restituiren:

IMP. CAES. M. AVRELIO
CARO. PIO
FELICI. INVICTO
AVG. PONT
MAX. TR. POT. P. P. PRO
COS. ORDO..?

Unter der Voraussetzung, daß diese Conjectur richtig ist, rührt dieser Stein vom Kaiser Carus her, welcher, nach des Probus Ermordung zu Sirmium zum Kaiser ausgerufen, Illyricum den Sarmaten abkämpfte. Das Monument dürfte ihm bei seinem Regierungsantritte (282 n. Chr.) von dem Gremium der Magistratualen (Ordo Celej., vgl. Nr. 27 der Epigr. Exc.) zu Celeja gewidmet worden seyn, wie ähnliche Steine ihm vom ORDO. EBVSII (Grut. CCLXXVII. 5), vom LICONIENSIS. ORDO (Ib. 6) und von IEPA. ΔΕΛΦΩΝ. ΠΟΛΙC (Ib. 4) gesetzt wurden.

τ (68).

Die bei Nr. 9 der Epigr. Excurse mitgetheilte Inschrift, gefunden am 26. März 1840 im Hause des Zinngießers nächst dem Postgebäude in Cilli, und seither wieder abhanden gekommen. Sie betraf, aller Wahrscheinlichkeit nach, Constantins des Großen zweitgebornen Sohn Constantius II. vom J. 350 n. Chr. — Vgl. Muchar, Gesch. d. St. I. 365.

υ (69).

P. VEBIVS
ATRESSVS. V. F. S
ET.[1]) CORNELIAE
P. VALENTINAE
CON. AN.[2]) XXX
ET.[3]) SECVNDINAE
FIL. AN. XV

Montfaucon. Suppl. V. p. 46 sq. — Ciliae in templo juxta fontem. — Gruter. DCCCXXXIX. 12 mit F. VIBIVS. ATRECTVS und dem Beisatze: Grutero Boissardus, qui vidit. — Der celtisch klingende Name Atressus (Atresus) kommt auch auf einem Steine zu

1) und 3) ET, 2) AN in Einen Buchstaben verbunden.

Büschelsdorf in Steiermark vor (Grut. DCCCLXXVIII. 8. — Muchar, Gesch. d. St. I. S. 362. Vgl. ebend. S. 351).

φ (70).

D. M.
RESPECTVS. VA
RI. LVCIFERI. V. F
SIBI. ET. FORTVNA
TAE. VXORI. CARIS
SIMAE. AN. XXX. ET. RE
SPECTAE. FIL. AN. VI
ET. [1]) VRSINAE. FIL. AN. XXII

Laz. p. 994. — In burgo inferiori, supra portam exteriorem, sub duabus imagunculis. — Montfaucon, Suppl. V. 49. — Duellius p. 5. n. II. ad latus dexterum in ingressu ad aulam. — Grut. DCCCXXII. 4. — Kindermann, II. 265. — Muchar, Gesch. d. Steierm. I. S. 357.

χ (71).

D. M.
SECVNDINVS
SECVNDI. ET. [2]) ATIA
VRSVLA. V. F
ET. [3]) SECVNDO. FIL. AN. [4]) VII

Laz. p. 996. — Juxta portam civitatis, quae est apud Burgum. — Montfaucon, Suppl. V. 49. — Grut. DCCCLXXXVIII. 2. — Mayer, S. 46. — Kindermann III. 267. — Muchar, G. d. St. I. 357.

ψ (72).

MARICCAE
ATEMERI. F. ANN. LXXX
C. CASSIVS
CIVIS. HER.
FECIT

Laz. 957. — In domo parochiali. — Apian. CCCLXXVII. — Duell. p. 11. XXI. In limine domus Parochialis. — Grut. DCCCLXXIX. 10. Celejae in burgo. — Muchar, röm. Nor. I. 184. — Derf. Gesch. d. St. I. S. 363.

ω (73).

D. M.
SABINA. QVARTI
V. F. SIB. ET. [5]) SABINO
FIL. PIENTISS. AN. [6]) XXX
ET. [7]) POST. LITVGENAE
FIL. AN. [8]) XL

Laz. p. 994 et 995. — Ad latus dexterum Portae Celejensis, quam superiorem vocant und in pariete turris. — Apian. CCCLXXV. — Duell. p. 12. n. XXVII. — Grut. DCCV. 1. In pariete Campanilis Minoritarum (cf. DCLXXIX. 1). — Kindermann III. 265.

---

1) 2) 3) 5) 7) ET und 4) 6) 8) AN in Einen Buchstaben verbunden.

— Muchar, Geſch. der St. I. 357. — Groß-Hoffinger, Urgeſchichte der öſterr. Länder, I. S. 358.

αα (74).
C. DVRONIVS
MARTIALIS
VIVVS. FEC. SIBI. ET
PROCVLEIAE
PROCLAE. CON
ANN. XXX. ET. C. DVRO
NIO. VRSINO. F. ANN. XXX

Montfaucon, Suppl. V. p. 50. — Grut. DCCLXXIX. 7. E Lazio et Boissardi schedis. — Muchar, Geſch. d. St. I. 362. — Apian. CCCLXXXIX gibt als Fundort dieſer Inſchrift an: »In Grecio (vulgo Grácz), Civitate metropoli Provinciae Stiriae, in arce, quam burgum vocant,« wo wirklich noch jetzt ein Römerſtein mit ganz gleicher Inſchrift ſich befindet. Vielleicht fand nur in der Angabe des Ortes eine Irrung Statt, oder dieſer Stein hat auch ſein Duplicat, wie der bekannte für T. Varius Clemens.

ββ (75).
Q. PVBLICIVS. INVICTI... NC. II
C̈C̈C̈... INA. VNC. TII. AN. XX
COMININIO. FIL

Laz. 994. — In pariete coemiterii parochialis. — Kindermann III. 263. — Muchar, Geſch. d. St. I. S. 369.

γγ (76).
D. M.
OCTAVIAE. SVCCESSAE
ANN. XXV. INGENVVS
AETATE..

Laz. p. 997. — In domo, Danielis Roth aedibus proxima. — Muchar, Geſch. d. St. I. S. 357.

δδ (77) und εε (78).

Die beiden, bei Nr. 29 der Epigr. Excurſe unter d) und e) angeführten Sarg-Inſchriften. — In flumine Saan repertae.

ζζ (79).
CORNELIO
LVCVLLO
ANN. XXX
ET. CORNELIAE
TERTVLLAE. ANN. XXV
ET. C. CORNELIO
PROCVLO. ANN. XXXX
FILIIS. PIENTISSIMIS
CORNELIVS. FIRMVS
ET. VOLSARIA. PAVLA

Laz. p. 996. — In (alia) domo. — Apian. CCCLXXIX. — Grut. DCLXXIX. 1. — Kindermann III. 268. — Katancsich. J. A. I. p. 323. n. CXXXVII. — Muchar, Geſch. d. St. I. 363. — Groß-Hoffinger, Urgeſchichte der öſterr. Länder S. 358.

nn (80).

Die bei Nr. 27 der Epigr. Excurſe unter d) angeführte Inſchrift, welche bei Erweiterung des Caſerngebäudes (burgi) gefunden worden war. Der Stein bildete ein Sechseck von weißem Marmor, deſſen zwei im rechten Winkel zuſammenſtoßende Flächen, die eine obige Inſchrift, die andere einen Genius mit geſenkter Fackel, über welchem ein Schmetterling ſchwebt, in arabeskenähnlicher Einfaſſung enthielt; die übrigen Seiten des Blockes waren roh behauen. — Die Inſchrift war mitgetheilt in den Wiener Jahrb. XLVIII. 1829. Anz. Bl. Nr. 286, wo ſich auch (Anhang. Tab II. 3) die Abbildung des Reliefs befand. — Muchar, Geſch. d. Steierm. I. S. 360.

ℑℑ (81).

Die bei Nr. 27 der Epigr. Excurſe unter e) angeführte Inſchrift. — Laz. 997, In (alia) domo ante portam. — Apian. CCCLXXIII. — Grut. DCCCLXXXVI. 7. — Kindermann III. 268. — Katancsich. J. A. I. p. 312. VI. — Muchar, Geſch. d. St. I. 363. — Ein Q. MarciusTurbo Fronto Publicius erſcheint bei Maffei Mus. Veron. p. 242. 4 und bei Giov. Labus, un' epigrafe latina. Milano, 1826. p, 104; über den Namen Batro für Bato, mit Bezug auf den König Bato, vgl. Katancsich l. c p. 507. Die celtiſche Abſtammung dieſes Namens (ba, bad, ſehr, gute, valde; tro, Gewandtheit, Umkreis, Wendung, tournure, alſo ba-tro, vielgewandt, versutus, πολύτροπος) iſt unverkennbar.

u (82).

L. LIBERALIS. ET. CVRENA. Q
MARI. IVLIANAE. V. FECER. SIBI
ET. CRESCENTINO. FIL. AN. XI
IVLIANAE. NEP. AN. XV
ET. [1]) SALVTARI. FILIO
AN. XXIII

Laz. p. 995. — Juxta portam civitatis, quae est apud Burgum (portam Labacensem?). — Apian. CCCLXXIII. — Grut. DCCXCIX. 9. — Kindermann III. 267. — Katancs. I. 324. n. CXLVI. — Muchar, Geſch. d. St. I. 361.

xx (83).

C. RVFIVS
APOLAVSTVS
ET. IVLIA
SVCCESSA
VIVI. SIBI
FECERVNT [2])
IVLIA. FIRMINA
AN. XX. H. S. EST

---

1) ET und 2) NT in Einen Buchſtaben verbunden.

Laz. pag. 997. Apud domum ludi literarii. — Apian. CCCLXXIV. — Grut. DCCCLXXXVI. 13. — Katancs. J. A. I. 325. n. CLII. — Muchar, Geſch. d. St. I. 364. — Eine Octavia Successa fanden wir zu Cilli (S. γγ (74); eine Julia Successa erſcheint zu Seckau (Muchar, Geſch. d. St. I. S. 428), eine Successa zu Eggersdorf bei Gratz (ebend. S. 375); ferner zu Bologna (Mur. MCCCXII. 8), zu Rom (Mur. MDXLI. 3 MMLXXXV. 9 u. a.). — Ueber einen L. Junius APOLAVSTVS. ARGENTarius VASCIARIVS (sic) — ſtatt: VASCLARIVS (Vascularius) ſiehe Murat. T. II. class. XIII. p. CMLXI. 5 und Raoul-Rochette, lettre à Schorn (p. 211).

λλ (84).

MACENA
MACEMARI
V. F. SIBI. ET
PRIMVLAE. PRI
MI FIL. AN. V

Laz. 997. — In pariete cujusdam domus in foro. — Apian. CCCLXVIII. — Montfaucon. Suppl. IV. p. 14. Pl. IX. 1 gibt eine Abbildung dieſes Steines, mit der Beſchreibung: »Exhibet militem, cujus galea a solita galearum forma multum recedit, in cujus galeae anteriore parte ceu lata fascia observatur Ejus clypeus cavatae formae ita amplus est, ut terra nixus ad axillas paene illius pertingat. Tunica ejus plicata est.« — Grut. DCCII. 11 und DCCCLXXVIII. 5. — Kindermann III. 269. — Katancs. J. A. I. 326. n. CLVI. — Muchar, Geſch. d. St. S. 362.

μμ (85).

Die bei Nr. 29 der Epigr. Excurſe unter c) mitgetheilte Inſchrift. Außer der Gemeinde Rann gefunden. — Jahrbücher. XLVIII. 1829. Anz. Bl. Nr. 284. — Muchar, Geſch. d. St. I. 360.

νν (86).

Die bei Nr. 29 der Epigr. Excurſe unter b) mitgetheilte Inſchrift. Im Sanfluſſe gefunden. — Jahrbücher. XLVIII. 1829. Anz. Bl. Nr. 283. — Muchar, Geſch. d. St. I. 366.

ξξ (87).

PETRONIA
P. F. MAXIMILLA
HIC. QVIESCIT
I? PETRONIVS. I? L. R. S. A
. . . . PETRONIVS
. . . . . .
. . PETRONIV . . L. L.
. . . . AN. XXII . .
. . . . . .
. . . . . .

Jahrb. Bd. LV. 1831. Anz. Bl. Nr. 438 (vgl. Epigr. Excurſe Nr. 20, wo dieſer Stein ebenfalls ſchon beſprochen wurde. — Muchar (Geſch. d. St. I. S. 368) lieſt die Siglen I. L. R. S. A. In loco reli-

gioso sepulcro adsignatus. — Eine Maximilla war Leidensgefährtin der heiligen Ursula, und gab durch ihren Namen, dessen Lettern man aus einander zerrte, Anlaß zur Legende von den 11,000 Jungfrauen; statt MAXIMILLA. VIRgo. las man nämlich MArtyres. XI. MILLA. VIRginum. Hierher gehört auch die schon bei Nr. 6 der Epigr. Excurse (DECIMIA) bemerkte Auslegung des Namens VNDECIMILLA (J. G. Hagenbachii epist. p. 604).

οο (88).

T. CARMAEO. FINITO. AN. LXXX
SORNIAE. SECVNDAE. AC. T. CAR
MAEO. AVITO. AN. XX. SORNIA
MAXIMA. PARENTIBVS
F. C.

Laz. p. 994. In coemiterio parochialis Ecclesiae in moenibus. — Grut. DCCXXIV, 10. — Muchar, röm. Nor. I. Bd. S. 184. — Ebend. Gesch. d. St. I. S. 363. — Merkwürdig wegen des altceltischen Namens Carmaeus (carm, Kriegsgeschrei, daher carmen und das französische vacarme).

ππ (89).

RESPECTVS
T. P. S. F. T. POSTVMIVS. P
L. PROVINCIALIS. V. F. SIB. ET.*) DOMESTICO
ET. IONICAE. PARENTIB

Duell. p. 12. n. XXV. Extra Ecclesiam Sct. Maximiliani. — Murat. MCCLXXIV. 7. — Katancs. J. A. I. 325. n. CLI. — Muchar, Gesch. d. St. I. S. 370. — Ein Constans Vottix (Votticius) Provincialis kommt vor bei Hacquet, Reisen durch die norischen Alpen, S. 263. — Juvavia, S. 52. — Ueber »Provincialis« vgl. Muchar, röm. Nor. Bd. I. S. 47.

ρρ (90).

SECVNDVS. MAGIMARI. F
V. F. SIBI. ET. S. ET
MAGIMARO. AVCTOMARI. ET
CVRITAE. ATAEVORTI. F
PARENTIBVS. ET
EXORATO. NEPOT. AN ....

Laz. p. 995. In capitulo Fr. Minoritarum. — Gruter. DCCXXXIII. 1 verändert. — Kindermann III. S 264. — Muchar, Gesch. d. St. I. S. 363. — Merkwürdig wegen der Celten-Namen Magimar (mag, Feld, mar, mear, mer, Mayr, Herr, also: Feldmayr), Auctomar (auc, Haus, Wohnung, tom, Sumpf, Moor, ar, Land, Feld), Curita (cu, lieb, hold, rith, Arm) und Ataevort (ata, Sieg, evori, befreien).

ss (91).

TIBVLLA. C. SEMPRONII. F. MANI. L. NEPTIS INFERNO PLOTONI TRICORPORI VXORI CHARAE PROSERPINAE TRICIPITIQ. CER-

*) ET in Einen Buchstaben verbunden.

BERO MVNVS MECVM FERENS DAMNATAM DEDO ANIMAM FIL
MAQ. HOC ME CONDO MONVMENTO NE OBRVTIS. DOMOS LAPSV
FILIIS SEX QVOS SCIPIO PATRIIS CAMERTIBVS ASALO ET LI-
BIA INCOLVMES RESTITVERAT. IN DESOLATA ORBITATE SVPE-
RVM MISER FIX ANN. XXXIX. MEN. I. DI. VI. HOR. SCIT. NEM
IN FRONT. P. XX. IN AGR. P. XXXIX

Laz. p. 373. Celejae in Stiria. — Aber p. 1027: »Prope Noricam, sive Noriciam, atque etiam Goriciam, ut hodie nominatur. — Bertoli ſagt (p. 177. CLXXXVIII) darüber: »Questa istessa iscrizione sta anche nel codice inedito del Ramberti, il quale dice, ch'ella si trova non già in Gorizia, come dice Lazio, ma in Trieste. Odora di falsità.«

ττ (92).

VICTORI. QVADRATI. ET
IVLIE S. VERANILLES
IVLIVS. VICTORIVS
QVADRATVS
FILIVS. EORVM. HIC
POSITVS

Grut. DCCXLVII. 5. Celejae in aedibus Georgii Perger. E. Lazio. — Muchar, Geſch. d. St. I. 362. — Ganz gleichlautend mit einem Denkſteine zu Pettau bei Kindermann III. 153.

υυ (93).

CORNELIVS. M. L
SENNO. ANNO. LXX
H. S. E
PATRONVS. DE. SVO
FACIVND. CVRAVIT

Grut. DCCCCXXXVII. 13. Celejae in Taberna Sartoris. — Muchar, Geſch. d. St. I. S. 363.

φφ (94).

Das bei Nr. 15 der Epigr. Excurſe aus Laz. p. 996 angeführte, auf T. Varius Clemens bezügliche Fragment, mit der Angabe: »In domo Senatoria.«

χχ (95).

Ein Stein mit dem Namen »VITALIS. AGILIS.«— K. Mayer führt (S. 46) aus Schrott's ſteyeriſcher Chronik nur dieſe Namen an, und bezeichnet das Monument als auf dem Gottesacker der Pfarrkirche befindlich. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kein beſonderes Monument, ſondern nur erfeindirt aus dem, im Atrium der Wiener Hofbibliothek eingemauerten Cillier Inſchriftſteine M (46).

Anhang.

Um jene epigraphiſchen Monumente, welche auf Celeja in irgend einer Hinſicht Bezug nehmen, einmal in eine möglichſt zahlreiche Gruppe zu verſammeln, laſſe ich anhangsweiſe IV) noch ſolche Inſchriften folgen,

welche zwar nicht dem Weichbilde der Stadt Cilli selbst, aber doch dem Cillier Kreise angehören, und V) solche, welche, obwohl anderwärts gefunden, Celeja's Erwähnung thun.

IV. Monumenta Celejana aus dem Cillier Kreise.

1 (96).

TIB(IIK)NVS. COVSONIS. V. F. SIB. ET SECVNDA. C. VLLECONAI . . . . O. FAX. . .

Gallenhofen (bei Windischgraz). — Zu einem Gartentische verwendet. — Muchar, Gesch. d. St. I. 379.

2 (97).

D. M.
C. VLBIVS. SAB
INVS. VETERAN
VS. L. V. MA. AN
LXV. P. PAVLINV
S. VI. . . .

Geyrach (zwischen diesem und Laak zu St. Leonhard in einem Bauernhause eingemauert). — Wiener Jahrb. LV. Bd. 1831. Anz. Bl. Nr. 351. — Muchar a. a. O. S. 382. — Die Inschrift ist merkwürdig wegen Erwähnung der Legio V. MAcedonica.

3 (98).

. . . . AR . . . R . . DIVI
. . . . . S. TRAIANVS. . . . C.
PONT. MAX. . . . O . . .

Gonobitz. Zu einem mit Eisendeckel und Schloß versehenen Stock umgestaltet. — Muchar a. a. O. S. 383. — Die Inschrift gehörte wahrscheinlich einem unter Hadrian (HadrianuS. TRAIANVS) gesetzten Meilensteine an. — Ein anderer zu Gonobitz gefundener Meilenstein befindet sich im Joanneum zu Gratz (siehe oben II. in Gratz befindliche Monumente a (47).

4 (99).

IMP. CAE. . . . AVRELIO. ANTO . . .

Hohenegg (bei Cilli). — Als Eckstein am Hause eines Schmiedes. — Muchar a. a. O. S. 388.

5 (100) und 6 (101).

C. RVFIVS
C. SYMPHONVS
ET
RVFIA. PRIMVLA

St. Jakob (bei Cilli). — Laz. 996. In templo S. Jacobi per duo milliaria a Celeja in lapide fracto. — Grut. DCCCLXXXVI. 14. In Celejae territorio in templo S. Jacobi. — Muchar a. a. O. S. 389.

Ebendas. — Die bei Nr. 27 der Epigr. Exeurse unter b) angeführte Inschrift. — Laz. p. 996. In templo St. Jacobi per duo milliaria a Celeja, in lapide fracto. — Muchar a. a. O. S. 389.

7 (102).

. . . . . .
SECIO. MA
XIMI. F. AN. IX
ANECILA. ÖÄ . .
M̈ LIEA . . . . . .
. . . . . .

Laak (ober heil. Geiſt am Zhelounigg, unter einer Eiche gefunden). — Zuerſt von mir copirt. — Muchar a. a. O. S. 395.

8 (103).

MARCO. VLPIO. RVTILIANO
MELLAEI. FILIO. PRAEFECTO. SVO
AVSPICIIS
DIVI. ALEXANDRI. IMPERAT
IN. PERSIA. FELICITER. PVGNANTI
COHORS. TAVRISCORVM
HAEC. POSVIT

Leisberg (bei Lichtenwald an der Save in der Gemeinde Ruth, die von Rutilianus den Namen haben ſoll). — Eine oft citirte, vielfach beſprochene Inſchrift. — Laz. p. 1011. — Mss. Chron. Styr. T. I. c. 23. — Jahrbücher der Steyr. und Schulz, Edit. Vet. fol. 39. — J. A. Caesar. T. I. p. 216. — Kindermann, Bd I. S. 28 und 270. — Ambr. Eichhorn, Bd I. S 49. — Schmutz II. 320. — Muchar, röm. Nor. I. Bd. S. 65 und Geſch. d. St. I. S. 395. — Katancs. J. A. I. 305. XIX u. ſ. w — Katancsich ſagt darüber l. c. p. 350: »Suspecta nobis epigraphe, quod omnia vocabula integre scribuntur, Alexander etiamnum in vivis agens Divus appellatur, series inscriptionis mimine Romana, cohors Tauriscorum, cujus nuspiam alias vestigia, tectum nomen auctoris Annalium Styriae, sub titulo Julii Caesaris *);« ſo wie früher (p. 347): »M. Aurelius Severus Alexander de Persis triumphavit A. C. 230. 25. Septembris« (cf. Eckhel. D. Num. Vet. VII. p. 273 sq.). — Die Behauptung: »M. Ulpius Rutilianus, ein Deutſcher, der noriſche Scipio, Feldherr und Gelehrter, ſei um das Jahr 237 n. Chr. zu Cilli geſtorben,« dürfte ſchwer zu begründen ſeyn. — TAVRISCI erſcheinen auf einem Steine zu Monaſtero (Jahrb. XLVIII. 1831. Anz. Bl. S. 87. n. 246), ein TI. CLAVDIVS. TAVRISCVS. TOPIARIVS (Landſchaftsmaler) im Vatican (Raoul-Rochette, lettre à Schorn. p. 451).

9 (104) und 10 (105).

...MVS. C....VS. FECIT....NE. CO ...IMI. AN...
...RVS. MAXIMVS.....MITIANVS ...IMATOI...
VMRRIS....

Lichtenwald (Ober-). — Auf einem Steine mit plaſtiſchen Darſtellungen. — Muchar a. a. O. S. 396.

*) Ein ſonderbarer Mißgriff allzugewiſſenhafter Aengſtlichkeit, welcher ſich gar leicht an dem Mitherausgeber der Kaſſeler Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft, Dr. Julius Cäſar, Profeſſor zu Marburg, wiederholen könnte. — Der Vorauer Chorherr Aquilin Julius Cäſar, der Sohn des Grazer Handelsmannes Joh. Andr. Cäſar (aus Görz) und der Roſina von Godina, war am 1. Nov. 1720 zu Gratz geboren.

VIATOR. ADIEC....FADIVM

Ebendaſ. — Auf einem Steine mit zwei Bruſtbildern. — Muchar a. a. O. S. 397. — Ein V. FADIVS. SEX.... MEDICVS erſcheint auf einem Steine zu Lyon (Maffei, Galliae Antiq. p. 81).

11 (106).

ALBANVS
HESPANI. SER
V. F. SIBI. ET
SVRAF. VXOR
AN. XXXV

Letouſch (vor Praßberg, jenſeits des Brückleins, in einem Hauſe, rechts). — Zuerſt von mir copirt. — Muchar a. a. O. S. 396.

12 (107). 13 (108) und 14 (109).

...AN. LXVIII. ET....
IVLIO. IANVA. FIL. AN.[1]) LXX
IVLIANVS. IVLIONIS. AN. XXXV
ET. AVITE. XXI. F. D. VIII. IVLI...

St. Martin (am Bacher, bei Windiſch-Feiſtriz). — Außen an der Südſeite der Kirchhofmauer. — Copirt von mir. — Muchar, a. a. O. S. 400.

AN. XLV. ET. IVLIANVS
DVPL. LEG. X. G. EX. PP. PRE
CENTR. ET.[2]) SEPTIMIA
POTRANTINA.[2]) SPONSA

Ebendort. — Unter dem voranſtehenden Steine, deſſen zweite Hälfte er wahrſcheinlich iſt. — Muchar a. a. O.

AVRELIO
LANDINONI
OR. I. A. SIVRV
VS. LIBERTVS
. VM. CVRAV....

Ebendort. — Ueber der Kirchenthüre, im Vestibulum, geſtürzt eingemauert. — Oberhalb der Inſchrift ein Relief, den die Lyra ſpielenden Orpheus unter den Thieren vorſtellend, wie auf dem ſogenannten Prangerſteine in Pettau (Muchar, Geſch. d. St. I. 413. Abbild. Taf. IX. n. XVIII). — Muchar a. a. O. S. 400 gibt die Inſchrift, etwas verändert, und Taf. VII. n. XV eine Abbildung.

15 (110).

...NIS. XXXII. AVRELIVS. VALENTINVS. V. F
MARITVS. VIVVS. POS

Neukirchen (bei Weichſelſtätten, nächſt Cilli). — Am Pfarrhofe. — Bruchſtück eines großen Sarges, mit Relief.

---

1) und 3) AN, 2) ET in Einen Buchſtaben verbunden.

16 (111).
VLPIA. FIRMINA. ANN. TRIG.
M. VLP. N. MTA. FIRMINVS
ET. CANNONIA. STATVTA. V. F
FECERVNT. SIBI. ET. VLPIO
FIRMIANO. AN. XIII

Ober-Möttnig (Bezirk Oſterwitz). — Laz. p. 999. In ruinis Metullii, hoc est in Troja supra Ciliam. — J. A. Caesar. T. I. p. 34. — Schmutz II. S. 574. — Muchar, G. d. St. S. 403 u. 439.

17 (112) und 18 (113).
(DIS. MAN.)
C. NONIAE. F. VRSI. SACERDOTIS
CABESIS. MONTIS. ALBANI
CVRIONIS. C. NONIVS. IVSTINVS
ALVMNO. DVLCISSIMO. VIX
ANN. II. M. XI. D. XII

St. Peter (nächſt Cilli). — J. A. Caesar. I. p. 34. In arce Sti. Petri penes Celejam — Laz. p. 999. Locis vicinis S. Petri castello. — Montfaucon, Suppl. T. V. p. 224, mit einer Abbildung Pl. LXXXIV, wo es darüber heißt: »C. Nonius Justinus hoc monumentum se fecisse dicit alumno dulcissimo. Alumnus et nutricium et nutritum exprimit, alumnus etiam in sepulcralibus inscriptionibus filium quandoque exprimit, ut non paucis exemplis probat Fabrettus p. 351. Hic tamen pro patre sumi videtur. C. Nonius Justinus filius potius, quam pater fuit Caji Nonii Ursi, Sacerdotis montis Albani, qui vixit annos LI (sic), menses XI. dies XIII.« — Schönleben I. p. 224. — Valvaſor II. 264. — Kindermann III. 269. — Muchar a. a. O. S. 405. — Von Apian. CCC dagegen und Grut. CCCXXIII. 9 wird der Stein als nach Rom gehörig angeführt (vgl. Epigr. Excurſe Nr. 14. 3).

...Ë...ONA...
.....SACR
..S. VIV. F
C.....
MANI...

Ebendort (auf einem Acker vor Dobritzendorf im J. 1832 gefunden). Im Poſtſtalle. — Von mir copirt.

19 (114).
IVSTIO
IVSTO
TVT..IN..A
AITVS. θ
... AN. LX.
ϟTRA XLX
IVSTIVS
TVTORINVS
AN. XL

Poniggl (unter Cilli, auf einem Acker zu Uniſche, links von einer nach Rupe führenden Feldſtraße im J. 1838 gefunden). — Als

Thürstock beim Eingangsthore des Friedhofs eingemauert. — Ein Sargstein, nach der Form des menschlichen Körpers, 9″ tief und 6′ lang ausgehöhlt; die Inschrift befand sich auf dessen unterer Fläche; im Inneren fand man noch vermoderte Knochen und gut erhaltene Zähne.

20 (115).

Rann (Stadt). — Der unter G (41) der in Wien befindlichen Monumenta Celejana angeführte Meilenstein. — Muchar a. a. O. S. 419.

21 (116).

FINITVS
MAXIMI. F
V. SIB. ET
. . . . .

Rifnigost (Bezirk Tüffer). — Eingemauert an einem Bauernhause. — Wr. Jahrb. XLVIII. Bd. 1829. Anz. Bl. S. 101. Nr. 307.

22 (117).

TEMPLVM. DEI. SOLIS. INVICTI
MITHRAE. AVREL. IVSTINIANVS
V. P. DVX. LABEFACTATVM
RESTITVIT

Rohitsch (Donati-Berg). — Grut. XXXV. 4. In Rohicz repertum, dein Poctovionem translatum. E Lazio. — Chronolog. Sac. Styr. p. 56. 57. — J. A. Caesar. T. I. p. 46 (vgl. Nr. 31 der Epigr. Exc. unter a) — Karl Mayer, S. 195. — Eichhorn I. S. 24 — J. de Hammer, Mémoire sur le culte de Mithra, p. 15 — Muchar a. a. O. S. 374 und 421 u. s. w. (vgl. Nr. 31 der Epigr Exc. unter a). — Ein nicht mehr nachweisbarer Mithrasstein. — Aus Rohitsch rührt auch ein interessantes plastisches Monument her, welches sich gegenwärtig im Joanneum befindet und unter dem Namen »das norische Weib« im Lande bekannt geworden ist (Muchar a. a. O. S. 422. Abbild. Taf. X. n. XX. 2).

23 (118).

MAXIMVS. ANTONI. LIB. ET
VERCILLA. V. F. SIBI. ET. NVNDINAE. FIL. AN. V. ET. VRSO
ANN. XXX

Saaneck (bei Cilli). — Laz. p. 999. In Saaneck castro, 2. a Cilia milliaribus et uno a Troja. — Schönleben I. f. 224. — Valvasor II. 264. — J. A. Caesar. I. 34. — Schmutz III. 443. — Muchar a. a. O. S. 424.

24 (119).

Sachsenfeld. — Die bei Nr. 27 der Epigr. Excurse unter (6) mitgetheilte Inschrift. — Laz. p. 999 — Schönleben P. I. f. 224. — Valvasor, Thl. II. Buch 3. S. 264. — Grut. CCCCXCVII. 10. J. A. Caesar. T. I. 33. — K. Mayer S. 202. — Schmutz. III. 423. — Muchar a. a. O. S 424.

25 (120).

D. M. S
IVLIAE. DIL. LIB. QVINTA
IVLIS. DIL. LIB
AMANTI. PARENTES. V

Ebendaſ. (oder am Trojana-Berge, ſ. d.). — Schönleben P. I. p. 223. — Valvaſor II. 264. — Grut. DCXC. 3 (mit der nachfolgenden verſchmolzen). — K. Mayer, S. 201. — Schmutz III. 423. — Katancs. J. A. I. 324. CXLIII. — Muchar, Geſch. d. St. I. S. 424. — Ganz gleichlautende Inſchriften finden ſich ſonderbarer Weiſe auch zu Waldſtein in Steiermark (Muchar, a. a. O. S. 441) und zu Neapel Grut. CMLXXX. 5).

26 (121).
TVLIVS
AMIANTHVS ....

Ebendaſ. — K. Mayer S. 202 aus Ms. Chronic. Styr. und Schrott's Chronik. — J. A. Caesar. I. 34. — Laz. p. 999 verſchmelzt dieſes Fragment mit der vorherſtehenden.

Ueber eine vierte, von J. A. Caesar nach Sachſenfeld verlegte Inſchrift vgl. Trojana-Berg Nr. 38 (131).

27 (122).
D. M.
C. IVL. ROMANVS. ET
VERINA. CON. V
F. S. ET. *) ROMVLAE. FIL
ANN. XXX ET. FIL. ROMVL°
ET SYRIANO

Studenitz. An der Stiftskirche daſelbſt. — Jahrbücher. XLV. Bd. 1829. Anz. Bl. S. 64. n. 23. — Muchar, a. a. O. S. 435.

28 (123) und 29 (124).

Trifail. — Die bei Nr. 27 der Epigr. Exc. unter [8] angeführte Inſchrift. — Schmutz. IV. 217. — Muchar, a. a. O. S. 439. — Rechts an der großen Kirchthüre.

VIBIVS. SECVNDVS
VETERANVS. F. V. S. E. S
CERVLA. TVTOR. ANN
VIBIA. AVITA. AN. XX
MARCELIN

Ebendort. — Links an der Kirchthüre. — Schmutz. IV. 218. — Muchar, a. a. O.

30 (125) bis 35 (130).
NYMPHIS
AVG
FRVCTVS
Q. SABINI. VERANI
C. P. P. SER. VILIC
POSVIT

Tüffer (Bad). — Am Badhauſe zu Töpliz, nächſt dem Markte Tüffer, an der äußeren ſüdlichen Wand eingemauert. — Suppantſch. Ausflug von Cilli nach Lichtenwald, S. 35. — Jahrb. XLVIII. Bd. 1829. Anz. Bl. S. 100. n. 304. — Muchar, a. a. O. S. 436.

---

*) ET in Einen Buchſtaben.

NYMPHIS
AVG
MATIVS
FINITVS
V. S. L. M

Ebendort. — An derselben Stelle eingemauert und an den gleichen Orten veröffentlicht.

NYMPHIS
AVG. SACR
C. VEPONIVS
PHOEBVS. ET
FÉLIX. EIVS
V. S. L. M

Ebendort. — Im Winter des Jahres 1841 bei Abgrabung des Hofraumes gefunden. — Wiener Theaterzeitung 1842. Nr. 131. S. 579. — Esplorazioni di antichità nella città ed agro tergestino. Nro. 6. p. 7. — Oesterr. Blätter f. Lit. und Kunst. III. Jahrg. 1846. Nr. 18. S. 142. — Muchar, Gesch d. St. II. Bd. S. 343.

SATOTOGION. ET. BVSSVLAE
SAGGONIS. F. CON
H. F

Tüffer (Markt?). — Grut. DCCCXXV. 3. Tiser. — Muchar, Gesch. d. St. I. Bd. S. 437. — Interessant wegen der celtischen Namen.

I. O. M
VXELLIM
SËR.. NDIVS
VERPÏNVS
DEC. CEL. PI
POMP
VRSVLAE. IV
CVM. VRSÖE
V. S. L. M

Tüffer (Bezirk, St. Christoph). — Eingemauert in dem Wirthschaftsgebäude Nr 51 des Insassen Joh. Welley. — Jahrb. XLVIII. Bd. 1829. Anz. Bl. S. 100. Nr. 306. — Muchar, a. a. O. I. Bd. S. 373.

C. BAEBIVS
ACCEPTVS
AN. LXX
QVARTA. DA
MIONIS. F
AN. L
H. F. ET
C. BAEBI. VILLO

Tüffer (St. Stephan in Thurie). — Im J. 1832 auf dem Acker des Bauers Ign. Ribitsch gefunden und an der Kirche eingemauert. — Steiermärk. Zeitschrift. Neue Folge. I. Jahrg. 2. Heft. S. 65. — Muchar, a. a. O. I. S. 434.

36 (131) bis 38 (133).

I. O. M
ANTONIVS
IVLIANVS
PROC. P. P. S
V. S. L. M

Trojana-Berg (auf der Gränzscheide zwischen Steiermark und Krain). — Laz. 999. In cippo sive columnae fragmento. — Grut. XIII. 18. (In reliquiis Metulli in Carniolia). — J. A. Caesar. T. I. p. 34. — Katancs. J. A. I. 315. n. LXXVIII. — Muchar a. a. O. S. 439. — Katancsich bemerkt darüber (l. c. p. 343): »In oppido Motnike (Moetnik) finibus Norici et Pannoniae, ditione Celejana, ubi Lazius perperam statuit Metulum, C. Antonius Julianus, PROC. P. P. X. Jovi votum solvit. Scriptum fuerit P. P. S. Procurator Provinciae Pannoniae Superioris. Qui locus quum Carnioliae adscribatur, olim ad Pannoniam spectarit. Norici quippe hac parte Alpibus diremti fuere, quae hac regione accipiunt finem. Katancs. J. A. I. p. 343.

C. HOSTILIVS. ET. EGNATIVS. VEITOR
QVINTADECIMAE. LEGIONIS. TRIBVNI. P. S. P. Q. R
DIMICANTES. PARITER. HEIC. OCCISI. PARITER
IACENT. SINGVLARE. POSTERIS. EXEMPLVM
ET. CARITATIS. ET. FORTITVDINIS
CILINENSES
XXI. DIES. ATRATI. LVCSERVNT

Ebendort. — Laz. p 575. 688 et 1218. Ad Trojam Ciliae, haud procul a Nauporto, stativis suis primis, et prope Savum fluvium. — Grut. DXLIV. 4. 5. — Katancs. J. A. I. 312. LV. — Ein in mehrfacher Beziehung suspectes Monument, wahrscheinlicher nach Cälina (Cilina) in Gallia Transpadana, als nach Celeia gehörig (vgl. Epigr. Exc. Nr. 27 nach e).

D. + M.
M. HILARI. FILI
QVI. ANNOS. VIXIT. III
(Se)CVNDIANVS. (P)ÄT.
(Ëi)V.. F(Ë)C

Ebendort. — Valvasor II. S. 264. — Muchar a. a. O. I. S. 439. — Hier restituirt. — J. A. Caesar. T. I. p. 34 liest: O + M. HILARI. FIL. QVI. ANNOS. VIXIT. III. CLAVDIANVS. DT. DVFIC., und verlegt sie nach Sachsenfeld.

39 (134).

INVICTO
DEO
CHARITO
NEVIOD
SVMM

Videm (an der Save, zwischen Lichtenwald und Rann). — Muchar, röm. Noric. II. Thl. S. 29. — Jahrb. XLVIII. 1829. Anz. Bl.

S. 101. Nr. 309. — Muchar, Gesch d St. I. Bd. S. 440. — Epigr. Exc. Nr. 31 unter c). — Die Conjectur, Charitus sei Summanus (Pluto) der Neviodüner gewesen, scheint nicht begründet; Charito ist wahrscheinlich nur der Name des Dedicanten (vgl Fabretti p. 318. — Donian. p. XII. 47. — Zaccaria p. 107. — Reines. II. 800. — Maffei, Gall. ant. p. 79. 81. — Jahrb. XLVIII. Anz Bl. S. 85. n. 234, wo überall (so wie auch bei Murat.) Charito als Eigenname eines Menschen vorkommt. — Das SVMM. erinnert an Aehnliches auf Monumenten im königl. Antiquarium zu München (v. Hefner, röm bayer. Denkm. S. 82) und zu Arnfels in Steiermark (Muchar, Gesch. d. St. I. 350. — Vgl. v. Hefner a. a. O. Ferner Fabr. 104. Katancs. J. A. I. 313. LXV), und dürfte einen Summus magister bedeuten (vgl. F. M. Avellino, opusculi diversi. Napoli, 1836. V. III. p. 53 sqq.).

40 (135) und 41 (136).
I. O. M
ET. MARTI. AVG
ET. CET. D. D
OMNIBVS
IMMORTALIBVS
VLP. MARTINVS
PRO. SE. SVISQ
LIBERIS. EX. VOTO. P
V. S. L. M

Windisch Feistritz. — Grut. III. 8. In pago Feistriz non procul a Celeja et Grazio. — Katancs. J. A. I. 354 (Feistriz, Bistricza), wie schon I. 320. n. CXV. — Orell. n. 2122. — Muchar a. a. O. I. 444.

...CIVI.....NEGOTI...

Ebendort. — Am Hause des Hafnermeisters am Platze. — Muchar a. a. O. S. 445. — Auch finden sich zu Feistritz Bruchstücke plastischer Römer-Monumente und Spuren einer Römerstraße.

42 (137).
P. QVARTIVS. P. F
VICTOR
P. QVARTIVS. P. F
PRIMVS
VI. VIR. IVN

Windischgraz. — Grut. CCCCLX. 12. In Windisch Gratz. — Muchar a. a. O. S. 445. — Sehr ähnliche Inschriften findet man bei Grut. XIV. 10. LII. 1. CCCCLXII. 3.

MAMMONIAE. MA
TRI. V. F. SIBI. ET. SEM
PRONIO. SECVNDINO
MAR. D. SOL. ET. C. SEM
PRONIO. SECVNDINO
FIL. B. COS. AN. XVIIII

Grut. DLX. 10. In Pago Straſsgang, non procul a Celeja. — Katancs. J. A. I. 313. LXI. Prope Celejam. Dieſelbe Inſchrift, mit

einigen Varianten, als zu Pettau vorfindlich bei Laz. und Apian. — Katancsich ſagt darüber (J. A. I. 342): »Prope Celejam: Sempronius Secundinus Candidianus BF. COS. et Julius Exoratus LIBrarius Consulis; pater enim ejus erat Veteranus, proinde filius ejus servili conditione esse non potuit, ut libertate donaretur;« welcher Aeußerung zu Folge Katancſich obige Inſchrift mit einer anderen (Grut. DXLI. 10. Ex Apiano. — Katancs. I. 316 LXXXVI) verwechſelt zu haben ſcheint, welche von Linz herrührt und alſo lautet:

L. FL. CAMPESTRINVS. VET
ET. IVL. EXORATA
IVL. EXORATO. LIB. COS. FIL
OB. AN. XX. ET
SECVNDINIO. CANDIDIANO
BF. COS. GENERO
VIV. FECERVNT

Jene Inſchrift (welche auch von Muchar, Geſch. d. St. I. 434, und von der Carinthia, Jahrg. 1846. Nr. 51. S. 206 nach Straßgang verſetzt wird) gehört demnach nicht unter die Monumenta Celejana, da Straßgang nicht mehr im Cillier Kreiſe liegt.

V. Monumente, auf welchen Celeja's Erwähnung geſchieht.

1.

D. M.
M. VALERIV. M. F
VOLT. CL. CEIEIA
INGENVINVS
MIL. COH. III. PR
MIL. ANN. VIIII
VIX. ANN. XXXV
L. VALERIVS. FR
B. M. P

Gefunden zu Terra di Marostica bei Vicenza. — Girol. Asquini lettera del Foro Giulio dei Carni, p. 13.

2.

C. FIRMIDIVS. C. F. AEM. RVFVS
SVESSA. AVRVNCA
MIL. COH. VI. PR. MILIT. ANN. VII
L. POMPILIVS. L. F. VOL. CELEI
COMMILITO. TIT. D
S. P

Zu Aquileja. — Murat. DCCCXIV. 2 (misit N. V. Franciſc. Comes Beretta Utinensis). — Philipp. a Turre, dissert. de Beleno (p. 84) etc. etc. in Graevii et Burmanni Thes. Ant. Ital. T. VI. p. IV. — Bertoli p. 153. — Nach C. L. Grotefend (ſ. Zimmermann's Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft. 1. Jahrg. 1834. Nr. 22. S. 183. Anm.) müßte wohl CELER geleſen werden. — Dieſe und die vorige Inſchrift werden als Beweiſe benützt, daß Celeja zur Tribus Voltinia gehörte.

3.

D. M
P. AELIO. P. F
SVRO. CLAVDIA
CELEIA. MIL. COH. III
PR. *7*. TRAEBELI. MAXSIMI. MIL
ANN. II. VIX. ANN. XXII. H. F. C

Ausgegraben in Rom. — Zaccaria, Storia letteraria d' Italia. Vol. VII, f. 597. num. IV. — Donat. 267. 5. — Ephem. Lit. Flor. XIII. coll. 659.

4.

M. PETRONIVS. C. F. CLA. CELE
MIL. LEG. XIIII. GEM. AN. XX
STIP. V. H. S. ET
C. PETRONIVS. FRATER. PIE. F

Zu Frißheim bei Mainz. — Apian. CCCCLXXIX. — Grut. DLVI. 7. — Fuchs, hist. Mogunt. I. Cl. 4. n. 22. — Hüpsch, Epigrammatologia. S. IV. p. 63. — Orell. 501 (vgl. Epigr. Excurse n. 20. S. 20 und n. 27 [10], ferner Steiner, I. Thl. S. 181. n. 313).

5.

. . . . . .
BLAVDIAE. CN. POMP
IVSTINVS. DEC. TE. II
VIR. CL. CEL. V. S. L. M

Zu Trieſt aufgefunden. — Rosetti, Archeografo Triestino, V. I. p. 265.

6.

....X. STIP, VII. DOMO. CLA. CELEIA. C
BETVSCIVS TERTIVS. MIL. LEG. EIVSD
FRATRI. PIENTISSIMO. POSVIT

Zu Pettau im J. 1843 in dem abgebrochenen Keller unterhalb des Zwingthurmes gefunden. — Muchar, Geſch. d. St. III. S. 398.

7.

D. M.
C. CORNEL. MEMOR
D. CELEIA. Q. MIL
COH. IIII. PR. *7*. PATROILI
MIL. ANN. XXVIII. ITERATVS
VIXIT. ANN. LXXX.
AVR. INGENVILIS. OPT. HERES. EIVS
B. M. POSVIT

Zu Rom. — Grut. DXXXVIII. 9. — Orell. 3463. — Katancs. J. A. I. 311. XLIX mit Varianten.

8.

C. ATTIO. T. F. SVB
VITALIANO
DOMO. CELEAL (sic)

VETERANO. LEG. V
AVG. MILITAVIT. ANN
XXXVIIII. VIX. AN. LVIIII
IN. FR. P. XI. IN. AGR. P. XVI

Lavinii. — Grut. DXXIV. 5. Ex Panvinio et Metello. — C. L. Grotefend sagt (Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. I. Jahrg. 1834. Nr. 22. S. 183 Anm.) darüber: »Diese Inschrift, wonach ein Celejenser zur SVBurana gehört haben soll, ist falsch, und wahrscheinlich von Onuphrius Panvinius, der sie wenigstens (in Graev. thes. ant. Rom, I. p. 361 der Venet. Ausgabe) zuerst citirt, erdacht.

9.

O. M. S
C. IVLIVS. CAESAR. LONGINVS
D. CIL. C. IVLI. LEIBERTVS

Zu Genf im J. 1583 gefunden. — Grut. DXLIV. 9. — Orsato. marmi inediti. Padova. 1659. p. 164. — Vielleicht ist hier statt D(omo) CIL(eja) ebenfalls Domo CILina zu lesen, wonach der Stein nach Cilina (Caelina) in Gallia Transpadana gehörte, wie IV. Nr. 38 (131) der Epigr. Excurse.

10.

TI. IVLIVS
AIÖ. GEL. ET. IF
. . . BVC . . CIO
MIL. COH
MONTAN. II
. . TII . . XL
S . . . . E
. . . . I
. , . CIATA
LIB. F

Zu St. Georgen am Längsee. — In der zweiten Zeile vielleicht AID(ilis) CEL(ejae) zu lesen und nach Celeja gehörig. — Wiener Jahrb. XLVI. Bd. 1829. Anz. Bl. S. 39. n. 45. — AIDILES kommen bei Orelli 553 vor.

11.

D. M.
C. VALERIO. C. F
CLA. CVPITO
CELEIE. MIL. COH
VI. PR. 7 AVRELI
MIL. ANN. VI. VIX
ANN. XXIIII
C. QVARTVS. SECVN
DVS. MIL. LEG. XIII
GEM. FRATRI. B. M
ET. NVMISIA. SAB
CONIVGI. B. M
T. P. I. HERED. F. C

Romae, juxta Palatium Cardinalis Gambarae, ex Manutio. — Grut. DLXV. 1. — Murat. DCCCLXII. 4. — Passionei, iscrizioni antiche. Lucca, 1763. p. 23. — Ein L. Valerius Cupitus aus Nemausus bei Grut. CCCCXCVI. 7.

12.

D. M.
M. SATVRNINVS
M. F. CLA
MAXIMVS
CELEIA. EQ
COH. X. PR. *7*
APTI. MIL. ANN
XII. VIX. ANN
XXX. H. F. C

Zu Rom. — Fabretti, de columna Trajana p. 201. 6. — Grut. DLX. 4. — Murat. DCCCL. 3 mit Varianten. — Katancs. I. A. I. p. 311. L.

13.

Auf einem Soldatenverzeichnisse aus den Jahren 171 — 175 n. Chr. kommen folgende Celejaner vor:

SP | C. AVFVSTIV. C. F. CLA. TANNIO. CELEI

. . . . . .

TVB | M. AVRELIVS. M. F. CLA. AVITVS. CELEI

. . . . . .

SINGPPR | M. AVRELIVS. M. F. CLA. SATVRNIN. CELEI

. . . . . .

SP. | M. AVRELIVS. M. F. CLA. SPERATVS. CELEI

. . . . . .

EQ. | M. VALERIVS. M. F. CLA. MAXIMVS. CELEI

von denen 2 Speculatores, 1 Tubicen, 1 Singularis Praefecti Praetorio, 1 Eques waren. — Bottari, le memorie di Labico. Roma, 1745. p. 25. — Oderici, Sylloge. p. 320. — Osann, Sylloge. p. 482 u. s. w. — Ueber den Namen Aufustius vergl. Cavedoni, Marmi Modenesi, p. 276. — Aurelius Saturninus vielleicht derselbe, der als Veteran in seiner Vaterstadt starb (s. Epigr. Exc. Nr. 6).

14.

C. TERTINIO. STA
TVTO. AEDILI. C
CATRONIA. SEVERA
MARIT. OPTIMO
VIVA. FEC. ET. *) SIBI

Auf dem Zollfelde in Kärnthen. — Murat. MMXXV. 6. — Eichhorn I. S. 50. — Katancs. J. A. I. 316. n. LXXXII, welcher ihn ebendort, durch seine Lesart AEDIL. C(eleiae), auf Celeja bezieht.

*) ET in Einen Buchstaben verbunden.

Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Als die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten zum ersten Male, und zwar in den Horen 1795, ohne Goethe's Namen, erschienen, wurden sie in Jena, wie in Berlin, den Brennpunkten damaliger deutscher Bildung, mit auffallender Kälte und Ungunst aufgenommen. »Viele klagen,« schrieb Schiller an Goethe den 15. Mai 1795 (Briefw. I. 145), »über die abstracten Materien — Viele sind auch an Ihren Unterhaltungen irre, weil sie, wie sie sich ausdrücken, noch nicht absehen können, was damit werden soll. Sie sehen,« setzt Schiller nicht ohne einige Bitterkeit hinzu, »unsere deutschen Gäste verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.« Und in ähnlicher Art, einige Zeit später, Wilhelm von Humboldt an Schiller, von Tegel den 17. Juli 1795: »Die Unterhaltungen mißfallen durchaus und total; auch der Procurator. Man klagt im Ganzen über Mangel an Leichtigkeit« u. s. w. Nur so viel hatte man in Berlin herausgesehen, daß Goethe Verfasser der Unterhaltungen war; während bei den übrigen Aufsätzen die Mitarbeiter, W. v. Humboldt, Schiller, Fichte, v. Woltmann u. A., die wunderlichsten Verwechselungen erfuhren. Längere Zeit waren die Mitarbeiter, die Blüthe der damaligen deutschen Schriftsteller, gewissermaßen auch ihre eigenen und wahren Leser. Zwar beziehen sich die angeführten Berichte Schillers und W. von Humboldts über die Aufnahme der »Unterhaltungen« nur noch auf deren erste Hälfte; das wunderbare »Mährchen,« der Schluß und die schönste Perle derselben, war noch nicht heraus; aber wir werden weiterhin sehen, wie die ohne Geschmack und Besonnenheit von Männern und Frauen versuchten Auslegungen des Mährchens Goethe'n wie Schiller'n Grund zum Scherz und zur Belustigung gewährten

Schiller suchte den Grund jener Verstimmung gegen Goethe's Unterhaltungen, wie wir sehen, in dem noch nicht hinlänglich gebildeten, gereiften Geschmacke des damaligen deutschen Publikums. Er führt dieß noch näher aus. »Ich sprach kürzlich noch mit Humboldt darüber,« schreibt er. »Es ist jetzt platterdings unmöglich, mit irgend einer Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht seyn, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeschmacks und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beiden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht bloß Geld verdienen wollen, desto schlechter.«...

Blicken wir auf das halbe Jahrhundert zurück, welches, seit Schiller seine Werke niederschrieb, verflossen ist, so werden wir uns, wie so vieler Fortschritte, so auch des ästhetischen Fortschritts gegen seine Zeit mit gutem Grunde zu rühmen haben; aber ob wir in der That jene »Einheit einer vollendeten Bildung« in Deutschland verwirklicht sehen, welche Schiller der Einheit des Kindergeschmacks entgegensetzte? Auch der Optimist unseres Zeitalters wird sich, wenn er nur auf die Literatur der Gegenwart einen Blick wirft, bei unserer Frage eines ironischen Lächelns nicht enthalten können. Nun aber was würde Schiller, wenn er heute unter uns aufstände, sagen, wenn eine Schule in Deutschland, welche sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Literatur und Literaturwissenschaft die historische nennt, für die Behandlung derselben den

Satz als Axiom hinstellt: die ästhetische, die literarische und die Kunstbildung, im edleren Sinne, habe unter uns ihre Zeit ausgelebt, und sie müsse der Politik, als Prinzip der Bildung wie des thatkräftigen Strebens, den Platz räumen. Die wahre historische Auffassung der Nationalpoesie könne, ja müsse ihren Standpunkt außerhalb der Aesthetik, d. h. in Wahrheit außerhalb der Poesie und Literatur, als solcher, nehmen. Ginge es nach dieser Schule, so müßte ein anderer Schiller den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen Briefe über politische Erziehung des Menschen entgegensetzen.

Es ist hier der Ort nicht, das Halbe, das Schiefe und daher auch zum Theil historisch Unwahre dieser Grundsätze allseitig zu beleuchten: wir würden ohne diesen Umweg geradeswegs unserem vorgesteckten Ziele zuschreiten, wenn nicht die innere Hohlheit jener Abstraction von einem, wenn man so sagen dürfte, unästhetisch-historischen Urtheile vorzüglich Goethe und seine Dichtungen, und unter diesen wieder besonders die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter bei Gervinus und seinen Schülern bewährt hätte. Niemand kann die bewundernswerthe Leistung eines Gervinus oder auch die echte wissenschaftliche Regsamkeit und Fruchtbarkeit eines Prutz freudiger anerkennen, als wir; aber bei den vielen Halben, welche froh sind, wenn ihnen zum Scheine eine Arbeit mehr abgenommen wird, und zwar gerade die innige ernste Durcharbeitung des Objektes — und von solchen Halben wimmelt der heutige literarische Markt — bei solchen wird der Grundsatz politisch-historischer Würdigung ästhetischer Objekte nur um so gefährlicher. Und ist es denn wahr, daß »das schöne Subjekt,« um Prutz's Sprache zu reden, nachgerade zur Verwirklichung gelangt sei? Wie schlimm stände es um der Deutschen Berechtigung zu politischer innerer Selbstständigkeit und Freiheit, wenn die Ansprüche darauf auf jene nur allzuschmeichelhafte, aber daher unwahre Voraussetzung der Verwirklichung ästhetischer Erziehung unter uns sich gründen müßten? sie, von welcher Schiller, am Schlusse der Briefe, selbst gesteht, daß sie »der That nach wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln sich befinde.« Wir wollen dieß hier nicht weiter verfolgen, um diese Seite in den Schlußbetrachtungen im Zusammenhange aufzunehmen. Es dürfte jedoch hinreichen, anzudeuten, daß die ästhetische Kritik von der fälschlich sogenannten historischen Methode, welche die Kunst und Literatur nur zum Vehikel politischer und politisch-religiöser Sympathien oder Antipathien macht, auf den gesunden Weg objektiv eindringender Betrachtung wieder zurückkehren muß. Zu jener pseudo-historischen Kritik bildet hinwieder das Gegenstück die spekulativ-philosophische Auffassung der Dichterwerke, und wieder namentlich Goethe's, wie sie, mit besonderer Beziehung auf unser Thema, von Göschel geübt worden ist. Nur während Göschel bei seinen, das Ziel zuweilen verfehlenden Deutungen und Auslegungen die innigste Hochachtung vor des Dichters Genius und Charakter in jeder Zeile zu erkennen gibt, so kann Gervinus seinen Unmuth über die ganze Gruppe Schriften, welche den Zeitraum kurz vor und während der französischen Revolution bei Goethe einnehmen, nicht stark genug aussprechen. Er bezeichnet diese Periode als einen Abfall, eine Verhüllung des Genius, im Vergleiche mit der vorhergehenden (V. 399 ff.). Wenn schon in den »italienischen« Werken aus dem »zweigetheilten« Dichter« nur der gute Dämon redete, so erschien in diesen nur der böse Dämon! Doch nimmt er einen Stufengang unter ihnen an. In Stücken, wie der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Rei-

neke Fuchs, spreche sich des Dichters heimlicher Aerger über die unruhige Zeit aus; er gab dort seine Paradoxen über die Politik zum Besten und spielte das böse Princip! In inneren Zerrüttungen wollte er guten Humor erzwingen, und das spiegle sich in den Poesien dieser Zeit vortrefflich ab. Doch als der erste bittere Eindruck sich etwas versüßte, trat eine andere Stimmung in Goethe ein; dieß nennt Gervinus seine Resignation. Diese Resignation hatte wieder, wie eine jede, zwei Seiten: eine frivole und eine ernsthafte. Die letztere sei ausgedrückt in der natürlichen Tochter, welche noch in den Kreis der auf die Revolution bezüglichen Werke gehört, und noch mehr in Hermann und Dorothea, diesem Epos, welches »die reine und edle Seite seiner Resignation darstelle;« aber dieses Werk, »das uns alle die bisher erwähnten übelgerathenen Produkte vergüten könne, wäre nicht entstanden, ohne die wohlthätige Einwirkung Schillers« [1]). In diese Klasse von Goethe's »übelgerathenen Produkten« gehörten nun auch die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten; in ihnen nämlich seien beide Seiten von Goethe's Resignation, die frivole und ernste, vereinigt oder vielmehr vermischt. Gervinus erinnert dabei an die Schilderungen von Thucydides, und von den Neueren an Villani, Boccaccio und Machiavelli, denen Goethe in seinen »Unterhaltungen« sich nun anschließt: Produkte, welche den Zeiten allgemein schreckender Begebenheiten von Zerrüttung durch Krieg oder Pest angehören, in welchen sich leicht engere Kreise zusammendrängen, wo dann bald Frivolität, Leichtsinn, Lebensgenuß obsiegt, bald tiefere Betrachtung der sittlichen Natur des Menschen veredelnd hervortritt und ängstlicher und in sich gekehrter macht. In den Novellen der Ausgewanderten treffe man, neben manchen reizvollen Schilderungen schon hereinspielend den Hang zum Ahnungsvollen und Räthselhaften, das weiterhin in Goethe zu überragen anfing, und es begegnen Charaktere, die in ihrer ganzen Anlage schon an die natürliche Tochter erinnern. Wir hätten wohl eine nähere Ausführung dieser Hinweisung von Gervinus gewünscht. Des Mährchens von der grünen Schlange ist hier übrigens so wenig gedacht, als überhaupt die Unterhaltungen als Ganzes und als besondere Literaturgattung gewürdigt werden. Letzteres, nämlich die Zusammenfassung der Unterhaltungen unter die Einheit einer bestimmten Idee, hat bisher nur Göschel unternommen [2]), so jedoch, daß er das Mährchen als Schluß- und Mittelpunkt hinstellt, alles Vorhergehende aber darauf bezieht. Gegen Gervinus nimmt er im Allgemeinen den Gegensatz ein, daß er, weit entfernt, in den Unterhaltungen die Stimmung der Resignation in Bezug auf die französische Revolution und ihre Folgen zu erblicken, im Gegentheile in dem Ganzen und seinen Theilen eine durchgehende, zwar verdeckte, aber scharfe Ironie und Opposition gegen die Revolution, und sonst weiter nichts erblickt. Mit welchem Rechte, werden wir sehen. Wir unsererseits hüten uns, im voraus über die vermuthliche Tendenz der Ausgewanderten abzusprechen; die unparteiische literarische Be-

---

1) Precair, wie diese Versicherung hier hingeworfen wird, wird sie schon dadurch geschwächt, daß Goethe selbst die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten zu denjenigen Erzeugnissen zählt, welche er »ohne die Schiller'sche Anregung nicht geschrieben hätte« (an den Staatsrath Schultz, 1819. Döring's Sammlung S. 427).

2) Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal von C. F. Göschel. Schleusingen, 1834. S. 188 — 206. Nr. X. Das neue Reich. Ein Mährchen.

trachtung derſelben wird, hoffen wir, wenigſtens Materialien zur richtigen Beantwortung der wichtigen, an unſer Thema ſich knüpfenden Fragen und Beziehungen führen, beſonders der wichtigſten: über das wahre Verhältniß Goethe's zu Politik und Geſchichte der Menſchheit, der Punkt, in welchem die Ausſtellungen über Goethe als Dichter und Menſchen beinahe ſämmtlich zuſammentreffen. Eine erſchöpfende Beantwortung dieſer großen Frage ſetzt das richtige literariſche Verſtändniß von Goethe's Schriften und Dichtungen erſt voraus, und darf nicht, wie ſo oft geſchehen, anticipirt werden.

Wenn nun ſchon der Titel und noch mehr die Einleitung oder, wie Schiller ſich ausdrückt, der Prolog zu den Unterhaltungen zu einer politiſchen und nicht bloß literariſchen Auffaſſung derſelben zu berechtigen ſcheint, ſo iſt es eben doch nur bloßer Schein. Man wird uns die Eingangsworte vorhalten, mit denen »der unglücklichen Tage« gedacht wird, »welche für Deutſchland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigſten Folgen hatten;« — und noch mehr die weiterhin gepflogenen Geſpräche und die aus ihnen ſich entwickelnden heftigen Auftritte zwiſchen Karl, dem leidenſchaftlichen Verfechter der neuen Ideen, und dem Geheimen Rath von S —, welcher mit aller der dem höheren, erfahreneren Alter eigenen Ruhe und Ironie die ſchwache Seite ſeines Gegners aufzudecken und zu verwunden ſich bemüht. Man wird damit die Bekenntniſſe Goethe's vergleichen und in dem Geheimrath von S — deſſen eigene Meinung wiederfinden; wie wenn der Dichter aus der Zeit der Blokade von Mainz (Tag- und Jahreshefte zu 1793. Nr. XXXI. 24) in ſcharfer Rede ſeinen Unmuth, ja ſeinen Schrecken kund gibt, worin »der Umſturz des Beſtehenden« ihn verſetzte, den Verdruß, »daß dergleichen Influenzien ſich nach Deutſchland erſtreckten, und verrückte, ja unwürdige Perſonen des Hofes ergriffen.« Da dienten ihm ſeine Studien und Verſuche als »Balken im Schiffbruche« Ja, in dieſem Sinne, geſteht Goethe ſelbſt, wurden damals, unter anderen Arbeiten, auch die Unterhaltungen der Ausgewanderten entworfen. Man hat alſo auch, mit Hinſicht auf jene Umſtände und Bekenntniſſe, die »Unterhaltungen« mit dem Decameron des Boccaccio ſo weit verglichen, daß man mit ſichtbarer Uebertreibung annahm, der Dichter ſei vor der Revolution in das Reich der Poeſie geflüchtet, wie die Geſellſchaft im Decameron vor der Peſt. Allein, ohne Goethe's Antipathien gegen die Zuſtände und Wirkungen der in Deutſchland eingebrochenen franzöſiſchen Revolution, wie überhaupt gegen alles Revolutioniren, im Gegenſatze zu einer ruhigen natürlichen Entwickelung in Wiſſenſchaft wie im Leben, in Abrede zu ſtellen — oder den Einfluß jener Stimmung von 1793 auf den Entwurf der Unterhaltungen der Ausgewanderten zu leugnen — ſo leugne ich doch die Nothwendigkeit, ja die Möglichkeit, in dieſem Entwurfe und in den literariſchen oder äſthetiſchen Motiven der Ausführung die perſönliche Meinung oder gar die Verſtimmung des Dichters wiederzufinden. Vielmehr iſt jede Verſtimmung, jeder Affekt bei der Ausarbeitung der heiteren Ruhe und Unbefangenheit des ſchaffenden Künſtlers gewichen. Eine politiſche Novelle oder Novellenſchnur, als Tendenzpoeſie, wie deren in unſeren Tagen an der Ordnung ſind, war ſchon von dem Plane und den Gränzen der Horen von vorn herein ausgeſchloſſen. In der That, als Schiller den Anfang der Unterhaltungen in der Handſchrift von Goethe erhalten hatte, nahm er, als Redacteur, an jenem zwiſchen Karl und dem Geheimen Rath zum Ausbruche kommenden Auftritt einigen Anſtoß, ſie ſchien ihm gegen die dem Publikum verſprochene »Keuſchheit in politi-

schen Urtheilen« zu verstoßen; und Goethe milderte einiges darin auf Schillers Verlangen. »Obgleich hier,« schrieb Schiller am 29 Nov. 1794, »nicht der Autor, sondern ein Interlocutor spricht, so ist doch das Gewicht auf seiner (nämlich des Geheimen Raths) Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was scheint, als dem, was ist, in Acht zu nehmen.« Diese Unterscheidung des Autors vom Interlocutor hätten manche neuere Beurtheiler wohl beachten sollen. Genug, Goethe machte sich, auf seines Freundes Bemerkung, ohne Bedenken verbindlich, »dem Geheimen Rath und Louisen Sourdinen aufzulegen, und Carl'n vielleicht noch ein Forte zu geben, damit es in's Gleiche käme.« Der Dichter bedient sich nur der in den Prolog eingeschalteten politischen Erörterungen, um die völlige Ausschließung der eigentlichen Politik aus dem Körper des Ganzen, den eigentlichen Unterhaltungen, zu motiviren; zugleich als eines Mittels, die Unterredenden vor dem Leser sich selbst charakterisiren zu lassen. Man achte nur, wie objektiv Goethe hier, wie überall, die poetische, oder wenn man lieber will, die ästhetische, künstlerische Gerechtigkeit übt; mit welchem Feuer, welcher Wahrheit gerade Karl seine Meinung, die Sache der Revolution, vertritt, ohne daß sein Gegner etwas anderes zu erwidern weiß, als einen spottenden Scherz über »junge Leute, die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seien.« Goethe legt sogar Karl'n Aeußerungen in den Mund, deren Sinn weit über die Gränzen der französischen Revolution hinausgeht, der auf den wunden Fleck der bestehenden gesellschaftlichen, nicht bloß bürgerlichen oder politischen Verfassung sich bezieht, und deren Verwandtschaft mit ähnlichen Stellen im Wilhelm Meister und den Anmerkungen zu Cellini, welche in dieselbe Periode fallen, schon früher Varnhagen von Ense hervorgehoben hat; es ist die Rede Karls, wo dieser von denen, die sich in den Strudel der Revolution geworfen, entschuldigend ruft: »Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form sich und anderen begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darin gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachläßigten Theile eures Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten. Freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt seyn möchten« u. s. w. Klingt diese Rede nicht, als wäre sie aus irgend einem im vorigen Jahre erschienenen socialistischen Werke genommen?! — Doch ich möchte nicht in denselben Fehler verfallen, den ich so eben bei anderen getadelt, daß ich den Autor nicht genug vom »Interlocutor« unterscheide, und vor allem will ich mich nicht anticipiren.

Was nun den eigentlichen Körper der Unterhaltungen, als Dichtung, anlangt, so bietet diese schon durch ihre Form die anziehendsten Anknüpfungspunkte mit der Geschichte der allgemeinen und modernen Poesie dar. Die Form ist alt und eine von den ursprünglichsten und verbreitetsten, daher auch nur die Meister bei den verschiedenen Nationen sie in das eigentliche höhere Gebiet der Kunst erhoben haben. Es scheint, als habe Goethe einen Augenblick daran gedacht, mit diesen Unterhaltungen den Deutschen das zu werden, was Boccaccio, Chaucer und ähnliche ihren Volkern; besonders scheint Boccaccio ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben, wiewohl, merkwürdig genug, Boccaccio's Name in Goethe's sämmtlichen Werken, selbst da nicht, wo verwandte Namen und Werke angeführt werden, wie von Verocchio, Abbate Casti, Bandelli (W. XXXII. 74), angetroffen wird. Diese literarische Verwandt-

schaft mit dem Decameron hilft uns von vorn herein einige sonst auffallende Eigenthümlichkeiten der »Ausgewanderten« verstehen: das Bunte und Abwechselnde des Tones, Ernsthaftes und Scherzhaftes, Frivoles und Strengsittiges, Sentimentales, Natürliches und Naives, Geschichtliches und Phantastisches — diese Abwechselung findet sich im Decameron im höchsten Grade, und hat am meisten dazu beigetragen, jenes Buch zu einem Lieblingsbuche aller Völker, Stände und Alter zu machen. Die Durchführung eines und desselben Tones würde das Decameron bald entweder in die Legion der moralischen Exempelbücher, wie das Mittelalter sie in seinen Exempeln und Legenden aufzuweisen hat, versetzt, oder es im Strome jener frivolen Novellisten haben untergehen lassen, welche sehr mit Unrecht sich Nachahmer des Boccaccio nennen; wie denn die Wenigsten den sittlichen Ernst, die tiefe Menschenkenntniß, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, ahnen. Was wir von den Unterhaltungen der Ausgewanderten besitzen, ist, gegen den ursprünglichen Plan und die Anlage gehalten, freilich nur Fragment; aber selbst in diesem Fragmente macht eine gewisse Abwechselung, ja Steigerung des Tones einen wohlthuenden Eindruck. Wir wissen aus Schiller's und Goethe's Briefwechsel, daß dieser sich im Anfange keine bestimmte Gränze dabei gesetzt hatte (2. Dez. 1794), da er, wie er sich ausdrückt, »wie die Erzählerin in der Tausend und Einen Nacht zu verfahren gedachte.« Wiewohl diese im Scherz hingeworfene Anspielung nicht die ganze Meinung des Dichters ausdrückt. Wenigstens legt er der feingebildeten Baronesse, dem Mittelpunkte der Familie und Gesellschaft, einen Tadel gegen solche Erzählungen in den Mund, bei welchen »nach Weise der Tausend und Einen Nacht eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Interesse durch das andere verdrängt wird.« — »Ich tadle das Bestreben,« setzt sie hinzu, »aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen, und den Geschmack immer tiefer zu verderben.« Außerdem hatte die Baronesse den Plan der Unterhaltungen in einer Art und einem Umfange umschrieben, daß es ihr eben so sehr auf Belehrung als auf poetische Genüsse anzukommen schien; nicht bloß der Phantasie, sondern auch der nachdenkenden, reflektirenden Betrachtung sollten die Gespräche und Mittheilungen gewidmet seyn; wobei ein jedes Mitglied nach seinen Fähigkeiten, Neigungen und Gewohnheiten mitwirken sollte. Welt- und Menschenkunde, Geschichte, Naturgeschichte werden von ihr neben Poesie und philosophischen Reflexionen (»wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren?«) als die Gegenstände der Unterhaltungen hingestellt. Was die Novelle betrifft, an welche jeder Leser zuerst gedacht haben wird, so schien dieser Hauptreiz der Unterhaltungen von der Baronesse vergessen worden zu seyn. Aber der Dichter holt diese Seite bald nach. Die Novelle nämlich, die Frucht der reiferen Erfahrung und Betrachtung, ist nicht eben das, was von der Jugend zu fordern wäre. Diesen Theil übernimmt weiterhin der alte Geistliche, welcher bei dem stürmischen Auftritte auf einem Spaziergange abwesend war. Sein Alter, seine Lebensweisheit, sein Humor vor allem, Eigenschaften, durch welche er an seinen Amtsgenossen im Wilhelm Meister erinnert, berechtigen ihn zum eigentlichen Erzähler; ihm werden die bedeutungsvollen Novellen und zum Schluß das reizende, sinn- und geheimnißreiche Mährchen zugetheilt. Und, wie bereits bemerkt, es läßt sich in den Unterhaltungen, welche, wenn auch Fragment, in sich selbst doch wieder ein kleines schönes Ganzes darstellen, bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes doch zugleich ein gewisser Stufengang vom

Niederen zum Höheren, vom Gewöhnlicheren zum Edeln und Schönen, ja Erhabenen bemerken. Den Anfang nämlich machen Geschichten, deren Reiz und Inhalt darauf hingeht, die Neugierde zu erregen und zu spannen, ohne diese Spannung aufzulösen, indem sie den Hörer in gewisse dunkle Regionen hinführen, wo sie ihn verlassen. Solche Geschichten sind ganz besonders zur Unterhaltung der größeren, sogenannten Gesellschaft geeignet. Die Neugierde wird in den sarkastischen Bemerkungen des alten Geistlichen als das eigentliche Lebenselement dieser Region hingestellt. »Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt, und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unseren Verstand völlig in Ruhe läßt.« Mit einem Worte, es ist mehr der Stoff als die Form und der Geschmack, wodurch diese Gattung auf einen großen und dankbaren Hörer- und Leserkreis zu rechnen hat. Dießmal sind es z. B. Geister- und Spukgeschichten, welche Schauder und Ahnungen in den Hörern erwecken. Sie bewirken zuletzt aber nur ein Gefühl der Unbefriedigung, welches zu einer edleren Region hinaufdrängt. Es ist dieß eine Art objektiver Kritik, welche der Dichter an dieser Gattung übt. Der Tadel, welchen Gervinus gegen den in diese Novellen »schon hereinspielenden Hang zum Ahnungsvollen und Räthselhaften« aussprechen zu müssen glaubt, trifft daher höchstens die Sache, aber nicht den Dichter, welcher darüber steht, und auch jene nur in bedingtem Sinne. Jener Hang gehörte der Zeit an und war allerdings ein krankhaftes Symptom; auch ist es, nach einer Bemerkung Karl Grüns, historisch, daß kurz nach dem Terrorismus, also zu der Zeit, als Goethe die Ausgewanderten schrieb, in Frankreich die Gespenster- und Erscheinungsgeschichten an der Tagesordnung waren. Aber die Poesie wird nicht selbst krankhaft, wenn sie das Kranke darstellt, oder Werther wäre das krankhafteste Gedicht. Nur diejenigen, welche jenen Hang zum Ahnungsvollen, wie er dem Revolutionszeitalter unmittelbar vorangeht, mit Bewußtseyn zu selbstischen Zwecken mißbrauchen, zur Bethörung der Großen oder zur Verdunkelung der Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, diese verfallen dem Gerichte der Weltgeschichte. Schillers Geisterseher zeigt ebenfalls jene doppelte ästhetische und moralische Seite. Andrerseits mochte dem Gebrauche, welchen Goethe von diesen Spukgeschichten hier machte, auch einige Ironie gegen die Berlinische Nicolai-Bisterische Aufklärungssucht zu Grunde liegen. Jeder denkt von selbst an die Scene im Faust, auf dem Blocksberge, wo Nicolai als Proktophantasmist seinem Aerger mit den Worten Luft macht:

Ihr seyd noch immer da! Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt.
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug, und dennoch spukts im Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt!
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört! —

Daß die Phantasie, wenn sie erst der Richtung zum Ahnungsvollen, Symbolischen sich überläßt, und von Erwartung und Aufregung, wie die Lage der Ausgewanderten es mit sich bringt, in ungewöhnlicher Spannung erhalten wird, in's Gränzenlose sich zu verlieren droht, ist eine natürliche psychologische Erscheinung; so wenn hier zuletzt bei dem Ausbruche eines Feuers in der Ferne von den Sympathien zwischen Hölzern, die auf Einem Stamme erzeugt wurden, und zwischen Werken, welche aus der Hand Eines Künstlers hervorgingen, die Rede ist. Davon

innerlich verschieden ist dagegen diejenige Symbolik der Seele und der Natur, von welcher Goethe später in den Wahlverwandtschaften Gebrauch machte; und wieder anders die Symbolik und Allegorie, welche im zweiten Theile des Faust oder in den Wanderjahren vorkommt. Doch brauchen wir nicht so weit zu gehen, da uns in den »Mährchen« die heiterste Symbolik begegnen wird. Ein Mißgriff wäre es also, diese verschiedenartigen Aeußerungen des poetischen Geistes und der bildenden Phantasie in einen dunklen Begriff von einem dunklen Hange zum Ahnungsvollen und Räthselhaften, welcher seit einer gewissen Epoche in Goethe überhand genommen hatte, zusammen zu werfen.

Auf jene erste Gruppe von Geschichten folgen ein Paar Erzählungen und Novellen, welche der Dichter selbst mit dem Charakter von moralischen Erzählungen belegt, und sie dadurch zu ihrem Vortheile von den vorhergehenden unterscheidet. Sie sind moralische in künstlerischem Sinne, d. h. sie wirken moralisch, ohne daß sie an ästhetischer Würde und Wirkung einbüßen; die Moral liegt unter dem Schleier der Phantasie, unter welchem sie durch Betrachtungen der Vernunft erst hervorgeholt werden muß. Dieß bezieht sich besonders auf die anmuthige Erzählung vom Procurator. Die Erörterungen über den Geist dieser, dem Scheine nach frivolen Novelle zwischen der Baronesse, dem Alten und Louisen sind darum merkwürdig, weil der Alte (was vielleicht noch nicht so hervorgehoben ist) das Kantische Moralprinzip mit einer Strenge und Consequenz geltend zu machen sucht, wie es in anderen Schriften Goethe's sich kaum wieder findet, und wie es bekanntlich auch nie das seinige gewesen ist. Auf die Bemerkung der Baronesse nämlich, daß die Erzählung vom Procurator »vor vielen anderen wirklich den Ehrentitel einer moralischen Erzählung« verdiene; und auf ihre Bitte, ihnen mehrere dieser Art zu geben, lehnt der Alte dieses anfangs ab, weil alle moralischen Geschichten sich dergestalt gleichen, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint. Nur diejenige Erzählung aber verdiene moralisch genannt zu werden, »die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln.« Darauf entspinnt sich zwischen Louisen und dem Alten folgende Erörterung:

»Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?«

»Ja.«

»Auch wenn sie gut ist?«

»Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur insofern sie etwas Gutes wirkt.«

»Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?«

»So soll man sich verbieten, wohlthätig zu seyn, sobald man sieht, daß man sein eigenes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.«

»Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?«

»Dafür ist bei den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch gesetzt auch; so würde der zu schätzen seyn, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.«

»Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig seyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens Andere rettet, ist das keine moralische Handlung?«

»Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein

furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet, und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.«

Hier macht die Baronesse dem Streite ein Ende, und indem sie die Auflösung der Gegensätze mit wenig Worten gibt, und sagt: »Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet.« Diese Erklärung nähert sich derjenigen, welche Schiller um jene Zeit in seinem Aufsatze über Anmuth und Würde von der schönen Seele gibt, welche er nämlich als die Vereinigung und Ausgleichung der streitenden Gegensätze von Natur oder Neigung, und Freiheit oder Vernunft hinstellt; verschieden von der Art, wie Goethe im Wilhelm Meister die schöne Seele in ihren Bekenntnissen malt. Die drei Figuren des Gespräches stellen so gewissermaßen den Kantischen Gegensatz und dessen Lösung in lebendigen Gestalten dar: die natürliche Neigung in Louisen, das abstracte Sittengesetz im Alten, die schöne Seele in der Baronesse. Wieder ein Beleg von der künstlerischen Objektivität des Dichters, welcher sich selbst hinter seinem Kunstwerke verbirgt. Denn der Gegensatz, welchen Goethe hier in dem Gespräche zwischen Louisen und dem Alten andeutet, war, aus höherem, allgemeinerem Standpunkte, derselbe, welcher ihn anfangs von Schiller trennte, wie er uns selbst bekennt (Werke L. 54), wo er sein Verhältniß zur Kantischen Philosophie durch die Vermittelung Schiller's darstellt: »Unsere Gespräche waren durchaus produktiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten.« In der That, wer von diesem Aufsatze Schillers unmittelbar zu den Briefen über die ästhetische Erziehung übergeht, muß finden, daß die Natur in dem einen und dem anderen Aufsatze zwei himmelweit von einander verschiedene Begriffe bedeutet, als wenn es zwei verschiedene Verfasser wären; dort ist es die Natur in Kant's, hier die Natur in Goethe's Anschauungsweise.

Von diesen Erzählungen, sowohl denen der ersten als der zweiten Art, gilt übrigens, was auch von Boccaccio's Decameron und der ganzen Familie dieser Compositionen bekannt ist, daß nicht alle und jede von dem Dichter erfunden, sondern aus der Ueberlieferung, im Leben und in der Literatur, dem Stoffe und der Erfindung nach aufgenommen, und mehr oder weniger frei behandelt wurde. Die epische volksthümliche Natur und Haltung eines großen Theils dieser Novellen machte sie zum Gemeingut aller Völker und Zeiten, so wie zu der lebendigsten Fundgrube für dramatische Dichter. Ich erinnere nur an Shakspeare. Die Filiation der interessanten Novellen der berühmten Erzähler, der Boccaccio, Chaucer, so wie der Balladen und Romanzen, welche aus den alten Novellen hervorgingen, bis in's Mittelalter zurück, ja bis in den fernen Orient, der Wiege des Mährchens, der Erzählung und der moralischen Exempel hinein zu erforschen; diese vergleichende Literaturgeschichte gehört seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bei Italienern, Engländern, Franzosen und Deutschen zu den interessantesten und fruchtbarsten, wiewohl nicht immer mit Erfolg belohnten Bemühungen der Literatoren. Wie viel in Deutschland nur der treffliche Valentin Schmidt

mit echt deutscher Gründlichkeit und Universalität für die gesammte romantische Literatur des Mittelalters geleistet hat, ist bekannt. Für Goethe ist hier noch ein reiches Feld zu bebauen übrig, wozu gegenwärtiger Aufsatz als ein kleiner Beitrag sich geben möchte. Die Benutzung überlieferter Stoffe wird übrigens von Goethe in dem Munde des geschwätzigen Alten frei eingestanden. Einen großen Theil seiner Geschichten, bekennt dieser, habe er aus dem Umgange mit Menschen und in der Gesellschaft gesammelt, manches dagegen habe er aus »alten Büchern und Traditionen« aufgenommen. Man solle keine seiner Geschichten deuten. Man werde ihm erlauben, in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuholen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Zwei Erzählungen sind es namentlich, bei denen Karl und der Alte, die sie vortragen, die Quellen theils ausdrücklich nennen, theils im Allgemeinen andeuten. Es ist nicht uninteressant, diese Spuren näher zu verfolgen, indem wir dabei das Bildungsgeschäft des Dichters bis auf einen gewissen Grad belauschen können.

In der ersten Gruppe der von uns charakterisirten Erzählungen finden sich zwei, welche, angegebener Maßen, aus den Memoiren des Marschalls von Bassompierre geschöpft, oder vielmehr beinahe wörtlich in der Uebersetzung aufgenommen sind. Diese Memoiren sind selbst heute, da sie von den Landsleuten des Verfassers in die allgemeinen Sammlungen ihrer Memoiren von neuem aufgenommen wurden *), unter uns weniger bekannt, als sie verdienen, und ich weiß nicht, ob es Absicht oder Zufall war, daß gerade sie in der von Schiller in seiner in Verbindung mit Paulus und Woltmann unternommenen Uebersetzung französischer Memoiren ausgelassen worden. Bassompierre steht der Zeit und Umgebung nach dem vielberufenen Brantome am nächsten, überragt ihn jedoch an persönlicher Bedeutung wie durch die Fülle des Lebensgehalts. Er war der Abstammung nach mehr Deutscher als Franzose; er stammte nämlich aus dem lothringischen Hause der Grafen von Ravensberg. Der Anfang seiner Memoiren ist der genealogischen Behandlung dieser seiner Abkunft gewidmet. Er wurde auf dem Schlosse seiner Aeltern in Lothringen 1579 geboren, sein Leben fällt also in die bewegte Regierung Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. Seine Erziehung erhielt er im Herzen von Deutschland, nämlich im Collegium der Jesuiten in Ingolstadt, und zwar in Gesellschaft dreier Herzoge von Baiern, der Brüder des später regierenden Herzogs Maximilian. Er beschreibt den daselbst erhaltenen Unterricht ausführlich und nicht ohne dankbare Anerkennung für den dort empfangenen Grund einer tüchtigen gelehrten Bildung. Rhetorik, Logik, Physik, Astronomie, die Bücher des Aristoteles von der Seele, dessen Ethik und Politik; später die Institutionen des römischen Rechts, Casuistik, sogar die Aphorismen des Hippokrates waren die Gegenstände, durch welche er stufenweise geführt wurde, und denen er mit solchem Fleiße oblag, daß sein Gouverneur ihn den Büchern halb mit Gewalt entziehen und den Zerstreuungen zuführen mußte. Die Ferien verlebte er am Hofe zu München; er schildert die Prinzessinnen dieses Hofes einzeln. Der Hof machte Ausflüge in's Land, besonders zur Jagd.

*) In der Memoiren-Sammlung von Petitot bilden sie den 19. — 21. Theil. Ein Auszug daraus erschien um dieselbe Zeit unter dem Titel: Les galanteries du Maréchal de B., der jedoch nicht durchgängig echt ist (s. Biogr. univ. article: Bassompierre). Die erste Ausgabe erschien zu Köln 1631; eine spätere zu Amsterdam 1723 in 4 Theilen; diese liegt mir vor.

Nach erlangter männlicher Reife, da er sich nach einem Schauplatze zu ritterlicher Auszeichnung umsah, und Frankreich unter den glücklichen Regierungsjahren Heinrichs IV. sich von schweren Zeiten im Frieden zu erholen eben angefangen hatte, nahm Bassompierre Dienst in dem Heere Kaiser Rudolphs II. gegen die Osmanen in Ungarn und unter dem Befehle des Feldmarschalls Roßwurm. Nach beendigtem Feldzuge im J. 1604 trat er seine Rückkehr über Prag an, stellte sich hier dem Kaiser Rudolph persönlich vor, bestand mit seinen Genossen in der Stadt und Umgegend Liebes- und andere Abenteuer, spielte mit dem »großen Wallstein« Ball, wobei der Kaiser durch eine Jalousie zusah, wäre aber während des Carnevals in Prag bei einem ausgelassenen Maskenzuge durch die Straßen bald verhaftet worden. Dieß alles, was hier nur allgemein angedeutet werden kann, würde dem deutschen Leser in einer vollständigen Uebersetzung gewiß lebhaftes Interesse darbieten. Jetzt ging Bassompierre nach Frankreich und an den Hof Heinrichs IV. nach Fontainebleau, wo er der Liebling der Damen wurde und des buhlerischen Königs gefährlichster Nebenbuhler. Dieß ist nun die Zeit, in welche das von Goethe aufgenommene Abenteuer mit der schönen Krämerin am Pont-Neuf zu Paris fällt. Bassompierre war damals 27 Jahre alt, wohlgebildet und lustigen Temperaments. Die Schilderung des Hoflebens in Fontainebleau würde man für einen Roman halten, wenn nicht die Naivität des Erzählers für seine Treue bürgte. Die Liebe und Huldigung der Damen bildete, wie in den ritterlichen Zeiten vergangener Jahrhunderte, den Mittelpunkt des Hoflebens; der König war der Nebenbuhler seiner Hofleute und diese behandelten ihn wohl auch wie ihres Gleichen; sie schmollten und blieben vom Hofe, auch wenn sie gerufen wurden. Dieß that auch Bassompierre. Die gefeierte Dame des Augenblicks war das berühmte, eben so intrigante als schöne Fräulein von Entragues; da sie den Bassompierre vor allen Hofleuten und sogar vor dem Könige begünstigte, so führte dieß zu einem Lanzenbrechen zwischen Bassompierre und dem Herzog von Guise auf dem mit Sand bestreuten Hofe des Louvre, im Beiseyn des Königs und des ganzen Hofes, wobei Bassompierre von seinem Gegner so schwer getroffen wurde, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe fielen und er für todt da lag; aller Augen füllten sich mit Thränen, selbst Heinrich IV. weinte. Aber seine wunderbare Kraft entließ unsern Helden in kurzer Zeit wieder in's Leben; und dieß war, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, das letzte ritterliche Tournier in Frankreich. Bassompierre blieb vor wie nach der begünstigte Nebenbuhler des Königs bei dem Fräulein von Entragues, und dieser schenkte ihm nichts desto weniger seine Gunst. Es war im Jahre 1606, als Heinrich IV. ihn als seinen außerordentlichen Gesandten nach Lothringen schickte, zur Feier der Vermählung des Herzogs von Cleve, seines Schwagers, mit der Tochter des Herzogs von Mantua, der Königin Nichte. Den Tag vor der Abreise dahin war es nun, daß ihm das Abenteuer mit der Krämerin am Pont-Neuf begegnete. Dieses schauerliche Nachtstück ist, mit geringen Abänderungen, aus dem ersten Theile der Memoiren von Bassompierre (I. Thl. S. 189) entlehnt. Den vollen Eindruck macht diese Episode allerdings nur im Zusammenhange mit dem Vorangehenden und Nachfolgenden, durch den Kontrast des vornehmen Ritter- und Hofwesens mit der dürftigen Hütte der Krämerin, zu welcher der Ritter sich nicht ungern herabläßt, in dem Augenblicke, da er einen Boten mit Briefen an seine Geliebte und andere Damen am Hofe ab-

schickt *); und mehr noch durch den Kontrast der in jenem Augenblicke durch die Pest hervorgerufenen Verheerung und des Volkselends mit dem Sonnenscheine und dem Rausche des Vergnügens am Hofe. Auf eine Erklärung der grauenhaften Scene beim Rendezvous, da Bassompierre statt der erwarteten Schönen Leichen und Todtengräber vorfindet, läßt unser Held sich nicht ein, ja gerade dieses Nachtstück machte ihm das, »zwar nicht erhebliche, aber nichts desto weniger äußerst angenehme Abenteuer« erst vollkommen. Die Pest herrschte in der That damals in Paris, und war Ursache, daß eine Doppeltaufe am Hofe (was Bassompierre einige Seiten weiter erzählt), welche in Paris Statt finden sollte, nach Fontainebleau verlegt wurde. In historischer, wie in ästhetischer Hinsicht möchte hier also keine Unklarheit herrschen. Was die sittliche Beurtheilung des Abenteuers und mittelbar auch des Dichters, der es aufgenommen, anlangt, so dürfte der Unterschied der Zeiten dem heutigen Leser vor Augen gehalten werden. Jene so häufigen Pesten und gleichzeitig der Uebergang aus dem Mittelalter in die eigentlich moderne Zeit, welche im strengeren Begriffe erst mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. beginnt (daher Voltaire bis dahin mehr Barbarei als Kultur sieht), haben den Geist der Sittlichkeit bei den Menschen aus ihrem Schwerpunkte. Jener sittlich-psychologische Pendelschlag des Lebens, welcher in unseren geordneten politischen und staatspolizeilichen Verhältnissen die groben Verbrecher um so viel seltener als ehedem macht, wie freilich auch die Heiligen, ist damals noch nicht vorhanden. Eben darin liegt ein Hauptreiz für uns in jener vorzugsweise sogenannten romantischen Poesie.

Als ein Gegenstück zu jenem schaurigen Nachtstück führt uns der Dichter unmittelbar darauf eine romantische Scene aus dem Leben eines Ahnen des Marschalls von Bassompierre vor, wie dieser sie auf den ersten Blättern seiner Memoiren (S. 6) erzählt. Hier ist einiges vom Originale, ich gestehe es, nicht zum Vortheile der poetischen Wirkung verwischt worden. Dort lautet es wie folgt: »Der Graf von Orgevillier hatte drei Töchter, und außer diesen keinen Sprossen. Die älteste Tochter gab er dem Grafen Simon von Bestein (das war der Stammvater Bassompierre's), die beiden anderen an zwei dort ebenfalls mit Namen angeführte Ritter. Unter diese drei vertheilte er alle seine Güter. Einem jeden der drei Theile nun legte er ein symbolisches Geschenk zu; der Graf von Bestein erhielt ein Fruchtmaß, der Rheingraf einen Ring und der Herr von Crouy einen Becher.« Zur Erklärung dieser Talismane wird hinzugefügt: »Man sagt von diesen drei Stücken, daß sie der Herr von Orgevillier, der Vater dieser drei Mädchen, von einem Weibe erhalten hatte, welches in ihn verliebt war, und das ihn alle Montage in einem Sommerhause (dans une salle d'été, nommée en Allemand Sommerhaus — was von selbst für die deutsche Abkunft des Hauses und den deutschen Ursprung der Sage spricht) besuchen ging, wohin er ununterbrochen alle Montage übernachten kam, während er seiner Frau einredete, daß er auf die Jagd ginge« u. s. w. Das Uebrige wie bei Goethe. Nur der Schluß lautet anders wie in den Unterhaltungen: »Sie verließ ihn, indem sie ihm diese drei Geschenke für seine drei Töchter machte, welche von ihnen und ihren Nachkommen mit Sorgfalt aufgehoben werden sollten, weil sie ihren Häusern und ihren Nachkommen Glück bringen

*) Den Namen des Fräuleins von Entragues hat Goethe nicht genannt. — Eine Charakteristik derselben findet sich in H. Martin's Histoire de France. T. XII. Paris, 1844. p. 81, wo auch ihr Bildniß in Kupfer zu sehen.

würden.« So wird die Sorgfalt, womit jene Talismane aufbewahrt werden, und der Gebrauch, welchen der Vater von ihnen macht, erst motivirt. Goethe wollte wohl absichtlich das allgemein Ahnungsvolle als Eindruck hervorbringen, und läßt daher auch Louisen einen Zusammenhang dieser Familiensage mit dem Mährchen von der schönen Melusine aussprechen. Friedrich, der älteste Bruder, treibt die Spannung aufs Höchste, da er eine individuelle Beziehung dieser Tradition und dieser Talismane mit einer ganz ähnlichen in ihrer eigenen Familie zu finden glaubt, deren nähere Erklärung er standhaft verweigert. Auf dem mythisch-historischen Boden jedoch, auf welchem die Familiensage der Bassompierre steht, kommt uns der Geist jener Zeiten in Glaube und Symbolen im Wesentlichen zu Hülfe. In Hinsicht auf die gute Wirkung des Talismans, als solchen, braucht an eine spezielle Magie der schönen Ehebrecherin, als Zauberin, nicht gedacht zu werden; der an einen an sich vielleicht gleichgültigen Gegenstand geknüpfte Segen oder Fluch bewirkt in dem Urheber wie dem Empfänger desselben schon der Glauben an die Wirkung. Offenbar hatte die Sünderin, indem sie durch den Schleier, den die gekränkte Gattin des Ritters über das ehebrecherische Paar breitete, zum Bewußtseyn ihres Fehlers gelangte, durch den ihren Kindern übermachten Talisman eine Buße üben wollen. Diese Talismane sind an sich selbst aber historische Symbole, und zwar Rechts-Symbole des Mittelalters, hier auf germanischem Boden. Das erste jener drei wird von dem Verfasser der Memoiren selbst kurz vorher erklärt; er berichtet nämlich, daß seine Vorfahren die Burggrafschaft und die Stadt Epinal (heute Hauptort im Departement des Vosges, an der Mosel) besessen, und davon schreibe sich eine Abgabe her, welche Epinal, als es freie Stadt war, seinen Vorfahren zahlte; sie bestand in einem gewissen Löffel oder Maß von jedem Getreide, das in dieser Stadt verkauft wurde. Das war das Fruchtmoß, la cueillière de la mesure. Mit dem zweiten, dem Becher, hatte es ohne Zweifel eine ähnliche Bewandtniß, er bezog sich auf den Wein und Getränke überhaupt. Was drittens den Ring betrifft, so war es ein Symbol, das sich auf persönliche Treue überhaupt, nicht bloß, wie heute, auf die von Verlobten oder Getrauten bezog. Jak. Grimm führt in den deutschen Rechtsalterthümern unter den Rechtssymbolen aus den Nibelungen, Walther von der Vogelweide, und sonst Stellen an, welche beweisen, daß Liebhaber von Frauen und Mädchen Ringe erhielten, auch wenn von lebenslänglicher Verbindung die Rede nicht war oder nicht seyn konnte. Außerdem wurde ein Ring, besonders ein goldener, bei Uebergabe von Grundstücken symbolisch benutzt, und letztere Bedeutung würde dieses Symbol mit den beiden anderen unter denselben Gesichtspunkt bringen. Eine lebendige Erinnerung an den Gebrauch von dergleichen Symbolen im Leben und Staat theilt Goethe aus seiner Kindheit, und zwar bei dem Pfeffergericht zur Zeit der Messe in Frankfurt, seiner Vaterstadt, in Wahrheit und Dichtung (I. W. XXIII. 33) mit. Die dabei dem Schultheißen überreichten symbolischen Gaben, ein mit Pfeffer angefüllter hölzerner Pokal, ein Paar Handschuhe, ein weißes Stäbchen, endlich ein alter Filzhut, den die Stadt Worms brachte und immer von Neuem einlöste, haben mit den symbolischen Gaben in den »Unterhaltungen« eine unverkennbare Familien-Aehnlichkeit.

Unter den von den Ausgewanderten vorgetragenen Erzählungen und Novellen nimmt unstreitig den ersten Platz »der Procurator« ein, zu welchem wir jetzt übergehen. Der Dichter selbst stellte diese

Novelle in den Vordergrund, und rühmt sie um so unbefangener, als er in ihr ja nur eine »alte Geschichte« gibt, »an die er immer mit einiger Vorliebe gedacht habe.« Das sind die Worte des alten Geistlichen. Er bescheidet sich zwar, mit seiner Erzählung dem Ideale zu entsprechen, das die Baronesse an ihre Aufforderung zu einer Erzählung knüpft; doch hat der Dichter offenbar unsere Novelle im Auge, wenn er die Baronesse eine Geschichte verlangen läßt: »von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gesinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Die Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.« Man wird nicht anstehen, diesen Maßstab auf die Novelle vom Procurator anzuwenden. Es sind wenig handelnde Personen (in der That herrscht in der Erfindung, in den Empfindungen und besonders in dem den Ton des Ganzen bestimmenden Dialog ein dramatisches Leben): ein italienischer Schiffsherr, der es in seinem fünfzigsten Jahre wagt, eine sechzehnjährige feurige Schöne zu heiraten (dieß erinnert an die Novelle: »Der Mann von fünfzig Jahren,« in den Wanderjahren); die junge Frau, welcher der abreisende Ehemann gestattet, sich in seiner Abwesenheit einen Freund zu halten, wenn es nur keiner von den jungen leichtsinnigen Männern der Stadt ist; und drittens der Procurator, von welchem die Erzählung den Namen hat, der durch seine Tugend und Klugheit einen eben so überraschenden als befriedigenden Ausgang herbeiführt; wie denn zuletzt, trotz der von aller Prüderie ganz entfernten und an das Frivole streifenden Situation, die Baronesse die Erzählung rühmt, daß sie vor vielen anderen den Ehrentitel einer moralischen Erzählung verdiene. Daran knüpft sich der schon vorhin betrachtete Streit zwischen Louisen und dem Alten über den Begriff des Moralischen, welcher durch die Erklärung der Baronesse eine kurze, aber befriedigende Auflösung erhält. Wirklich sollte über die moralische Beurtheilung dieser geistreichen Novelle gar kein Zwiespalt möglich scheinen wie denn, was wir bald näher angeben werden, die nämliche Geschichte schon in einem altdeutschen, streng moralischen Buche als ein Exempel gebraucht worden ist. Man müßte sich daher über die Auffassung dieser Novelle in Göschel's Unterhaltungen wundern, wo der tiefere moralische wie ästhetische Zweck am Ausgang derselben gänzlich verkannt wird, wenn nicht die dem Dichter ohne Weiteres untergelegte Tendenz einer indirekten und schneidenden Opposition gegen die französische Revolution auch bei der ganz harmlosen Novelle vom Procurator festgehalten würde. Da sollen wir an die Warnungen und Lehren desselben Dichters in den Wahlverwandtschaften, den Wanderjahren, in der Novelle vom Löwen u. s. w. erinnert werden; ja die Auflösung im Procurator wird auf das Befremdendste mit dem eben so lächerlichen als widerlichen medizinisch-diätetischen Versuch eines Nicolai gegen den Schaden Werthers in Vergleich gesetzt, eine rechte Sünde gegen den Genius eines Goethe! Aber der Dichter soll nun einmal hier, wie in den übrigen Erzählungen, haben andeuten wollen, wie »die Verletzungen der ehrbaren Sitte im Privatleben den Keim zu größeren enthalten, und das Vorspiel einer großen Tragödie eröffnen, indem sie namentlich auch zur Verletzung der Bande, welche das öffentliche Leben zusammen-

halten.... da dann das ganze Gebäude uralter Ordnung nach und nach zusammenstürzt .... unausbleiblich führen mußten!!« und dazu hätte Goethe erst die Novellisten des Mittelalters durchstöbern müssen! —

Dieß führt uns zu der nicht uninteressanten Frage nach der oder den Quellen des Procurators. Gewiß mögen die Meisten erwarten, daß der von Goethe aus alten Quellen geschöpfte Stoff von ihm erst geweiht, veredelt und vor allem in die ansprechende Form, mit der so überraschenden und sittlichen Auflösung gebracht worden sei. Dieß war wenigstens die von Schiller gehegte Meinung, wie er sie in seinen Briefen an Goethe vom Jahre 1795 nicht ohne ihm reiches Lob zu spenden aussprach. Schiller nahm an, die Erzählung sei aus dem Boccaccio geschöpft. Und so schreibt er den 28. März 1795 an Goethe: die Erzählung lese sich mit ungemeinem Interesse; was ihn besonders erfreute, war die Entwicklung. »Ich gestehe, daß ich dieses erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlassen hätten. Wenn ich mich nämlich anders erinnere, so entscheidet beim Boccaccio bloß die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Cur.« Was Schiller'n in seiner Meinung bestärken mußte, war, daß Goethe darauf einging. Er nennt zwar nicht den Boccaccio seine Quelle, weil er gar keine nennt, widerlegt dieß aber auch nicht, und macht im Uebrigen Anspruch auf eine selbstständige, originelle Verarbeitung. Denn er schreibt, vom 11. März 1795: »Ich wünsche, daß die Art, wie ich die Geschichte gefaßt und ausgeführt habe, Ihnen nicht mißfallen möge.« Dieß reichte hin, Riemer, in dessen Mittheilungen über Goethe (II. 601), zu dem Urtheile zu veranlassen: »der Procurator wäre allerdings aus dem Boccaccio genommen, aber mit einem befriedigenderen sittlichen Schlusse, wofür ihn Schiller mit Recht besonders lobt.«

Ich weiß nicht, was Schiller'n zu der Meinung führte, die Novelle vom Procurator finde sich schon im Decameron des Boccaccio; ich halte mich eben so wenig bei dem Umstande auf, daß Goethe dieß durch sein Stillschweigen gewissermaßen bestätigt hat: genug, Schiller und Riemer, der ihm gefolgt, sie waren dabei im Irrthum; die Erzählung findet sich schlechterdings nicht dort, auch nicht eine einigermaßen ähnliche. Man gehe das Decameron durch und man wird sich davon überzeugen. Indeß ist sie doch in ähnlichen Sammlungen und Erzählungen vorhanden, und zwar mehr als einmal. Zuvörderst in der den Kennern wohlbekannten altfranzösischen Nachahmung des Decameron, ich meine das Buch: »Les cent nouvelles nouvelles,« zuerst gedruckt 1486 *), wo unsere Novelle die hundertste und letzte bildet, und durch ihren eigenthümlichen Geist und Ton von den vorhergehenden, durchgehends frivolen und zweideutigen Geschichten sich vortheilhaft unterscheidet. Die moralische Tendenz geht schon aus der Ueberschrift hervor, sie lautet: Le sage Nicaise, ou l'amant vertueux. Der Inhalt lautet, nach der dem Buche von dem Sammler und Herausgeber selbst gegebenen Uebersicht: La centiesme et derreniére de ces présentes nouvelles d'ung riche

*) Der Name des Sammlers oder Verfassers ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt. Man lese hierüber die Einleitung der neuesten Ausgabe des Buches, von Le Roux de Lincy. Paris, 1841. Der Schauplatz der Gesellschaft, welche durch ihre Unterhaltungen zu dieser Sammlung Anlaß gegeben, war das brabantische Städtchen Genappe, wo nämlich Ludwig XI. in seiner Verbannung als Kronprinz mit seinem Anhange zwischen 1456 und 1461 residirte.

marchant de la cité de Gennes, qui se maria à une belle et gente fille, la quelle par la longue absence de son mary, et par son mesmes advertissement manda quérir ung saige clerc, jeune et roide pour la secourir de ce dont elle avoit mestier; et de la jusne qu'il luy fist faire *). Entweder hier oder in der ſpäteren italieniſchen Ueberſetzung dieſer Novelle von Malespini wird Goethe geſchöpft haben. Vermuthlich jedoch in dem erſteren, wenn man ſich aus Wahrheit und Dichtung (W. XXVI. 52) erinnert, wie früh Goethe »auch die Franzoſen jener herrlichen Epoche (des ſechzehnten Jahrhunderts) in ſeine Neigung einſchloß, und Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot ſeine Freunde waren.« Vergleicht man jetzt den »Procurator« mit dem »sage Nicaise,« und erinnert ſich der von Goethe gegen Schiller ausgeſprochenen, mit dem Originale angeblich vorgenommenen Veränderung und Veredelung, ſo weiß man nicht, was Goethe ſich eigentlich dabei gedacht hat. Denn, um es mit wenigen Worten zu ſagen, ſeine Erzählung ſtimmt von Anfang bis zu Ende ſo ganz mit dem altfranzöſiſchen Originale überein, ſie hat im Weſentlichen, ſei es in der Erfindung, in den Motiven, beſonders aber in der Entwickelung ſo wenig vor dem Originale etwas voraus, daß der »Procurator« weniger den Namen einer Bearbeitung, als einer freien Ueberſetzung verdient, und ſich in dieſer Beziehung wenig von den Erzählungen unterſcheidet, welche Goethe aus den Memoiren des Marſchalls von Baſſompierre aufgenommen hat. Als moraliſche Erzählung iſt ſie von Haus aus entworfen; von einer Rückkehr des Alten, welche das Glück der Cur entſcheiden ſoll, iſt keine Spur. Es läßt ſich auch eine ſolche Entwickelung ſchwer hineindenken; die innere Einheit und Zuſammenſtimmung der Novelle von Anfang bis zu Ende läßt eine andere Entwickelung, als die bekannte, nicht zu. Was Goethe geändert hat, betrifft nur Nebendinge. So hat er einigemal die Localfarben verwiſcht; wie gleich im Anfange: die puissante et bien peuplée cité de Gennes, Genua, welches im Mittelalter den oſtindiſchen Handel über Alexandrien beherrſchte, ganz unbeſtimmt in eine italieniſche Seeſtadt verwandelt. Der Rechtsgelehrte, welchem die Schöne ſich vertraut, heißt im Originale einfach: ung très saige jeune clerc, ein Wort, das in der Sprache des Mittelalters bekanntlich nicht bloß einen Geiſtlichen, ſondern jeden Mann von gelehrter Bildung bezeichnet. Daß es ein Rechtsgelehrter geweſen, lehrt erſt der Zuſammenhang und der Umſtand, daß er ſeine Studien in Bologna gemacht. Hierauf bezieht ſich das Gelübde der Enthaltſamkeit, welches den Knoten der Erzählung bildet. Goethe hat auch hier das Original verlaſſen, dabei aber nur eine individuelle und hiſtoriſch intereſſante Localfarbe verwiſcht. Nicht Krankheit war es nämlich, ſondern Gefangenſchaft und Anklage auf Tod und Leben welches dem jungen Manne, nach ſeiner Erzählung, jenes Gelübde der Enthaltſamkeit ausgepreßt hatte. »Zur Zeit, als ich auf der Univerſität zu Bologna ſtudirte,« lautet der Urtext, »wurde das Volk in der Stadt ſo ſehr aufgewiegelt, daß es in Empörung gegen den Herrn aufſtand; ich wurde mit meinen übrigen Commilitonen angeklagt, Urſache und Mittel der Verführung und Empörung geweſen zu ſeyn, deßhalb wurde ich in ein enges Verwahrſam gebracht« u. ſ. w. Dieß wird klarer, wenn man auf die Geſchichte der italieniſchen Univerſitäten im Mittelalter,

*) Dieſelbe Erzählung findet ſich wieder in den Ducento novelle des Celio Malespini (Venedig, 1609), wohin die Cent nouvelles nouvelles übergegangen ſind, und iſt dort die zwölfte Novelle.

besonders der von Bologna, zurückgeht. Solche Bürger- und Studenten-Aufstände, welche mehr als einmal das Daseyn jener berühmten Rechtsschule aufs Spiel setzten, kamen dort im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vielfach vor (z. B. in den Jahren 1204, 1214—1219, 1282, 1316, 1321, nach Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, III S. 171). In solchen Fällen nun verhängten die Obrigkeiten ohne alle Untersuchung oder in summarischem Verfahren Todesstrafe über die als verdächtig ergriffenen Studirenden. Zuweilen suchte man solche Aufstände durch schnelle Hinrichtung von Studirenden zu stillen, selbst Unschuldige wurden auf die Folter gespannt: Grund genug für jemand, welcher sich in solcher Lage befand, ein Gelübde wie das unseres Procurators abzulegen. Ich will noch bemerken, wie zwar die Naivität des altfranzösischen Originals durch eingestreute Reflexionen des neueren Dichters hie und da gelitten hat, sonst aber auch da schon Züge von sentimentaler Ausmalung der Empfindungen vorkommen, welche man geneigt seyn sollte, auf Rechnung des Uebersetzers zu setzen; so z. B. die Wehmuth des Schiffsherrn beim Anblick der unter den Augen der glücklichen Aeltern spielenden Kinder: »O ich Unglückseliger!« (lautet es bei Goethe) »warum gehen mir so spät die Augen auf! Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen! So viel Mühe, so viel Gefahren, was haben sie mir verschafft!« ... Ganz so lautet es im Originale: »Ha! povre maleureux viellard, tel que je suis et toujours ay esté, de que la fortune et destinée sont dures, amères et mal goustables. O! chetif homme!« und so fort. Zum Schlusse nur weicht Goethe vom Originale ein wenig ab. Hier nämlich hat der Procurator das letzte Wort; denn er richtet eine ernsthafte Ermahnung an die bekehrte Schöne, dem Manne bis zu seiner Rückkehr treu zu bleiben, und verspricht ihr, ihm den ganzen Vorfall geheim zu halten. Bei Goethe dagegen ist es die Frau, welche mit Worten des Lobes und der Bewunderung gegen den Procurator den Schluß macht, welcher so allerdings für unser ästhetisches Gefühl befriedigender ist, als der andere, wo die moralische Nutzanwendung zu stark heraustritt.

Unabhängig von der altfranzösischen Novelle und dennoch im Wesentlichen mit ihr übereinstimmend ist die altdeutsche Erzählung in dem Ehen-Büchlein Albrechts von Eyb (das Buch hat keinen allgemeinen Titel, und wird von den Literatoren nur nach der Aufschrift der ersten Abtheilung des Buches: »Ob einem Manne sey zu nemen ein eelich weyb oder nit.« gedruckt zu Nürnberg 1472 in Quart), unter der Aufschrift: »Wie sich ein fraw halten sol in abwesen irs mans.« Also ein moralisches Exempel. Alles, wie gesagt, stimmt mit der französischen Novelle, die Namen ausgenommen: der Kaufmann heißt hier Aronus, seine Frau Marina, der Procurator Doctor Dagmannus. Der Anfang lautet: »Es ist eyn stat in welschen Landen genannt Janua (Genua), gelegen bey dem mer« u. s. w. Die ganze Haltung, der Ton, ist hier noch fern von aller Sentimentalität: der Erzähler hält sich bey Ausmalung der Situationen und Empfindungen nicht auf, sondern führt die Handlung ohne unnöthigen Aufenthalt zur Entwicklung, welche, ich brauche es kaum zu sagen, die nämliche ist, wie Goethe's Procurator und der Sage Nicaise. Albrecht von Eyb war Canonicus in Nürnberg, und nimmt unter den Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts einen hohen Rang ein. Sein Buch über die Ehe erinnert durch Geist und Behandlung an den viel späteren Montaigne. Schwerlich hat Goethe

von dieſem ſeinem Vorgänger gewußt. Uebrigens weiſt der ehrliche von Eyb im Anfange ſeiner Erzählung auf eine lateiniſche Quelle hin, die er weiter nicht bezeichnet. Um dieſe kleine Unterſuchung abzuſchließen, müßte noch dieſe erforſcht werden. Bisher iſt dieß aber weder mir, noch Männern, welche in der romantiſchen Literatur des Mittelalters ihre Heimat haben, und von mir darüber befragt wurden, gelungen; ſo daß die Vermuthung nahe liegt, die Quelle, aus welcher Eyb, ſo wie der gleichzeitige franzöſiſche Erzähler unabhängig von einander ſchöpften, ſei theils eine handſchriftliche, theils mündliche Tradition geweſen *).

Was aber Goethe'n bewogen hat, Schiller'n über die Quelle des Procurators im Dunkeln, ja im Irrthum zu laſſen, läßt ſich vielleicht aus der Eigenheit Goethe's erklären, wonach er dergleichen Nachforſchungen, um hinter des Dichters Quellen und Mittel zu kommen, als Pedanterie haßte, weil der Leſer ſich an die Dichtung allein halten ſollte. So verdroß es ihn einmal, daß Böttiger bei Schiller's Ballade »der Taucher« an die alte Chronik denken konnte, in welcher der Stoff der Ballade zu finden iſt (Briefwechſel mit Schiller III. 196). Doch laſſen wir dieſes auf ſich beruhen. Nur ſei noch bemerkt, daß Riemer mit Unrecht als eine literariſche Parallele zum Procurator den indiſchen Touti-Nameh herbeizieht (Mittheilungen über Goethe II. 601), und dabei den Ueberſetzern desſelben, Iken und Koſegarten, es verdenkt, daß ſie nicht von ſelbſt auf die Nachbildung dieſer Dichtung von Boccaccio (!) und Goethe hingewieſen hätten. Es bedarf für ſie deßhalb keiner Entſchuldigung. Die Aehnlichkeit iſt nur ſehr ſcheinbar, die Verſchiedenheit aber durchgreifend und weſentlich. In dem Touti-Nameh wird nämlich »eine junge Frau in Abweſenheit ihres Mannes von einem Rendez-vous bei ihrem Galan jedesmal, daß ſie abgehen will, durch eine intereſſante Erzählung ihres Papageis abgehalten, worüber Zeit und Stunde vergehen, bis endlich der Mann zurückkömmt und das verrathene Gelüſte der Frau an ihr rächt.« Mehr als die Angabe dieſes von Riemer ſelbſt mit dieſen Worten angedeuteten Inhalts braucht es nicht, um jedem Unbefangenen das Unpaſſende dieſes Vergleichs von ſelbſt abnehmen zu laſſen.

Wer übrigens Goethe'n als Novelliſten und Erzähler dem ganzen Umfange nach ſtudiren und erklären wollte, müßte auch die ſpäteren Dichtungen dieſer Gattung, gewiſſermaßen die Fortſetzung der Unterhaltungen der Ausgewanderten, mit dieſen verbinden, namentlich die Erzählungen, welche in dem Taſchenbuche für Damen (ſeit 1809) erſchienen, und nachher in den Wanderjahren »durch einen romantiſchen Faden zuſammengeſchlungen worden.« Unter dieſen iſt die »pilgernde Thörin« auch nur eine freie Ueberſetzung der franzöſiſchen Novelle: La folle en pélerinage, »welche der Zeit nach den Ausgewanderten vorangeht, da ſie in den Achtziger Jahren ſchon in Weimar handſchriftlich circulirte« (Riemer II. 615). Im Ganzen kann man ſagen, daß Goethe in der den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten gegebenen Form das Muſter für die ſpäteren edleren Compoſitionen eines Tieck und E. T. A. Hoffmann und deren Nachahmer gegeben hat, bei welchen, wie bei Goethe,

*) Die Erzählung vom Kaufmann Aronus, aus von Eyb's Ehebüchlein abgedruckt in L. Meiſters Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache. Heidelberg, 1780. I. S. 145—158. Gervinus (II. S. 358) hebt dieſe Erzählung neben zwei anderen aus demſelben Buche v. Eyb's hervor, ohne ſich dabei an Goethe zu erinnern. Dagegen findet ſich die Zuſammenſtellung der Novelle le sage Nicaise mit der vom Kaufmanne Aronus und Goethe's Procurator ſchon in E. von Bülow's Vorrede zum Novellenbuche vorübergehend kurz angedeutet.

der Dichter in den Zwischenreden, eine Art Parabasen in Prosa, die Kritik des Lesers anticipirt. Verwandt mit dieser Richtung ist die künstlerische Wiedergestaltung älterer Volkssagen, wiewohl diese von der Behandlung älterer Stoffe in den Unterhaltungen sehr verschieden ist.

Ich komme endlich zu der dritten und letzten Gruppe in den »Unterhaltungen.« Ich spreche von einer Gruppe, weil es nach der ursprünglichen Intention des Dichters, wie er sie gegen Schiller aussprach, eine Gruppe von Mährchen werden sollte, welche auf das Mährchen, womit die Unterhaltungen jetzt, ohne eigentlichen Schluß von Seiten des Dichters, abbrechen, folgen sollten (an Schiller den 20. Nov. 1795). Wie in den vorangehenden Erzählungen der Dichter in den Zwischenreden der Unterhaltungen den Leser über die ästhetische und moralische Absicht derselben zu orientiren sucht, so wollte Goethe zu einem neuen Mährchen, von dem er Schiller bereits die Skizze vortrug, und worüber er sich gleichzeitig in einem Briefe an W. von Humboldt aussprach (Riemer II. 603), nicht übergehen, ohne etwas auf eine oder die andere Weise über die Auslegung des ersteren gesagt zu haben (Nr. 121), »ohne mit einem kleinen Eingange über die Auslegung des ersten wegzuschlüpfen.« Das Mährchen, an welches Goethe dachte, war, wie aus einem späteren Briefe an Schiller von 1797 (Nr. 269) hervorging, das Mährchen »mit dem Weibchen im Kasten;« dasselbe, welches viel später als Mährchen von der neuen Melusine in den Wanderjahren erschienen ist, dessen Ursprung aber in Goethe's Phantasie bis auf seine Liebe in Sesenheim (W. XXV. 364) zurückgeht.

Dadurch, daß Goethe von der Ausführung jenes Vorsatzes abstand, und mit dem ersten und letzten Mährchen »als einem in das Unendliche auslaufenden« das Ganze schloß, ohne jemals wieder darauf zurückzukommen — hat er es nicht verhindern können, daß dieses wunderbare Gedicht den verschiedenartigsten, seltsamsten, ja lächerlichsten Auffassungen von Anfang an bis auf die neueste Zeit herab unterlag; setzen wir bald hinzu: er hat es nicht verhindern *wollen*. Er liebte es, die Schöpfungen seiner Muse wie Geburten und Erzeugnisse der Natur zu betrachten, und sie wie solche hinzustellen, welche wie die Natur sich denen offenbaren würde, in welchen ein Verwandtes dem Verwandten entgegen kommt.

> Geheimnißvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem *Geist* nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Dieses Wort unseres Dichters hat sicherlich auch bei den klassischen Werken der Kunst und der Poesie seine Wahrheit; alle sind sie in mehr oder weniger hohem Grade geheimnißvoll, je mehr sie mit dem Geiste, nicht aus Trieben des Vorwitzes oder frivoler Geheimnißkrämerei angefaßt werden wollen; letzteren gereichen sie nur zur Qual, während sie dem, nur dem Schönen und Wahren nachgehenden Geiste sich immer tiefer erschließen. Es ist ein Unterschied zwischen Geheimniß und Räthsel. Daß Goethe mit seinen Mährchen, und besonders dem Mährchen in den Ausgewanderten, Räthsel habe aufstellen wollen, daß er sich »heimlich in die Faust lachen mochte, als Schiller und Andere über den Knoten im Meister und in seinen Mährchen sich abquälten,« wie ein Kritiker auszusprechen sich nicht scheut, ist eine der Sache und des Dichters unwürdige Ansicht. In edelstem Sinne war es, daß Goethe, wie er in den letzten Jahren, im Eingange zum Commentar des westöstlichen

Diwans gesteht, seine Dichtungen ohne allen Wink über seine Intentionen der Nation vorlegte, indem er, entgegengesetzt dem Streben vornehm sich dünkender Geister, ganz im Geiste der Natur, nichts geringer achtete, als sogenannte Effekte; in diesem Sinne äußerte er oft gegen seine Umgebung: »Ein Kunstwerk, besonders ein Gedicht, das nichts zu errathen übrig ließe, sei kein wahres, vollwürdiges; seine höchste Bestimmung bleibe immer: zum Nachdenken anzuregen, und nur dadurch könne es dem Beschauer oder Leser recht lieb werden, wenn es ihn zwinge, nach eigener Sinnesweise es sich auszulegen und gleichsam ergänzend nachzuschaffen [1]). Daß dieses von vielen seiner Zeitgenossen häufig so verkehrt, so gegen alle wahre Bestimmung des Kunstwerks, welches Kultur des Geistes ist, geschah, dieß und dieß allein hat bei Goethe'n allerdings nicht selten Spott, Mitleid oder Unwillen erregt, wovon so manche seiner Aeußerungen zeugt, wie er denn im J. 1827 an Zelter von seinen Landsleuten schreibt: »Diese Nation weiß durchaus nichts zurecht zu legen; durchaus stolpern sie über Strohhalme. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem anderen Unsinne, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt.« Daß dieser ihn belästigende Vorwitz Goethe'n zuweilen in den Humor versetzt haben mag, ihm gelegentlich Nahrung zu geben, soll nicht in Abrede gestellt werden; indeß hatte er doch einen viel zu hohen Begriff von der Kunst, und war von ihrer Weihe zu durchdrungen, als daß er sich jemals hätte verleiten lassen, sie selbst Preis zu geben

So sehen wir denn auch bei den vielen Auslegungen und Erklärungen dieses Mährchens ganz entgegengesetzte Wege einschlagen. Charakteristik und Symbolik, Humor und Pathos durchschlingen sich darin auf so eigenthümliche Art, ohne daß eine von den vielen Figuren sich entschieden in den Vordergrund drängte, daß die einen in dem Mährchen nichts als Symbole und Symbolik, bald mit, bald ohne eine durchgängige Beziehung zu einer allgemeinen Idee darin sahen, und nun frisch darauf los auslegten. So viel Figuren, so viel Räthsel. Gleich beim Erscheinen des Mährchens in den Horen strömten Erklärungen dieser Art zahlreich herbei zur Belustigung Schillers nicht weniger als Goethe's. Sie theilten sie einander gegenseitig mit; »es werde eine Verwirrung ohne Ende aus diesen Erklärungen zu hoffen seyn,« schrieb Goethe. »In dergleichen Dingen,« antwortete Schiller seinerseits, »erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und er sei überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen.« (Briefw. Nr. 135).

An den meisten jener lange vergessenen Auslegungen ist für die Sache nichts verloren, höchstens könnten sie als Beispiele und Muster zur Warnung der Aufbewahrung werth seyn. Aus der jüngsten Zeit bietet sich uns eine dieser bizarren Auslegungen dar, welche noch dazu als Kritik einer anderen, allerdings nicht ganz gesunden Exegese nicht ohne Anspruch auftritt [2]). Der Verfasser stellt als Tendenz des Mährchens eine allgemein sittliche Maxime auf, und zwar wie sie in dem Munde des Alten mit der Lampe lauten: »Ein Einzelner hilft nicht, sondern

---

1) F. v. Müller: Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Weimar, 1832. S. 19.

2) In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1837, Nr. 59. Recension der Goschel'schen »Unterhaltungen,« unterzeichnet: A. Hartung.

wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt.« Und ferner: »Wir sind zur glücklichen Stunde zusammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Schmerzen verzehrt.« Man könnte fragen, warum gerade diese und nicht einer von den übrigen, nicht minder gewichtigen, eben so allgemeinen Aussprüchen zum Mittelpunkte des Mährchens gemacht wurden? Hierauf gibt es keine Antwort. Aber in welchem Zusammenhange steht dieser vorgebliche Mittelpunkt mit den einzelnen Figuren und deren Handeln und Leiden? Nun kommt erst der rechte Schlüssel; man höre: »Das Land jenseits des Stromes ist das Land der Ideale, die schöne Lilie die Idee, die Schlange die Gelehrsamkeit (!), der Mann mit der Lampe die prüfende Forschung, die Irrlichter der Witz, der Riese die Gebilde des Wahns und des Aberglaubens.« Die Schlange bildet in dem Mährchen die Brücke über den Strom und verwandelt sich zuletzt in eine wahre Brücke: die Gelehrsamkeit bildet mithin die Brücke nach dem Lande der Ideale und der Idee! — Diese eine sich von selbst ergebende Folgerung enthält in sich selbst die Kritik der ganzen Auslegung. Und dieser Ausleger hält Göschel'n vor, er habe die Symbolik zu weit getrieben.

Schiller, der sich, wie wir gesehen, an den Verirrungen einer ohne Prinzip und Idee sich herumtreibenden Symbolik belustigt, deutet in seinem Briefwechsel mit Goethe auf die so nahe liegende Gefahr des Symbolisirens hin, indem er an Goethe schrieb: »er (Goethe) habe sich durch diese Behandlungsart die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol sei. Man könne sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen.« Im Ganzen behauptete jedoch der rein poetische und der Total-Eindruck des Mährchens bei ihm das Uebergewicht. »Das Mährchen ist bunt und luftig genug,« schreibt er in demselben Briefe (29. Aug. 1795), »und ich finde die Idee, deren sie einmal erwähnten: das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander, recht artig ausgeführt.« Dieser Gedanke, als Ader des Mährchens hingestellt, ist nicht nur philosophischer und allgemeiner, als der von Hartung hingeworfene, sondern auch poetischer und mehr zu dem Wesen des Mährchens, als solches, stimmend. Denn zu diesem Wesen gehört vor Allem die durchgängige Beziehung zu dem Leben der Natur. Doch können wir damit die Idee des Mährchens nicht für erschöpft sehen; auch wird Goethe jene Gedanken in einer Unterredung mit Schiller, auf welche dieser anzuspielen scheint, nur ganz allgemein, ohne Hinweisung auf das Mährchen ausgesprochen haben. Daß er in dem Briefwechsel darüber Schweigen beobachtet, kann eben so wenig als Beifall und Zustimmung ausgelegt werden, als in Hinsicht auf die Quelle des Procurators. In solchen Dingen scheint Goethe seine nächsten Freunde, auch Schiller'n, eben nur als Publikum behandelt zu haben. Es ist auch nicht genug, die Idee allgemein und abstrakt hinzustellen; sie muß in der Handlung und Composition des Mährchens, in der poetischen Gestaltung nachgewiesen werden. Die unübertreffliche Kunst in diesem Mährchen und der daraus entspringende unendliche Reiz liegt eben darin, daß Allegorie und Poesie, sonst in der Behandlung einander widerstrebend, hier sich auf das vollkommenste durchdringen, Gehalt und Geist, Idee und Gestalt von einander unabhängig sind. Der Dichter hatte davon ein Bewußtseyn, wenn er in dem Briefe an W. von Humboldt (bei Riemer a. a. O.) in Bezug auf das Mährchen für eine schwere Aufgabe

erklärt, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu seyn. Er hatte damals noch ein anderes Mährchen im Sinne, das aber, »gerade umgekehrt, ganz allegorisch werden sollte, und das also ein sehr untergeordnetes Kunstwerk seyn müßte, wenn er nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblicke zu tilgen.«

Ich weiß, daß in jüngster Zeit die Ansicht geltend gemacht werden sollte, daß alles Bestreben, unser Mährchen auf die Einheit einer Idee, wie sie bei jedem Kunstwerke nothwendig vorausgesetzt wird, zurückzuführen, vergeblich sei; eine solche Einheit sei gar nicht vorhanden, das Einzelne darauf zu beziehen (d. h. es auszulegen) wäre gar nicht möglich. Es sei ein Produkt der Phantasie und könne auch nur wieder durch die Phantasie aufgenommen werden; Verstand und Vernunft seien hier gar nicht in Thätigkeit zu setzen. Für diese Ansicht beruft man sich auf die Worte, welche Karl und der Alte als Introduction zu dem Mährchen über die Natur eines solchen und die Forderungen an dasselbe mit einander wechseln, und welche denn, wie das so oft geschieht, schlechthin für des Dichters eigene und vollständige Meinung, gewissermaßen als seine Theorie vom Mährchen genommen werden. »Die Einbildungskraft,« so redet Karl den Alten an, »ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die luftigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit« (d. i. wie das Vorhergehende lehrt, der historischen Wahrheit oder dem Wirklichen) »bringt sie meist nur Ungeheuer hervor, und scheint mir alsdann mit dem Verstande und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, deucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt.« — Der Alte, um diese Rede nicht sowohl zu entkräften, als zu ergänzen, setzt noch hinzu: »Auch das gehöre zum Genuß von solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn sie (die Einbildungskraft) selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichstrn Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden.« Und er verspricht der Gesellschaft für den Abend ein Mährchen, »durch das sie an nichts und an alles erinnert werden sollen.«

Nimmt man die Worte des Alten für sich allein, ohne sie mit der vorausgehenden Rede Karls, auf welche sie sich beziehen, in Verbindung zu setzen, fühlt man den Humor nicht heraus, womit der Alte, seiner Rolle gemäß, die Erwartungen seiner Zuhörer zugleich herabstimmen und spannen möchte; kurz, sieht man in diesen, namentlich in den letzten Worten, »wonach wir durch das Mährchen an nichts und an alles erinnert werden sollen,« eine Art vom Dichter aufgestellte Formel, so verfällt man leicht in die größten Mißverständnisse über die Sache, wie über den Dichter; eben so, wie wenn man den Vergleich des Mährchens mit der Musik zu streng nehmen wollte. Niemand konnte wohl entfernter seyn als Goethe von einer in's Schranken- und Gränzenlose gehenden Freiheit der Phantasie, wie sie bei gewissen Dichtungen und Bildungen des Orients vorkömmt, die ihm so verhaßt waren, und

welche in ihrer Art ebenfalls »meist nur Ungeheuer hervorbringen, welche mit dem Verstande und der Vernunft in Widerspruch zu stehen scheinen« [1]). Die Freiheit und Selbstständigkeit der Phantasie, welche hier für das Mährchen in Anspruch genommen wird, ist keine andere, als die ideale der künstlerischen, inneren, schaffenden Welt, welche nur den Gesetzen ihres eigenen Reiches folgt, unabhängig von allem, was bloß »außer uns« ist. Das Mährchen, als Kunstwerk, ist allerdings vor Goethe selten oder nie dagewesen, sondern vielmehr nur als Produkt einer naturalistisch schweifenden Phantasie oder äußerer Zwecke. Halten wir auch den Vergleich mit der Musik fest, so ist wenigstens die innere Gesetzmäßigkeit, Einheit und Harmonie und eine das Ganze tragende Kunst-Idee damit gesetzt, ohne welche niemals eine Musik fähig wird, »auf uns selbst zu spielen, uns in uns selbst zu bewegen.« Die Poesie hat aber eine höhere Natur und Bestimmung, als bloß, wie die Musik, »auf uns zu spielen,« und in keines Dichters Macht oder Beruf liegt es, diese höhere Bestimmung zu ändern. Das Spiel ist allerdings, nach einer tieferen philosophischen Auffassung, der höhere Begriff der Kunst überhaupt, als Ausdruck der Einheit von Freiheit und Gesetz. In diesem Sinne hatten es um dieselbe Zeit vor Goethe Kant und Schiller gebraucht [2]), und ich glaube mich nicht ganz zu irren, wenn ich in dieser ganzen Darstellung des Mährchens, als Kunstwerk, einen Nachklang der Kantischen Ideen, welche nach Goethe's Bekenntniß ihm seine dunkeln Gefühle von Kunst zum Bewußtseyn gebracht hatten, wieder erkenne (Goethe's Werke L 52).

Um ein dichterisches Kunstwerk Goethe's aber zu verstehen, ja auch nur mit der Empfindung zu durchdringen, muß man sich die Eigenthümlichkeit seines Geistes im Schaffen lebendig vor die Seele führen; mit einem Worte, die Art der Entstehung seiner Gedichte. Er hat sich darüber oft und deutlich genug ausgesprochen; wie wenn er seinem gegenständlichen Denken eine gegenständliche Dichtung

1) Ueber sein zur Erfindung von Mährchen früh ausgebildetes Naturell spricht Goethe in Wahrheit und Dichtung (W. XXIV. 77, XXV. 364) sich näher aus. Die »Frohnatur« und die »Lust zum Fabuliren« hatte er vom »Mütterchen« (W. III. 393). Hier heißt es, als ein Wink für die rechte Auffassung dieser poetischen Thätigkeit: »Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.«

2) Kant gibt in der Kritik der Urtheilskraft §. 51 der Poesie den höchsten Platz unter den schönen Künsten, und spricht sich im Verfolge darüber so aus: »Sie erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt, und innerhalb der Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegränzten Mannigfaltigkeit möglicher damit zusammenstimmender Formen, diejenige darbietet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist, und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt.« Die Wirkung der Tonkunst, im Unterschiede von der Poesie, beschreibt er so, daß, »weil die durch die Musik hervorgerufenen ästhetischen Ideen keine Begriffe und bestimmte Gedanken sind, die Form der Zusammensetzung dieser Empfindungen (Harmonie und Melodie) nur dazu diene, die ästhetische Idee eines zusammenhangenden Ganzen einer unnennbaren Gedankenfülle einem gewissen Thema gemäß, welches den in diesem Stücke herrschenden Affekt ausmacht, auszudrücken.« Ein Gedicht, welches eine rein musikalische Wirkung der Art, und keine höhere hervorbringen sollte oder könnte, müßte in Tönen und in keiner Sprache verfaßt seyn. Ueber das Spiel, als Ausdruck der höchsten edelsten ästhetischen Thätigkeit, handelt Schiller in den ästhetischen Briefen (fünfzehnter Brief).

zur Seite stellt. Ihm drückten, wie er zur Erläuterung dieses paradox klingenden Ausdruck hinzufügt (W. L. 95), gewisse »große Motive, Legenden, Uraltgeschichtliches so sich in den Sinn, daß er sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Inneren erhielt; ihm schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich dann zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedenen Darstellung entgegenreiften.« Hiebei nennt Goethe beispielsweise: die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere und einige andere Dichtungen der Art; er schließt uns aber auch, wie ich bald näher anführen werde, die innere Geschichte, das Werden unseres Mährchens auf.

Man erlaube mir jedoch, ehe ich zu diesem Motive komme, ein anderes Bekenntniß Goethe's anzuführen, welches das vorhergehende ergänzt und auf die Natur einer symbolischen Dichtung, wie das Mährchen, ein neues Licht wirft. Es ist eine Stelle unter den Reflexionen, wo es heißt: »Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere ist aber eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer dieses Besondere lebendig erfaßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.« Dieses ist ein Wink für jeden Ausleger Goethe's. Das Besondere muß er vor Allem in seiner Bestimmtheit und Lebendigkeit zu erfassen suchen, es festhalten, und das Allgemeine in ihm, nicht vor oder hinter ihm anschauen. Damit wird jedoch nicht gesagt, daß man von dem Allgemeinen, d. h. dem Gedanken, der Idee, ganz abstrahiren solle.

Treten wir nun in solcher Gedankenrichtung an das Mährchen heran, so stellt es sich unserem inneren Auge im Wesentlichen dar als eine Fülle, ein Reichthum von Bildern, anmuthigen, erhabenen, prächtigen, dann wieder humoristischen, welche in Eine große Composition verarbeitet sind, welche uns den höchsten und reinsten ästhetischen Genuß gewähren, indem sie durch ihre Beziehungen unter sich beständig unser Denken beschäftigen. Nach des Dichters eigener Andeutung hatten sich seinem Sinne diese Bilder, in einer bestimmten sinnlichen Anschauung, eingeprägt, und wurden die Materie seiner producirenden Einbildungskraft. Hier kommt uns zum Glück eine Mittheilung zu Statten, welche uns in den Anfang, die sinnliche Genesis dieser dichterischen Verarbeitung, einweiht. Ich gebe die Worte ganz so wieder, wie sie meine Quelle selbst angibt »Goethe, im Paradies, einem Spaziergange längs des Saaluferes bei Jena, auf und nieder wandelnd, sah jenseits des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau, der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, im weißen Kleide und bunten Turban mit andern Frauen umherstreifen, und hörte ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn jeden, der da wollte, in einem schmalen Kahne nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein Paar Studenten, und schifften mit Hülfe des alten Fischers lachend und den Kahn schaukelnd über den Fluß. — Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Mährchen mit der grünen Schlange« *). So weit dieser so merkwürdige als lehrreiche Bericht,

*) Zur Verständigung über Goethe's Faust von Dr. C. Schönborn. Breslau,

welcher zur Einleitung eines richtigen, genetiſchen Verſtändniſſes des Mährchens uns mehr werth iſt, als zehn Auslegungen der darin angenommenen Allegorien. Denn welch einen weiten Weg die dichtende Phantaſie und der Geiſt des Dichters nehmen mußte, wie oft das empfangene Bild ſich umgeſtalten, einer reineren Form, einer entſchiedeneren Darſtellung, ſetzen wir hinzu, einem höheren, geiſtigeren Gehalt ſich nähern mußte — ſo wird jeder, welcher das liebliche, ſinnige Mährchen gegenwärtig hat, im Augenblick die Beziehungen jenes am Saalufer empfangenen Bildes und deſſen einzelne Momente ergreifen. Die Oertlichkeit, der Fluß mit der Hütte des Fährmannes, drüben die ſchöne Wieſe, im Hintergrunde die reizenden Berge und Hügel dieſer Landſchaft — ſie bildet ſo zu ſagen die Topographie des Mährchens, in ihrer großen Einfachheit, welche dieſes Mährchen von den meiſten der Gattung unterſcheidet, wo nämlich die Phantaſie der Flügel bedarf, um im Nu die entfernteſten, entgegengeſetzten Orte und Scenen zu verknüpfen. Mit dem Fluſſe, welcher die Landſchaft theilt, und dem ſpäter darüber von der Schlange gebildeten Bogen und der Brücke, iſt das Grundſchema für die Handlung und Entwickelung gegeben. Der Fährmann hüben, die reizende Schöne mit ihrem Gefolge drüben — und wir glauben den Fährmann im Mährchen und die ſchöne Lilie mit ihrem Gefolge zu ſehen. Die beiden luſtigen und ausgelaſſenen Studenten, welche auf dem Kahne überſetzen werden, erinnern von ſelbſt an die beiden Irrlichter. Sogar die Zeit, der Abend mit ſeiner poetiſchen Stimmung, iſt in die Dichtung eingegangen, deren Handlung mit Abend beginnt und am dritten Tage mit Sonnenaufgang ſich entwickelt und endet. Die übrigen Figuren, welche in die Handlung fördernd oder retardirend eingreifen, wurden in dem Maße, als jene ſich in ihre beſonderen Momente und Beziehungen entfaltete und gliederte, erfunden; wobei die Oertlichkeit wieder unverkennbar ihren natürlichen Antheil hatte. Denn Fluß und Berg ſind in den Mythen und Sagen aller Zeiten und Orte der Aufenthalt elementarer Kräfte und Geiſter; die Schlange wohnt in den Klüften der Berge, als Hüterin der Metalle und Schätze; ſo denn auch in unſerem Mährchen *).

1838, S. 15, wo es heißt: »Weniger bekannt iſt wohl die Veranlaſſung zu dem vielbeſprochenen Mährchen in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Ich verdanke die folgende Auskunft darüber einer ſehr zuverläſſigen Hand.« — Inſofern dieſe Erzählung eine mit ganz beſtimmten örtlichen Umſtänden ausgeſtattete Epiſode in Goethe's Leben iſt, dürfte es geſtattet ſeyn, die Vermuthung eines, mit jenen Lebenskreiſen vertrauten, ältern Freundes hier mitzutheilen, daß die »ſchöne Frau« die Profeſſorin Schütz geweſen ſei, welche ſich gern phantaſtiſch trug und dafür auch bekannt war. Eine Schilderung dieſer merkwürdigen Frau gab der Profeſſor Dietmar im Geſellſchafter 1831, 21. Juni, in ſeiner »Sommerreiſe von Halle nach Schnepfenthal im Jahre 1786.« — »Am folgenden Tage machte ich die Bekanntſchaft des Profeſſors Schütz, eines freundlichen und liebreichen Mannes. Noch liebreicher war ſeine ſchöne, in griechiſches Coſtüm gekleidete Frau. Sie kannte die Macht ihrer Reize. Gegen Abend kam ein Gewitter. Ein dunkles ſchwarzes Gewölk zog herauf, und häufige Blitze erleuchteten die gegenüber liegenden Hügel. Unſere wohlgebildete ſchöne Wirthin ging vom Fenſter zurück nach dem Kamin, und alle Augen waren auf ihre Stellungen, die ſie bei jedem Blitze anders gab, gerichtet. Alle Gewitterfurcht verſchwand und die jungen Herren behaupteten, in ihrem Leben noch kein ſchöneres Schauſpiel geſehen zu haben.«

*) Die von Göſchel a. a. O. S. 203 ausgeſprochene Vermuthung, als habe Goethe bei der Conception des Mährchens an die thüringiſche Sage vom Kyffhäuſer (dem Kaiſer Barbaroſſa) gedacht, erzeigt ſich nach den neueren Aufſchlüſſen als unhaltbar.

Durch den Gehalt aber, welchen des Dichters Geist in diese Gestalten der Phantasie legt, gab er diesen Figuren erst Leben und Bedeutung, und der Handlung Einheit, Fortschritt und Entwickelung. Goethe hat von den vielerlei Mährchen, welche er in seiner Jugend zur Freude der jungen Gesellschaft erzählte, nur drei schriftstellerisch künstlerisch ausgeführt: nämlich, außer dem Mährchen in den Ausgewanderten, den neuen Paris (W XXIV. 78) und die neue Melusine, durch welches er seine Geliebte und die Umgebung in Sesenheim entzückte (W. XXV. 364), welches sich, so drückt er sich hier aus, zum neuen Paris wie ungefähr der Jüngling zum Knaben verhalte. Da könnte man wohl, diese Beziehung fortführend, mit Recht von dem Mährchen in den Ausgewanderten sagen, daß es sich zu der neuen Melusine wie der Mann zum Jüngling verhalte; so reich an Gehalt und Idee ist es, und zugleich mächtiger in künstlerischer Durchbildung und kühner durch den Flug der Phantasie.

Sind wir durch ein gelegentliches Bekenntniß des Dichters mit den sinnlich-phantastischen Motiven und Bildern vertraut worden, welche sich ihm jenes Abends am Ufer der Saale einprägten, so ist es bei dem bloßen zusammenhangenden Lesen des Mährchens nicht schwer, das Prinzip zu erfassen, welches jene Bilder und Gestalten in Bewegung setzt und sie zur Einheit einer bestimmten Handlung treibt. Dieses Prinzip ist der Form nach von dem fast aller sogenannten Zaubermährchen nicht verschieden: es ist dieß, mit einem Worte, die Erlösung aus einem, sei es durch eine individuelle oder eine allgemeine Macht (der Natur oder des Fatums) bewirkten Banne, also aus einem gebundenen Zustande. Das eigentliche Reich dieses Zaubers ist die Natur und das Leben in der Natur. Das Naturleben ist jedenfalls das fruchtbarste Gebiet des echten Mährchens, wie der religiösen Mythe, und, im Gegensatze zu dem Bereiche der Kultur, in ihren verschiedenen Aeußerungen und Formen zu einem Eintheilungsprinzipe der Arten des Mährchens viel geeigneter, dünkt uns, als solche Motive, welche einseitig aus menschlichen Kulturzuständen und psychologischen Richtungen abgeleitet werden *).

In unserem Mährchen ist erstlich die Natur, das Leben der Natur gleichsam die Seele; was wir Kultur nennen, ist zwar nicht ganz ausgeschlossen, erscheint aber nur als ferner, dunkler Hintergrund. Hat man diese durchgehende und herrschende Beziehung zur Natur erst erfaßt, so ist man schon von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus berechtigt, jede Deutung und Auslegung als verfehlt abzuweisen, welche, mehr oder weniger gewaltsam, einen politischen Sinn, wie Göschel, oder einen abstract-metaphysischen, wie Hartung und so manche Andere, in das Mährchen legen. Die Beziehungen zur Natur sind darin durchaus primitive, und die damit verbundenen höheren sittlichen, menschlichen Bezüge erst mit jenen, aber auch zugleich mit ihnen gegeben. Dieß wird im Einzelnen sich immer mehr zur Gewißheit erheben.

---

*) Die Eintheilung der Arten des Mährchens, welche z B. der Dichter Frh. von Sternberg im Morgenblatte 1845, Nr. 279, versucht hat, nämlich 1) in das politisch-satyrische, 2) das geistreich-unsittliche (!), 3) das phantastische, leidet an solcher Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit. Phantastisch ist jedes Mährchen oder es ist keines. Ein »rein müßiges Spiel der Phantasie« aber darf auch das von ihm vorzugsweise so genannte nicht seyn, es muß auch einen Gehalt haben, sonst ist es leer und kein wahres Kunstwerk. In welche dieser Arten wird Sternberg aber unser Mährchen bringen? —

In dieser dunkeln Region mächtiger Naturkräfte stellt sich nun wie von selbst die schöne Jungfrau, Lilie geheißen, als der Mittelpunkt jener gebannten Zustände dar; sie ist gewissermaßen die verwünschte Schöne im Stück. Die Liebe ist zugleich der Mittelpunkt des kleinen Romans, mit dessen befriedigender Lösung das Mährchen schließt. Alle übrigen fühlen sich zu ihr hingezogen und huldigen ihr; vor allem der Prinz, welcher im Wahnsinn der Liebe »nur noch so hin und wieder geht, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmißt;« aber auch den Mann mit der Lampe und seine Frau, die Schlange; die Irrlichter nicht zu vergessen, welche, um der schönen Lilie ihre Aufwartung zu machen, sich im Anfange der Erzählung vom Fährmanne über den Strom setzen lassen.

Lilie aber sitzt in Trauer unter ihren Schönen, nur getröstet durch die dunkle Weissagung einer nahen Erlösung. In der That beginnt das Mährchen in dem Augenblicke, da die Erfüllung der Weissagung, die Erlösung der Lilie, damit aber auch eine höhere Gestaltung der allgemeinen Zustände von allen Seiten vorbereitet ist. Das »gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte,« ihr »Zurückweisen auf einander,« welches Schiller in dem Mährchen so schön ausgeführt findet, dieß ist eben die gemeinsame Handlung, das Ineinandergreifen der Kräfte, um die Erlösung und die Erneuerung der Zustände, als das Höhere, als den Zweck herbeizuführen. Der Alte mit der Lampe läßt sie durch seine Frau auf diesen Augenblick vorbereiten. »Sage ihr,« redet er seine Frau an, »sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sei nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sei an der Zeit.« Darauf bezieht sich im Anfange, in der Scene im unterirdischen Tempel, unter den Königen der Ruf des Alten: »Es ist an der Zeit.« Dreimal dieses Tages muß Lilie diesen Ruf vernehmen.

Damit jedoch die Erlösung und Erneuerung eintrete, müssen vorher gewisse Bedingungen erfüllt werden. Auf die Verwirklichung derselben sind die verschiedenen physischen Kräfte und sittlichen Eigenschaften der Handelnden gerichtet. Diese Bedingungen scheinen zunächst rein phantastisch, ihr höherer symbolischer Sinn entwickelt sich jedoch bei fortschreitender Entwickelung. Erstlich soll der unterirdische Tempel, in welchem die Schlange die räthselhaften Könige entdeckte, am Flusse stehen, und zweitens soll eine vollkommene Brücke die Ufer des Flusses verbinden. Bisher nämlich hinderte mancherlei Zauber das bequeme und ungefährliche Uebersetzen über den Strom; besonders der Strom selbst, dann der Riese am Flusse; die Schlange half diesem Mangel durch den Bogen ihres Körpers gern ab, doch vorübergehend und unzulänglich.

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

jammert Lilie. Sie läßt sich über den letzten und wichtigsten Punkt gegen die Frau des Alten selbst aus, wie folgt: »Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberschreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandeln sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?« Diese Weissagung zu erfüllen, opfert nachher die Schlange sich selbst auf. Und als nach dieser That die Uebrigen, Lilie an der Hand des wiederbelebten Prinzen, unter der Anführung des Alten mit der

Lampe, die Irrlichter dem Zuge folgend, in den Tempel eintreten, und der Alte das ahnungsvolle Wort: »Es ist an der Zeit!« zum dritten Male ausspricht — da erfüllt sich die zweite Bedingung zur Erlösung, indem der Tempel mit seinem sämmtlichen Inhalt sich bewegt, unter dem Flusse hin sanft gleitet, und endlich sich in die Höhe hebt und am Flusse steht. Hiemit aber tritt im Augenblick eine Verwandelung, eine Erneuerung, Veredelung und Verjüngung des ganzen Zustandes ein; und darauf hin, als das Ziel der Entwickelung, ist das ganze Mährchen angelegt. Ein Zustand allgemeiner Verjüngung, der Liebe, des Glücks, und ein neues Reich unter der Regierung des erlösten Paares, des Prinzen und der Lilie. Von diesem Reinigungs- und Verjüngungsprozesse wird alles ergriffen; die Idee dieser Metamorphose ist der höhere Ernst bei diesem Spiele der Einbildungskraft, in dem auf eine unendliche Zukunft hinaus verwiesen wird. Diese Idee wird symbolisch von der untersten bis zur höchsten Verwandlung hinauf anschaulich gemacht. Des Fährmanns Hütte war durch die Kraft der verschlossenen Lampe von innen heraus zu Silber geworden, sie hatte auch ihre Gestalt verändert und sich in einen herrlichen kleinen Tempel in der Mitte des großen verwandelt; der Fährmann, in einen Jüngling verwandelt, erscheint mit silbernem Ruder. Alles Alte wird jung; der tausendjährige Alte mit der Lampe und sein Weib, nachdem sie sich in der Morgenröthe im Flusse gebadet, verjüngen und verschönern sich ebenfalls. Auch die sittlichen Zustände sind in eine neue, höhere Ordnung eingetreten. »Von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht aufs Neue geschlossen wird,« sagt der Alte zu seiner Frau, und »alle Schulden sind abgetragen,« sagt derselbe vorher. Der neue König empfängt, unter der Leitung des Alten mit der Lampe, von den drei metallenen Königen, welche die drei herrschenden Mächte auf Erden allegorisch darstellen, als da sind: die Weisheit, der Schein und die Gewalt, die Weihe zu seinem Herrscheramte, mit dem Schwerte, dem Zepter und einem Eichenkranze; den letzten mit dem Spruche: »Erkenne das Höchste!« Glücklich durch den Besitz und die Liebe seiner »Lilie« ruft der Jüngling: »Du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe!«

»Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr,« erwiedert ihm der Alte. —

Ueberblickt man von diesem Punkte aus das Mährchen, nach seinen Bildern, Handlungen und Anspielungen, so erhält jedes in Bezug auf jenes Ziel, jene Idee einer allgemeinen Verjüngung seine bestimmte Bedeutung. Was dabei rein phantastisch ist, läßt sich von dem Bedeutenden und Charakteristischen wohl unterscheiden. Die Figuren und Bilder bedeuten ein Besonderes und ein Allgemeines zu gleicher Zeit; so jedoch, daß das Allgemeine, die Idee, in dem einen sich bestimmter ausspricht, wie in dem anderen, welches nur als dienendes Glied und des Kontrastes wegen zur Entwickelung des Ganzen beiträgt. Am meisten tritt die Allegorie hervor bei dem unterirdischen Tempel und seinem Inhalt, den vier metallenen Königen; ihre allegorische Auffassung ist vom Dichter von selbst ausgesprochen und gedeutet, dem Erklärer bleibt nichts übrig, als den Zusammenhang dieser besonderen Allegorie mit dem Ganzen zu zeigen. Nächstdem aber bei der Schlange und dem Riesen; die Irrlichter dagegen haben wenig oder nichts Allegorisches, im eigentlichen Sinne, sie sprechen nur ein gewisses individuelles Temperament, einen Charakter aus. Je mehr wir uns von dem Leblosen, Thierischen und

Monſtrösen zur Menſchengeſtalt erheben, tritt das Allegoriſche immer mehr zurück; es liegt nur noch in ihren Zuſtänden und Handlungen, nicht in ihren Perſonen. Dieſe ſelbſt und für ſich zu allegoriſchen Bildern zu machen, verriethe den größten Mißgriff.

So hat Göſchel, glücklicher, meines Wiſſens, als ſeine Vorgänger, jedenfalls weit glücklicher, als ſein Beurtheiler in den »Jahrbüchern,« die Idee des Mährchens aus dieſem ſelbſt und ſeiner Entwickelung geholt, und dieß klar genug durch die dieſem Abſchnitte ſeines Buches vorgeſetzte Ueberſchrift: »das neue Reich,« angedeutet. Aber anſtatt die damit vom Dichter verwebte Vorſtellung einer allgemeinen Verjüngung innerhalb der allgemeinen natürlichen und menſchlichen Beziehungen feſtzuhalten, mit einem Worte, philoſophiſch zu faſſen — ſieht, wie ſchon bemerkt, dieſer geiſtreiche Ausleger in allem und jedem nichts als Politik, nichts als allegoriſche Oppoſition gegen die franzöſiſche Revolution, und die wirkenden Naturſymbole des Mährchens werden unter ſeinen Händen zu hiſtoriſchen. So verliert er den eigentlichen Gewinn des in ſeiner Auslegung vorhandenen Wahren und Geiſtvollen. »Ueberall,« ſo ſagt er ſelbſt (S. 202), »tritt die politiſche Seite dieſes allgemeinen Verjüngungsprozeſſes heraus. Aus den Händen der uralten, legitimen Macht ſeiner Ahnherrn erhielt endlich der junge König ſein Recht zurück.« Da haben wir die Reſtauration. Noch deutlicher: »Verklärt ſteigt das lang verkannte, verbannte, gänzlich untergegangene alte Recht mit allen Inſignien der Herrſchaft aus ſeinem unterirdiſchen Exile zur neuen Tageswelt herauf.« Schade nur, daß der Ausleger, um ſeine Erklärung durchzuführen, den Dichter ſtillſchweigend erſt »verbeſſern« muß; während nämlich im Mährchen die drei metallenen Könige die drei Mächte: die Weisheit, den Schein und die Gewalt darſtellen, ſetzt Göſchel, weil der Schein zur Legitimität nicht zu ſtimmen ſcheint, dafür: »die gebornen königlichen Autoritäten, die Weisheit und Gotteserkenntniß — die Majeſtät und die Gewalt;« und ſo weiterhin: »Das Schwert der Gewalt, das Zepter der Majeſtät und die Krone der Weisheit.« Aber welcher Unbefangene ſieht nicht, daß es dem Dichter mit dem Scheine, als einer Macht auf der Welt, Ernſt iſt? Daß er mit dem Humor, welcher über das Ganze verbreitet iſt, die Wirklichkeit nicht unwahr verſchönern will? Freilich hat er dabei an kein beſtimmtes Land und keinen beſtimmten Fürſten gedacht. Darin eben liegt die allegoriſche Bedeutung der Könige, daß ſie eine Verſchiedenheit, einen Stufengang in Bezug auf die ſittliche Idee der Menſchheit, und nicht etwa eine Bildergallerie von bloß legitimen Ahnen darſtellen; darum die Verſchiedenheit der Metalle, Erz, Silber und Gold; und das Schlechte der bloßen Miſchung. Dieß wird klar in dem Augenblicke vor dem Erheben des Tempels, als die Irrlichter ſich den Königen nahen: »Hebet euch weg von mir, mein Gold iſt nicht für euren Glanz, ſagte der goldene. Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn; ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem gelblichen Widerſcheine. Ihr ſeid mir willkommen, ſagte er, aber ich kann euch nicht ernähren; ſättigt euch auswärts und bringt mir euer Licht.« Mit dieſer Bitte erklärt der König, er ſei nur Schein.

Nicht glücklicher iſt Göſchel, wenn er die ſchöne Lilie zur Allegorie der revolutionären Freiheit macht; denn »unter ihrer Hand ſehen wir alles Lebendige ſterben, Todtes zum Scheinleben erwachen, und ihr Blick lähmt und entnervt, was die Berührung nicht tödtet.« Zuletzt jedoch »hat ſich ihr wahres Weſen nach langer Entſtellung in das Ge-

gentheil, nach langer Verblendung und Verzauberung auf das Heiterste entwickelt und erneuert: es ist die Liebe, welche die Herrschaft wieder in ihre Rechte einsetzt.« Diese Erklärung mag auf einen Augenblick blenden, aber sie ist nichts desto weniger willkürlich und gezwungen, und zerfällt durch die eigenen Widersprüche. Die revolutionäre Freiheit und die Legitimität können unmöglich in demselben Augenblick ihrer gemeinschaftlichen Erlösung aus dem Banne entgegensehen. Nein, die schöne Lilie ist, als Individualität, gar nicht allegorisch zu fassen; ihre Leiden wie ihre Wirkungen gehören nicht zu ihrer Person, sondern erscheinen als Hemmungen des Lebens und der Liebe, welche aber mit dem eintretenden Zustande der Erlösung und Verjüngung von selbst zurücktreten. Es sind aber auch zugleich die Wirkungen der Schönheit, deren Zauber nicht bloß im Gedichte herrscht, sondern auch im Leben sprichwörtlich ist. Der Dichter schmückt Lilien mit den Reizen der höchsten Schönheit, welche sogar durch die Trauer gesteigert wird. Die erste ihrer Dienerinnen macht es sich zu ihrem Geschäfte, sich der Schönen mit einem hellen, runden Spiegel entgegenzustellen, welcher ihre Blicke auffängt und ihr das angenehmste Bild, das in der Natur zu finden war, darstellt. Die Schönheit entzückt jedes Alter, jedes Geschlecht. Nicht bloß die Irrlichter wallfahrten zur Lilie, um sich »der vollkommenen Schönheit« vorzustellen; sogar die Frau des Alten ist außer sich vor Entzücken bei ihrem Wiedersehen, und schwört, die Schöne sei während ihrer Abwesenheit nur immer schöner geworden. Todten — Beleben, diese sich einander aufhebenden Eigenschaften sind das Merkmal der Schönheit, gewissermaßen ihr natürlicher Zauber, welcher in dem Mährchen nur phantastisch dargestellt wird. Dieses ist der Inhalt der Klage des Prinzen: »Krone, Zepter und Schwert sind hinweg, ich bin übrigens so nackt und bedürftig, als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.« Sie belebt wohl den in einen Edelstein verwandelten Mops, aber es ist nur ein halbes Leben in ihm, ohne Wärme. Auch auf die Pflanzenwelt um sie herum erstreckt sich dieser Zauber. »Alle Pflanzen in ihrem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das sie bricht und auf das Grab eines Lieblings pflanzt, grünt sogleich und schießt hoch auf.« Deßhalb kann Lilie der Alten aus ihrem Garten höchstens Kohlhäupter und Zwiebeln, aber keine Artischoken darbieten. So ist die phantastische Forderung von den drei Pflanzen statt des Fährgeldes für den Fluß mit einem der Hauptmotive des Mährchens in innere Verbindung gebracht. Die schöne Lilie kennt auch bereits in diesem gebannten Zustande die Liebe; dieß zeigt sich, als der Jüngling durch ihre Berührung entseelt zu Boden fällt. »Das Herz schien ihr im Busen zu stocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben.« Daß sie aber den Mops vor den Augen des Geliebten an Busen und Lippen gedrückt, brachte diesen so sehr in Verzweiflung, daß er sich den Tod aus ihrer Berührung holte. Ein ähnliches Motiv begegnet uns in der Strophe an Friederike wieder:

Du küssest deinen kleinen Hund:
Warum? das möcht' ich wissen.
Ist eines jungen Schäfers Mund
Nicht reizender zu küssen *)?

*) Goethe's Friederike, von F. Pfeiffer. Sesenheimer Liederbuch S. 123.

Einen sonst komischen und heiteren Zug zum Motive einer tragischen Empfindung und Handlung zu machen stimmt zu der phantastisch-humoristischen Natur dieses Mährchens, in welchem die Stufenleiter der Empfindungen überall nur angeschlagen, nicht festgehalten werden soll.

Am lustigsten, und in sofern als Gegenstück der schönen Lilie, fahren die zwei Irrlichter über die Scene. Wenn Göschel auch in ihnen eine politische Allegorie sieht (nämlich die »der gleißenden Irrlehren und Sophistereien, welche schon in den vorhergehenden Erzählungen ihr Spiel treiben!«), so bedarf es keiner besonderen Widerlegung. Die Irrlichter sind als gar keine besondere Allegorie anzusehen; es sind rein humoristische Gebilde der Phantasie, welchen die Anschauung der an jenem Abend mit Hülfe des Fährmanns über den Fluß setzenden, ausgelassen neckischen Schüler zum Grunde liegt. Diese Grundanschauung ist durch die von der späten Tageszeit an die Hand gegebenen Verwandlung in Irrlichter nicht ganz verwischt. Es sind und bleiben Individuen mit einer bestimmten Charakteristik, und sind keine bloßen Begriffe oder ihre allegorische Darstellung. Ueberhaupt läßt sich wahrnehmen, daß gerade diejenigen Bilder des Mährchens, welchen keine ursprünglich sinnliche Anschauung des Dichters voranging, wie der Tempel mit den Königen, der Riese und vor allem die Schlange, der Allegorie im eigentlichen Sinne mehr oder weniger nahe kommen, die anderen aber mit einer individuellen Charakteristik begabt sind. Welches die der Irrlichter sei, das lehrt ihr ganzes Auftreten. Man soll ihren Charakter nicht verdächtigen; denn man kann nicht eben schlecht von ihnen denken; man kann sie nicht einmal gemein oder selbstsüchtig nennen. Wenn sie auch mit ihren spitzen Flammen das Gold, wo sie es immer antreffen, ohne Scheu und Ehrfurcht vor Alter und Würde, herauslecken, so schütteln sie es doch mit der größten Geschwindigkeit und Leichtigkeit wieder von sich, und werden dann wohl davon etwas blasser und magerer, ohne daß es ihrer guten Laune den geringsten Eintrag thut. Sie denken nur an den laufenden Moment, und vergessen im größten Leichtsinne den Zweck des nächsten Augenblicks. So machen sie sich auf den Weg zur schonen Lilie, und lassen sich von dem Fährmanne über den Fluß setzen; aber erst wie sie am andern Ufer sind und der Fährmann sich entfernt hat, rufen sie ihm nach: »Alter, hör' Alter! wir haben das Wichtigste vergessen!« Da findet sich, daß sie unnütz den Weg uber das Wasser machten, und nun in Verlegenheit sind, wie sie wieder hinüber kommen, weil drüben der Pallast der schönen Lilie ist. Dabei »sterben sie vor Ungeduld, sich der schönen Lilie zu Füßen zu werfen« Die grüne Schlange ist's, die sie über ihren Irrthum aufklärt. Dieses Zusammentreffen mit der »Frau Muhme« versetzt sie in die heiterste Laune; denn während jene, sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, doch fühlt, daß sie ihn wieder zur Erde biegen muß, um von der Stelle zu kommen — machen die Irrlichter, indem sie ihre ganze Breite aufopfern, sich so lang und so spitz als möglich, und rühmen sich, daß es, so lange es Irrlichter gibt, noch keines weder gesessen noch gelegen habe. Sie machen sich, ohne es zu wollen, nun über sich selbst lustig. Späterhin, bei dem Vorgange um den entseelten Prinzen, bei dem allgemeinen Schmerze, legen sie eine außerordentliche Geschäftigkeit und Unruhe an den Tag, ohne doch eigentlich etwas zu leisten; sie erweisen der bekümmerten Lilie und ihren Dienerinnen die größten Artigkeiten. »Mit der größten Sicherheit und vielem Ausdruck sagen sie ziemlich gewöhnliche Sachen.« In ihrem Uebermuthe verschonten sie selbst die Frau des tausendjährigen Alten nicht, und werden

so zudringlich, daß sie sich schämt, daran zu denken. Aber der Alte, voll Geduld und Irrlichterkenntniß, so zu sagen, lächelt nur, und heißt der Frau, ihnen den Gefallen mit der Abtragung des Fährgeldes zu thun: denn sie werden ihm gelegentlich wieder dienen. Und so geschieht es. Denn sie folgen dem Zuge nach dem Tempel in dem Felsen; hier wendet sich der Alte »ehrerbietig zu den Irrlichtern« und ersucht sie, die Pforte des Heiligthums zu öffnen. Und mit ihren spitzigsten Flammen zehren sie geschäftig Schloß und Riegel auf.

Die Ironie bei der Durchführung dieses Charakters ist unverkennbar. Ich irre mich ganz, oder der Dichter hat mit der ihm bei diesem Thema eigenen Verbindung von Gutmüthigkeit und Ironie »die liebe Jugend« hier vorgeführt. Man denkt dabei unwillkürlich an den Schüler im zweiten Theile des Faust:

Dieß ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf.
— — — — — — — — —
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken!
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken.

Aber doch, möchte man hinzusetzen, wie die Irrlichter im Mährchen und ihr innerliches Licht! Indessen wird das Alter der auch gegen es selbst übermüthig auftretenden Jugend nicht gram seyn; das ist so der Lauf der Natur:

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben;
Es will doch Grosimama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Oder, wie es an jener Stelle im Faust gleich darauf heißt:

Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders seyn;
Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet.
Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein.

Und so verbreiten die Irrlichter von Anfang bis Ende nur guten Humor, und wie sie hineinkamen, ziehen sie am Ende wieder fort, nachdem sie sich erst noch mit dem versammelten Volke eine Lust gemacht. An der allgemeinen Verjüngung nehmen sie keinen Theil; dieß wäre auch ein Widerspruch. Die Jugend stirbt nicht aus. Nur, wie gesagt, sehe man in den Irrlichtern keine Allegorie der Jugend; dieserhalb brauchten es nicht Irrlichter zu seyn. Wie kleinlaut und bescheiden ist nicht das Irrlicht in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge. Auch hieran knüpft der Dichter einen satyrischen Zug, aber nicht auf ein bestimmtes Alter, sondern auf die Menschheit überhaupt:

Ei, ei, er denkts den Menschen nachzuahmen,
Geh' er nur g'rad' in's Teufels Namen!

Anders verhält es sich mit der Schlange, welcher wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Nicht mit Unrecht benennt man gewöhnlich nach der grünen Schlange das Mährchen, wenn anders eine der Figuren darin vor den übrigen hervorgehoben werden soll; was der Dichter mit Bedacht unterlassen hat. Die Schlange ist in jeder Hinsicht der Träger des Mährchens; sowohl nach Seiten ihrer Thätigkeit, Hülfe und Auf-

opferung, als epiſche Geſtalt, als auch, und beſonders wegen ihrer ſymboliſchen Beziehung zu der Idee des Mährchens; Phantaſie, Herz und Vernunft werden in ihr von dem Dichter am höchſten beſchäftigt. Die Idee des Mährchens erkannten wir in dem Begriffe der Metamorphoſe, der Verjüngung, der Erneuerung und Erhöhung des Lebens. Die Schlange nun iſt in den Naturreligionen des Orients und auch Griechenlands das Symbol jener Ideen und was am nächſten damit zuſammenhängt. Es wäre eine ungeeignete Ausſtellung gelehrter Citate, wollte ich dieß aus der Geſchichte der Mythologie umſtändlich erörtern. Ich erinnere nur kurz an die Bedeutung der Schlange bei den Indiern, wo ſie als der Urgeiſt verehrt, und z. B. in der Pagode zu Dſchaggerath ſo abgebildet gefunden wird. Am deutlichſten iſt dieſe Idee abgeſpiegelt in der ägyptiſchen Vorſtellung der Schlange als Agathodämon, wonach ſie das Symbol der Unendlichkeit, der Geſundheit und Unſterblichkeit iſt. Damit verwandt iſt die Vorſtellung von der Schlange in in den eleuſiniſchen Myſterien als Weltſeele, Symbol des allgemeinen Lebens, der Reinigung und, was damit eng zuſammenhängt, der Metempſychoſe. Es iſt gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, daß während die Naturreligionen der Schlange dieſe dämoniſche, ſegnende Bedeutung beilegen, die moſaiſche Offenbarung, der ſchroffſte Gegenſatz aller Naturreligion, die Schlange als böſen Dämon und als Quelle des Fluches und des Todes hinſtellt; gewiſſermaßen in Oppoſition gegen den Naturkultus. Hier iſt die Schlange Symbol der Weisheit, nicht der Argliſt; Bewohnerin heiliger Orte, der Haine, Grotten und ſelbſt der Tempel, namentlich des Tempels des Apollo in Epidaurus, wohin, der Mythe zufolge, der Gott ſelbſt, als Gott der Heilkunde, in Geſtalt einer Schlange kam, welche, bei deſſen Abbildungen, ſich um ſeinen Stab windet. So iſt ſie auch dem Apollo, wenn er Orakel ſpricht, beigegeben; ſo dem Merkur und der Minerva. Dadurch, daß der Schlange dieſe mythiſche Vorſtellung von Haus aus beigegeben iſt, eignete ſie ſich vorzüglich zum poetiſchen Gebrauche; Symbol und Individuum gehen vollſtändig in einander auf. Die grüne Schlange im Mährchen wirkt und webt wie der Agathodämon der Landſchaft. Die reinliche, ätheriſche Art ihres Daſeyns — »am liebſten lebte ſie auf trockenen Bergwieſen, in hohen Felsritzen, genoß gern gewürzhafte Kräuter und ſtillte gewöhnlich mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt« — ihre Neigung, ſich den unterirdiſchen Tempel aufzuſuchen — die ſinnigen, orakelmäßigen Antworten auf die Fragen der Könige — ihr geheimnißvolles Einverſtändniß mit dem Alten mit der Lampe, das iſt es nicht allein, was ſie wie einen Dämon erſcheinen läßt: beides, Naturkraft und ſittliches Thun, gibt ihr eine myſtiſche Weihe. Sie bietet nicht nur den majeſtätiſchen Bogen ihres Leibes dem Wanderer zur Brücke dar, ſondern tritt auch als heilende Retterin und Helferin hinzu, ſchützt mit magiſchem Kreis den Leib des entſeelten Jünglings gegen die Fäulniß, und endet damit, daß ſie durch freiwillige Metamorphoſe ſich dem Ganzen aufopfert. Es iſt dieß die Vollziehung des höchſten ſittlichen Begriffes oder der Liebe. Doch hat die Schlange ſelbſt erſt eine innere Metamorphoſe erlitten, iſt in eine höhere Stufe ihres Daſeyns recht eigentlich verklärt worden, um zwei göttliche Wirkungen zu erfüllen. Dadurch nämlich, daß ſie, in Folge des von den Irrlichtern verſchleuderten und von ihr verzehrten Goldes *leuchtend* wurde. Dieſe Beziehung zum *Golde* und zum *Lichte* erhöht den philoſophiſch-ſymboliſchen Gehalt des ganzen Mythus, wie man dieſes Mährchen wohl nennen könnte. Nicht ohne Urſache

wurde bei den Alchymisten das Gold mit dem Leben und der Gesundheit in Zusammenhang gebracht. Das Licht weist sammt der Schlange nach der Weisheit des Orients zurück. Der Prinz sehnt sich nach den Wirkungen »des heiligen Lichts.« »Um des lieben Goldes willen und in der Hoffnung des herrlichen Lichtes hätte sie (die Schlange) alles unternommen, was man ihr auferlegte.« — »Was ist herrlicher als Gold! fragt der König. — Das Licht, antwortet die Schlange. — Was ist erquicklicher als das Licht? — Das Gespräch, antwortet diese.« — Das ist der »süße menschliche Genuß,« nach welchem die schöne Lilie in ihrem Banne jammert.

Diese Beziehung zum Lichte und zu den durch das Licht hervorgerufenen Farben benützt der Dichter, um das ganze Füllhorn seiner reichen Phantasie und ihren farbenreichen Schimmer durch die Schlange auf die ganze Gruppe auszuschütten. Hat doch unser Dichter unter allen Erscheinungen der von ihm warm umfaßten Natur sich am dauerndsten mit dem Lichte und den Farben beschäftigt. Am prächtigsten ist diese Lichtwirkung dargestellt in der Scene um Mitternacht, da die Schlange mit ihrem über den Fluß gespannten Bogen die ganze Landschaft färbt und erleuchtet. »Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunkeln Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die beweglichе Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber zogen.« Dieses Bild — dabei der staunende Fährmann in der Ferne — läßt sich an Kühnheit und Schönheit nur mit den gigantischen Bildern in Dante's Hölle vergleichen.

Mit der Auflösung der Schlange in einen Kreis leuchtender Edelsteine, welche in den Fluß gestreut die Grundpfeiler der Brücke werden, wird die mythisch-symbolische Anschauung von derselben verlassen; wie es denn zu den Eigenthümlichkeiten des Mährchens, als freier Schöpfung der Phantasie gehört, daß kein Bild mit der Consequenz eines logischen Begriffs festgehalten wird. Doch werden die Uebergänge nur durch die höhere allgemeine Idee, welche das Ganze trägt, für die Einheit des Ganzen vermittelt. Sonst findet sich der symbolische Gebrauch des Bildes von der Schlange, als Emblem der Verjüngung, bei unserem Dichter noch im hohen Alter, mit stolzer Anwendung auf seinen eigenen, von den Zeitgenossen verkannten und gekränkten Genius; ich erinnere an jene schöne Strophe (W. III. 373):

»Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!«
Das seh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif' ich sie sogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

An die Brücke, über welche die Völker, so wie Herden und Maulthiere bequem über den Fluß in den Vorhof des Tempels ziehen, und die Wanderer den Tempel besuchen, überhaupt an alle die Vorstellungen und Bilder, welche sich an den Tempel knüpfen, reiht sich ein neuer Kreis von Ideen, welche mit den bisher betrachteten lose, nur

durch den leichten Faden der Phantaſie verbunden ſind. Wenn die Schlange ſich als Symbol des das Mährchen durchdringenden naturphiloſophiſchen Gedankens von der natürlichen Verjüngung und Wiederherſtellung gezeigt hat, ſo iſt der Tempel mit ſeinem Inhalt in Verbindung mit der Brücke Emblem eines ſittlichen, kulturhiſtoriſchen Begriffes. Die Brücke ſpricht die Verbindung der Länder und Völker, alſo einen Gedanken der Civiliſation aus. »Gedenke der Schlange in Ehren,« ſagte der Mann mit der Lampe zu dem neuen Könige, »du biſt ihr das Leben, deine Völker ſind ihr die Brücke ſchuldig, wodurch dieſe nachbarlichen Ufer erſt zu Ländern belebt und verbunden werden.« Noch deutlicher iſt dieſe Seite des Mährchens in der Zeichnung der Könige im Tempel, dem Schickſale des vierten Königs, der Einweihung des Prinzen, in der Geſtalt und dem Geſchicke des Rieſen, und vor Allem in dem Alten mit der Lampe ausgeſprochen. Um den Dichter zu verſtehen, gehört allerdings die vorurtheilsfreie Betrachtung ſeiner in den übrigen Schriften ausgeſprochenen Anſichten, Ueberzeugungen und Maximen über den Menſchen und die Menſchheit, denn dieſe ſind im Grunde überall dieſelben. Alles aber, was man vom Dichter zunächſt fordern darf, iſt, daß er ſich ſelbſt treu bleibe, daß Wahrheit und Ueberzeugung ihm heilig ſei. Hier, in Goethe's großer Anſicht von Leben und Welt liegen die ſittlichen Geheimniſſe, welche das Mährchen in ſich ſchließt. Ein Geheimniß liegt auch nur in ſofern darin, als der Dichter die Wahrheit nicht in Begriffen, ſondern in Geſtalten und Handlungen oder ſymboliſchen Bildern vor den Geiſt führt. Hier ſei im Allgemeinen an denjenigen Kreis ſymboliſcher Darſtellungen ſittlicher Begriffe erinnert, welchen Goethe in der Zeit vor der franzöſiſchen Revolution und im Geiſte jenes ganzen Zeitalters von dem Freimaurerorden entlehnte. Man darf wohl, auch ohne Freimaurer zu ſeyn, und vielleicht auch wenn man es iſt, auf dieſe, von Niemand in Abrede geſtellte Beziehung unſerer klaſſiſchen Schriftſteller zum Maurerthume zurückgehen. Gervinus hat dieſem Punkte einige Seiten gewidmet (V. 274—276). Ich habe bei Gelegenheit des Streites über Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts daſſelbe ſowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf Leſſings Verhältniß zur Freimaurerei angedeutet [1]). Hier zeigt ſich nun der Unterſchied des Dichters von der vorwiegend zerlegenden, ſcharfen Verſtandesthat. Während Leſſing, wie nach ihm andere Denker, namentlich K. G. F. Krauſe, mit dem Orden zerfielen, letzterer ihn ſeinen philoſophiſchen Ideen anpaſſen und von Grund aus reformiren wollte — ſehen wir Goethe, von der Zeit an, da er in den Orden trat [2]), ihm bis an ſeinen Tod treu bleiben. Er war es, »welcher den Großherzog Carl Auguſt den maureriſchen Hallen zuführte, und mit dem edlen, zartſinnigen Herzog Ernſt von Gotha langjährige vertrauteſte Maurerverbindung unterhielt,« wie ſein Freund, der Kanzler von Müller, in der ihm in der Loge zu Weimar den 9 Nov. 1832 gehaltenen Trauerrede berichtet. Goethe feierte noch (den 25. Juni 1830) ſein maureriſches Jubiläum, wobei er den Gruß der Brüder mit dem Spruche erwiderte, welchen uns die genannte Rede überliefert:

So, die Menſchheit fort zu ehren,
Laſſet, freudig überein,
Als wenn wir beiſammen wären,
Kräftig uns zuſammen ſeyn!

---

1) Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts kritiſch und philoſophiſch erörtert. Berlin, 1841. S. 160 ff.

2) »Ich bin Freimaurer geworden. Was ſagſt du dazu?« Goethe an Lavater, 3. Juli 1780. (Briefe Goethe's an Lavater. Zürich, 1833. S. 92.)

Wie herrlich sind die wenigen Lieder und Gedichte, welche uns unter der Ueberschrift »Loge« (W. III. 69—75) aus diesem seinem Verhältnisse übergeben wurden, goldene Zeugnisse und Belege zu der Wahrheit, daß Goethe es mit seinem »offenbaren Geheimniß« ernst und aufrichtig meinte, weil er als Dichter und als Maurer ganz derselbe war. Demselben Verhältnisse verdanken wir die schöne Dankrede »zum brüderlichen Andenken Wielands« (W. XXXII), und wie sehr würde die Loge zu Weimar alle Freunde Goethe's und der Literatur sich verbinden, wenn sie die in ihrem Archive aufbewahrten, vom Kanzler von Müller noch besonders (S 17) angeführten Dankreden Goethe's auf Ridel, Jagemann, Müller und andere Brüder der Oeffentlichkeit übergeben wollte! Denn nicht weil er das Dunkel liebte schloß sich Goethe dem Orden an. Dieß läßt sich nicht treffender und edler ausdrücken, als nach der von mir hier benutzten authentischen Quelle. »Der Begriff, daß große und edle Zwecke nur durch ein treues Zusammenwirken vieler Gleichgesinnten erreicht werden können (drückt sich Hr. v. Müller S. 16 aus), daß jede höhere Wahrheit eines sinnlichen Symbols, jede gemeinsame Thätigkeit streng geordneter Formen und Regeln bedürfe, war ihm eigenthümlich, ging aus seiner vollsten Ueberzeugung, aus seinem tiefen Studium der Geschichte und der Natur hervor. Diesen Begriff zu befestigen, auch im Maurerbunde zu bethätigen, hat er nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gelassen.« Diese Worte dienen auch zur Erklärung eines von Goethe (unter den Brüdern) einst ausgesprochenen Wortes: »daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich seyn kann, sich im Ganzen zu fühlen.«

Diese Billigung edler, schöner und ahnungsvoller Symbole, nicht bloß für eine bestimmte Verbindung, sondern für die Erziehung der Völker aus rohem und sinnlichem Zustande zu höheren Begriffen, mächtigen, leuchtenden Ideen, dem Glauben an einen über Alles waltenden Gott, zur Tugend und zur Hoffnung auf die Fortdauer unseres Daseyns, gereinigt von den frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, wie von den falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit — diese Denkart findet sich klar und entschieden in Goethe's Rede auf Wieland ausgesprochen. Und dieß ist für das allgemeine Verständniß Goethe's als Dichter wichtig. Kunst und Natur, Natur und Geist spiegeln sich symbolisch einander bei ihm ab. Wenn er zuweilen gegen Symbolik die Pfeile seiner Ironie abdrückt, so ist es nur gegen die Verzerrungen einer dem Leben und der Natur abgewandten todten Wissenschaft, einer verkümmerten Auslegesucht, deren Gegenstand zu seyn er sich selbst oft gefallen lassen mußte. So heißt es in den zahmen Xenien:

Die geschichtlichen Symbole — —
Thöricht, wer sie wichtig hält;
Immer forschet er in's Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

Oder:

Suche nicht verborg'ne Weihe,
Unter'm Schleier laß das Starre!
Willst du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich in's Freie.

Zeugniß höherer Symbolik dagegen bei Goethe gibt vor Allem sein Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre;« und wenn die viel jüngere Fortsetzung: »Die Wanderjahre,« an künstlerischer Durcharbeitung den Lehrjahren weit nachstehen, entschädigen sie reichlich durch den in großen

Symbolen niedergelegten Ideenschatz. Oft schon hat man in dem geheimen Bunde der Erziehenden in diesem Romane Reflexe von Goethe's Verhältniß zur Freimaurerei gefunden. Doch dürfte dieses Hineinspielen mystischer Verbrüderung nur die äußere Seite dieses Verhältnisses ausmachen. Die innere, wichtigere Seite dürfte in der Anwendung der Idee eines allmähligen, natur- und sachgemäßen Stufengangs der Erkenntniß von den Eingeweihten des Bundes auf die sociale Menschheit im Ganzen in Goethe's Schriften liegen. Durch Goethe's sämmtliche Lebensweisheit zieht sich die Anschauung eines Gegensatzes von Meister und Jünger, symbolisch ausgedrückt, von Lehrjahren und Meisterjahren, und der zwischen beiden liegenden Uebergangszeit oder Entwickelung der Wanderjahre; mit der Idee im Hintergrunde, daß auch der Meister nie fertig wird, und die Meisterjahre von dem Einzelnen nicht erreicht werden. Die Wahrheit kann nicht wie eine Münze von Hand zu Hand gehen oder ausgetauscht werden; jeder muß sie von neuem, jeder muß sie von selbst finden; aber um sie zu finden, muß er einem Meister folgen.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn,
Weil ihm zu dienen ist dir Gewinn.

Jener didaktisch-pädagogische Gegensatz der Philosophen des Alterthums zwischen dem esoterischen und exoterischen Vortrage ist es; welcher vielfältig von Goethe ausgesprochen und geübt ist. Nicht als eine künstlich gedachte, auf Herrschaft des einen Theils oder eines Standes über einen anderen berechnete Unterscheidung, sondern als eine solche, welche durch die inneren Unterschiede der Kultur der Menschen unaufhörlich gegeben ist und immer von neuem aufgehoben werden soll. Damit hängt zusammen, daß der Meister nicht alle Wahrheit und zu aller Zeit sagen dürfe; was Lessing in Ernst und Falk als einen der Grundsätze der Maurerei ausspricht *), und das bei Goethe so oft bald ernst, bald ironisch zu verstehen gegeben wird:

Das Beste, das du wissen kannst,
Darfst du den Leuten doch nicht sagen.

Es ist das »offenbare Geheimniß,« welches in unserem Mährchen der Alte mit der Lampe für das wichtigste erklärt. Zu der Idee der Loge, als eines unsichtbaren Menschenbundes, gehört ferner der Begriff der Tradition, ohne welchen es überhaupt keine Kultur gibt. Goethe hält diese beiden Seiten fest, den Zusammenhang mit der Vergangenheit, die Dauer im Wechsel und die Bildung des Individuums in's Unendliche, die ewige Werdelust. Er nennt es ausdrücklich »Metamorphose« im höheren Sinne, durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, mit Hinweisung auf Dante (W. XLIX. 44). Der Begriff der Bildung ist bei Goethe ein sittlicher Begriff, ruhend auf einer Anschauung des Lebens in der Natur, d. i. der Anschauung und Idee der Metamorphose. Ihm ist jener Gegensatz von Meister und Jünger, von exoterischem und

*) Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.
Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimaurer bist?
Ernst. Ich?
Falk. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.
Ernst. Aber doch sagen könnte.
Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

esoterischem Wissen, nicht im Starren, sondern in lebendiger heiterer Bewegung anschaulich. So könnte man wohl sagen, daß Goethe's Poesie und Philosophie an die Idee und das Wesen der Freimaurerei sich anlege, und andererseits, das seine Freimaurerei nur die Idee der Menschheit symbolisch auszusprechen bestrebt sei; er selbst eine Art Großmeister einer unsichtbaren Loge der Menschheit.

In diesem Sinne ist es, daß wir in einigen symbolischen Bildern und Allegorien des Mährchens Anklänge von Goethe's Freimaurerei wieder erkennen möchten; ja, aufgenommene Freimaurer haben bereits ohne Umschweife darauf hingewiesen. In wiefern nun die allgemeinere Seite dieser Beziehung mit dem Besonderen, Formellen verschmolzen, mögen Eingeweihte beurtheilen. Einiges davon ist an sich schon deutlich genug. Der Tempel spricht für sich selbst. Der Alte mit der Lampe, weit entfernt, eine für sich allein stehende Allegorie zu seyn, wird nur durch ein gewisses pädagogisches Verhältniß zu den Jungen, namentlich der schönen Lilie und dem Prinzen, für die Idee des Ganzen bedeutend; er ist der Mystagoge des Tempels und zugleich Lehrer und Wegweiser der Uebrigen. Die schöne Lilie legt dieses kindliche Verhältniß durch die Aeußerung ihrer Dankbarkeit in Liebkosungen und Worten an den Tag. »Heiliger Vater,« ruft sie ihn an. Das Licht, dessen allegorische Bedeutung wir schon bei der Schlange, in der Beziehung zum Golde, erfaßten, ist mit bedeutungsvollen Eigenschaften an seine Lampe geknüpft. »Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf« — ist ein paradoxer, aber nicht unauflöslicher Ausspruch; er hat, wenn irgend einen, nur den pädagogischen Sinn, daß Licht Licht voraussetzt, wie Leben das Leben, wie die Sonne das Auge fordert:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft —

Ueber alle Zweideutigkeit erhaben ist jedoch die Rede des Alten, in welcher er die Bedeutung der Könige erklärt. »Drei sind, die da herrschen auf Erden; die Weisheit, der Schein und die Gewalt.« — »Die Liebe aber herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.« Die Bildung wird der Herrschaft so als das Höhere entgegengesetzt; wenigstens so lange die Herrschaft nicht auf der Weisheit allein, sondern zugleich auf dem Scheine und der Gewalt beruht. Herrschaft und Bildung werden einander im Allgemeinen entgegengesetzt, wie die sichtbare reale Macht des Staates und die unsichtbare Wirkung der auf das Ganze der Menschheit und des Menschen gehenden Bildung und Erziehung.

In den von Krause mit einer Uebersetzung und einem Commentar herausgegebenen »drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft« (Dresden, 1810), und zwar in der zweiten Kunsturkunde *), kommt folgender Dialog zwischen dem Meister und dem Lehrling vor (S. 208):

M. »Was unterstützt eure Loge?«
A. »Drei große Pfeiler.«
M. »Welches sind ihre Namen?«
A. »Weisheit, Starke (Kraft, engl. strenght) und Schönheit.
M. »Wer stellt den Pfeiler der Weisheit vor?«
A. »Der Meister im Osten.«

*) »Die älteste und ächte, durch ununterbrochenen Gebrauch der Logen überlieferte und noch jetzt gebräuchliche Lehrlingslection, welche gewöhnlich die älteste Aufnahmacte zum Freimaurer oder auch der älteste Lehrlings-Katechismus genannt wird.« Das. S. 130. Die Aechtheit jeder dieser Urkunden haben wir nicht zu vertreten, für unseren Zweck genügt es, daß sie freimaurerische Weisheit enthalten.

M. »Wer ſtellt den Pfeiler der Stärke vor?«
A. »Der älteſte Aufſeher im Weſten.«
M. »Wer ſtellt den Pfeiler der Schönheit vor?«
A. »Der jüngere Aufſeher im Süden.«

Dieß wird, mit Hinweiſung auf die Arbeiten der drei genannten Beamten, weiter ausgeführt. Als mir dieſe Stelle in's Auge fiel, wurde ich betroffen von der Aehnlichkeit dieſer allegoriſchen Auffaſſung der drei Pfeiler mit der der drei Statuen im Tempel des Mährchens. Die Aehnlichkeit iſt ſo frappant, daß man ſie ſchwer für einen reinen Zufall halten möchte; denn ſie iſt eine zwiefache, eine innere und eine äußere. Man glaubt den Alten mit der Lampe zu hören, wenn er, bei »dem Lichte der aufgehenden Sonne« zwiſchen den Jüngling und die Jungfrau tretend, mit feierlicher Stimme anhebt: »Drei ſind, die da herrſchen auf Erden —« Es würde allerdings immer nur eine freie Uebertragung bedeuten, aber wobei der Geiſt des Originals nicht geändert iſt. Die ſpezifiſche Allegorie der Pfeiler der Loge wäre dann allgemeiner auf die Pfeiler des ſocialen Baues im Staate übertragen, dem ſich ein Zug von Ironie beimiſcht. Die Könige des Mährchens: Weisheit, Gewalt und Schein, entſprechen ganz der lebendigen Allegorie der Loge: Wisdom, strenght, beauty. Nur ſteht für Schönheit: Schein Beides iſt verwandt, weiſet wenigſtens auf einander hin, wie Inneres und Aeußeres. Der Schein iſt die Schönheit, in ſofern ſie erſcheint; in ſofern gilt auch die Schönheit für Schein. Der Dichter hat aber auch auf die Bildung, durch die Liebe, hingewieſen, welches die innere Schönheit, welche eins iſt mit der Güte, ſelber iſt. Die Herrſchaft ſtellt das Reale vor, die Bildung das Ideale. Zuſammengefaßt alſo und in der Idee ſagen die beiden Allegorien das nämliche aus. Und ſo hat auch Krauſe im Commentar zu jener Allegorie dieſelbe auf das Ideal der Menſchheit im Fortgang ihrer Entwickelung bezogen. »Wir ſehen hierin,« ſagt er im Verfolge, »unſere Vorfahren mit dem reinen Menſchengeiſte der edleren Griechen übereinſtimmen, welche zur ſittlichen Güte auch ſittliche Schönheit verlangten, indem ſie die ganze ſittliche Vollendung in Einem Worte: Kalagatheia, Schönheit — und — Güte (oder Schöngüte) zuſammenfaßten.« Daher hat dieſes »Grundſymbol« in der, den drei engliſchen Kunſturkunden vorangeſtellten »höheren Vergeiſtigung der altengliſchen Freimaurerei,« deren Beſtreben dahin geht, »die Idee des Menſchheitbundes« zu entwickeln, eine vorzügliche Stelle bei Krauſe erhalten. Dieſe Idee des Menſchheitbundes iſt eine offene Freimaurerei, als eine »Wiedergeburt und Höherbildung der Staaten, der Religionsgeſellſchaften, der Wiſſenſchaften und Künſte in Europa« (S. XII). Da heißt es von dieſem »Grundſymbole der drei großen Pfeiler,« welche die Loge tragen (S. 25): »Daß Wiſſenſchaft, Kunſt und Stärke Theile der ewigen und zeitlichen Beſtimmung der Menſchheit ſind, weil ohne Weisheit, Stärke und Schönheit der ganze ungetheilte Menſch und die ganze ungetheilte Menſchheit weder leben, noch ſich ausbilden könnte, ja ſogar der Bau alles menſchlichen Lebens ohne ſie augenblicklich ſtill ſtehen müßte.« So nahe berühren ſich hier der Philoſoph und der Dichter. In der That, wir wollen dieſen an ſich bemerkenswerthen Umſtand, daß die Weihe des jungen Königs im Mährchen an die Liturgie der Aufnahme eines Freimaurers in den Bund erinnert *), nicht in erſte Reihe ſtellen; die mau-

*) Die Formel: Weisheit, Stärke, Schönheit, findet ſich noch jetzt in den Aufnahmeliedern der Freimaurer; ſo z. B. in einer Sammlung aus dem Archive einer Loge in Breslau (1843).

rerische Allegorie wird bei dem Durchgange durch den Geist des Dichters doch wieder nur eine Allegorie höherer Ordnung; für den klar ausgesprochenen Gedanken können wir seine allegorischen Träger, die »drei heiligen Bildsäulen,« ganz fallen lassen; »das Reich der Väter« ist so wenig ein bestimmtes Reich auf dem Erdboden, als die metallenen Bilder Könige sind: das Leben der Menschheit und in der Menschheit ist es, in welchem Weisheit, Kraft und Schöne die Herrschaft führen (nur allzuwahr), die Liebe aber allein bildet. Wer da weiß, welch einen Reichthum von Bestimmungen aus den Gaben der Natur und der Kunst Goethe in die Idee der Bildung faßt, so daß es die Blüthe und Frucht alles menschlichen Lebens und Strebens in sich enthält, kann nicht zweifeln, daß, dem Gehalte nach, die Spitze des Mährchens in jenem Worte enthalten ist.

Der Dichter hat, im Kontraste zu der feierlichen Wirkung der drei Könige, von welchen der Prinz Schwert, Zepter und Krone erhält, eine vierte Figur daneben gestellt, welche durch ihr komisches und halb tragisches Schicksal den Grundgedanken verstärken hilft. Dieser vierte kolossale König ist eine Mischung der drei Metalle, Gold, Silber und Erz, aus denen die Brüder im Einzelnen gebildet sind; allein beim Gusse scheinen diese Materien nicht recht zusammengeschmolzen zu seyn, goldene und silberne Adern laufen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch, und geben dem Bilde ein unangenehmes Ansehen. Dem entspricht sein durchgehender Unmuth, seine Verstimmung, seine dumpfe Gleichgültigkeit gegen das, was um ihn vorgeht. Da er, im Augenblicke, ehe der Tempel sich erhebt, mit stotternder Stimme den Alten fragt: »Wer wird die Welt beherrschen?« erwiedert dieser mit Nachdruck und Bedeutung: »Wer auf seinen Füßen steht.« — »Das bin ich!« sagte der gemischte König. — »Es wird sich offenbaren,« sagte der Alte. — Als darauf der Alte mit der Lampe sprach: »Drei sind, die da herrschen auf Erden« — und die drei Könige sich einer nach dem anderen erhoben, setzte der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt nieder. Die Irrlichter, welche über den goldenen König keine Macht hatten, waren nämlich an den gemischten herangeschlichen, und hatten auf eine geschickte Weise die goldenen Adern des kolossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs Innerste herausgeleckt. Das Bild brach zusammen, und »leider gerade an den Stellen, die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt« — er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, er war unförmlich zusammengesunken. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehen. Wohlmeinende Bescheidenheit breitete nun eine prächtige Decke über den zusammengesunkenen König, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf aufzuheben.

Dieses Bild spricht durch sich selbst. Dieses geborgte, unnatürliche, gemischte, zusammengesetzte Daseyn — das Gegentheil und die Verzerrung jeder echten Naturbildung — kann auf seinen Füßen nicht stehen bleiben; wenn die spitzen Flammen der Irrlichter die geliehenen Goldadern herausgeleckt, bricht das Ganze zur Unform zusammen, ein Bild des Jammers oder des Lachens. Man muß es vor dem Anblicke der Menge verhüllen, weil es nur geeignet wäre, die schlummernde Unnatur herauf zu wecken.

Ein Seitenstück zu dieser tragikomischen Gestalt ist endlich die des Riesen, welcher sich jeden Morgen am Flusse badet und die Gegend unsicher und unbewohnbar macht. Die allegorische Bedeutung davon ist nicht zu verkennen. Mit den Riesen, als Geburten der Einbildungskraft, verbindet sich die Vorstellung des bei einem relativ Größten Stehengeblie-

benen, in seiner Entwickelung Gehemmten und des Mißverhältnisses zwischen dem Inneren, dem Geistigen, und dem Aeußeren. Der Riese nimmt daher an der allgemeinen Verjüngung nicht Theil; seine Verwandlung besteht am Ende nur darin, daß er fixirt und dadurch unschädlich gemacht wird. So wird diese Ungestalt Symbol sittlicher Verzerrung; es ist die Masse, im Gegensatze zur Seele, zur Intelligenz »Er, der Riese, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohhalm, seine Schulter würde keinen Reißbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja alles.« Welche Ironie und welche Wahrheit! Es gab und gibt noch in der Geschichte Riesen, d. h. Massen, Kolosse, welche weniger durch sich selbst, als durch ihren Schatten, d. h. den durch ihre Masse hervorgerufenen Wahn wirklicher Macht und Stärke auf die Welt einwirken. Doch auch hier hüthe man sich, eine geheime Beziehung zu den Zeitereignissen, d. h. zur französischen Revolution sehen zu wollen; dieß verbietet schon der fröhliche Humor, der sich am meisten in der Behandlung des Riesen ausspricht, noch mehr aber der Zusammenhang des Ganzen. Er ist eben, im Geiste der ganzen Dichtung, ein Symbol für alle Zeiten und Länder. Aber auch so muß der Riese, wenn auch retardirend, zur Entwickelung des Ganzen beitragen. Zuletzt aber, da der Tempel am Flusse steht, die Brücke gebaut ist, zahllose Wanderer hinüberschreiten und der aus dem Schlafe erwachte Riese mit dem Schatten seiner ungeheuren Fäuste Unheil unter dem Volke anrichtet, erfährt dieser ohnmächtige Mächtige — wenn man so sagen darf — eine seiner würdige Metamorphose. Der Riese wird in eine kolossale Bildsäule von röthlich glänzendem Steine verwandelt, und indem er durch seinen Schatten, als Sonnenuhr, die Stunden zeigt (diese bilden in edeln und bedeutenden Bildern einen Kreis auf dem Boden um ihn her), wird er nicht bloß nützlich, sondern gewährt auch noch den befriedigenden Anblick eines in großen Verhältnissen ausgeführten Kunstwerks. »Nicht wenig erfreut sich der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen.«

So spiegelt diese Bestimmung des Riesen den Sieg der Kultur über die rohe Natur und die stupide Materie ab, wie die Caryatyden als Träger und Zierde der Paläste und Tempel das Zurückweichen der rohen Macht vor der siegreichen Kultur andeuten. Mit dieser Zusammenfassung des Grundgedankens schließt das Mährchen. Irren wir nicht, so liegt übrigens auch dieser, scheinbar rein phantastischen Wendung eine reale Reminiscenz zum Grunde. Der Riese, welcher als kolossale Bildsäule durch seinen Schatten den Stand der Sonne anzeigt, erinnert an den großen Obelisken des Sesostris in Rom, »dieses älteste und herrlichste vieler Monumente,« wovon Goethe in der italienischen Reise (W. XXIX. 77) anführt, daß er in Rom zu Ehren Augusts aufgerichtet war, und als Zeiger der großen Sonnenuhr stand, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Der lebhafte Antheil, welchen dieses, in seiner Zerstörung noch herrliche Monument dem Dichter einflößte, erklärt diese Reminiscenz hinlänglich.

G. E. Guhrauer.

Die Gräber bei Oberflacht am Berge Lupfen.

(Zweiter Bericht.)

Unsere Erwartungen sind nicht getäuscht worden. Nachdem wir (der k. würtembergische Hauptmann v. Dürrich und ich für den würtembergischen Alterthumsverein in Stuttgart), wie Sie bereits aus meinem früheren Berichte (Jahrb. CXV. Bd. Anz. Bl. S. 42) wissen, im Frühjahr 1846 die ersten Ausgrabungen auf dem Grabfelde bei dem Dorfe Oberflacht auf der Nordseite des Berges Lupfen im würtembergischen Oberamte Tuttlingen versuchsweise unternommen, haben wir im Herbste nach Abräumung der Felder das ganze Grabfeld erschöpft und Funde gemacht, die durch ihre Neuheit überraschen. Noch nie sind ähnliche Grabfunde gemacht oder wenigstens nicht bekannt worden. Diese Funde dürften aber gerade in gegenwärtigem Zeitpunkt um so mehr Interesse erregen, als sie geeignet sind, Einiges zur Entscheidung, vielleicht auch zu noch größerer Verwirrung der Streitfrage beizutragen, welche sich zwischen den Herren Thiersch und Markgraff einer- und den Herren Koch und Metzger anderseits in Betreff der berühmten Nordendorfer Gräber erhoben hat. Bei der Ungewißheit, in der sich noch so viele Alterthumsforscher befinden, wenn sie keltische und germanische Dinge unterscheiden sollen, ist es gewiß von Werth, daß endlich einmal unzweifelhaft heidnisch-germanische Gräber gefunden worden sind, die sich von den sogenannten keltischen aufs Bestimmteste unterscheiden.

Wir deckten etwas über fünfzig Gräber auf, von denen jedoch nur vierzig ergiebig waren. Alle enthielten Särge von Eichen- oder Birnbaumholz, wie die bereits beschriebenen, in der Regel 6 — 7 Fuß tief in einer zähen blauen Lette, nicht in regelmäßigen Reihen, sondern in Gruppen vertheilt, ohne Ausnahme mit den Füßen gegen Osten gekehrt. Die Särge bestanden fast alle aus gespaltenen und in der Mitte trogartig ausgehöhlten Baumstämmen. Oben waren regelmäßig zwei Schlangen ausgezimmert, deren vorstehende, mit Zähnen, Ohren und Hörnern bewaffnete Köpfe dem Deckel als Handhaben dienten. Diese Schlangen fehlten nur an den Särgen, in denen weibliche Leichen lagen, einen ausgenommen. Einige Särge waren wie Bettstätten zierlich gezimmert, auch wohl in mehrere Verschläge abgetheilt. Einer stellte sich wie ein kleines Haus dar, über dessen Giebeldach sich die beiden Schlangen ringelten.

Außerhalb der Särge zeigte sich hier und da oben aufgelegt eine hölzerne Flasche oder Schüssel, zur rechten Seite einmal eine Lanze, zur linken einmal ein Schild; zu Füßen öfters ein hölzerner Leuchter (Lichtstock), von derselben Form, wie sie noch jetzt in der Gegend üblich sind, und ein irdener Krug. Unter einem Sarge fanden wir einmal zwei dünne Haselgerten, wohl von sinnbildlicher Bedeutung.

Im Innern der Särge lagen die Gerippe auf Laub, Stroh oder Moos. Ein Sarg enthielt des Mooses, auf dem eine weibliche Leiche gebettet lag, so viel, daß wir einen ganzen Korb damit füllen konnten, und es war noch so frisch, als wäre es kaum vor einem Jahre aus dem Walde gesammelt worden. Die meisten Gerippe waren von der Zeit zerstört, doch drei männliche und ein weibliches haben wir erhalten und aufbewahrt. An dem weiblichen Gerippe, das auf dem vielen Moose lag, hatte sich noch eine Menge rothes Haar in sehr gutem Zustande erhalten, und es fand sich dabei eine kleine Haarnadel, ganz so wie die heutigen von feinem Draht geformt, nur daß an ihrer Gabel auch ein kleiner Stiel ist. Die Gerippe hatten keine ungewöhnliche Größe; nur eines

fiel auf, indem ein Schenkelknochen desselben von ansehnlicher Dicke und 1 Fuß 7 Zoll lang war.

Von Bekleidung fand sich wenig. Nur Fetzen von Wollentuch zweierlei Gattung, die entweder die Scham des Todten oder eine kleine Holzschale zudeckten oder als Futter von Lederwerk gedient hatten. Die eine Gattung war sehr grob und einfach gewebt, die andere Gattung war feiner und dichter, das Dessin waffelförmig. Von beiden Arten fanden sich in mehreren Särgen ganz übereinstimmende Bruchstücke, woraus hervorgeht, daß diese beiden Tuchgattungen vorzugsweise und vielleicht in derselben Gegend lange ausschließlich heimisch waren. Mit dieser Armuth an Tüchern scheint der Fund eines fein geäumten Bändchens von Seide zu contrastiren, allein die Kleinheit dieses Bändchens kann anderseits beweisen, daß es als etwas seltenes und werthvolles galt. Von Lederwerk fand sich weit mehr vor, und zwar drei Paar äußerst zweckmäßig, wie Schuhe den ganzen Fuß umschließende und mit Bändern zugebundene Sandalen; ein Paar Handschuhe, deren Leder, um die obere Seite der Hand möglichst vor Hieben zu schützen, dichtgefältelt war; die Reste einiger Lederkappen, einzelne Riemen und Fetzen in Menge. Von dem eigentlichen Kleide war nirgends etwas wahrzunehmen, allein die Brochen von Bronze, die wir fanden, dienten offenbar nur zur Befestigung von Gewändern; die Letztern sind also wohl den Todten mitgegeben, aber vielleicht von einem leicht zerstörbaren Stoffe gewesen. Ein brauner Brei, der sich öfters um die Gerippe und beim Lederwerk fand, schien aufgelöstes Tuch zu seyn. Außer dem weiblichen Kamm, dessen ich bereits in meinem ersten Berichte gedacht habe, fanden wir auch noch einen mit doppelten Zähnen bewaffnet am Hinterkopfe eines Mannes, und zwar nicht gekrümmt nach der Form des Schädels, sondern gerade. Das läßt auf einen sehr eigenthümlichen Kopfputz der Männer schließen.

An Waffen erbeuteten wir fünf Schwerter, drei Lanzenspitzen, sechs Messer, eine Menge Bogen und Pfeile. Die Eisenwaffen fanden sich fast ausschließlich in den obern Gräbergruppen, die Bogen und Pfeile in den mittleren, die weiblichen Schmucksachen in der unteren. Es scheint also, daß hier Stände- und Geschlechtsunterschiede obwalteten. Die Eisenwaffen bezeichnen vielleicht Herren oder Freie, die Bogen und Pfeile nur Knechte. Die Schwerter lagen immer an der rechten Hüfte (nur ein einziges links) und waren alle von Eisen, nur $2^1/_2$ Fuß lang, breit und zweischneidig; die Scheide von Holz, mit Leder überzogen und wenigstens oben mit Birkenbast zierlich umwunden. Im Innern einer Scheide zeigten sich Spuren von Pelzbesatz. Eine der schönen eisernen Lanzenspitzen war mit vergoldeten Nägeln an den mit einem dünnen Lederriemen spiralförmig umwickelten Schaft befestigt. Der ovale Schild war von Holz mit einem Kitt und dieser wieder mit Leder überzogen. Neben einem Messer fand sich noch der schon stark gebrauchte Schleifstein. Die sechs Fuß langen und starken Bogen sind sämmtlich von Eibenholz und höchst zweckmäßig geformt, wie auch die $2^1/_2$ Fuß langen Pfeile, von denen je drei bei jedem Bogen, und zwar immer zur Rechten des Gerippes lagen. Man erkennt an den Pfeilen noch unten den Kitt, mit dem die Befiederung befestigt war. Oben sind sie dicker; das Ende fanden wir einigemal zinnoberroth gefärbt, aber die eigentliche Spitze fehlte. Wir fanden nur kleine Stiftchen, womit sie an das Ende des Pfeils befestigt gewesen. Ohne Zweifel war sie also von einem leicht auflösbaren Stoffe und schwerlich von Metall. Im Sarge eines Todten, dem der abgelöste Kopf zwischen die Füße gelegt war, fand sich der Bogen mit drei scharfen

Hieben in regelmäßigen Abständen zerhauen, vielleicht zur Schmach. Die Schnallen in mehreren männlichen Särgen waren meist von Bronze, bald größer, bald kleiner, und gehörten theils zum Gürtel, theils zum Schwertgehänge. Einige waren auch von Eisen, die eine sehr große Schnalle mit vergoldeten Knöpfen, eine kleinere mit Purpurglasstückchen besetzt.

Der merkwürdigste Sarg war die 7 Fuß tief liegende, 11½ Fuß lange und 3½ Fuß breite, kunstreich gezimmerte Bettstatt eines wahrscheinlich edlen Jünglings. Das männliche Gerippe verrieth wenigstens noch ein zarteres Alter. Sein Kopf neigte sich auf die rechte Seite und ruhte auf einem schönen Schwert und auf einer Zither oder Geige (Fidel), die beide zugleich in seinem rechten Arme lagen. Mit Freude begrüßten wir in diesem musikalischen Instrumente, dessen Hals und Resonanzboden noch gut erhalten sind, das älteste Denkmal schwäbischer Sängerkunst. An seiner linken Hüfte trug er ein großes, unten schwach gekrümmtes Messer in einer von Vergoldung strahlenden Prachtscheide, die noch einmal so breit, als das Messer selbst, eine fast sarazenische Form darbietet. In der zweiten Kammer des großen Sarges ihm zu Füßen lagen Reste eines Sattels, eines Pferdebrustgurts mit zwei wappenförmigen Schildchen, ein gut erhaltenes Pferdgebiß und die höchst kunstreichen Beschläge des geschwundenen Riemenwerks, welche theils von Bronze die schönste getriebene Arbeit, theils von Eisen die elegantesten Verzierungen in aufgelegten Silberdrähten zeigen, und unter denen besonders zwei große Rosetten sich durch ihre Schönheit auszeichnen. In der dritten Kammer desselben Sarges lag ein sinnbildlicher Todtenschuh, doch anders geformt, als die beiden schon in meinem früheren Berichte beschriebenen, nämlich ohne Verzierung und nur ein schön modellirtes Abbild eines natürlichen, etwas kleinen oder jugendlichen Fußes. Dabei ein Lichtstock mit zwei Feuersteinen und eine Holztafel mit eingeschnittenen Verzierungen, leider keine Runen.

Auch noch in einem andern Sarge fanden wir zwei Todtenschuhe, dem letzterwähnten gleich. Alle diese Schuhe kamen nur in männlichen Särgen vor. — Zu den Waffen ist vielleicht noch eine schwere Steinkugel zu rechnen, die wir im Schutt über einem Todtenbaume fanden, und die vielleicht zum Schleudern gedient hat. Ferner mehrere lange und dicke Stäbe in männlichen Särgen der niedrigsten Kategorie.

In den weiblichen Gräbern fand sich nicht bloß Schmuck, sondern auch Arbeitsgeräth. Die größte Aufmerksamkeit verdient ein vollständiges Webgeräth, das aus vierzehn wohlerhaltenen und sauber zusammengelegten Stücken bestand; leider läßt es sich ohne Abbildungen nicht wohl klar genug beschreiben, und muß ich Sie auf die illustrirte Beschreibung verweisen, welche von Seite des würtembergischen Alterthumsvereins im nächsten Jahre wird herausgegeben werden. In zwei Särgen fanden sich auch noch andere, ohne Zweifel zu weiblichen Arbeiten dienende Geräthe, ohne daß wir ihre nähere Bestimmung anzugeben wüßten. Unter dem weiblichen Schmuck zeichneten sich besonders die schönen Brochen aus, die zum Zusammenhalten des Gewandes gedient haben mögen. Die eine, so groß wie ein Kronenthaler, zeigt ein Goldblech, das zwar eine grobe Legirung hat, aber aufs zierlichste mit Filigranarbeit und Purpurglasstückchen geschmückt ist. Eine andere zeigt eine sehr geniale Verschlingung von Bändern. Noch ein Paar besteht in einfachen Rosetten, ebenfalls mit Purpurglasstückchen besetzt. In den weiblichen Särgen fanden sich auch eherne rohe Fingerringe und die Hälfte eines großen Hohlringes von Bronze; deßgleichen mehrere kleine Schnallen von demselben Metall.

Um den Hals trugen die meisten weiblichen Gerippe bunte Glaskorallen und Bernstein. Von den erstern sammelten wir über 150, von den letztern 38 Stücke. Dabei fand sich auch ein schöner Amethyst.

Alle Särge ohne Ausnahme enthielten Gefäße mit Speise und Trank, jeder Sarg wenigstens zwei, oft drei und vier. Der irdenen Gefäße fanden wir nur acht, die fast alle, wie auch ein feines, gelblichtes und mit weißen Streifen verziertes Glas, außerhalb des Sarges zu Füßen standen. Die Thongefäße waren sämmtlich Krüge oder Töpfe, mehr oder weniger bauchig und zum Theil von edlen Formen, nicht ein einziges flach als Schüssel oder Teller. Wir unterschieden Gefäße von hartem Steingut, die schon am Feuer gestanden haben mußten, weil sie auf einer Seite angeschwärzt waren, und Gefäße von einem weicheren schwarzen Thon. Eines derselben zeigte hübsche Verzierungen, die durch Politung bewirkt waren, wie von Silber- oder Bleiglanz. Ungleich zahlreicher waren die Gefäße von Holz (besonders von Eichen und Buchs), die den Todten immer zu Füßen lagen, und zwar schön gedrechselte Teller und Schüsseln, oft so groß, daß sie die ganze Breite des Sarges einnahmen; darauf oder dabei kleinere, höchst zierliche Schalen; auch einige bauchige Schüsseln, ein krugförmiges und ein becherförmiges Gefäß, beide aus einem Stücke gedrechselt; ein Fäßchen, gleichfalls aus einem Stücke gedrechselt; fünf sehr kunstreiche Feldflaschen, drei Kübel. Die gedrechselten Sachen sind zum Theil von einer seltenen Schönheit und Kühnheit der Arbeit.

Das Innere dieser Gefäße war entweder ein Trank, von dem sich noch eine weinsteinartige Kruste niedergeschlagen fand, oder eine Speise, die noch als Brei durch ihre gelbe oder braune Färbung von dem blauen Lettenschlamm sich deutlich unterschied. Einigemal fanden wir Thierknochen darin, zum Beweise, daß es Fleischspeisen gewesen. In einer Holzschüssel fanden wir nur zwei noch wohlerhaltene durchsichtige Häute wie von einer Blase. Besonders wohlerhalten aber war das viele Obst. Die Holzschalen enthielten viele Haselnüsse, wir sammelten deren über 200; ferner sechs sehr gut erhaltene welsche Nüsse; sieben größere, eine Menge kleinere Birnen, deren Schale, Stiele und Kerne ganz deutlich geblieben sind; einen Pflaumenkern, einen Pfirsichkern (als Seltenheit mit einem Oehr versehen und am Halse getragen) und gegen hundert Kirschkerne von zwei verschiedenen Kirschenarten. Wie es scheint, gab man den Todten zur Wegzehrung das Obst mit, wie es gerade die Jahreszeit darbot. Im Winter, wo frisches Obst fehlte, mochte man sich hauptsächlich der Haselnüsse bedienen. Darnach bitte ich die in meinem ersten Berichte geäußerte Vermuthung, die Haselnüsse möchten eine besondere symbolische Bedeutung haben, zu berichtigen.

Der Glaube, daß die Todten von Gegenständen, die man ihnen mit in's Grab gibt, jenseits noch einen Gebrauch machen könnten, ist jetzt noch nicht ganz in der Umgegend erloschen. Wenigstens wurden in der Baar noch vor ganz kurzer Zeit Todte in ihren Kleidern begraben, und im vorigen Jahrhundert gab man ihnen noch allerlei Utensilien mit. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in der heidnischen Vorzeit den Todten Speise und Trank, Schuhe, Licht und Feuerzeug, Wanderstäbe und Waffen, sogar Sattel und Gebiß zum reiten und den Weibern ihr Arbeitsgeräth mitgegeben wurde. Im Sarg eines Kindes fanden wir ein kleines Schemelchen, auf dem das arme Geschöpf wahrscheinlich ausruhen sollte, wenn es bei der Wanderung durch's Schattenreich ermüden würde.

Unter den räthselhaften Funden, die zu erwähnen mir noch übrig bleibt, zeichnen sich zwei glatte, in Form von Händen geschnitzte Brettchen aus, vielleicht symbolische Hände, die den symbolischen Füßen oder Schuhen entsprechen. Dann zwei schöne Klammern von Bronze, bestimmt, um damit irgend etwas zu fassen, vielleicht den Bart zu stutzen (?). Auch fanden wir einen eisernen Schlüssel, klein, glatt, stark verrostet.

Genug. Das ist im Wesentlichen was wir gefunden haben. Erwägen Sie nun, daß sich dabei gar nichts Römisches, aber auch nichts Christliches zeigt, so scheint schon hieraus allein folgen zu müssen, daß die Gräber aus der nachrömischen und vorchristlichen, also heidnisch-alemannischen Periode zwischen dem vierten und achten Jahrhundert sind, und ich finde mich nicht veranlaßt, von der Ansicht abzugehen, die ich schon in meinem früheren Bericht geltend machte. Ich habe nur hinzuzufügen, daß an vorrömische Sueven, und auch selbst an die erste alemannische Zeit nach der Vertreibung der Römer wohl nicht gedacht werden darf, indem aus dem, was wir gefunden haben, auf eine spätere Zeit geschlossen werden darf. Muß man diese Gräber, die keine christliche Spur, wohl aber viel Heidnisches zeigen, unbedingt vor die christliche Periode des Landes, also wenigstens in's achte Jahrhundert zurückversetzen, so deuten doch die schon gothischen Formen der Wappenschildchen, die Fibel, die mannigfachere Composition der Metalle, das Vorherrschen des Blechs über das Massive, auf eine möglichst späte Zeit, so daß wir vielleicht nur bis in's sechste Jahrhundert zurückgehen dürfen. Allerdings haben wir zu Oberflacht auch mehrere Gegenstände gefunden, die ganz so aussehen, wie die Funde von Nordendorf, die bekanntlich aus dem dritten und vierten Jahrhundert stammen und noch in die römische Periode gehören. Die Brochen, Bronzeringe, Korallen, Schnallen in Oberflacht sehen denen in Nordendorf sehr ähnlich. Indeß kann sich dieser Schmuck der Provinzalen unter römischer Herrschaft wohl, vielleicht durch Weiber, Kinder und Knechte, bis in die folgende alemannische Periode fortgeerbt, und unter den rein alemannischen Waffen, Holzgeräth ꝛc. noch einige Jahrhunderte behauptet haben. Auf eine, wenn auch noch heidnische, doch möglichst späte Zeit scheinen namentlich die Todtenbäume selbst hinzuweisen, die bereits den Uebergang zu den nachherigen christlichen Brettersärgen bilden. Diesen scheinen sie unmittelbar als der erste Versuch vorangegangen zu seyn. Wenigstens haben sich nirgends sonstwo aus älterer Zeit Holzgräber vorgefunden.

Wollte man dennoch annehmen, die Gräber seien aus einer frühern, den Nordendorfer Begräbnissen noch näher liegenden Zeit, etwa aus dem vierten und fünften Jahrhundert, so wäre alsdann der Umstand besonders auffallend, daß sich gar nichts Römisches mehr darin vorgefunden hat, und es würde daraus folgen, daß die Alemannen das römische Wesen gänzlich ausgerottet und verachtet haben. Daraus würde aber wieder folgen, daß die Nordendorfer Gräber, in denen so viel Römisches und so gar nichts von alemannischen Holzarbeiten gefunden wurde, unmöglich alemannischen Ursprungs seyn können, sondern Vindelicierн unter römischer Herrschaft angehören. Jedenfalls ist die Vergleichung beider Grabfelder, die nur wenige Tagereisen aus einander liegen, und auch aus nicht zu fern von einander liegenden Zeiten stammen, von Interesse, und darf bei dem Streite, den die Nordendorfer Funde hervorgerufen haben, nicht außer Acht gelassen werden. Was in Beiden übereinstimmt, kann einfach aus der Nachbarschaft Beider, dem Raume und der Zeit nach erklärt

werden. Was in Beiden aber so sehr verschieden ist, erklärt sich eben so einfach aus dem Gegensatze der Nationalitäten.

Doch ist damit der Unterschied zwischen keltischen und germanischen Gräbern, die der frühern Periode angehören, noch keineswegs erklärt. Denn man hat im Norden wie im Süden eine Menge älterer germanischer Gräber aufgedeckt, welche von Steinen und nicht von Holz gebaut sind. Aus unsern spätern alemannischen Gräbern läßt sich also kein sicherer Schluß ziehen auf ältere germanische Gräber vor der Völkerwanderung. Sie lehren nur, daß man auch innerhalb derselben Nationalität sehr verschiedenartige Perioden zu unterscheiden habe

Nur durch fortgesetztes Sammeln und Vergleichen kann man hoffen, allmälig klarere Einsicht in die nationalen Unterschiede der alten nichtrömischen Gräber auf deutschem Boden zu gewinnen. Die Alterthumsforscher aber thäten wohl, sich vorläufig nicht in einen zu hitzigen Streit darüber zu verwickeln, sondern einander lieber bei der vor allen Dingen nöthigen Arbeit des fleißigen Sammelns und Beschreibens zu unterstützen. Auf einem so dunkeln Gebiete, wie es noch die keltische und germanische Alterthumskunde ist, nicht zu irren, wäre ein Wunder. Deßhalb ziemt es sich nicht, den Irrthum mit Animosität zu verfolgen, noch kann es den übrigen Verdiensten eines Gelehrten Eintrag thun, hier einmal geirrt zu haben. Vielleicht irren in einigen Punkten auch noch beide Theile (wie das namentlich in der von Lindenschmit gegen Schreiber begonnenen Polemik in Bezug auf die sogenannten keltischen Streitmeißel der Fall seyn dürfte), und erst einer spätern Zeit, wenn die Wissenschaft eine breitere Basis gewonnen haben wird, ist die Berichtigung vorbehalten.

Aus diesem Anlaß sei es mir erlaubt, den Wunsch auszusprechen, daß in Ihrem schönen Oesterreich doch neben dem Studium der römischen auch das der keltischen und germanischen Alterthümer in Schwung kommen möchte, da sich dort gewiß noch reiche Funde werden machen lassen. Die vorrömische Periode und wieder die Periode zwischen der Vertreibung der Römer und der Befestigung des Christenthums sind überall noch zu wenig beachtet geblieben, indem man allzu einseitig fast immer nur auf Reste der Römerzeit fahndete. So wenig der Werth dieser Letzteren und die Forschungen über die Römerherrschaft in Deutschland unterschätzt werden sollen, so handelt es sich dabei doch immer nur um kleine Ergänzungen zu einer schon im Großen vollendeten Arbeit, während das Studium der keltischen und germanischen Alterthümer uns noch ganz neue und höchst belehrende Aufklärungen verspricht.

Stuttgart, im November 1846.

Wolfgang Menzel.

Register

des

hundert dreizehnten bis hundert sechzehnten Bandes.

A.

Aalen, der Reichsstadt, Münzen, CXVI. 170.
Abbondio, Antonio, der Künstler, CXIII. A. B. 32. — CXIV. A. B. 43.
Abdallah Ibnol-Beithar, dessen Wörterbuch der Arzneimittel aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, CXIV. 164.
Abischir, der Fluß, CXIV. 9.
Abischirin, der Fluß, CXVI. 18.
Adels, des deutschen, Geschichte, von Dr. F. F. von Strantz, CXVIII. 259.
Aegypten, über, CXV. 256, 257.
Aeschylos Orestia, Agamemnon, Eumeniden, CXV. 155.
Afrika's Festland, CXV. 256.
Agia Anna, das Kloster, CXIV. 126.
Agricola, Georg, der Gelehrte, CXIII. A. B. 19.
Albrecht, Jos., Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe, CXVI. 125.
Albrecht von Brandenburg, Markgraf, CXV. 124.
Alemannien, die Münzen der Herzoge von, von Freih. v. Pfaffenhoffen, CXVI. 125.
Alliaga, Peter Ludwig von, CXV. 72.
Alonso el Sabio, Memorias histor del rey, CXIV. 19.
Alsen, die Insel, CXVI. 117.
Altmeyer, Professor in Brüssel, CXIII. 139. — Traité de Gand, CXIV. 192. — Du rôle politique des Pays-Bas dans les révolutions du Nord, CXIV. 196. — Trève de Bruxelles, 4. Mai 1537, CXIV. 202.
Andorfer, Christoph, CXIV. A. B. 23.
Anna Amalia v. Braunschweig, CXV. 213.
Antonio, N., Bibl. hisp., CXIV. 21.
Anzinger, Franz, Münzmeister, CXIII. A. B. 29.
Arabistan, CXVI. 1.
Aredschan, CXVI. 12.
Argote de Molina: Nobleza de Andalucia, CXIV. 32.
Arias Perez, Pedro, Primavera y Flor de los mejores romances, CXIV. 46.
Arneth, Joseph: Cinquecentisten-Kameen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes, CXIII. A. B. 30. — Dessen Beschreibung des Antiken-Kabinetes, CXVI. A. B. 29, 33, 35.
l'Artillerie, Histoire de, par M. Reinaud et M. Favé, CXIV. 163.
Assos, die mysische Stadt, CXIV. 165.
Atheisten, die, in Nordamerika, CXIII. 179.
Auer, Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, CXIII. 255. — CXV. 98.
Augsburg, das Hochstift, CXIII. A. B. 3.
Augustiner, die irländischen, zu Philadelphia, CXIII. 186.

B.

Babenberger, die, CXVI. 129.
Babuna, der Paß, CXIV. 117.
Bachtiari, die, CXVI. 16.
Baptisten, die, in Nordamerika, CXIII. 170.
Barmherzigen Schwestern, die, in Nordamerika, CXIII. 187.
Bascht, in Persien, CXVI. 9.
Bassompierre, Marschall, dessen Memoiren, CXVI. A. B. 75.
Baubruderschaften, CXVI. 102.
Beck, der Schauspieler, CXV. 214.
Beck von und zu Leopoldstorf, Hieronymus, CXIV. A. B. 8.
Behaim, Leonhard, Kammergraf, CXIV. A. B. 2.
Behbehan, in Persien, CXVI. 11.
Behem, Bernhard, Stämpelschneider, CXIII. A. B. 26.
Beischlag, Dr., Münzgeschichte Augsburgs im Mittelalter, CXVI. 126.
Belgische Geschichtsliteratur, CXIII. 118. — CXIV. 179.
Belt, der große, CXVI. 119.
Belt, der kleine, CXVI. 118.
Belzern, Zacharias, der Künstler, CXIII. A. B. 32.
Bender, Dr. Jos., die deutschen Ortsnamen, in geographischer, historischer und sprachlicher Hinsicht, CXV. 139.
Bendemir, das Dorf, CXVI. 7.
Bergmann, Jos: Ueber die Meraner Münze, CXIII. A. B. 1. — Ueber den Bergsegen und die Bergleute Tirols und die Münze von Hall von 1450 — 1809, CXIII. A. B. 16. — Ueber das Entstehen vieler Jettons und Medaillen auf Gewerken ꝛc. in österr. Landen im 16. und 17. Jahrhundert, CXIV A. B. 1. — Ueber das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol, CXV. A. B. 45.
Bergsegen, über den, Tirols, von Bergmann, CXIII. A. B. 16.
Bernhard von Cles, der Kirchenfürst, CXIII. A. B. 2.

Bernhard, Herzog von Kärnthen, CXIII. A. B. 3.
Bernhardi's, Dr., Sprachkarte von Deutschland, CXIII. 206.
Berlepsch, Frau von, CXV. 225.
Bernstorff, Gräfin, CXV. 220.
Bethesda, der Teich, CXIV. 247.
Bethlehem, CXIV. 251
Bethlehemitaner, die, in Pennsylvanien, CXIII. 177.
Bibelchristen, die, in Pennsylvanien, CXIII. 178
Biberach, der Reichsstadt, Münzen, CXVI. 170.
Bildungsanstalten, höhere, in Nordamerika, CXIII. 195.
Binder, Christian, Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde, CXVI. 125.
Birk, der Geschichtsforscher, CXIII. 82.
Blomfieldii, C. J., Aeschyli Eumenides, CXV. 155.
Blum, K. L.: Ein Bild aus den Ostseeprovinzen, oder Andreas von Löwis, CXV. 199.
Boccaccio, CXVI. A. B. 70.
Bochara in Persien, CXVI. 36.
Bode, der Gelehrte, CXV. 220.
Bode, A. de, Travels in Luristan and Arabistan, CXVI. 1.
Böhl de Faber: Floresta de rimas antiguas castellanas, CXIV. 57.
Boetius de Boot, der Künstler, CXIII. A. B. 32.
Bokhara: its Amir and its People, CXVI. 1.
Bolzenthals Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit, CXIII. 26.
Bonfin, CXIII. 82.
Borgnet, Ad., Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle, CXIII. 118. — CIV. 178.
Bosphorun's Vorgebirge, CXIV. 102.
Bosporos, der, CXIV. 85.
Böttiger, der Gelehrte, CXV. 224.
Brandes, der Schauspieler, CXV. 214.
Brixen, das Hochstift, CXIII. A. B. 2.
Brückner's Abhandlung über das hennebergische Sprachidiom, CXIII. 206.
Brunet, der Gelehrte, CXIV. 8, 15, 18, 26, 34.
Brussa, der geognostische Bau der Umgebungen von, CXIV. 101.
Bryoniten, die, in Pennsylvanien, CXIII. 177.
Buchhorn, der Reichsstadt, Münzen, CXVI. 171.
Burckhardt's ägyptische Sprichwörter, CXIII. 2.
Burian Trzka von Lipa, die Familie, CXIV. A. B. 33.
Burkgraf I., Gaugraf von Baar, CXVI. 126.
Burudschird, die Stadt, CXVI. 25.

C.

Caesar, J. A., Annales ducatus Stiriae, CXVI. A. B. 29.
Calderon's Leben ein Traum, CXV. 230.
Calw's Münzen, CXVI. 171.
Cämbleleute, die, in Pennsylvanien, CXIII. 178.
Carl V., Kaiser, dessen Unternehmung auf Tunis, CXIV. 143. — CXV. 110, 111, 119, 121, 127.
Carmel, der, CXIV. 257.
Carmeliterinnen, die, in Nordamerika, CXIII. 187.
Carpentier, L. J., der Gelehrte, CXV. 2.
Carrioni, die Mailänder Künstler, CXIII A. B. 32.
Castelli's, J. F., Gedichte in niederösterreichischer Mundart, CXIII. 201.
Casti, Abbate. CXVI. A. B. 70.
Castillo, Fernando del, Cancionero general., CXIV. 8.
Cancionero general, CXIV. 8. — Cancionero de romances, CXIV. 10. — Cancionero llamado Flor de enamorados, CXIV. 22.
Celejana, Monumenta, CXV. A. B. 1. — CXVI. A. B. 27.
Chalkidike, CXIV. 105.
Chaos, Konrad Joh. v. Richthausen, Freiherr von, CXIII. A. B. 24.
Chinesische Grammatik von Stephan Endlicher, CXV. 184.
Chmel's Geschichte Kaiser Friedrich IV., CXIII. 60. — Dessen Notizenblatt für österr. Geschichte und Literatur, CXIII. A. B. 8.
Chotin, Joannes, Baumeister, CXVI. 99.
Chorenmabad, die Stadt, CXVI. 22.
Chorschid, die Familie, CXVI. 17.
Chortiat, das Dorf, CXIV. 119.
Christoph, Herzog von Württemberg, CXVI. 146.
Chur, das Hochstift, CXIII. A. B. 3.
Cid Ruy diez Campeador, Chronica del famoso cavallero, por D. V. A. Huber, CXIV. 1.
Cidromanzen, die, CXIV. 21.
Cilli, das Haus, CXIII. 81, 82.
Cilli's Monumente, CXV. A. B. 29.
Cinquecentisten-Kameen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes von Jos. Arneth, CXIII. A. B. 30.
Claros, Glosa del romance de Don Tristan, CXIV. 7.
Clemens VII., Papst, CXIII. A. B. 19. — CXIV. 146.
Clercs, die, zu Saint Viateur in Missouri, CXIII. 186.
Clotz, Hubert Joseph von, Münzmeister, CXIII. A. B. 28.
Colin, Alex., der Bildhauer, CXIV. 215
Cölliner Dombriefe, von J. Kreuzer, CXVI. 87.

Colmar's Stadtrecht, CXIII. 101.
Columba, St., in Cölln, CXVI. 96.
Congregationaliſten, die, in Nordamerika, CXIII. 166.
Coronini von Cronberg, Rudolph, über die Görzer Münzen, CXIII. A. B. 4.
Coſtraci, der Künſtler, CXIII. A. B. 31.
Crespy, der Friede zu, CXVI. 80.
Crocinus von Drohnbeyl, CXIV. A. B. 29.
Crombach, CXVI. 97.
Crónica rimada publicada por Don Francisco Michel, CXVI. A. B. 1.
Cronijcke van den graefſcepe van Vlaenderen, CXIV. 184.
Crumpipen's Epitaphium, CXIII. 142.

D.

Daghunbeſun, in Perſien, CXVI. 29.
Dakaki, der Dichter, CXV. 141.
Dalberg, Karl Theodor von, CXV. 218.
Dänemark, Reiſen in, von J. G. Kohl, CXVI. 107.
Dante, CXVI. A. B. 102.
David's Grab, CXIV. 248.
Decameron, das, CXVI. A. B. 80.
Depping, G. B., Romancero castellano, CXIV. 1, 58. — Coleccion de los mas célebres romances antiguos españoles, CXIV. 58.
Deſcht Ardſchan, die Ebene, CXVI. 7.
Deſchti Ber, das Thal, CXVI. 8.
Desfontaines, Abbé, CXV. 1.
Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke, CXIV. 131. — CXV. 106.
Dhorubol-Emsal, CXIII. 9.
Dietrichſtein, Gabriel Freiherr v., CXIV. A. B. 37.
Dihdaſcht, das Dorf, CXVI. 12.
Dionys, St., das Kloſter, CXIV. 122.
Dirajet, das, CXVI. 51.
Domergur, Urbain, der Gelehrte, CXV. 1.
Dominikaner, die, in Nordamerika, CXIII. 186.
Dominikanerinnen, die, in Nordamerika, CXIII. 188.
Dorpat, CXVI. 112.
Drauthal, das, deſſen Silberlagerſtätte, CXIII. A. B. 22.
Drumcondra's Allerheiligen-Collegium, CXIII. 161.
Dſchabir Ben Haijan, Kunde über denſelben und die Namen ſeiner Bücher, CXIV. 169.
Dſchelaleddin Rumi, der Dichter, CXVI. 41
Dublin's neues Seminar der Fremden-Miſſion, CXIII. 161.
Duellius, CXVI. A. B. 27, 28, 30, 31, 40, 44, 45.
Dukes, Leop., Rabbiniſche Blumenleſe, CXIII. 1.
Duran, Augustin: Romancero de romances moriscos, CXIV. 63.
Dürleber, Balthaſar, CXIV. A. B. 17.
Du Vivier, Notice sul M. l'Abbé, chanoine et Archidiacre de la cathédrale de Tournai, CXIII. 134.
Duyse, Pr. van, La Confédération de Termonde ou le 4 Octobre 1566, CXIII. 120. — Lettres concernant l'arrivée du duc d'Albe aux Pays-bas, CXIII. 144.

E.

Eberhard II. der Greiner, Graf, CXVI. 136.
Eberhard III., Herzog von Württemberg, CXVI. 149.
Eberhard Ludwig, Herzog von Württemberg, CXVI. 151.
Ebul aathahije, der Dichter, CXIII. 55.
Ebul-Baka-el-bekri's Sprüchwörterſammlung, CXIII. 9.
Echeguiar, Raymundo de, El héroe christiano y la victoria mas dura, Trofeos de Juan d'Austria, Romances, CXIV. 25.
Eckhel, Doctrina Num., CXVI. A. B. 35.
Eckhof, der Schauſpieler, CXV. 214.
Edinburgh's katholiſche Kirche, CXIII. 156.
Ehlers, der Sänger, CXV. 129.
Eidedſch, die Stadt, CXVI. 15.
Ellwangen, CXVI. 158.
Elzevir, Buchdrucker zu Leyden, CXIV. 253.
Emicho, Graf von Leiningen, CXIII. 105.
Endlicher, Stephan, Anfangsgründe der chineſiſchen Grammatik, CXV. 184.
Englands Lehranſtalten zur Heranbildung katholiſcher Prieſter, CXIII. 152. — Katholiſche Schulen, CXIII. 154.
Enos, die Stadt, CXIV. 103.
Epigraphiſche Excurſe von J. G. Seidl, CXV. A. B. 1. — CXVI. A. B. 27.
Episcopalen, die, in Philadelphia, CXIII. 164.
Erich, König von Dänemark. CXIII. 109.
Ermann, Adolph, der Gelehrte, CXIV. 220.
Escobaz, Juan de, Histoire del muy valeroso Caballero el Cid Ruy Diaz de Vivar en romances en lenguago antiguo, CXIV. 45.
Eßlingen, der Reichsſtadt, Münzen, CXVI. 171.
Eudiſten, die, in Nordamerika, CXIII. 186.
Eyb's Ehebüchlein, CXVI. A. B. 82, 82.

F.

Faber, Floresta, CXIV. 9.
Fahlijan, die Stadt, CXVI. 9.
Falk, Dr., staatsbürgerliches Magazin, CXVI. 113.
Fallmerayer, Dr. Jak. Joh., Fragmente aus dem Orient, CXIV. 72
Fars, die persische Landschaft, CXVI. 7, 11.
Fejér, G. Genus, incunabula et virtus Joannis Corvini de Hunyad, CXIII. 58.
Ferdinand I., König, CXIII. A. B. 23.
Ferdinand III., röm. König, CXV. 85.
Ferhengi Schuuri, CXV. 240, 141.
Feßler, B., Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen, CXIII. 62.
Fihrist, das Werk, CXIII. 8. — CXIV. 178.
Firmenich: Germaniens Völkerstimmen, CXIII. 206.
Fladsoe, CXVI. 120.
Franz, Johannes, des Aeschylos Oresteia, CXV. 155.
Franziskaner, die, zu Cincinnati, CXIII. 186.
Französische Sprache, über, CXV. 1.
Französische Staatsgeschichte, von L. A. Warnkönig, CXV. 149.
Freytag, G. W., Arabum proverbia, CXIII. 1.
Friebe, Sekretär der ökonomischen Societät, CXV. 203.
Friedrich II., Herzog von Württemberg, CXVI. 155.
Friedrich Ludwig, Herzog von Württemberg, CXVI. 152.
Friedrich mit der leeren Tasche, CXIII. A. B. 15.
Fries, Hadrian, Hofbildhauer Rudolphs II., CXIII. 32.
Friesach's Münzstätte, CXIII. A. B. 3.
Frochour, Florian, Notice sur la Bibliothèque de Bourgogne à Bruxelles, CXIII. 126.
Füeger, das tirolische Geschlecht, CXIV. A. B. 4.
Fuggerau, die, bei Villach, CXIII. A. B. 22.
Fürstenburg, das Schloß, CXIII. A. B. 3.

G.

Galtür in Tirol, über das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung daselbst, von Joseph Bergmann, CXV. A. B. 45.
Garcilaso de la Vega, der spanische Dichter, CXIV. 68.
Gaubil, P., der Gelehrte, CXV. 186.
Gayéngos, Don Pascual: History of the Mohammedan Dynasties in Spain, CXIV. 28.
Geitzkofler, der Münzmeister, CXIII. A. B. 20.
Geitzkofler, die Familie, CXIV. A. B. 8.
Genast, der Schauspieler, CXV. 229.
Gendorf, Christoph von, oberster Berghauptmann in Böhmen, CXIV. A. B. 20.
Germanischen Völker, über die, CXV. 260.
Gervinus, CXVI. A. B. 83.
Gewandt, Tobias, Münzmeister zu Budweis, CXIV. A. B. 21.
Gfrörer, A. F., Gustav Adolph, König von Schweden, CXV. 48.
Ghorrerol-akwal-Wathwath, das, CXIII. 9.
Giengen, Markus, Bergmeister in Niederösterreich, CXIV. A. B 21.
Giengen, der Reichsstadt, Münzen, CXVI. 171.
Giovanni Battista, Fra, de Schöpfer des Klosters auf dem Carmel CXIV. 267.
Girault-Duvivier, der Gelehrte, CXV. 1.
Girre Daghi in Persien, CXVI. 23.
Globen, Albrecht von, Herr auf Pochlowitz, CXIV. A. B. 31.
Göchhausen, Louise von, Amalia's von Weimar Hofdame, CXV. 219.
Goethe, CXV. 215, 216, 218, 221, 223. — Dessen Iphigenia, Egmont, Tasso ꝛc. CXV. 224, 225. — Dessen Vereinigung mit Schiller, CXV. 222, 223, 225—229. — Ueber dessen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, CXVI. A. B. 66. — Dessen Trauerspiel: die natürliche Tochter und Hermann und Dorothea, CXVI. A. B. 68. — Dessen Wilhelm Meisters Lehrjahre, CXVI. A. B. 101.
Görz, die Grafen von, CXIII. A. B. 4.
Göschel, C. F., Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise, CXVI. A. B. 68.
Götzinger, M. W., die deutsche Sprache, CXIII. 202.
Góngora, der spanische Dichter, CXIV. 49.
Gonobitz, die daselbst gefundene Meilensäule, CXVI. A. B. 53.
Grangret de Lagrange, Anthologie arabe, CXIII. 51.
Graswein, Wolfg., K. Ferdinands oberster Kammersekretär, CXIV. A. B. 6.
Gratz, über, CXV. 143, 144, 148. — Die daselbst befindlichen Monumenta Celejana, CXVI. A. B. 39.
Greudner, Joh., Doctor der Rechte, CXIV. A. B. 1.
Grevensveng, CXVI. 120.
Griboëdoff, der Gesandte, CXVI. 2.
Griesbach, der deutsche Schriftforscher, CXIV. 254.
Griesebach, Reise durch Rumelien und nach Brussa, CXIV. 72.
Griespeck von Griespach, Flor., k. böhm. Kammerrath, CXIV. A. B. 20.

Grimm, Jakob, der Gelehrte, CXIV. 4. — Dessen Silva de romances viejos, CXIV. 58.
Grosigartach's Münzen, CXVI. 172.
Großglockner, der, CXIII. A. B. 22.
Groß-Hoffinger, Dr. A. J., Urgeschichte der österr. Länder, CXVI. 36.
Grote, Dr., Blätter für Münzkunde, CXVI. 163.
Grotefend, der Gelehrte, CXV. A. B. 7.
Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart, CXIII. 210.
Grüner, der Schauspieler, CXV. 229.
Grünhofer, Münzmeister zu Hall, CXIII. A B. 26.
Grünthal, Wolfgang, kais. Rath, CXIV. A B 6, 7.
Gruter, der Gelehrte, CXV. A. B. 1, 5, 11, 19.
Guhrauer, G. E.: Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, CXVI. A B. 68 — 106.
Guerras civiles de Granada, por Ginés Perez de Hita, CXIV. 25.
Gurkthal, das, CXIII. A. B. 22.
Gustav Adolph, König von Schweden, von A. F. Gfrörer, CXV. 48.

H.

Hackeldama, das, CXIV. 247, 248.
Hadrian, CXIV. 241.
Hadschi Chalfa, CXIII. 9.
Hafrek, der persische Distrikt, CXVI. 5.
Hagenbach's Charakter, CXIV. 186.
Hall's Münze von 1450 — 1809, CXIII. A. B 16.
Hammadan in Persien, CXVI. 29.
Hammer, Anton von, Hofconcipist, CXIII. 255.
Hammer-Purgstall's Geschichte des osmanischen Reichs, CXIII. 61. — CXIV. 178.
Hanselmann, diplomatischer Beweis der Landeshoheit des Hauses Hohenlohe, CXVI. 167.
Hasegg, das Schloß, CXIII. A. B. 28.
Hebel's alemannische Gedichte, CXIII. 209.
Heinrich, Bischof von Basel, CXIII. 86.
Heinrich VII., Kaiser, aus dem Hause Luxemburg, CXIII. A. B. 8.
Heinrich VIII., K., CXIV. 136, 137.
Held, Dr., Vicekanzler, CXVI. 75.
Helfenstein, die Grafen, Münzen derselben, CXVI. 160.
Hellenen, die Kulturperiode der, CXV. 265.
Heltay, Caspar, Verfasser einer ungarischen Chronik, CXIII. 72.
Henkel von Donnersmark, die Familie, CXIV. A. B. 34.
Hennebert, Fréd., Pontrain et son histoire de Tournai, CXIV. 191
Herberstein, Sigmund Freiherr v., n. österr. Kammerpräsident, CXIII. A. B. 23. — CXIV. A. B. 24.
Herder's Stimmen der Volker, CXIII. 209. — CXV. 219.
Herrgott, Monum. A. D. A. Numotheca, CXIII. A. B. 31.
Herrnhuter, die, in Nordamerika, CXIII. 176.
Heuperger, Leop., K. Ferdinands I. Schatzmeister, CXIV. A. B. 20.
Heyd, Dr. Ludwig Friedrich: Ulrich, Herzog zu Württemberg, CXVI. 54, 147.
Hidajet, das, CXVI. 60.
Hidalgo, Juan, Romances de Germania, CXIV. 43.
Hindjan, der Fluß, CXVI 12.
Hiskias-Teich, der, CXIV. 238.
Hita, Ginés Perez de, Guerras civiles de Granada, CXIV. 25.
Hofer- oder Sandwirths-Zwanziger und Kreuzer, CXIII. A. B. 29.
Hofer, Martin, Münzmeister, CXIII. A. B. 29.
Höfer, Mathias, etymologisches Wörterbuch, CXIII. 215.
Hofmann, Johann, Freiherr zu Grünbüchel, K. Ferdinands I. Schatzmeister, CXIV. A. B. 21.
Hohenlohe, des Hauses, Münzgeschichte, CXVI. 125.
Hohenwart, Hanns von, Berghauptmann zu Schlackenwald, CXIII. A. B. 21. — CXIV. A. B. 21.
Holstein, CXVI. 108.
Hölzel, die Familie, von Sternstein, CXIV. A. B 18.
Hölzel, Blasius, Vicedom in Kärnthen, CXIV. A. B. 4.
Hondt, F. de, Notice sur la Cheminée de la grande Salle d'Assemblée du Magistrat du Franc de Bruges, CXIII. 147.
Hormayr's, Freiherrn von, Archiv, CXIII. A. B. 29
Huber: De primitiva cantilenarum popularium epicarum, CXIV. 1.
Humberger, Johann, der Künstler, CXIII. A. B. 32.
Humboldt, Alexander, CXV. 224.
Humboldt, Wilhelm, CXV. 226, 228, 229.
Hunyadi-Corvin, Johann, CXIII. 58.
Hutten, Ulrich von, CXV. 124.

J.

Jafte, der Berg, CXVI. 22.
Jakuten, die, CXIV. 230.
Jardin de amadores, CXIV. 44.
Iberer, die, CXV. 265.
Jenisch, der Gelehrte, CXV. 99.
Jerusalemitaner, die, in Pennsylvanien, CXIII. 177.
Jerusalems Christen, CXIV. 240. — Klöster in und um Jerusalem, CXIV. 245, 251.

Jesuiten, die, in Nordamerika, CXIII. 185.
Jettons auf Gewerkschaften in Oesterreich, CXIV. A. B. 3.
Ilchane, Geschichte der, CXIV. 177. — CXVI. 1.
Ilmi Kelam, die Metaphysik, CXVI. 51.
Imhof, Amalia von, Dichterin und Malerin, CXV. 224.
Independenten, die, in Nordamerika, CXIII. 166.
Joachim I von Neuhaus, CXIV. A. B. 16.
Joanneum, das, in Gratz, CXVI. A. B. 37.
Johann Friedrich VI. von Sachsen-Weimar, CXV. 77.
Jolliot, Hubert Joseph, CXIII. A. B. 29.
Jörger von Tolet, Helmhart Freiherr von, kais. Maj. Rath um 1578, CXIV. A. B 6.
Joseph II., Kaiser, CXIV. 180.
Irlands katholische Kirchen, CXIII. 158. — Dessen Mönchsorden, CXIII. 159.
Juan d'Austria, Trofeos de, Romances, CXIV. 25.
Juden, die, unter König Rudolph, CXIII. 113. — Die Juden in Nordamerika, CXIII. 181.
Julianisch-Weltingische Linie von Württemberg, CXVI. 156.
Julien's Uebersetzung des Mengtseu, CXV. 187.
Jütland, CXVI. 108, 121.
Iwiron, die Bibliothek von, CXIV. 125.

K.

Kalkandelen, die Stadt, CXIV. 118.
Kaltenbaeck, J. P., Andeutungen über einige vaterländische Rechtsbücher des Mittelalters, CXV. A. B. 35
Kaltenbrunner's Gedichte in österreichischer Mundart, CXIII. 216.
Kamin, das Thal, CXVI. 6.
Kant, CXVI. A. B. 73, 75.
Karl August von Weimar, CXV. 212, 217.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg, CXVI. 153.
Karschi, die Stadt, CXVI. 43.
Katancsich, CXV. A. B. 7, 9, 11, 19. — Istri Accolae, CXVI. A. B. 29, 30, 31, 33. 35, 60, 61, 63.
Katharinenkloster am Fuße des Sinai, die Bibliothek daselbst, CXIV. A. B. 45.
Katholicismus in England, CXIII. 149.
Kelten, die, CXV. 261.
Kerasunt, CXIV. 96, 97.
Kercheliche: De Regnis Dalmatiae, Croatiae, Sclavoniae Notitiae prolimnares, CXIII. 79.
Ker Porter, CXVI. 2.
Khanikoff: Bokhara: its Amir and its People, CXVI. 1.
Khevenhüller, Georg Freih, CXIV. A. B. 25.
Khevenhüller von Aichelberg, Christoph, K. Ferdinands I. Hofkammerrath, CXIV. A. B. 6.
Kidron, der, CXIV. 249.
Kiel, CXVI. 108.
Kiesewetter, Hofrath, die Musik der Araber, CXIII. 56.
Kindermann, der Gelehrte, CXVI. A. B 40, 41, 42, 43, 47, 48, 49. 51, 54.
Kinneir, Mac Donald, CXVI. 2.
Kisaii, der Grammatiker, CXIII. 10.
Kisilkum, die Sandwüste, CXVI. 39.
Kitabol Emsalala Esaal, das, CXIII. 9.
Kjaserun in Persien, CXVI. 8.
Kjuhi Mere, das Thal von, CXVI. 8.
Kjuhrud in Persien, CXVI. 3.
Kleimayrn, Juvavia, CXVI. 29.
Klemm, Gustav: Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, CXIV. 218. — CXV. 244.
Klesheim's Gedichte in österreichischer Mundart, CXIII. 216.
Klinger's Zwillinge, CXV. 216.
Klopstock, CXV 215.
Knebel, der Gelehrte, CXV. 217.
Kobelitza, der Berg, CXIV. 118
Kobell, Franz von, Gedichte in oberbayerischer Mundart, CXIII 201.
Kohl, J G., Reisen in Dänemark und Schleswig-Holstein, CXVI. 107.
Königsegg, des schwäbischen Geschlechtes, Münzen, CXVI. 160.
Konrad II Kaiser, CXVI. 130.
Konstantinopels Topographie, CXIV 85.
Kopenhagen, CXVI. 120.
Kopp, J. E., Geschichte von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heil. römischen Reiches, CXIII. 84.
Kosegarten, Prof., CXIII. 56.
Kozel, Sigmund, Berghofmeister zu Kuttenberg, CXIV. A. B. 17.
Krafft, Albert, Scriptor der kais. Hofbibliothek, CXIII. 255
Kraus, Anton Ritter von, Hofrath, CXIII. 255.
Kremmer von Königshofen, Wolfgang, K Ferdinands I. Kammerrath, CXIV. A. B. 6.
Kreuser, J., Cöllner Dombriefe, CXVI. 87.
Kreutschach, Leonhard von, Erblandhofmeister in Kärnthen, CXIV. A. B. 26.
Kübeck, Freiherr von, Hofkammerpräsident, CXIII. 255.
Kulturgeschichte der Menschheit, allgemeine, von Gustav Klemm, CXIV. 218. — CXV. 244.
Kurdistan, CXVI. 12.
Kurz, Dr., poetische Nationalliteratur der Deutschen, CXIII. 208.

Kurz, Sebastian, Kammerrath, CXIV. A. B. 23.
Kykos, das Kloster auf Cypern, CXIV. 95.

L.

Landais, der Gelehrte, CXV. 1.
Langenarger, Wilhelm, CXVI. 163.
Laomius Chalcocondylas, CXIII. 74.
Lappe, der, CXIV. 226.
Larigowi, das Dorf, CXIV. 119.
Laristan in Persien, CXVI. 18.
Latitudinarier, die, in Pennsylvanien, CXIII. 178.
Lauenburg, das Herzogthum, CXVI. 107.
Lavra, das Kloster, CXIV. 126.
Lazaristen, die, in Nordamerika, CXIII. 185.
Lazius, CXVI. A. B. 40, 42, 43, 47, 51, 53.
Leble, Johann, K. Ferdinand I. Rath, CXIV. A. B. 21.
Lehmann, Caspar, der Künstler, CXIII. A. B. 32.
Leopold der Biedere, Herzog, CXIII. A. B. 14.
Lerchenberg, Georg Fleisch von, Kammergraf, CXIV. A. B. 35.
Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert, CXVI. A. B. 100.
Lichnowsky's Geschichte des Hauses Habsburg, CXIII. 82.
Liegsaltz, die Familie, CXIV. A. B. 23.
Lienz, die Münzstätte daselbst, CXIII. A. B. 4.
Lindemayer, Maurus, CXIII. 210.
Lindsey, der englische General, CXVI. 4.
Lobkowicz, Aug. Long. Fürst von, die Münze auf denselben, CXIV. A. B. 41.
Löffler, Ferdinand, Münzmeister, CXIII. A. B. 29.
Lokeren, A. van: La Cour du Prince, à Gand 1231 — 1825, CXIII. 145.
Lokman's Fabeln, CXIII. 3.
Löwenstein, das Haus, CXVI. 162.
Löwis of Menar, Andreas v., CXV. 199.
Loxan, Georg von, Ferdinand I. Vicekanzler, CXIV. A. B. 20.
Lübeck, CXVI. 108.
Ludlau, Paul von, Kammerrath in Böhmen, CXIV. A. B. 21.
Ludwig I. Graf von Württemberg, CXVI. 141, 242.
Ludwig, Herzog von Württemberg, CXVI. 147.
Ludwig's II., K., Tod bei Mohacz, CXIII. A. B. 27.
Luristan and Arabistan, Travels in, CXVI. 1.
Lurn, die Gaugrafen von, CXIII. A. B. 4.
Luther, Martin, CXIV. 140, 141. — Dessen Tod, CXIV. 156. — CXV. 62.

M.

Mader, kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters, CXVI. 128.
Maffei, Mus. Veron., CXVI. A. B. 27, 28, 30.
Mager, deutsches Sprachbuch, CXIII. 203.
Mährchen, über das, CXVI. A. B. 91.
Mal-Emir, die Ebene, CXVI. 15.
Maler, Valentin, Stämpelschneider, CXVI. 147.
Malespini, Celio, Ducento novelle, CXVI. A. B. 81.
Mamaseni, die, CXVI. 10.
Mandschurei, die, CXV. 269.
Mantua's Münzen, CXIII. A. B. 7.
Margaretha die Maultasche, CXIII. A. B. 11.
Marguerite d'York, par J. H., CXIV. 200.
Maria Theresia, die Kaiserin, CXIV. 180, 182.
Mastino II. de la Scala, CXIII. A. B. 9.
Maximilian I., K., CXIII. A. B. 26.
Maximilian von Bayern, Herzog, CXV. 70.
Mayer, Karl, Versuch über steierm. Alterthümer, CXVI. A. B. 29, 31, 33, 35.
Medaillen auf Gewerken ꝛc. in österr. Ländern im 16. und 17. Jahrhundert, CXIV. A. B. 1.
Meginfried von Susa, Markgraf, CXVI. 130.
Meidani's Sprichwörter, CXIII. 1.
Meinhard I. von Tirol, CXIII. A. B. 5.
Meinhard II. von Tirol, CXIII. A. B. 10.
Meister, L., zur Geschichte der deutschen Sprache, CXVI. A. B. 83.
Melanchthon, CXV. 108.
Menage, der Gelehrte, CXV. 1.
Mennoniten, die, in Pennsylvanien, CXIII. 177.
Menzel, Wolfgang: Das neuentdeckte heidnisch-alemannische Todtenfeld bei Oberflacht in Schwaben, CXV. A. B. 42. — Die Gräber bei Oberflacht am Berge Lupfen, CXVI. A. B. 107—112.
Meraner Münze, über die, von Jos. Bergmann, CXIII. A. B. 1.
Messager des sciences historiques de Belgique, CXIII. 118.
Methodisten, die, in Nordamerika, CXIII. 168.
Mewlana Abdurrahman Dschami's Frühlingsgarten, CXV. 97.
Meyer, Heinrich, der Kunstforscher, CXV. 224.
Michel, Don Francisco, Chrónica rimada, CXVI. A. B. 1.

Miftahol-olum, CXVI. 58.
Miſuroni, die mailändiſche Künſtlerfamilie, CXIII. A. B. 32.
Mithrasmonumente, CXV. A. B. 23, 24.
Mofadhdhil's Gedichte, CXIII. 8.
Mohammed Ben Iſhak, der Verfaſſer des Fihriſt, CXIV. 174.
Mohammere, die Stadt, CXVI. 19.
Mohs, Friedrich, Münze auf denſelben, CXIV. A. B. 4.
Möllthal, das, CXIII. A. B. 22.
Mömpelgardiſche Linie, die von Württemberg, deren Münze, CXVI. 155.
Monn, F J., Schauſpiele des Mittelalters, CXVI. 174.
Monobaſia, die Stadt, CXIV. 130.
Montfort-Tettnang, die Grafen, CXVI. 163.
Mormoniten, die, in Nordamerika, CXIII. 180.
Moſes von Eſra aus Granada, CXIII. 45.
Motenebbi's Elegien, CXIII. 55. — CXVI. 9.
Muchar, der Gelehrte, CXV. A. B. 1, 5, 11, 19, 22, 25, 27, 28. — Deſſen römiſches Norikum, CXVI. A. B. 27, 28, 30, 35, 40, 41, 48, 49, 50, 51, 53, 55, 58, 59, 61, 62, 63.
Müller, F C., Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit, CXVI. A. B. 85.
Münz- u. Antikenkabinet, k. k., deſſen Cinquencentiſten-Kaméen, CXIII. A. B. 30.
Münze, über die, zu Meran, CXIII. A. B. 1.
Münzen der Herzoge von Alemannien ꝛc., CXVI. 125.
Münzgeſchichte des Hauſes Hohenlohe von Joſ. Albrecht, CXVI. 125.
Murghab, die Ebene von, CXVI. 4.
Mursch, J. van der, Mémoire justificatif du Magistrat d'Audenarde, sur les troubles arrivés en cette ville en 1566, CXIV. 204.
Murtſchehar in Perſien, CXVI. 3.
Muſchinger, Vincenz, Herr von Gumpendorf, GXIV. A. B. 36.

N.

Nakſchi Behram, die Skulpturen, CXVI. 8.
Nakſch Ruſtem's Skulpturen, CXVI. 6.
Navarrete, Vida do Cervantes, CXIV. 25.
Neuenſtadter, die, Linie von Württemberg, CXVI. 157.
Neuhaus, Adam von, oberſter Burggraf von Prag, CXIV. A. B. 15.
Neumann, Kaſpar, Gedichte in hennebergiſcher Mundart, CXIII. 206.
Newbendſchan, die Stadt, CXVI. 8.
Nikaiet, das, CXVI. 50.
Nodier, Charles, der Gelehrte, CXV. 1.
Noël, Fr., der Gelehrte, CXV. 2.
Noot, Henri-Charles van der, deſſen Epitaphium, CXIII. 141.
Nordamerika, Reiſe dahin, von Dr. Joſeph Salzbacher, CXIII. 149.
Normann, Wilh. von, geſammelte Schriften, CXV. 234.

O.

Obeid B. Scherije, deſſen Sprüchwörterſammlung, CXIII. 8.
Oberflacht in Schwaben, das heidniſch-alemanniſche Todtenfeld daſelbſt, CXV. A. B. 42. — Die Gräber daſelbſt, CXVI. A. B. 107.
Ochoa, Don Eugenio de: Tesoro de los Romanceros y Cancioneros Españoles, CXIV. 65
Ochſenhauſen, die Abtey, CXVI. 159.
Odenſe, die Stadt, CXVI. 119.
Oelſiſche, die, Nebenlinie von Württemberg, CXVI. 156.
Oerb, Chriſtoph, Münzmeiſter, CXIII. A. B. 29.
Olahus, Nicolaus, CXIII. 77.
Olympos, der Berg, CXIV. 108
Oppenſtorf, die Freiherren v., CXIV. A. B. 16, 17.
Ortsnamen, die deutſchen, von Dr. Joſ. Bender, CXV. 139.
Oſſa, der Berg, CXIV. 108.
Oſtrowo, der See von, CXIV. 117.
Otto I., König, CXVI. 127.
Otto II., Herzog von Meran, CXIII. A. B. 5.
Otto, Markgraf von Brandenburg, CXIII. 86.
Otto, Markgraf von Oſtfranken, CXVI. 131.
Ouſely, Sir William, CXVI. 2.
Oxenſtierna, Axel, CXV. 88.

P.

Padilla, Pedro de, Romancero, CXIV. 25.
Padua's Münzen, CXIII. A. B. 7
Paley, F. A., Aeschyli Orestes, Agamemnon, Choephori, Eumenides, CXV. 155.
Pantelemon, das Kloſter, CXIV. 104.
Pantokratoras, das Kloſter, CXIV. 128.
Paſterzen, die, CXIII. A. B. 22.
Pavlos, St., das Kloſter, CXIV. 126.
Pera, CXIV. 107.
Pernſtein, Wratislav Frhr v., Oberſtkanzler von Böhmen, CXIV. A. B. 19.
Perſien, Reiſen in, CXVI. 1.
Pertorfer, Jak., Münzmeiſter, CXIII. A. B. 29.
Peters, St., Haus in Königswinter, CXVI. 99.

Pfaff, Dr. Karl, deſſen Fortſetzung des Werkes: Ulrich, Herzog zu Würtemberg, CXVI. 54.
Pfaffenhoffen, F. Freih., die Münzen der Herzoge von Alemannien, CXVI. 135.
Pforte, Verträge mit der hohen, CXIII. 249.
Pharnacia, das, des Strabo, CXIV. 97.
Philadelphia's kirchliche Gebäude, CXIII. 164.
Philipp II., König von Spanien, CXIII. A. B. 29.
Philipp, Landgraf von Heſſen, CXVI. 56.
Pighius, Stephan Vinandus, der Gelehrte, CXIII. A. B. 28.
Pinto de Morales, Jorge, Maravillas del Parnaso, CXIV. 48.
Piot, C., Influence de la Réforme à Louvain, CXIII. 132. — Notice biographique sur le Peintre Verhaghen, CXIII. 133. — Moyens employés par Maximilien pour contraindre ses vassaux du Brabant à marcher contre la France, CXIII. 143. — Relations diplomatiques de Charles Quint avec la Perse et la Turquie, CXIV. 205.
Platen, Graf, CXV. 202.
Poesias escogidas, CXIV. 56.
Polar-Nomaden, die, CXIV. 223.
Polheim, Cyriak Freih. von, CXIV. A. B. 19.
Poperinghe, Notices historiques sur la ville de, CXIII. 139.
Presbyterianer, die, in Nord-Amerika, CXIII. 166.
Pteris-Eiche, die, CXIV. 118.
Puellacher, Georg, Zehentner zu Joachimsthal, CXIV. A. B. 21.
Puente, Juan de la, Jardin de amadores, CXIV. 44.
Puritaner, die, in Nordamerika, CXIII. 165.
Putz von Kirchamegg und von Adlerthurm, die tiroliſche Familie, CXIV. A. B. 32, 33.
Pyrker, J. L., Lieder der Sehnſucht nach den Alpen, CXIII. 255.

Q.

Quäcker, die, in Nordamerika, CXIII. 172.
Quevedo, der ſpaniſche Dichter, CXIV. 49.
Quintana, Manuel Joſef, der ſpaniſche Dichter, CXIV. 57.
Quintus Rufius, CXV. A. B. 16, 17.

R.

Racine's Phädra, CXV. 230.
Radlof's Muſterſaal, CXIII. 206.
Raitner, Prälat, CXVI. 159.
Ranke, Leopold, deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation, CXIV. 131. — CXV. 106.
Ranters, die, in Pennſylvanien, CXIII. 177.
Rappiſten, die, in Pennſylvanien, CXIII. 179.
Rawlinſon, CXVI. 2.
Rechtsbücher des Mittelalters, von J. P. Kaltenbaeck, CXV. A. B. 35.
Redemptoriſten, die, in Nordamerika, CXIII. 185.
Reformation, deutſche Geſchichte zur Zeit der, CXV. 106.
Reformirten, die, in Nordamerika, CXIII. 181.
Reinaud et Favé, Histoire de l'Artillerie, CXIV. 163.
Rémuſat, Abel, CXV. 185.
Ribera, Juan de, Nueve romances, CXIV. 42.
Richelieu, CXV. 84.
Ring: Révolte des Provinces autrichiennes du Rhin contre Charles-le-téméraire 1474, CXIV 185. — Alexandre Colin, né a Malines en 1527, CXIV. 215.
Roeskilde, die Kirche daſelbſt, CXVI. 122.
Roknabad, der Bach von, CXVI. 7.
Romance de Rosa Fresca, CXIV. 5. — Romance del Conde Alarcos, CXIV. 7. — Romance de Amadis y Oriana, CXIV. 7. — De Don Tristan, CXIV. 7. — Romancero histondado, CXIV. 25. — Flor de varios romances nuevos, CXIV. 34. — Romancero general, CXIV. 35, 40. — Romances de Marques de Mantua, CXIV. 42. — Romances de Germania, CXIV. 43. — De Francisco Segura, CXIV. 46. — Primavera y Flor de los mejores romances, CXIV. 47. — Romances varios, CXIV. 49. — Floresta de varios romances, CXIV. 54. — Silva de romances viejos, CXIV. 58. — Romancero e historia del Rey de España Don Rodrigo, CXIV. 62, 63.
Romancero castellano, por G. B. Depping, CXIV. 1.
Rosa de Romances, por Ferd. Jose Wolf, CXIV. 1.
Rosetti, Archeografo Triestino, CXVI. A. B. 63.
Rosseeuw Saint-Hilaire: Université de France, CXIV. 1
Rothenfels, das Schloß, CXVI. 164.
Rubigall, Paul, zu Schemnitz, CXIV. A. B. 27.
Rückert, der Gelehrte, CXV. 99.
Rudolph, der römiſche König, und ſeine Zeit, von J. E. Kopp, CXIII. 84.
Rudolph II., Kaiſer, CXIII. A. B. 30.
Rudolph IV., Herzog, CXIII. A. B. 13.
Rudolph, Graf von Rheinfelden, CXVI. 131.

S.

Sabas, San, am todten Meere, CXIV. 249.
Sagliweri, das Dorf, CXIV. 120.
Saint-Genois, Messager des sciences historiques de Belgique, CXIII. 118. — CXIV. 178. — Notices sur les Archives du Château de Rupelmonde, CXIII. 128 — Sceaux des Métiers de Bruges, CXIV 201. — Rapport des Députés Flamands, envoyés à Vienne en 1787, CXIV 207. — Lettres inédites du Comte d'Egmont, CXIV. 214.
Saleſianerinnen, die, in Nordamerika. CXIII. 187.
Salzbacher, Dr. Joſ; Meine Reiſe nach Nordamerika im J. 1842, CXIII. 149.
Samaria, CXIV. 256.
Sandrart's deutſche Akademie, CXIII. A. B. 32.
Sandwichs-Inſulaner, die, deren Sage von ihrer Abkunft, CXV. 269.
Saſſen, die, CXV. 264.
Savigny's Geſchichte des römiſchen Rechts, CXVI. A. B. 28.
Schahabad, die Ruinen von, CXVI. 29.
Schapur, der Fluß, CXVI. 8.
Schaſcharmu, die Höhle von, CXVI. 7.
Schauſpiele aus dem Mittelalter, von F. J. Mone, CXVI. 174.
Schayes, A. G. B., Variétés historiques sur la domination française en Belgique, CXIII. 121.
Schemsi, der Fluß, CXVI. 10.
Schenken von Limburg, der, Münzen, CXVI. 161.
Scheuchenſtuel, Wilh., kaiſ. Kammergraf zu Schemnitz, CXIV. A. B. 21.
Schiller, der Dichter, CXV. 221. — CXVI A. B. 80. — Deſſen Zuſammenkunft mit Goethe, CXV. 222, 223, 225. — Deſſen Horen, CXV. 226. — Deſſen Xenien, CXV. 227, 228, 229. — Deſſen Tell, Jungfrau von Orleans und Ueberſetzungen, CXV. 230. — Deſſen Braut von Meſſina, CXV. 231.
Schlechta Wſſehrad, Freiherr von, der Frühlingsgarten von Mewlana Abdurrahman Dſchami, CXV 97.
Schlegel, A. W., deſſen Jon, CXV. 231.
Schlegel, Friedrich, deſſen Alarkos, CXV. 231.
Schleswig, das Herzogthum, CXVI. 107.
Schmalkalden, die Verbündeten von, CXIV. 149. — Der ſchmalkaldiſche Krieg, CXIV. 153, 154. — CXV. 106. — Der ſchmalkaldiſche Bund, CXVI. 75.
Schmeller's, J. A., bayeriſches Wörterbuch, CXIII. 215.
Schmelzherren, tiroliſche, CXIII. A. B. 17.
Schmieder's, Dr., Handwörterbuch der Münzkunde, CXIII. A. B. 25.
Schmitthenner, Fr., kurzes deutſches Wörterbuch, CXIII. 205.
Schönborn, Dr. C., zur Verſtändigung über Goethe's Fauſt, CXVI. A. B. 89.
Schönthal, CXVI. 159.
Schöpflini historia Zaringo-Badensis, CXVI. 126.
Schott, Albert, Profeſſor, CXV. 139.
Schottlands kathol. Kirchen, CXIII. 156.
Schrötl, Georg, n. öſterr. Kammerbuchhalter, CXIV. A. B. 30. — Die Familie Schrötl von Schrottenſtein, CXIV. A. B. 31.
Schrott's ſteyeriſche Chronik, CXVI. A. B. 52.
Schul, der Stamm, CXVI. 10.
Schulanſtalten in Nordamerika, CXIII. 190 ff.
Schulbrüder, die, des h. Joſeph, in Nordamerika, CXIII. 186.
Schurf, Paul, des Erzherzogs Sigmund geheimer Rath, CXIV. A. B. 5.
Schuriſchab, der Fluß von, CXVI. 19.
Schuſch in Perſien, CXVI. 26.
Schuſter in Perſien, CXVI. 26.
Schwäbiſch-Hall's Münzen, CXVI. 172.
Schwaiger, Chriſtoph, der Künſtler, CXIII. A. B. 32.
Schwanberg, Hanns Erasmus, oberſter Münzmeiſter in Böhmen, CXIV. A. B. 22.
Schwanhard, Heinrich, der Künſtler, CXIII. A. B. 32.
Schwaz, das Bergwerk daſelbſt, CXIII. A. B. 19.
Schweiger, der Componiſt, CXV. 214.
Schwenkfeld von Offing, Kaſpar, CXVI 61.
Schweſtern, die, von der göttlichen Vorſehung zu Baltimore, CXIII. 187. — Vom h. Joſeph, CXIII. 188. — Vom geheiligten Herzen Jeſu, CXIII. 188. — Von Loretto, CXIII. 189. — Von Nazareth, CXIII. 189. — De Nôtre Dame, CXIII. 189. — Unſerer Frau vom heiligen Kreuz, CXIII. 189. — Von der Retraite, CXIII. 190.
Segura, Francisco de, Romancero historiado, CXIV. 46.
Seid Ibnol keisi, deſſen Sprichwörter, CXIII. 8.
Seidl's Gedichte in öſterr. Mundart, CXIII. 216. — Deſſen Epigr. Excurſe, CXV. A. B. 1. — CXVI. A. B. 27.
Semerkand, CXVI. 41.
Sempacher-Schlacht, die, CXIII. A. B. 14.
Senger, J. v., Beiträge zur Geſch. des Bergbaues in Tirol, CXIII. A. B. 17.

Sibeweih, der Grammatiker, CXIII. 55.
Sickingen, Franz von, CXV. 124.
Siloani, das Dorf, CXIV. 246.
Silooh, das berühmte Waſſer, CXIV. 246.
Sioniten, die, in Pennſylvanien, CXIII. 177.
Siwend, der Paß von, CXVI. 6.
Skandinavien, über, CXV. 262.
Soleiman Ibn Jeſid el-Aadewi, der Dichter, CXIII. 55.
Spaniſche Romanzen-Poeſie, CXIV. 1.
Spaun, Anton Ritter von, die öſterreichiſchen Volksweiſen, CXIII. 216.
Spergeſ, Joſ. Freih von, tiroliſche Bergwerksgeſchichte, CXIII. A. B. 17.
Spiegel, Frid., Chrestomathia persica, CXV. 97.
Spiller, Blaſius, k. Kammerrath, CXIV. A. B. 23.
Spiller, der Künſtler, CXIII. A. B. 31.
Sprichwörter, arabiſche, CXIII. 1.
Ssabrai Behram, die Ebene, CXVI. 8.
Staffler, Dr., über Tirol und Vorarlberg, CXIII. A. B. 10.
Stälin, Chriſtoph Fr., württembergiſche Geſchichte, CXVI. 129.
Stelzhammer's Gedichte in öſterr. Mundart, CXIII. 216.
Stephanus, Robert, der Pariſer Buchhändler, CXIV. 252.
Stetten: Kunſt- und Gewerbsgeſchichte von Augsburg, CXIV. A. B. 2.
Stipplin, Maria Joſepha Freiin v., CXVI. 162.
Stöber, Auguſt, Elſäſſiſches Volksbüchlein, CXIII. 206.
Stocker, Joh Nep. Joſ., Münzmeiſter, CXIII. A. B. 29.
Stolbowa, der Friede von, im J. 1616, CXV. 55.
Strantz, Dr. F. F. von, Geſchichte des deutſchen Adels, CXIII. 259.
Stürmer, Ignaz von, Internuntius, CXV. 99.
Sueven, über die, CXV. 268.
Sulpicianer, die, in Nordamerika, CXIII. 185.
Sulz, die Grafen, CXVI. 165.
Sumak, der Berg, CXVI. 17.
Suppantſchitſch: Ausflug von Cilli nach Lichtenwald, CXV. A. B. 22, 25. — CXVI. A. B. 38.
Süß-Oppenheimer, Joſeph, der jüdiſche Banquier, CXVI. 152.
Swedenborgianer, die, in Pennſylvanien, CXIII. 177.

T.

Tabernakuliſten, die, in Pennſylvanien, CXIII. 178.
Tachti Dſchemſchid, die Ruinen, CXVI. 5.
Tannhauſer, Franz von, Vicedom zu Frieſach, CXIV. A. B. 21.
Tataren, die, CXV. 268.
Taufers, die Herrſchaft, im Puſterthale, CXIV. 5.
Taumako, die Stadt, CXIV. 111.
Tempe, das, CXIV. 108.
Tengi Dochter, der Paß, CXVI. 8.
Termonde, la Confédération de, par Van Duyse, CXIII. 120.
Thavonet, Ludwig Albrecht Freiherr von, CXIII. A. B. 24.
Thenn, Heinrich, Münzmeiſter zu Paſſau, CXIV. A. B. 12.
Theoskepaſtos, die Grottenwände von, CXIV. 92.
Theſſalonika, die Stadt, CXIV. 104, 107.
Thodänus, Chriſtoph, der Prediger, CXV. 91.
Thurocz, Joh., ungariſche Chronik, CXIII. 60.
Tilly, General, CXV. 86.
Timur's Grabmal, CXVI. 42, 43.
Tirol, das Schloß, CXIII. A. B. 4. — Tirols Bergſegen und die Bergleute, CXIII. A. B. 16.
Tiſchendorf, Conſtantin, Reiſe in den Orient, CXIV. 236. — Rechenſchaft über ſeine handſchriftlichen Studien auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe von 1840—1844, CXIV. A B. 45.
Tophet, der Ort, CXIV. 247.
Tortajada, Lopez de, Floresta de varios romances, CXIV. 54.
Trapezunt, CXIV. 82, 99.
Trautſon, Paul Sirt Freiherr von, nachheriger erſter Graf von Falkenſtein, CXIII. A. B. 31.
Trikkala, die Stadt, CXIV. 111.
Tſchernitſchena, die Stadt, CXIV. 109, 111.
Tſchiſchka und J. M. Schottky's öſterreichiſche Volkslieder, CXIII. 215. — Tſchiſchka's Volksmährchen, CXIII. 220.
Tſchuden, die, CXV. 268.
Tunguſen, die, CXIV. 229.
Tunkers, die, in Pennſylvanien, CXIII. 178.
Turczo, das ungariſche Geſchlecht, CXIV. A. B. 34.
Türkei, Reiſen dahin, CXIV. 72.
Turnowo, die Stadt, CXIV. 110.

U.

Ulrich, Herzog zu Württemberg, von Dr. Ludwig Friedrich Heyd, CXVI. 54.
Umbreit's praktiſcher Commentar über den Jeremia, CXIII. 13.
Unitarier, die, in Pennſylvanien, CXIII. 176.
Univerſaliſten, die, in Nordamerika, CXIII. 181.
Ur, das perſiſche Dorf, CXVI. 13.
Urſchenthaler, Ulrich, Münzmeiſter, CXIII. A. B. 28.

Urſulinerinnen, die, in Nordamerika, CXIII. 188.
Uſteri's Gedichte im Schweizerdialecte, CXIII. 209.
Uſſuli fith, das, CXVI. 51.

V.

Valeton, Specimen e litteris orientalibus, CXIII. 1.
Verhaghen, der Maler, CXIII. 133.
Vianen, Paul von, der Künſtler, CXIII. A. B. 32.
Vibius Tartuffius, CXIV. 75.
Vicenza's Münzen, CXIII. A. B. 7.
Vinſchgau, das, CXIII. A. B. 4.
Voiſin, der Gelehrte, CXIII. 147.
Voß, die Schauſpielerin, CXV. 229.

W.

Wachsmuth, Wilhelm, Weimars Muſenhof in den Jahren 1772 bis 1807, CXV. 211.
Wagener's Handbuch der vorzüglichſten in Deutſchland entdeckten Alterthümer, CXVI. A. B. 37, 40, 41.
Wagner's Kindermörderin, CXV. 216.
Waiſenhäuſer, die, in Nordamerika, CXIII. 194.
Waldenſtein, Florian Waldauf von, der Jetton auf ihn, CXIV. A. B. 4.
Walle, L. van de, Un chapitre de l'hiſtoire des Archiduc Albert et Isabelle, CXIV. 215.
Wallenſtein, CXV. 81, 82, 34.
Wanga, Biſchof Friedrich von, CXIII. A. B. 1.
Warnkönig, L. A., Usage suivi par les princes Belges, feudataires de l'Empire de rendre hommage à l'Empereur à Francfort, CXIII. 139. — Deſſen franzöſiſche Staatsgeſchichte, CXV. 149.
Warſchau's Reichstag von 1624, CXV. 59.
Warzée, A., Essai historique et statistique sur les Journaux Belges, CXIV. 215.
Wauters, Alphons, Recherches sur l'Hôtel de Ville de Bruxelles, CXIV. 179. — Le Château de Beersel, CXIV. 189.
Weimars Muſenhof in den Jahren 1772 bis 1807, CXV. 211.
Weingarten, das Stift, CXVI. 159.
Weingartner, Edler von Münzberg, Joh. Michael, Bergrath und Hauptmünzmeiſter, CXIV. A. B. 39.
Weinsberg, die Herren von, CXVI. 167.
Welzl von Wellenheim, k. k. Hofrath, CXIII. A. B. 4.
Wendel, A., Koburger Volksdialect, CXIII. 206.
Wendenſtein, Johann von, Kammergraf, CXIV. A. B. 36.
Wesley, John, Stifter der Methodiſten, CXIII. 168.
Wetſtein, der Gelehrte, CXIV. 253.
Wey, Francis, Remarques sur la langue française au dix-neuvième siècle, CXV. 1.
Wieland, CXV. 213, 214.
Wilhelm, König von Württemberg, CXVI. 155.
Windiſchmatrei, die Herrſchaft, CXIII. A. B. 3.
Wipota, der Berg bei Cilli, deſſen Alterthümer, CXVI. A. B. 39.
Wißgrill's Schauplatz des n. öſterr. Adels, CXIV. A. B. 7.
Wodena, das alte Edeſſa, CXIV. 117.
Wolf, Ferd. Jose, Rosa de romances, CXIV. 1.
Wolf, der Schauſpieler, CXV. 229.
Wollzogen, Joh. Chriſtoph Freiherr von, CXIV. A. B. 12.
Wrbna, Rudolph Graf von, CXIV. A. B. 38. — Münze auf denſelben, CXIV. 39.
Wrzegower von Wrzeſowic, Wolfgang, Schloßhauptmann in Prag, CXIV. A. B. 17.
Württembergiſche Münz- u. Medaillen-Kunde von Chriſtian Binder, CXVI. 125.

X.

Xeropotamos, das Kloſter, CXIV. 121.

Z.

Zachariä, Dr. E., Reiſe in den Orient, CXIV. 72.
Zeitſchriften für Katholiken in Nordamerika, CXIII. 198, 199, 200, 201.
Ziegler, Ferd., Münzmeiſter zu Nördlingen, CXVI. 169.
Zoega's Memoiren, CXV. A. B. 23.
Zollfeld, das, in Kärnthen, CXVI. A. B. 65.

Herausgabe beſorgt durch J. L. Deinhardſtein.

Stanford University Libraries
3 6105 015 425 411

Z1007
J25
v. 115/116
1846

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google